E II 12
12
Coburger
Landes-
Bücherei

I. W. VON ARCHENHOLTZ

gezeichnet von Reinecke gestochen von S. Halle. Berl. 1790.

Oekonomisch = technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Stats- Stadt- Haus- und Land-Wirthschaft,

und der Kunst-Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der k.k. ökon. Gesellsch. in Krain, der Russisch-Kaiserl. freyen ökonom. Gesellsch. zu St. Petersb. u. der churf. maynz. Acad. d. Wissensch. Mitglied, der kön. preuß. gelehrten Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beysitzer, der Götting. deutschen Gesellsch. der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und der churfächs. oekonom. Soc. in Leipz. Ehren-Mitglied, wie auch der oekonom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Neun und vierzigster Theil,

von Kreu bis Kriegs-Bann.

Nebst 24 Kupfertafeln auf 3½ Bogen, und 2 Bogen Tabellen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1790.

bey Joachim Pauli, Buchhändler.

E II 12/12

K. K.

Kreu-Beere, an einigen Orten ein Nahme der Preisel-Beeren, Vaccinium Vitis Idaea *Linn.*; s. in P.

Kreuel, s. Kräuel, im XLVII Th. S. 814.

Kreusen, Creusen, ein Städtchen im fränkischen Kreise, im Fürstenthume Culmbach oder Bayreuth, am rothen Mayn, der Sitz eines Ober-Amtes, hat eine Alaun-Siederey, und eine schöne Fayance- oder Steingut-Manufactur, die alle Gattungen Trink- und Küchen-Geschirre, braun glasirt, auf Art eines englischen Stein-Gutes von besonderer Dauerhaftigkeit liefert, und davon im Lande, auch im Pfälzischen, Bambergischen und nach Nürnberg, sehr guten Absatz hat. Dieser Ort hat vermuthlich schon vor 1251 zum Burggrafthum gehört, in diesem Jahre aber hat sich Burggraf Friderich II. (III.) vom Kaiser Conrad mit demselben belehnen lassen. Die Burggrafen haben vor Alters, vermöge der erhaltenen kaiserl. Privilegien, Münzen daselbst prägen lassen.

1. **Kreuz**, ein Wort, welches überhaupt den Begriff der Erhöhung hat, aber nur noch in einigen wenigen Fällen gebraucht wird. Der erhabene Theil des thierischen Körpers zu Ende des Rückens zwischen den Hüften, oder diejenige äusserliche Gegend des Leibes, welche sich hintenzu am Ende des Rückens, von dem heiligen Beine nach dem Schwanz-Beine, und sofort bis zu dem Hintersten erstreckt, wird im gem. Leben das **Kreuz**, Niederf. **Krütz** und **Krützwark**, im Schwed. Kors, genannt. **Schmerzen im Kreuze haben.**

Besonders **an den Pferden**, bey welchen diese Erhöhung am deutlichsten in die Augen fällt; Fr. Croupe, Ital. Groppa, welches zu dem Geschlechte unsers **Kropf** gehört.

Daher das **Kreuz-Bein**, oder der **Kreuz-Knochen**, das dreyeckige Bein am Ende des Rückens, welches das Kreuz macht, und wegen seiner Größe Os sacrum, **das heilige Bein**, genannt wird. Bey Menschen wird es darum das **Kreuz-Bein** genannt, weil es mit dem Rückgrathe und den beyden Hüft-Beinen, von hinten her betrachtet, ein Kreuz zu bilden scheint. Häufig, und nicht selten wunderbar sind die Verschiedenheiten, welche an diesem Knochen bey den einzelnen Individuen vorkommen; denn sowohl seine Breite als Länge, seine Richtung und Bogen, mit dem es meistentheils erscheint, variiren ausserordentlich. Einige haben nähmlich ein gerades, andere ein sehr krummes; einige ein mehr breites als langes, andere ein mehr langes als breites; wieder andere ein schmähleres, oder tiefer, oder weniger tief in das Becken herunter gehendes Kreuz-Bein. Einige sind mit großen Löchern, andere mit kleinern versehen; einige bestehen aus mehrern, andere aus wenigern Wirbeln (*). Indessen

(*) Mehrere Verschiedenheiten, in Rücksicht auf den Bau des Kreuz-Beines, beschreibt Hr. **Wenzel**, in seiner Ueberseß.

dessen ist doch, dieser vieler Verschiedenheiten ungeachtet, das weibliche Kreuz-Bein meistentheils weniger ausgehöhlt, aber mehr nach hinten gekehrt; das männliche hingegen steigt gerade herunter, und ist in allen seinen Theilen gleichformiger gebogen. Der Fall ist aber doch auch nicht selten bey dem weiblichen Geschlechte, daß das Kreuz-Bein bis zum dritten falschen Wirbel senkrecht herunter läuft, und dann auf ein Mahl mit seiner Spitze die Richtung nach vorn nimmt; dem ungeachtet bleibt aber alsdann noch immer das weibliche Kreuz-Bein von dem männlichen verschieden, denn bey lezterm liegt die Beugung im ganzen Knochen, bey ersterm hingegen fällt er nur ungefähr in die Gegend des fünften falschen Wirbels.

Kreuz, gehört in dieser Bedeutung, allem Ansehen nach, zu dem Geschlechte der Wörter kraus, groß, und Lat. crassus; welche durch vorgesetzten Gaumen-Laut von Riese und riesen gebildet worden sind.

Das Kreuz, (die Groppe, Crupe, Krupe,) bey den Pferden, heißt demnach die Erhöhung oder Ründung von den Nieren bis zum Schweif, worunter die Lenden-Wirbelbeine und das heilige oder Kreuz-Bein verborgen sind. Wenn das Kreuz rund und breit, und an demselben der Schweif hoch angesetzt ist, so, daß er mit jenem gleichsam eine etwas gebogene fortgehende Linie ausmacht, und mit langen starken Haaren bewachsen ist, so ist beydes nicht nur eine Zierde des Pferdes, sondern es zeigt auch viel Güte an. Die runden Kreuze sind unstreitig die besten, nur muß die Ründe sich überall finden; dazu gehört noch, daß sie weder zu kurz, noch zu lang seyn, weil beydes eine Schwäche anzeigt. Ein nach dem

setz. des Werkes des Hrn. Prof. Ackermann, über die körperliche Verschiedenheit des Mannes vom Weibe ausser den Geschlechtstheilen, (Koblenz, 1788, 8.) S. 79, fgg.

Verhältnisse des Pferdes gebauetes Kreuz ist das stärkste; und man hat große Ursache, auf diesen Theil sein Augenmerk zu richten, weil bey dem Gange und der Dauer eines Pferdes sehr vieles auf die Güte und Stärke dieses Theiles ankommt. Ein schwankender Gang, und das Unvermögen, sich auf die Hanken zu setzen, sind öfters die Folgen eines schwachen Kreuzes. Zuweilen sieht man an gemeinen Land-Pferden, daß die Hüft-Knochen so hoch heraus stehen, daß sie nie zu verstecken sind, wenn das Pferd auch noch so gut gefüttert würde; welches man gehörnte Pferde zu nennen pflegt, weil diese Knochen gleichsam wie zwey Hörner hervor ragen.

Man findet Pferde mit abhangenden, spitzigen und gespaltenen Kreuzen, welche zwar nie schön, auch gemeiniglich schwach sind; doch gibt es auch deren einige, die stark sind.

Ein abhangendes oder abgeschliffenes Kreuz, Fr. Croupe avalée, oder Cul de prune, nennt man dasjenige, welches da, wo es seinen Anfang nimmt, hoch, nach seinem Ende aber, wo der Schweif heraus gewachsen ist, niedrig ist. Gemeiniglich sind dergleichen Kreuze schwach, zuweilen aber doch auch stark genug. Wider die Schönheit streiten sie allemahl, und man darf dergleichen Pferde da, wo man lauter Stumpf-Schwänze reitet, nicht kaufen, in der Hoffnung, das Kreuz durch Abschlagung des Schweifes zu verschönern. Nie wird es die Kunst dahin bringen, daß ein solches Pferd den Schweif gehörig trage, und wenn er auch noch so oft gekerbet oder gebrochen würde. Gemeiniglich sind die Pferde, die ein abgeschliffenes Kreuz haben, kurz von Leibe; ein großer Fehler für einen Beschäler. Dieses benimmt ihnen aber das Verdienst für die Reit-Bahn nicht, weil sie vermögend und aufgeweckt sind, auch sehr artig arbeiten, indem sie zu allen Verrichtungen geschickt

sind,

sind, besonders zu den Volten und Curbetten; indessen wird ein Mann von Geschmack nicht gern Fohlen mit dem Fehler kaufen. Ueberdies ist noch die Ungemächlichkeit dabey, daß die kostbarsten Zeuge auf einem Pferde mit abgeschliffenem Kreuze sich gar nicht ausnehmen. Keine Nation kann ein Pferd mit solchem Kreuze besser verstecken, als die englische. Denn durch die Operation, daß es den Schweif in die Höhe tragen muß, wird das schlechte Kreuz ziemlich versteckt. Dazu kommt, daß solche Pferde gemeiniglich gut laufen und springen, weil die meisten kurz gerippt sind; sie verführen also oft den besten Kenner. Für Paradeurs mit langen Schweifen aber schicken sich solche Pferde nicht, weil sie den Schweif nicht vom Leibe weg tragen.

Spitzige Kreuze sind diejenigen, welche oben in der Mitte erhaben sind, zu beyden Seiten aber abfallen. Bey einigen ist die Schärfe des Kreuzes beynahe in gerader Linie bis zum Schweif fortgesetzt; bey andern fällt die Schärfe gegen den Schweif ab. Die leztern werden Mauleſel-Kreuze, Fr. Croupe de mulet, genannt. Von den ersten lässet es sich nicht allemahl behaupten, daß sie schwach seyn, und wider die Schönheit streiten sie auch nicht so sehr, wie es denn Liebhaber gibt, welche dergleichen vorzüglich gern sehen; leztere aber sind allemahl schwach und häßlich; ja in einem höhern Grade, als die Pferde mit abgeschliffenem Kreuze. An einem schönen Pferde muß der Hinter-Theil mit dem Vorder-Theile überein kommen; ein Mauleſel-Kreuz aber ist hoch und gewölbt, an statt daß es breit und wohl proportionirt seyn sollte. Ausserdem findet es sich auch sehr oft, daß die Pferde mit solchem Kreuze, zu enge Knie haben, welches ein wesentlicher Fehler ist. Wenn der Schweif an einem solchen Kreuze recht gut eingesetzt, und recht stark und voll Haare ist, so versteckt

sich ein solches Kreuz vortrefflich, es mag nun ein Langschweif, oder ein gestutztes Pferd seyn. Ist es ein langer Schweif, so muß der Stall-Knecht ihn wohl auslesen, da man dann den Fehler leicht wahrnehmen wird. In ein Gestüte aber kann doch ein solches Pferd nicht genommen werden.

Gespaltene Kreuze, sind diejenigen, in deren Mitte zu oberst sich ein Canal zeigt, welcher bis auf den Schweif fortgeht. Diese sind mehrentheils stark, und also den Regeln der Güte angemessen, in Ansehung der Schönheit aber unregelmäßig.

Wenn ein Pferd auf schlüpfrigem Boden im Laufen, Springen, oder auch beym Ziehen, mit den Hinter-Beinen hinten ausgleitet, so kann daher dasselbe in den Lendenwirbelbein-Muskeln sich wehe thun. Dies besteht entweder in einer widernatürlichen Ausdehnung, vornehmlich der innern Lenden-Muskeln, oder in einer Zerreissung derselben. Man kann dies im Anfange nicht eigentlich bestimmen, sondern muß es nur nachher aus denen Zufällen, welche sich einfinden, schließen.

Die Kennzeichen, woraus das Wehethun im Kreuze zu ersehen ist, sind folgende. In dem Augenblicke, da ein Pferd sich den Schaden zuzieht, senket es sich mit dem Kreuze widernatürlich nach der Erde hin; dabey schwankt dasselbe im Gehen dergestalt, daß es fast gehalten werden muß, um nicht mit dem Hinter-Theile auf die eine oder andere Seite zur Erde zu fallen. Hierbey ist zu bemerken, daß Pferde, die mit dem Schwindel behaftet sind, gleichfalls mit dem Leibe hin und her schwanken; daher man sich in Acht nehmen muß, beyde Schäden nicht zu verwechseln. Ein Pferd, welches wegen Wehethun im Kreuze mit dem Hinter-Leibe schwankt, steht sehr beschwerlich im Stalle auf, es geht mit seinem Vorder-Theile natürlich, und sieht dabey ganz munter aus den Augen.

Ein

Ein Pferd hingegen, welches wegen des Schwindels mit dem Hinter-Leibe schwankt, kann im Stalle wie ein gesundes Pferd aufstehen, geht im Stalle hin und wieder ganz gut; so bald es aber aus dem Stalle in das Helle geführt wird, sehen dessen Augen ganz finster aus, und es schwankt nicht nur mit dem Hinter-Leibe, sondern es geht auch mit den Vorder-Beinen wider die natürlichen Regeln. Einige Pferde können, wenn sie sich im Kreuze wehe gethan haben, mit dem Hinter-Theile gar nicht aufstehen; und wenn man sie dazu zwingen will, richten sie sich zwar mit den Vorder-Beinen auf, kommen aber mit den Hinter-Beinen nicht in die Höhe, sondern bleiben, wie ein Hund, mit dem Hintern sitzen.

Man sollte denken, dies wäre ein Kennzeichen, daß das Pferd die innern Lenden-Muskeln zerrissen hätte; selbst der churhannöv. Ober-Hof-Roßarzt Kersting (*) hatte es dafür gehalten, allein ein einziges Beyspiel hat ihn von der Unrichtigkeit dieser Meinung überzeugt.

Ein Pferd des Feld-Marschalles Keith gerieth, bey der Belagerung von Olmütz, in einen Morast; um wieder heraus zu kommen, hatte sich dasselbe dergestalt im Kreuze wehe gethan, daß es nahe vor dem Stalle liegen bleiben mußte, und mit dem Hinter-Theile gar nicht aufkommen konnte. Hr. Kersting legte demselben ein großes Leder auf das Kreuz, ließ es auf der Stelle liegen, und nach Nothdurft füttern. Nach Verlauf von 48 Stunden konnte dasselbe wieder, jedoch mühsam, aufstehen, und in den Stall geführt werden, und in Zeit von 3 Wochen war es wieder in allem ein brauchbares Pferd.

Dieses kann zum Beyspiel dienen, nicht sogleich die Hoffnung fahren zu lassen, sondern zuvor zu versuchen, ob nicht dienliche Hülfs-Mittel noch Nutzen schaffen können, ehe man ein solches Pferd tödten lässet. Gewiß ist es, daß man sich mehr Hoffnung von der Cur versprechen kann, wenn das Pferd noch einiger Maßen aufzustehen im Stan-

(*) S. Dessen nachgelassene Manuscripte über die Pferdearzeneywiss. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 504, f.

de ist, und im Gehen zwar schwankt, aber doch nicht niederfällt, als wenn dasselbe gar nicht aufstehen kann, oder, wenn man es mit Mühe aufgehoben hat, sogleich wieder niederfällt.

Bey der Krankheit, sie mag beschaffen seyn wie sie will, besteht die Cur bloß darin, dem Pferde mitten auf das Kreuz ein Leder, das etwas größer wie gewöhnlich ist, zu legen, und die ersten 4 bis 5 Tage, alle Tage ein Mahl einen Theelöffel voll Stein-Oehl, wenn zuvor die Materie wohl ausgedrückt ist, in die Wunde zu gießen. Das Leder wird genau auf den Ort gelegt, wo die gräthenförmigen Fortsätze der Lenden-Wirbelbeine ihren Anfang bey dem Kreuze nehmen. Man kann die Gegend gar leicht finden, wenn man sich auf die Seite neben das Pferd stellt, und sieht, welches die höchste Gegend des Kreuzes ist; mitten auf diese Gegend muß das Leder gelegetwerden; etwa nach 3 Wochen wird das Leder wieder heraus genommen, und zugeheilt. Es ist dieses das einzige Mittel, welches kräftig wirkt; und wenn noch Hülfe möglich ist, so kann sie bloß hierdurch erhalten werden. Im Fall das Leder keinen Nutzen schaffet, ist auch keine Hülfe, weder durch die Kunst noch von der Natur zu hoffen. Einige Pferde behalten nachher eine Schwäche im Kreuze, aber auch diese pflegt sich oft nach und nach zu verlieren, wenn durch die Ruhe die geschwächten Muskeln Zeit gewinnen, ihre Stärke wieder zu erlangen. Nothwendig muß ein Pferd, welches sich wehe im Kreuze gethan hat, so viel möglich, bey der Cur Ruhe haben.

Hat ein Pferd das Kreuz oder den Rücken zerbrochen, so kann, wie leicht zu erachten ist, durch die Kunst nichts geholfen werden; es ist daher sehr nöthig, den Schaden gründlich zu kennen, damit man sich nicht in unnütze Kosten setze, sondern das Pferd gleich tödten lasse.

Es

Es entstehen aber dergleichen Brüche auf zweyerley Art: es ist entweder der Hüft-Knochen, da wo er mit seiner obern Spitze an dem Kreuz-Knochen befestigt ist, von den gräthformigen Fortsätzen des Kreuz-Knochens abgerissen; oder es ist der Rücken an den Lenden-Wirbelbeinen zerbrochen. Niemahls wird man finden, daß ein Pferd den Rücken da, wo die Rippen mit den Rücken-Wirbelbeinen sich verbinden, zerbrochen hat, sondern man wird jedes Mahl dergleichen Brüche an den Lenden-Wirbelbeinen wahrnehmen.

Die Kennzeichen des ersten Falles, wenn nähmlich das Hüft-Bein von dem Kreuz-Knochen mit seiner Spitze abgerissen ist, sind folgende: Das Pferd kann, wenn ihm geholfen wird, nicht nur etwas aufwärts stehen, sondern einige stehen so gar von selbst auf; so bald es aber in der Höhe ist, senkt sich der Rücken hinten bey dem Kreuze nach der Erde hin, und wann es vorwärts gehen soll, thut es mit den Vorder-Beinen einige Schritte, die Hinter-Beine aber bleiben dabey auf ihrer Stelle stehen; das Kreuz senkt sich noch tiefer, daß der Schweif so hoch wie das Kreuz steht. Dies leidet indessen einige Ausnahme, indem man Pferde gesehen hat, welchen das Hüft-Bein von dem Kreuz-Knochen abgerissen war, die dennoch, wiewohl langsam, vorwärts gehen konnten; bey diesen schwankt das Kreuz bald in die Höhe, und bald wieder herunter; wenn es nähmlich mit den Vorder-Beinen schreitet, so senkt sich das Kreuz herunter, und wenn es mit dem Hinter-Theile folgen will, so hebt sich dasselbe wieder in die Höhe. Will sich jemand darauf setzen, so fällt es zur Erde; wenn das Pferd geht, und man hält die Hand auf das Kreuz, so kann man deutlich fühlen, wie die mittlern zwey Hüftknochen-Spitzen sich hin und her bewegen, und der Kreuz-Knochen in seiner Mitte sich von den Spitzen entfernt.

Dieser Art Brüche sind Fohlen und junge Pferde mehr unterworfen, als alte.

Hr. Kersting hat einen, obgleich seltenen, Fall erlebt, wo einem Pferde die Hüftknochen-Spitzen vom Kreuz-Knochen abgerissen waren, wobey das Pferd aber doch gehen konnte; nur durfte niemand darauf reiten, und wenn es ging, oder als Hand-Pferd vor der Kutsche lief, so sahe man ihm bloß eine Schwäche im Kreuze an, dabey knackte es ihm bey jedem Tritte der Hinter-Füße auf dem Kreuze. Die abgerissenen Hüftknochen-Spitzen konnten deutlich gefühlt werden. Diesem Pferde verordnete er eine Zeitlang viele Ruhe. Es hatte dieses den Nutzen, daß in Zeit von einem halben Jahre, der zerbrochene Ort sich wieder durch Knorpel an einander schloß, das Knacken nachließ, und das Pferd wieder brauchbar ward.

Wenn der Bruch an den Lenden-Wirbelbeinen vorgefallen ist, so ist solches gar deutlich am Folgenden zu ersehen. Das Pferd kann gar nicht mit seinem Hinter-Theile aufstehen; und streicht man über den Rücken her, so nimmt man da, wo der Bruch vorgefallen ist, eine Vertiefung, und an den gräthförmigen Fortsätzen des Rückens eine Erhöhung, wahr. Ist der Bruch so stark, daß die zerbrochenen Lenden-Wirbelbeine sich von einander verschoben haben, so, daß hierdurch das Rücken-Mark gedrückt worden ist: so hat das Pferd an seinem ganzen Hinter-Theile nicht die geringste Empfindung, man kann es in die Beine stechen und schneiden, ohne daß es solches fühlt, und es stirbt in kurzer Zeit an Convulsionen. Diese Art Brüche pflegen bey alten Pferden mehr, als bey jungen, vorzufallen, weil bey jenen die Verbindung der Rücken-Wirbelbeine nicht mehr so nachgebend, wie bey diesen, ist. Es ist nichts Seltenes, daß die sehnenartigen Bänder, womit die Rippen und Lenden-Wirbelbeine befestigt sind, sich nach 12 Jahren bey Pferden ganz verknöchern, und der Rücken daher zum

Ab-

Abbrechen weit mehr geschickt ist, als wenn die Bänder noch sehnenartig und nachgebend sind.

Im Bergbaue, heißt Kreuz, 1. das Uebereinandersetzen der Gänge, wenn Gänge durch einander streichen, und beyde fortsetzen; Fr. la Croix des filons. Davon gibt es 3 Arten: a) das **Winkel-Kreuz**, wenn die Linien des Streichens der Gänge perpendikulär auf einander laufen; b) das **As-Kreuz**, wenn der Bogen beyder Linien ungefähr 45 bis 70 Grad ist; und c) das **Schar-Kreuz**, wenn der Bogen nur wenige Grade hat, und beyde Gänge einen sehr spitzigen Winkel machen. Siehe im XVI Th. S. 16.

2. Das Gerüste am Göpel, womit der Spieß-Baum befestigt ist; Fr. la Croise; s. Th. XIX, S. 258.

3. Der eiserne Zapfen in der Spindel des Göpels; Fr. le Tourrillon.

Da es scheint, daß es hier wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt nicht zu dem folgenden Worte gehören könnte, so würde es gleichfalls hierher gehören, und alsdann den sehr nahe verwandten Begriff der Spitze haben.

4. Ein hölzernes bewegliches Gerüste, an dessen beyden Enden die Zug-Stangen der Kunst, welche in das Gebäude schieben, befestigt sind.

Siehe auch **Kreuz-Verzimmerung**.

2. **Kreuz**, Diminut. das **Kreuzchen**, Oberd. das **Kreuzlein** (*), Lat. Crux, Fr. Croix.

1. In

(*) Im **Isidor, Ottfried** und **Willeram** Cruce, bey dem **Stryker** hreuce, in dem alten Gedichte auf den heil. Anno Creiz, bey den schwäbischen Dichtern Kruice, im Nieders. Krütz, im Angels. Cruce, im Engl. Crois, im Schwed Kryss, und mit versetztem r Kors, im Dän. gleichfalls Kors, im Slavon. Krest, im Wend. Krisch, im Pers. Cruic. Es ist nicht glaublich, daß wir dieses Wort zunächst aus

1. In der eigentlichsten Bedeutung, ein gerader Körper, über welchen ein anderer die Quere geht, welcher die Gestalt eines lateinischen großen T hat, und dessen Figur sonst auch das Antonius-Kreuz genannt wird. In dieser ursprünglichen und ersten Bedeutung wird es nur noch in einigen Fällen gebraucht. So ist das Kreuz bey den Buch-Druckern und Buch Bindern, wodurch die gedruckten und planierten Bogen zum Trocknen auf die Schnüre gehängt, und, wenn sie trocken geworden sind, wieder abgenommen werden, von dieser Art, indem es aus einem bloßen Quer-Brete an einer langen Stange besteht; Fr. Etendoir. Siehe Planier-Kreuz.

In einigen andern Fällen heißt ein solches Werkzeug eine Krücke; s. daselbe.

2. In weiterer Bedeutung, ein jeder Körper, welcher einen andern nach einem gewissen Winkel durchschneidet, oder dessen Figur.

(1) Ueberhaupt. Das Andreas-Kreuz, welches die Gestalt eines X hat. Das Schächer-Kreuz, oder Gabel-Kreuz, welches einem Y gleicht.

Meh-

aus dem Lat. Crux entlehnet haben sollten, weil es sehr früh, und zwar schon im Isidor in seiner heutigen deutschen Gestalt vorkommt. Es ist vielmehr mit dem Latein. von dem Worte Krücke nur in dem Suffixo verschieden, und drückt eigentlich die Hervorragungen des obern Quer-Holzes aus. Im Alban. heißt daher ein Kreuz nur Kakk, so wie das mittlere Lat. Crux, mehrmahls für Krücke, Fr. Crosse, gebraucht wird. Eine von Gottsched's seltsamen Grillen war es, diesem Worte im Plurat ein r anzuhängen, Kreuzer, bloß weil einige gemeine oberdeutsche Mund-Arten so sprechen; Mund-Arten, worüber er doch so oft gespottet hatte.

In den Zusammensetzungen Großkreuz, und Halbkreuz, ist dieses Wort bey verschiedenen Ritter-Orden auch im männlichen Geschlechte üblich, eine mit dem Ordens Kreuze beehrte Person zu bezeichnen.

Mehrere Arten werden weiter unten bey den heraldischen oder Wapen-Kreuzen vorkommen.

Am häufigsten wird ein gerader Körper, welchen ein anderer nach rechten Winkeln durchschneidet, ein **Kreuz** genannt. **Etwas ins Kreuz oder über das Kreuz legen**, es so legen, daß es diese Figur vorstelle. **Die Hut-Macher schlagen ins Kreuz**, Fr. décroiser; s. im XXVII Th. S. 100 und 113. **Die Bäcker schränken das Holz in dem Ofen über das Kreuz. Die Arme, die Füße über das Kreuz legen.** Daher denn auch im gem. Leben sehr viele Werke der Kunst und deren Theile, welche diese Gestalt haben, den Nahmen des **Kreuzes** führen. Dahin gehören z. B. das **Kreuz eines Degens**, bey den Schwert-Fegern, der massive Theil zwischen dem Stich-Blatte und Griffe nebst der Parier-Stange und dem Bügel, welcher auch das Gehäuse heißt; s. im IX Th. S. 51.

Das **Kreuz im Fenster**, das **Fenster-Kreuz**, bey den Tischlern, das senkrechte Holz, welches von einem Quer-Holze durchschnitten wird, und woran die Fenster-Flügel schlagen, und in weiterer Bedeutung auch der ganze viereckige Rahmen, von welchem das Kreuz der innere Theil ist; Fr. Croisée de fenêtre; s. im XII Th. S. 580. Siehe auch **Kreuz-Stock**.

Bey den Kupfer-Druckern, heißt der Haspel, womit die obere Walze umgedrehet wird, das **Kreuz**. Und so in hundert andern Fällen mehr.

Auch mit einem Kreuze gezeichnete Dinge, werden im gem. Leben zuweilen **Kreuz** genannt. So führt, in den **Blech-Hämmern**, die dickste und stärkste Art Eisen-Blech, den Nahmen **Kreuz-Blech**, auch nur **Kreuz** schlechthin, von dem Kreuze, womit man die Fässer, worin es verschickt wird, zu zeichnen pflegt; s. im V Th. S. 661.

(2) In engerer Bedeutung, das ehemahlige Werkzeug einer sehr schimpflichen und schmerzhaften Todes-Art, da der Verurtheilte an ein senkrechtes mit einem Quer-Holze versehenes starkes Holz ausgespannt und befestiget wurde, wie ich weiter unten zeigen werde.

(a) Eigentlich, besonders so fern Christus den Versöhnungs-Tod an einem solchen Kreuze erlitten hat. **An das Kreuz geschlagen, geheftet, oder genagelt werden.** Christus ist an dem Kreuze gestorben. Aus Achtung gegen den Versöhnungs-Tod Christi wurde die körperliche Figur eines solchen Kreuzes in der christlichen Kirche sehr früh zu verschiedenen Gebräuchen angewendet, wovon aber viele mit der Zeit in Aberglauben und Mißbrauch ausarteten. Hiervon werde ich hernach ausführlicher handeln. In den protestantischen Kirchen sind die meisten dieser Gebräuche abgeschaffet worden; indessen wird ihr Andenken noch durch einige figürliche Redens-Arten aufbehalten. **Zum Kreuze kriechen**, sich, wiewohl wider seinen Willen, demüthigen und unterwerfen; aus Noth, oder gezwungener Weise, nachgeben; Fr. venir à jubé. **Am Kreuze stehen**, in Mangel und großer Verlegenheit sich befinden. Beyde R. A. sind Anspielungen auf eine ehedem in der römischen Kirche übliche Art der öffentlichen Buße, wo man mit ausgespannten Armen vor einem Kreuze stand.

Von dem in den mittlern Zeiten üblichen Gebrauche, denjenigen, welche sich zu einem Feld-Zuge wider die Ungläubigen und nachmahls auch wider die Ketzer anwerben liessen, ein Kreuz auf ihre Kleider zu nähen, stammen die R. A. her: **das Kreuz predigen**, das Volk in Predigten zu einem solchen Krieges-Zuge aufmuntern; **das Kreuz nehmen**, sich zu einem solchen Zuge anwerben lassen. Siehe Kreuz-Zug.

Die

Die Aufrichtung des Kreuzes auf dem Markt-Platze, war sonst ein Zeichen des Burg- oder Stadt-Friedens. Daher lieset man im 9 Art. des sächs. Weichbildes: Wo man neue Städte bauet oder Märkte machet, da setze man ein Kreuz auf das Markt, durch das man sehe, daß Weichfriede da sey, und man hänget auch da des Königes Hand-Schuh daran, daß man dabey sehe, daß es des Königs Wille sey.

Ein anderer Gebrauch war es, ein Kreuz auf ein Grundstück zu stecken, welches gerichtlich verkauft werden sollte; daher die R. A. in den mittlern Zeiten so oft vorkommt, das Kreuz auf eines Haus und Hof stecken.

Diese Bekreuzigung, oder Bekrönung mit dem Kreuze, war eine in alten Zeiten übliche Gewohnheit, vermöge deren das Haus oder Grundstück eines Schuldners, den man an seinen beweglichen Gütern auszupfänden keine Gelegenheit hatte, durch den Gerichts-Diener mit Aufstellung eines Kreuzes in Beschlag genommen wurde. Weil diese Handlung durch den Gerichts-Diener, oder damahls so genannten Frohn-Bothen vollzogen wurde, so kommt sie auch unter dem Nahmen Bekrohnung vor; denn dieses war der allgemeine Ausdruck, so oft der Richter jemand durch den Frohn-Bothen seine Gewalt empfinden ließ. Diese Bekreuzigung hatte die Wirkung, daß, wenn der Eigenthümer eines solchen Hauses dasselbe nicht binnen Jahr und Tag von dem angelegten Arrest, durch Befriedigung des Gläubigers befreyete, das Eigenthums-Recht desselben verloren ging. Dieses wurde zuweilen auch gebraucht, den Ungehorsam dessen, der auf eine gerichtliche Ladung nicht erschien, zu bestrafen.

Auch das gottesdienstliche Zeichen des Kreuzes, da man eine solche Figur mit den Fingern in der Luft macht, ist eine sehr alte, und besonders in der römischen Kirche übliche Gewohnheit, wo sie aber oft sehr gemißbraucht wird. Ein Mehreres hiervon wird weiter unten vorkommen. Das Kreuz machen, ein Kreuz schla-

schlagen, dieses Zeichen mit den Fingern in der Luft machen. Sich mit dem Kreuze segnen. Das Kreuz vor sich machen. Das Kreuz vor einem andern machen, auch figürlich, sich vor ihm, wie vor dem Teufel hüten, ihn auf alle Art zu vermeiden suchen.

Auch Angehänge zur Zierde, in der Gestalt eines Kreuzes von edeln Metallen, welche oft mit Edelsteinen besetzt werden, und welche das Frauenzimmer am Halse trägt, und bis auf den Busen herunter baumeln lässet, heißen Kreuze, oder Kreuzchen, Hals-Kreuzchen, Fr. Croix à la devote.

(b) Figürlich, in der Theologie und biblischen Schreib-Art. α) Das ganze Versöhnungswerk Christi, von welchem der Kreuzes-Tod das vornehmste Stück war; Gal. 6, 14. Eph. 2, 16. Col. 1, 20. β) Die Lehre von Christo und dessen Versöhnungswerke; 1 Cor. 1, 17. 18. Gal. 5, 11. γ) Die Leiden und Trübsale der Christen, alle Arten der Leiden in der Gemeinschaft Christi, dessen vornehmstes Leiden in dem Kreuzes-Tode bestand; im mittl. Lat. Cruciatio. Viel Kreuz haben. Sein Kreuz geduldig tragen. Gott legt den Gläubigen mancherley Kreuz auf. Daher heißen Kreuz-Träger diejenigen, welche durch Leiden und Trübsale geübt werden. Der Ursprung dieser Benennung liegt darin, daß das lezte Leiden und der Tod Christi am Kreuze geschah, und leidende Christen mit ihm durch ihre Trübsale in eine gewisse Aehnlichkeit treten. Christus braucht selbst zuweilen von seinen Nachfolgern, die N. A., daß sie sein Kreuz tragen und sich selbst verläugnen müssen, wenn sie seine ächte Jünger seyn wollten. Es liegt aber doch darin nur die Forderung, daß man auch bereit seyn müsse, sein Leben auch wohl auf eine schmähliche Art, wie Christus, aufzuopfern und zu verläugnen, wenn es das Bekenntniß von ihm und seinem Evangelio erfordert, und eine Anzeige, daß seine erste Jünger die

blut-

blutigsten und härtesten Verfolgungen um seinetwillen würden zu übernehmen haben. Das Kreuz mußte von denen, welche an demselben zu sterben verurtheilt wurden, nach der Gewohnheit bey den Römern, bey welchen diese Todes-Strafe, und zwar bey Sclaven, üblich war, selbst zur Richt-Stätte getragen werden, daher auch Christus es selbst tragen mußte; und davon kommt der Nahme **Kreuz-Träger**.

Man hat sowohl in erstern, als auch folgenden Zeiten, die Worte Christi von dem Nachtragen seines Kreuzes auf mancherley Art gemißbraucht. Man glaubte z. B. daß dies ein allgemeines Gesetz und Kennzeichen der Christen sey, und trieb sich mit einer Schwärmerey selbst zum Kreuz oder Tode, gab sich selbst als Christ an, und verlangte die Ehre ein Märtyrer zu werden. Andere pflegten oder pflegen noch ein jedes Leiden ein Kreuz zu nennen, da es doch eigentlich nur von der Aufopferung des Lebens um der Religion willen gebraucht wird, am wenigsten aber von den verschuldeten Beschwerlichkeiten oder dem Unglücke ungebesserter Menschen gebraucht werden kann.

In weiterer Bedeutung werden im gem. Leben alle Arten der Leiden, Unfälle und Widerwärtigkeiten, **das Kreuz** oder ein Kreuz genannt. Daher nennt man Leiden und Widerwärtigkeit in der häuslichen Gesellschaft und in Ansehung derselben, **Haus-Kreuz**. Vieles Haus-Kreuz haben, viele häusliche Unglücks-Fälle oder Widerwärtigkeiten.

Sprichw. Wer das Kreuz hat, segnet sich am ersten; man ist sich selbst die erste Sorge schuldig; der ist ein Thor, wer sich selbst vergißt.

Das **Kreuz**, dieses Werkzeug der Todes-Strafe, war bey den Römern, Griechen und andern Volkern, z. B. den Karthaginensern, üblich. Daß die Kreuzes-Strafe bey den Römern eine der gewöhnlichsten Todes-Strafen der Missethäter gewesen sey, ist eine ausgemachte Sache, welche alle Geschicht-Schreiber

versichern. Calmet (1) will aus 1 Mos. 40, 19, beweisen, daß diese Todes-Art auch bey den Aegyptern üblich gewesen sey. Ob aber dieselbe auch bey den Juden üblich gewesen sey, darüber sind die Gelehrten nicht Einer Meinung. Diejenigen, welche nur vier Lebens-Strafen bey den Juden behaupten, und sagen, daß man die Missethäter entweder gesteinigt, oder verbrannt, oder enthauptet, oder erwürgt habe, läugnen es, und sie gründen diese Meinung besonders darauf, daß die Rabbinen dieser Todes-Strafe nicht gedenken, auch in dem ganzen Grund-Texte des alten Testamentes kein Wort gefunden werde, welches das Kreuz, als Marter-Holz, bedeute (2). Andere, welche das einige Mahl im alten Testament vorkommende Erhängen hierher rechnen, welches jedoch von der Kreuzigung ganz verschieden ist, behaupten, daß diese Todes-Strafe bey den Juden üblich gewesen sey, und berufen sich hierbey unter andern auf eine Stelle des Juden Philo (3), wo er den Ausdruck ἀνασκολοπίζεσθαι braucht, welchen sie von dieser Kreuzigung erklären. Diese Meinung hat unter andern J. G. von Chaufepié in einer Dissertation, die er unter dem Vorsitze des Alb. Schultens zu Francker 1721 gehalten hat, vertheidigt, welche in den Miscellaneis Duisburgenlibus (4) abgedruckt ist. Vor ihm haben auch schon andere gelehrte Männer, als: Baronius, Sigo-

(1) Bibl. Wörterb. B. 2, S. 1020.

(2) So läugnen dieses, daß sie bey den Juden eine gewöhnliche Todes-Strafe gewesen sey, ausser andern: *Casaubonus*, Exercitat. Anti-Baronian. Exerc. 16. n. 77. *Seldenus*, de iure nat. & gent. secundum disciplin. Ebraeor. L. 4, c. 1, und Müller, in Jesu patiente, p. 325.

(3) In libro de specialibus legibus ad praeceptum 6 & 7 Decalogi, p. 617.

(4) To. II. Fasc. 3, S. 401 — 436.

Sigonius (5), und Cornius (6), eben dieses behauptet. Noch andere gehen hierbey die Mittel-Straße, und wollen weder das eine noch das andere ganz behaupten. Sie sagen nähmlich: die Juden hätten niemanden auf römische Manier gekreuzigt, nähmlich, daß man bey ihnen die Malefikanten nicht mit Händen und Füßen angenagelt hätte; gewohnlich aber sey diese Todes-Art bey den Juden gewesen, nähmlich bey den Gottes-Lästerern und Abgöttischen, welche man, nachdem man sie vorher gekreuzigt, hernach auf ein Holz, welches wie ein Kreuz ausgesehen, mit rücklings angebundenen Händen aufgehängt habe, wobey zwar die Hände nicht angenagelt worden, doch nicht zusammen gekommen wären, sondern jede Hand auf das Quer-Holz ausgespannt worden sey. Wenn man das Aufhängen an den Galgen für Kreuzigen annimmt, und die Stellen Esther 2, 23. 9, 13. mit einander vergleicht, so muß man annehmen, daß diese Todes-Strafe bey den Persern nicht ungewöhnlich gewesen sey, welches auch aus dem Berichte des Herodot (7) erhellt. Sonst war diese Todes-Strafe auch bey den Scythen (8), und Syriern (9), gewöhnlich. Bey den Griechen muß zu den Zeiten Alexander's des Großen diese Todes-Strafe ebenfalls nicht unbekannt gewesen seyn, wenigstens wird vom Plutarch (10), und Diodor von Sicilien (11) erzählt, daß dieser Monarch

(5) De republ. Ebraeor. L. 6, c. 8.

(6) De doloribus animae Christi, p. 344.

(7) Thalia, oder Lib. III. Histor. p. 238. L. IV, p. 296.

(8) *Justin.* Histor. L. 2, c. 5. *Herodot.* Hist. L. 4, p. 254, f. *Diodor. Sicul* Biblioth. histor. L. 2, p. 128.

(9) *Diod. Sicul.* L. 2, p. 91.

(10) In Vita Alexandri M.

(11) Lib. 17, p. 578, f.

auf dieſe Art den Arzt Glaucus habe hinrichten laſſen. Mehrere Beyſpiele dieſer Todes-Art findet man bey dem Curtius (12). Bey den Römern findet man ſchon zu den Zeiten ihrer erſten Könige Spuren davon, ſchon unter dem Tullus (13). Beſonders verſichert Appianus (14), daß man unter der Armee des Antonius die Sclaven mit dieſer Todes-Strafe belegt habe. Eben dergleichen berichten Dionyſius von Halicarnaß (15), Dio Caſſius (16), und Joſephus (17). Selbſt von den alten Deutſchen bemerkt Albert Kranz (18), daß dieſe Todes-Art unter denſelben üblich geweſen, und nicht eher unter ihnen, als zur Zeit ihrer Bekehrung zu Chriſto, abgeſchaffet worden ſey.

Die gewöhnliche Benennung, durch welche dieſe Todes-Strafe iſt ausgedrückt worden, iſt Kreuzigung, L. Crucifixio, Fr. Crucifiement. Im griech. N. T. σαυρουν, Matth. 27, 22. 26. 31. 35, f. Marc. 15, 13, f. 20, f. Luc. 23, 23. 33. 24, 7. Joh. 19, 6. 10. 15. 23. 41; und κρεμασθαι ἐπι ξυλου, Apoſtg. 5, 30, 10, 39. Auſſer dieſen griechiſchen Benennungen, wird von den Profan-Schriftſtellern dieſe Todes-Strafe durch ἀναςαυρουν, προσηλουν, σκολοπιζεσθαι, und ἀνασκολοπιζεσθαι, ausgedrückt.

Aus

(12) De rebus geſtis Alexandri M. L. 7, c. 11. L. 9, c. 8.

(13) *Liv.* Hiſtor. L. 1, c 26, n. 6.

(14) De bellis civilibus, L. 3, p. 528.

(15) Antiqu. roman. L. 5, p. 317.

(16) Hiſt. roman. L. 49, p. 463.

(17) Antiquit. iudaic. L. 6.

(18) Vandalia, L. 4, c. 26.

Aus einer Bemerkung des Eustathius (19) erhellt, daß σαυρος einen spitzigen Pfahl bedeute. Gemeiniglich theilt man das Kreuz, dessen man sich bediente, die Missethäter vom Leben zum Tode zu bringen, in crucem simplicem, welches bloß ein einziger Pfahl war, an welchen der Missethäter mit auf den Rücken gebundenen Händen befestiget (20) (Affixio, oder auch an dergleichen also gespießt wurde, daß ihm der Pfahl zum Hintern hinein, und oben bey dem Halse, oder auch durch den Mund wieder heraus ging 21) (Infixio, Impalatio, σκολοψις); Fig. 2842, und compactam, welches aus zwey Haupt-Hölzern zusammen gesetzt war. Die Zusammensetzung dieser beyden Hölzer, war von einer dreyfachen Gattung. War dergleichen Kreuz von zwey gleich langen Hölzern, in Gestalt eines lateinischen und römischen X, oder eines großen griechischen Chi Fig. 2843, so hieß das Kreuz decussata, quae, wie Isidor es beschreibt, in figura crucem & in numero *decem* demonstrat (22). Diese Art des Kreuzes wird auch sonst Andreas-Kreuz genannt, weil man gemeiniglich glaubt, daß der Apostel Andreas an ein solches Kreuz genagelt worden sey. Waren die beyden Hölzer dergestalt zusammen gefügt, daß eines länger als das andere war, und das kürzere dabey oben auf das längere querüber befestigt wurde, ohne daß dieses über jenes hervor ging, daß also die Verbindung der beyden Hölzer das große lateinische T, oder das große griechische Tau vorstellte, so hieß es Crux commis-

(19) Ad Homer. Odyss. lib. ξ. p. 527, lin. 23. edit. Basil.

(20) *Anson.* Lapid. crucif. v. 59. *Tertull.* Apol. c. 8.

(21) *Seneca* Ep. 14. *Kipping.* Antiq. rom. L. 2. c. 8. §. 8. *Lipsius* de cruce, L. 1, c. 6.

(22) *Hieron.* in Jerem. XXXI. *Lipsius* L. c. c. 7.

sa (23); sonst heißt es auch Antonius-Kreuz, weil der h. Antonius mit dergleichen abgebildet wird. Ging bey dieser lezten Art das gerade auf stehende oder längere Holz etwas über das Quer-Holz hervor, wie bey dieser Figur †, welche man noch heut zu Tage dem Kreuze gibt, Fig. 2844, so hieß es Crux immissa oder capitata (24). Diese lezte Art war unter allen die gewöhnlichste, weil man gemeiniglich über dem Kreuze eine Ueberschrift zu setzen pflegte, worin die Ursache des Todes ausgedrückt wurde (25), und von dieser Art ist auch vermuthlich das Kreuz Christi, wovon ich unten besonders sprechen werde, gewesen. Der Gekreuzigte mußte an demselben so hängen, daß er von Allen gesehen werden konnte, und auch alle Umstehende die über ihm bemerkte Ursache seines Todes lesen konnten (26).

Wegen der Holz-Stücke, woraus dieses Kreuz bestand, sind die Gelehrten nicht einig; doch kommen sie darin überein, daß zwey wesentliche Theile desselben gewesen sind, nähmlich: 1. der lange Stamm Holz, oder der Pfahl, welcher in der Erde befestigt wurde, welchen der Gekreuzigte mit seinem ganzen Leibe und Rucken bedecken mußte, an welchem er angenagelt wurde; dieser Theil hieß Crux im vorzüglichen Verstande, oder Lignum arrectarium; 2. das Quer-Holz, welches oben noch unter der gesetzten Ueberschrift durch den gerade in die Höhe stehenden Stamm durchging, an welchem der Delinquent seine Arme und Hände ausstrecken

(23) *Tertullian.* adv. Marcionem, L. 3, c. 22. *Lipsius*, l. c. cap. 8.

(24) *Lipsius*, c. 9. *Cerda* Adversar. sacr. c. 90. ap. *Pitisc.* in Crux.

(25) Matth. 27, 37. Marc. 15, 26. Luc. 23, 38. Joh. 19, 19.

(26) Joh. 19, 20.

ſtrecken mußte, und woran die Arme angenagelt wurden; dieſer Theil hieß Antenna, Patibulum, oder Lignum transverſarium. Einige, als: Irenäus (27), Tertullianus (28), und Andere, ſetzen zu dieſen weſentlichen Theilen des Kreuzes noch 3. das ſo genannte Geſäß-Bret, oder Geſäß-Holz, Sedile, oder Staticulum, auf welchem der Gekreuzigte am Kreuze ſaß, oder gleichſam ritt, hinzu. Man pflegte, zu dieſer Abſicht, daſſelbe mitten an dem Stamme, der gerade in die Höhe ging, zu befeſtigen, und es ging daſſelbe aus dem Stamme wie ein Horn hervor. Auſſer der Haupt-Abſicht des Sitzens darauf, diente es auch dazu, daß der Leib des Gekreuzigten deſto länger hängen bleiben ſollte, beſonders wenn er zu faulen anfing; und dem Henker diente es zum Auftritt, daß er das Annageln der Arme des Delinquenten deſto beſſer verrichten konnte. Die Mahler ſtellen gemeiniglich die Kreuzigung Chriſti ſo vor, daß man erſt das Kreuz auf die Erde niedergelegt, und Jeſum daran genagelt, hernach aber den Holz-Stamm in die Höhe gerichtet habe, wovon man aber keine Spur bey den Alten findet. Vermuthlich richtete man erſt das Kreuz auf, und nagelte ſodann mit Hülfe dieſes Geſäß-Holzes, worauf man zu treten pflegte, den Delinquenten daran. 4. Meinen Einige, als: Caſaubonus (29), Bartholin (30), Cornelius Curtius (31), nebſt Andern, es ſey noch ein Klotz unter den Füßen, oder ein Fuß-Bret, welches ſie Suppedaneum nennen, da geweſen, worauf die Füße des Gekreuzigten geruhet hätten und angenagelt worden ſeyn, Fig. 2845,

(27) Aduerſus haereſes, L. 2, c. 42.

(28) L. 1. ad nationes, c. 12. To. I. Opp. p. 353, edit. Pariſ.

(29) Exercit. Antibaron. exerc. 16, n. 85.

(30) De latere Chriſti aperto, c. 9, p. 118.

(31) De clauis dominicis, c. 11, p. 126, edit. Antverp.

da gewesen (32). Allein, man findet von demselben vor der Kreuzigung vor Constantin's des Großen Zeiten keine Spur; und es wäre dieses auch unnöthig gewesen, da die Füße des Gekreuzigten ohnedies schon unten an den Stamm angenagelt wurden. Uebrigens wurde zu den Kreuzen Holz, wie man es bekam, besonders aber doch eichenes, genommen (33).

Was die Höhe des Kreuzes betrifft, so mußte man dieselbe nach dem aufgerichteten Holz-Stamme abmessen. Ordentlicher Weise waren die aufgerichteten Kreuze nicht gar zu hoch, nur so hoch, daß die Füße des Missethäters 3 bis 4 Schuh hoch von der Erde erhaben waren. Dieses leztere lässet sich 1. daher beweisen, weil der Maleficant sein Kreuz selbst nach dem Richt-Platze tragen mußte (34), welches nicht möglich gewesen, wenn das Kreuz zu lang gewesen wäre; 2. weil die Umstehenden bey einem zu hohen Kreuze die über dem Kreuze gesetzte Ueberschrift nicht würden haben lesen können; 3. weil das Brechen der Beine des Gekreuzigten durch die Kriegs-Knechte schwerer gewesen wäre, wenn das Kreuz zu hoch war, Joh. 19, 32. Heinrich Kipping (35) behauptet, es sey gewöhnlich das Kreuz 9 Ellen hoch gewesen, wovon 6 über der Erde heraus gegangen wären, 3 aber davon in der Erde eingegraben gewesen wären. Indessen wurden manchmahl, theils um die Größe des verübten Verbrechens anzuzeigen, theils aus Haß gegen den Gekreuzigten, und um ihn desto mehr zu beschimpfen, die Kreuze höher als gewöhnlich gemacht, wovon einige Bey-

(32) *Gregor. Turon.* de glor. Mart. c. 6. *Lipsius*, L. 2, c. 10, alii ap. *Pitisc.* in Suppedaneum.

(33) *Sil. Ital.* L. 2, v. 343. *Lips.* L. 3, c. 13.

(34) Joh. 19, 17.

(35) Exercitation. de cruce, exerc. 24, §. 1, p. 165, f.

Beyspiele bey dem Justinus (36), und Suetonius (37), vorkommen.

Da die Absicht bey solcher Kreuzigung diese war, daß die Uebelthäter von Jedem sollten gesehen werden, so erwählte man zu denjenigen Oertern, wo die Kreuze aufgerichtet wurden, mehrentheils öffentliche Land-Straßen, wo viele Menschen zusammen kommen. Dieses beweiset selbst der Berg Golgatha, wo Christus gekreuzigt worden ist; Matth. 27, 33. Schon Bathiene (38) bemerkt, daß die Römer die Gewohnheit gehabt haben, Hügel und Anhöhen dazu zu erwählen, damit dergleichen Bestrafung zum Schrecken anderer desto mehr in die Augen fallen sollte. Doch bemerkt daselbst Hr. Mias in einer beygefügten Anmerkung, daß die Gewohnheit der Römer, die Missethäter auf Bergen hinzurichten, nicht allgemein gewesen sey, indem man auch die Kreuze allenthalben auf den Wegen aufgerichtet hätte. So erzählt Valerius Maximus (39) von dem Polykrates, er sey auf dem höchsten Gipfel des Berges Mycale gekreuzigt worden.

Derjenige der gekreuziget werden sollte, oder auch schon gekreuzigt war, hieß Cruciarius. Diejenigen, über welche diese Todes-Strafe erging, waren eigentlich Sclaven oder Knechte. Livius (40), Dionysius von Halicarnaß (41), und Hirtius (42), führen Beyspiele von Knechten an, welche man wegen ange-

(36) Histor. L. 18. c. 7. n. 15.

(37) De vita Galbae, c. 9.

(38) Palästina, Th. 2, B. 1, §. 133, S. 289.

(39) Lib. 6. c. 9, extern. hist. n. 5.

(40) Histor. L. 22, c. 33, n. 2. L. 33, c. 36, n. 3.

(41) Antiqu. rom. L. 5, c. 7.

(42) De bello hispan, c. 20, n. 5.

fangener Rebellion gekreuzigt hat. Daher auch Tacitus (43) diese Todes-Art seruile supplicium nennt. Ihr Herr ließ sie manchmahl um geringer Ursachen willen kreuzigen, wenn sie ihm entlaufen oder ihm untreu geworden waren, u. s. w. Sonst wurden die Aufrührer (44), offentliche Straßen-Räuber (45), Meuchel-Mörder (46), Falsarii (47), Ueberläufer im Kriege (48), und andere Uebelthäter, die grobe Verbrechen verübet hatten, gekreuzigt, welches aus dem Beyspiele der beyden mit Christo gekreuzigten Schächer (49) deutlich erhellt. Sonst war diese Strafe auch für öffentliche Feinde; daher Darius der Grose auf ein Mahl 2000 Tyrer an Kreuze schlagen ließ (50), Titus mehr als 500 Juden (51), andere Tyrannen aber auch die Christen, und unter diesen so gar auch Frauenspersonen, indem auf diese Art endlich die h. Eulalia soll hingerichtet worden seyn (52). Es war eine sehr schimpf-

(43) Histor. L. 4, c. 2, n. 7. *Cic.* Verr. V. c. 64.

(44) *Livius*, L. 30, c. 43.

(45) *Juvenal.* Sat. 6, v. 219. *Tacitus*, L. 4, c. 11.

(46) *Joseph.* Antiq. L. 13, c. 22. de bello iud. L. 2, c. 7. 22. *Kipping* de cruce, §. 2

(47) *Senec.* epist. 7. *Petron.* c. 71.

(48) *Firmic.* Mathem L. 6, c. 26. Eigentlich hätte die Kreuzigung wohl unter den militärischen oder Kriegs-Strafen keine Stelle finden können, da man die Knechte nicht zu pflichtmäßigen Soldaten machte. Der Deserteur wurde hingegen so geringschätzig, als ein Knecht, behandelt, und konnte mit einer Knechts-Hinrichtung bestrafet werden. In folgenden Zeiten wurde, an statt der Kreuzigung, die Aufknüpfung an einem niedern Galgen, (Suspendium, oder Supplicium furcarum) eingeführt; wo dergleichen Missethäter nicht sowohl erdrosselt, als mit Ruthen zu Tode gehauen wurden.

(49) Matth. 27, 38.

(50) *Curtius*, L. 4, c. 4. *Paull.* Sent. 5, tit. 23.

(51) *Joseph.* de excid. L. 2, c. 3.

(52) Martyrol. 22 Maji. c. 15.

schimpfliche und schmähliche, eine der niedrigsten und in der Art der Ausführung eine der grausamsten Strafen, wenn jemand zu derselben verurtheilt wurde. Eben dieses bestätigen auch einige Kirchen-Väter, wenn sie von der Strafe der Kreuzigung reden, als: Lactantius (53), Origenes (54), und Chrysostomus (55).

Ein Mehreres hiervon findet man in Carl Heinr. Langens Abh. de infami, quo Christus adfectus est, supplicio, in seinen Observationibus sacris, n. II. p. 151—214, und in Jo. Gottl. Musaei diss. de infamia crucis per Christum depulsa, Jen. 1727.

Vermuthlich bekam diese Schande in den Augen der Juden, wenn sie eine solche Kreuzigung mit ansahen, noch einen großen Zuwachs, da Gott schon in seinem Gesetze mit der Strafe des Hängens den Fluch verbunden hatte.

Die bey der Kreuzigung gewöhnlichen Gebräuche waren folgende. Zuerst erfolgte vor derselben der solenne Ausspruch des Richters, welcher in der feyerlichen Formel bey den Römern bestand, die er zu dem Maleficanten sagte: Ibis in crucem. Hierauf übergab der Richter denselben in die Hände derjenigen, die das Urtheil an ihm vollziehen sollten (56), welches zu der Zeit der freyen römischen Republik die so genannten Liktores, unter den Kaisern aber die Kriegs-Knechte und Soldaten, deren auch in der Geschichte der Kreuzigung Christi gedacht wird, waren. Vor der Hinausführung wurde er erst gegeißelt (57), und zwar entweder im Richt-Hause an einer Säule (58), oder im Hinaus-

(53) Institut. divin. L. 4, c. 26.

(54) contra Celsum, L. 1, p. 24. edit. Guil. Speneri.

(55) in Psalm 109. To. I. Opp. p. 436, edit. Antverp.

(56) Marc. 15, 15. Luc. 23, 25. Joh. 19, 16.

(57) Liv. L. 34, c. 26. Curt. L. 7. c. 11. Marc. 15, 15.

(58) Prudent. Diptych. v. 161.

ausführen zur Kreuzigung (59). Bey der Herumführung des Missethäters durch die vornehmsten Straßen der Stadt, bis an den Richt-Platz, mußte er sein Kreuz, oder doch ein Stück davon, selbst tragen (60), und viel Spott und Läster-Reden erdulden (61); es wäre denn, daß er sub furca, oder also über die Straßen oder den Markt gegeißelt wurde, daß ihm der Nacken in eine Gabel gesteckt war, die Arme aber an deren beyden Enden ausgebreitet waren (62); wobey er noch wohl mit Stacheln zum Fortgehen angetrieben wurde (63). Sobald man auf dem Richt-Platze mit dem Delinquenten angekommen war, pflegte man demselben seine Kleider auszuziehen (64), welche die Kriegs-Knechte, die die Execution vollzogen, unter sich theilten, und auch wohl darum zu losen pflegten (65). Ob man den Gekreuzigten die Scham-Theile bedeckt habe, wie die Mahler Christum am Kreuze zu mahlen pflegen, hat Vossius (66) ausführlich untersucht. Hierauf ging die Kreuzigung selbst vor sich. Zuvörderst wurde das Kreuz dem Maleficanten abgenommen, und in die Erde gesteckt. Hierauf halfen die Kriegs-Knechte ihn auf das so genannte Gesäß-Holz des Kreuzes, besonders wenn er schon sehr matt und schwach war. Dieses wird besonders durch die Redens-Art: tolli, agi in crucem, deren die römischen Scribenten sich so oft bedienen, angezeigt. Daß man sich, nach der Vor-

(59) *Val. Max.* L. 1, c. 7. *Macrob.* Saturn. L. 1, c. 10.

(60) *Artemid* L. 2, c. 41. Joh. 19, 17.

(61) *Lipsius*, L. 2, c. 5.

(62) *Kipping.* Antiq. rom. L. 2, c. 9, §. 7.

(63) *Plaut.* Most. Act. 1, Sc. 1, v. 52.

(64) *Artemid.* L. 2, c. 57.

(65) Matth. 27, 35. Marc. 15, 24. Joh. 19, 23.

(66) De baptismo, Disp. 7, thes. 6.

Vorstellung einiger Mahler, dazu der Leitern bedient habe, findet man nirgends, welches auch nicht nöthig war, da, erwähnter Maßen, das Kreuz mehrentheils nicht sehr hoch war. Saß nun der Verbrecher fest an dem Gesäß-Holze, so, daß die Beine zu beyden Seiten herab hingen, so wurden die Füße an dem Pfahle, die Hände aber an dem obern Quer-Holze angenagelt, wobey jedoch Scaliger (67) vermuthet, daß die Kriegs-Knechte erst die Hände mit Stricken angebunden, und sodann mit eisernen Nägeln angenagelt hätten.

Wenn sie angenagelt wurden, ist ausser allen Zweifel, daß jede Hand auf ihrer Seite besonders genagelt worden ist. Bey den Füßen aber pflegt man die Frage aufzuwerfen, ob auch beyde Füße neben einander mit zwey Nägeln angenagelt, oder die Füße etwann über einander geschlagen, und mit einem einzigen langen und starken Nagel angeheftet worden seyn. Man ist hierin nicht einig, zumahl wenn von der Kreuzigung Christi die Rede ist. Gregorius von Nazianz braucht den Ausdruck Τρίσηλον, d. i. mit drey Nägeln. Andere behaupten, daß jeder Fuß Christi mit einem besondern Nagel angeheftet gewesen sey. Wenn Cyprianus von dem Leiden Christi redet, sagt er: clauis sacros pedes terebrantibus, d. i. wobey die Nägel die heiligen Füße durchbohrt hatten.

Ueber dem Haupte des Gekreuzigten war eine Tafel, worauf die Ursache seines Todes, oder sein Verbrechen beschrieben stand. Dieses hieß Titulus, oder Elogium (68). Von dieser Ueberschrift des Kreuzes ist Folgendes zu merken. Bey den Alten wurde die Ursache des Todes der Uebelthäter entweder vermittelst einer Schrift, oder durch den öffentlichen Aus-

ruf

(67) Animadverſ. ad Euſebii Chronicon, p. 110.

(68) Johannes, der Evangelist, hat das Wort Titulus auch im Griech. behalten; Τιτλος; Matthäus aber nennt es Αιτιαν, causam. Andre setzen Ελεγχιον.

ruf eines Heroldes (69), dem auf dem Richt-Platze versammelten Volke angedeutet. Bey den Romern wurde die Tafel, worauf das Verbrechen mehrentheils von dem Richter selbst (70) geschrieben war, vor dem Verurtheilten hergetragen; zuweilen pflegte man sie auch demselben entweder vor der Brust, oder auf dem Rucken, anzuheften; hernach aber, besonders wenn das Kreuz nicht gar zu hoch war, heftete man dieses Täfelchen oben an dem uber dem Quer-Balken hervor ragenden Theile des Kreuzes (71). Salmasius (72) beschreibt dieses Täfelchen, und nennt es Tabellam ligneam dealbatam gypso vel cerussa, in qua literae ex encausto vel atramento scribebantur, weil nähmlich dasselbe erst mit Bleyweiß, Gyps oder Kreide weiß gemacht, hernach aber schwarze Buchstaben mit Tinte darauf geschrieben worden. Die Griechen nannten solche Tafel Λευκωμα, die Römer aber Album. Auf derselben wurde der völlige Nahme des Verbrechers, sein Vaterland und die vor-

(69) Wenn der Praeco nur mündlich austief, was der Uebelthäter begangen hatte, so nannte man dies Superdictum.

Vlpian. l. si duo patroni ff. de iureiurando.

Wenn man einen Flucher und Schwörer prügeln ließ, rief der Praeco ihm zu: προπετῶς μὴ ὄμνυε, oder: temerarie & petulanter ne iures! Suetonius schreibt vom Kaiser Domitian: Patrem familias verberatum è specti culis in arenam canibus obiecit cum hoc titulo: *Impie locutus est.*

Alexander Severus ließ seinen Kammer-Diener Turinus, welcher viele Geschenke genommen, und den Leuten große Verheißungen, wie er für sie bey dem Kaiser reden wollte, gethan hatte, welches doch nur ein verdrießliches Geschwätz und lauter Lügen waren, an einen Pfahl binden, und zu Tode schmäuchen, auch den Præconem dabey ausrufen: *Fumo punitur, qui vendidit fumum.*

(70) Joh. 19, 19.

(71) Matth. 27, 37. Marc. 15, 26. Luc. 23, 38. Joh. 19, 19.

(72) Epist. de cruce, p. 266; & Lib. de modo vsurarum, p. 974. f.

vernehmste Ursache seines Todes bemerkt, wodurch der Richter nicht nur die Gerechtigkeit des über ihn gefällten Todes-Urtheiles an den Tag legen, sondern auch dem Volke die Ursache des Todes hinlänglich bekannt machen wollte.

Wenn die Kreuzigung vollzogen war, mußte der Gekreuzigte von den Kriegs-Knechten bewachet werden, damit er nicht des Nachts möchte abgenommen werden (73). Der Uebelthäter mußte so lange am Kreuze hangen, bis er starb. Nun war der Kreuzes-Tod eine sehr langsame Todes-Art, da ein Mensch am Kreuze wohl etliche Tage unter unsäglichen Schmerzen leben konnte, ehe er völlig starb, und sich entweder verblutete, oder verhungerte. Um nun bey ihnen den Tod zu beschleunigen, pflegte man, aus besonderer Gnade gegen die Verbrecher, oder anderer Ursachen wegen, ihnen entweder die Beine zu zerbrechen (74), oder man durchstach ihnen das Herz mit einer Lanze oder einem Spieße. Wenn bey den Heiden, die Körper der Gekreuzigten ihren Freunden, auf Bitte, zum Begräbniß verabfolget wurden, war es eine große Gnade, weil sie sonst daran hangen blieben,

(73) Matth. 27, 54. Luc. 23, 46.

(74) Joh. 19, 31. Das Zerbrechen der Beine, oder das Beinbrechen der Gekreuzigten, Crurifragium geschahe mit einem großen Hammer oder einer Keule, und war nur bey den Juden üblich.

Lactant. L. 3, c. 26. *Kipping.* exercit. 29, §. 5.

Ausser dem war es eine Strafe der Missethäter (*Plaut.* Asin. Act 2, Sc 4, v. 18), insonderheit der Knechte (*Seneca* de ira, L. 3. c. 32. *Suet.* Aug. c. 67. Tiber. c. 44), aber auch freyer Leute (*Seneca* l. c. c. 18. *Polyb.* L. 1, c. 86), wobey der dazu Verurtheilte die Beine auf einen Amboß legen mußte, die man ihm sodann mit einem Hammer oder einer eisernen Stange entzwey schlug (*Lips.* de cruc. L. 2. c. 14). Sonst war es für die Christen auch eine gewöhnliche Hinrichtung (*cfr. Gallonius* de cruciat. martyrum p. 424, & Martyrolog. roman. 4 Mart.).

ben, bis sie verfaulten, zumahl diejenigen, die ein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen hatten. Bey den Juden aber, wenn sie vorher die Uebelthäter gesteinigt oder sonst getödtet hatten, und hernach deren todte Körper zum Beyspiel und Anschauen an das Kreuz hingen, blieben sie nur etliche Stunden daran, wurden vor Sonnen-Untergang wieder abgenommen und begraben, nach dem Gesetze Gottes (75), damit das Land nicht verunreiniget werden möchte (76). Manche Gekreuzigte blieben auch nach dem Tode hangen, da sie öfters von den Hunden und Raub-Vögeln zerfleischet wurden; ja man pflegte bisweilen auch Löwen und Bären an dieselben zu hetzen, ehe sie noch todt waren (77), Fig. 2846, weil sie, gedachter Maßen, so niedrig daran hingen, daß die Raub-Thiere sie erreichen und zerreissen konnten. Einige wurden also gekreuzigt, daß sie den Kopf gegen die Erde, die Füße aber in die Höhe kehrten. Unter andere wurde so gar Feuer gelegt, über welchem die Gekreuzigten gleichsam lebendig geröstet wurden; Fig. 2847; da sie dann hangen blieben, bis sie verfaulten und selbst abfielen (78).

Mit mehrerm sind überhaupt von dieser Todes-Art des Justus Lipsius de Cruce Libri tres, Amst. 1670, 12. Tho. Bartholin's Hypomnemata de cruce Christi, Amst. 1670, 12. Carpzov Apparatus antiquit. hebr. p. 591, f. und andere, welche Fabricius in seiner Bibliographia antiquaria, c. 15, §. 14. 16. p. 748. 755, und Köcher in den Analect. philol. & exeget. in IV Euangelia, p. 503, f. angeführt haben, nachzulesen.

Die

(75) 5 Mos. 21, 23.

(76) *Matth. Stephani* L. 1. de iurisd. c. 8. n. 11, 12.

(77) Dergleichen Beyspiel Suetonius und Dio Cassius von dem Nero erzählen.

(78) *Val. Max.* L. 6. c. 2. 9. *Cic.* Quaest. Tuscul. L. 1, c. 43. *Plaut.* Mil. Act. 2, Sc. 4, v. 19.

Die Kreuzigung Christi, welche von allen vier Evangelisten (79) beschrieben wird, hatte ihre besondere Ursachen, welche Paulus, Galat. 3, 13. bemerkt, wobey die Stelle 5 Mos. 21, 23. zu vergleichen ist, anderer Ursachen nicht zu gedenken, welche Joh. Erichson, Jo. Fr. Noodt, und Just. Mart. Gläsener (80) vorgetragen haben. Das Kreuz, woran Christus seinen Geist aufgegeben hat, war vermuthlich Crux immissa oder capitata, wie ich es oben beschrieben habe, welches man, wegen der nach dem einstimmigen Berichte aller vier Evangelisten darüber gesetzten Ueberschrift annehmen muß.

Von dieser Ueberschrift haben mit mehrern *Honoratus Niquetus*, tract. de titulo sanctae crucis, seu historia & mysterio tituli sanctae crucis Christi, Antverp 1670, 12; Valentin Alberti diss. de inscriptione crucis Christi, Lpz. 1725; Sam. Reyher, diss. de crucifixi Jesu titulis pumendorum superdictionibus, Kil. 1711, nebst Andern, welche Köcher in seinen Analectis philolog. & exeget. in IV Evangelia, S. 504, fgg. angeführt hat, gehandelt.

Man hält insgemein dafür, daß das Kreuz Christi von viererley Holz gemacht gewesen sey, nähmlich: der unterste Theil von Palmen, der mittlere von Cedern, das Quer-Holz von Cypressen, und der oberste Theil oder Titel von Oehlbaum. Man zeigt auch im Kloster St. Emeran zu Regensburg vier, in Gold eingefaßte, Stücke von dem heil. Kreuze, mit folgenden Versen:

De cedro truncus Christi crucis est, stipesque cypressus;
Brachia de palma, est oliua suprema.

wel-

(79) Matth. 27, 31, fgg. Marc. 15, 20, fgg. Luc. 23, 26, fgg. Joh. 19, 18, fgg.

(80) In der hamburg. vermischten Bibliothek, B. 1, St. 2, S. 297, fgg. St. 3, S. 505, fgg. St. 4, S. 553, fgg. 621, fgg. S. auch Joh. Dieter. Winklers Philologemata Lactantiana sacra, p. 310, 314.

welches aber Lipsius ([81]) widerlegt. Man bleibt daher billig dabey, daß das ganze Kreuz nebst allem Zugehör von Eichen-Holz gewesen ist, weil solches im gelobten Lande das häufigste und gemeinste Holz war. Es ist auch nicht glaublich, daß man die Mühe daran gewandt, und noch viererley Holz zum Kreuz ausgesucht, sondern vielmehr das Eichen-Holz, wie es bey der Hand war, ohne einigen Zierrath dazu genommen habe. Siehe auch oben, S. 24.

Der Cruciarius mußte, wie ich oben gemeldet habe, sein Kreuz bis zur Richt-Stätte selbst tragen. Bey der Kreuzigung Christi findet man zwar, daß man den Simon von Cyrene gezwungen habe, Jesu das Kreuz abzunehmen, und es zu tragen ([82]); allein dieses war ein ausserordentlicher Fall. Man hatte gewiß Christo die Last des Kreuzes allein aufgelegt, als man ihn aus dem Richt-Hause führte; weil man aber befürchtete, er möchte, seines vielen Wachens und seiner gespürten Entkräftung wegen, das Kreuz nicht so weit tragen können, da es sehr schwer war, zumahl da er es auf dem Pflaster schleppen mußte, so nahmen sie ihm dasselbe ab, und legten es dem Simon auf die Schultern.

Untersuchung der Frage: warum Simon von Cyrene dem Heiland das Kreuz nachtragen müssen, angestellt von Sam. Wilh Oetter, Augsp. 1764, 8. 2 u. e. h. B. Hr. Oetter verneinet, daß der Heiland unter Weges in eine Ohnmacht gefallen sey. Er erinnert, der Heiland sey als König der Juden gekreuzigt worden; er habe unter Weges die Coronam radiatam auf dem Haupte gehabt, damit man dadurch sein Verbrechen zeigen möchte. Da es sich nun nicht schickte, daß der König der Juden sein Kreuz selbst zur Richt-Stätte trüge, so hätten die Kriegs-Knechte es ihm abgenommen, und es auf den Simon gelegt, welcher ihnen

(81) Quod superioris aliquot aeui Scriptores tria aut quatuor genera ligni in cruce dominica agnoscunt, curiose magis dictum arbitramur, quam vere. *Lipsi.* de cruce, L. 3, c. 13.

(82) Matth. 27, 32. Marc. 15, 21.

ihnen eben unterweges begegnete. Der Simon, welcher ein Jude gewesen sey, habe seinem Könige Dienste thun müssen.

Wenn man Mitleiden mit dem Cruciario hatte, so reichte man ihm wohl einen Trank, der ihn verstand- und sinnlos machte, damit er die heftigen Schmerzen nicht empfinden, sich eher verbluten, und also auch geschwinder sterben möchte. Christus wollte ihn nicht nehmen, weil er mit vollem Gebrauche des Verstandes sterben wollte; da er schon einige Zeit am Kreuze gehangen hatte, nahm er den Essig an.

Walch (83) glaubt, daß dem Erlöser zu zwey Mahlen ein Gallen-Trank gereicht worden sey, und daß die Stellen Matth. 27, 34. Marc. 15, 23. von dem ersten Mahle; Matth. 27, 48. Marc. 15, 36. Luc. 23, 36. Joh. 19. 28. 29. von dem zweyten Mahle reden. Er erklärt die Darreichung dieses Trankes, der dem Heilande gegeben wurde, aus der Gewohnheit der Juden, den zum Tode gehender Missethätern, Wein mit Weihrauch oder Myrrhen vermischt, zu geben, damit dadurch ihr Verstand betäubt und die Empfindung der Strafe erleichtert würde. Eben deswegen nahm der Heiland diesen Trank nicht an, damit es nicht scheinen möchte, als hätte er die am Kreuze gesprochenen Worte in der Verwirrung geredet.

Obgleich der Gekreuzigte, nach römischen Sitten, am Kreuze hängen mußte, bis er starb, so gab doch der römische Land-Pfleger Pilatus dieses Mahl aus Politik nach. Nach den mosaischen Gesetzen durfte kein Gehängter nach Sonnen-Untergang am Kreuze hängen bleiben. Zudem war der Tag, an welchem die Kreuzigung geschahe, ein heiliger Tag, es war der Vorbereitungs-Tag auf den großen Oster-Sabbath, und es war schon ein großer Theil des Tages verstrichen. Dieses bewog die Juden, ehe sie wußten, daß Christus gestorben war, beym Pilatus mit der Bitte

(83) *Jo. Ern. Immau Walch* diss. de potu Seruatoris moribundi. Resp. *Jo Vlr. Zorn.* Jen. 1762, 4. 5 B.

einzukommen, er möchte den Gekreuzigten das Leben abkürzen, und ihre Körper noch vor Ende des Tages bey Seite thun lassen. Pilatus erlaubte, den Gekreuzigten die Beine zu zerschlagen, und alsdann ihre Körper herab zu nehmen. Das Zerschlagen der Beine war sonst bey den Römern eine besondere Strafe, die so schmerzhaft war, als die Kreuzigung selbst, nur daß sie nicht so lange dauerte. Der Soldat zerschlug erst die Beine mit einer Keule; dann wurde der Schlag auch auf die übrigen Theile des Leibes geführt, wo er den Tod brachte; s. oben, S. 31. Dieses sollte nun auch mit Jesu vorgehen; allein, sein blasses sinkendes Haupt, und da er ganz unbeweglich hing, zeigte an, daß er schon gestorben wäre. Der Hauptmann, der die römischen Soldaten bey der Execution commandierte, hatte so gar den Augenblick des Todes bemerkt. Doch weil ein so frühes Verscheiden (84) etwas Seltenes war, und von Einigen für eine Ohnmacht gehalten werden konnte; und um dem Befehle genug zu thun, der eine gewaltsame Abkürzung des Lebens erforderte: so wurde für gut befunden, daß der Soldat ihm einen Seiten-Stich gäbe, damit, wenn noch Leben vorhanden wäre, der Tod unfehlbar erfolgte. Demnach öffnete der Kriegs-Knechte einer, seine Seite, und alsbald ging Blut und Wasser heraus; Joh. 19, 33. 34; ein Zeichen, daß Christus wirklich todt war, so, daß, wenn er auch noch nicht wirklich gestorben gewesen wäre, er nothwendig von diesem Stiche in das Herz hätte sterben müssen.

Einige Ausleger machen hierüber die Anmerkung, daß das Ausfließen des Wassers ein Zeichen gewesen, entweder daß das Säckchen, welches das Herz umgibt, und in welchem sich bey Sterbenden eine wässerige Feuchtigkeit sammelt, durchstochen worden sey, oder, daß das Blut schon gröss-

(84) *Jo. Rud. Kiesling* de caussis acceleratae Christi in cruce mortis, non mere humanis, sed potius diuinis. Erl. 1767, 4.

größten Theils geronnen gewesen sey, und das Wässerige sich davon abgesondert habe. Man mag annehmen, welches man will, so ist es ein untriegliches Zeichen des Todes.

Tho. Bartholini diss. de latere Christi aperto. Lugd. Bat. 1646, 8.

Gc. Wolfg. Wedel, in seinen exercitationibus medico-philolog. sacris & profanis, Decad. III. Jen 1687, 4. exercit. 1. behauptet, daß der Speer zwischen der fünften und sechsten Rippe der linken Seite, bis in die Herz-Kammern selbst gedrungen sey.

Mich. Alberti physikalische und medicinische Passions-Betrachtung der wunderbaren Seiten-Wunde Christi, daraus Blut und Wasser gegangen, st. in No. 16 und 17 der wöchentl. Hall. Anzeig. v. J. 1757. Er hält dafür, die mit dem Speer gemachte Wunde sey weit und groß gewesen, sey von unten aufwärts in die großen Brust-Muskeln, darin sich sonst das Blut aufgehalten habe, mitgedrungen, habe sich an dem knorpeligen Theile des Brust-Beines über die Rippen, an und durch die nächsten fleischigen Theile bis an das Rippen-Fell erhöhet, und daselbst eine große Oeffnung, und den wenigen zurückgebliebenen Flüssigkeiten einen Ausfluß gemacht.

Jo. *Bernh. Quistorp* progr. de aqua ex latere Christi profluente. Rostock 1757, 4. 1 B.

Extrait d'un Mémoire de Mr. *Van-der-Haar*, ou l'on explique physiquement, comment il étoit possible, qu'il sortit du sang et de l'eau du côté de Jesus-Christ, que le Soldat perça de la lance, st. in No. XXXVI der *Gazette salut.* v. J. 1762.

Gc. *Gottlob Richter* progr. de morte Seruatoris in cruce. Gotting. 1756, 4. 3 B.

Wieder aufgelegt u. d. T. *G. G. Richteri* de morte Seruatoris in cruce succincta commentatio. Gott. 1757, 4. 10 B.

Ant. Balthas. v. Walther juristisch-historische Betrachtungen über die Geschichte vom Leiden und Sterben Jesu Christi, darinnen die merkwürdigsten von den vier Evangelisten beschriebenen Umstände dieser Geschichte aus den Römischen, wie auch Jüdischen Rechten und Alterthümern erläutert werden; nebst einem doppelten Anhange. I. von den mit und ohne Grund dem Pilato in diesem peinlichen Processe vorgeworfenen Fehlern; II. von den hieher gehörigen untergeschobenen Gerichtsacten. Bresl. 1738. Zweyte verm. und verbess. Ausgabe, Bresl. 1777, 8.

Unter den Reichs-Heiligthümern, welche die Stadt Nürnberg verwahrt, befinden sich unter andern auch: der Speer, womit Christi Seite durchstochen, und einer von den Nägeln, womit seine Hände durchbohret werden; 2. ein Stück vom Kreuze Christi,

darin das Loch des Nagels zu ſehen iſt; ſ. im XXXII Th. S. 326, und die dazu gehörige Fig. 1774 (*).

Auſſer den allgemeinen Abhandlungen des Raban Maurus (1), Lipſius (2), Gretſer (3), Boſius (4), Bartholin (5), Kipping (6), u. a. m. de Cruce, haben Calixtus (7), Salmaſius (8), und Nihuſius (9), Briefe über deſſen eigentliche Form und Reliquien geſchrieben.

Das

(*) Ein weit größeres Stück vom Kreuze Chriſti, worin auch das Loch des Nagels zu ſehen iſt, wird in der Metropolitan-Kirche zu Prag in einem großen goldenen Reliquiario aufbewahret, und jährlich etliche Mahl zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt. K. Karl IV. hat es dahin verehrt. *Peſſina* in Phosphoro ſepticorni ſ. gloria S. Metropol. Eccleſiae Prag. Rad. IV.

(1) De laudibus S. Crucis, Pforzheim, in aedibus Th. Anshelmi, 1503, f. und inter Opp. Colon. 1626. Tom. 6.

(2) De cruce Libri III. Antverp. 1592, 8. Brunſv. 1640, 8. Amſt. 1670, 12. c. figg. und Veſaliae, 1675, 12. c. figg.

(3) *Jac. Gretſeri* de ſancta cruce Libri IV. Ingolſt. 1598, 4. 1600. 1607, 4. 3 Voll. ibid. fol.
Eb. Deſſ. Hortus S. Crucis Partibus V. Cum ποδονιπτῆρι, ſ. Pedilauio. Ingolſt. 1610, gr. 4.

(4) *Giacomo Boſio* della Croce triomfante e glorioſa. Rom. 1610, f. Lat. Antverp. 1617, f.

(5) *Th. Bartholini* de cruce Chriſti Hypomnemata IV. Hafn. 1651, 8. recuſ. Veſal. 1673, 12.

(6) *Henr. Kippingii* liber de cruce & cruciariis, Brem. 1671, 12.

(7) Iſt nebſt Ge. Caſſanders epiſtola ad *Rich. Coxium* der braunſchweiger Ausgabe des Tractates des Lipſius beygedruckt worden.

(8) Seine 3 Briefe an Bartholin ſind deſſen Diſſ. de latere Chriſti aperto angedruckt, die zu Leiden, 1646, 8. heraus kam.

(9) Anticriticus, de fabrica Crucis dominicae. Col. Agr. 1644. 8. de cruce ep. ad Tho. Bartholinum. Colon. 1647. 8. Mogunt. 1650. 12. Veſal. 1673, 12.
Hieher gehören auch Dilherrn Crucifixio Jeſu Chriſti, Jen. 1641, 12. c. figg. recuſa auctior. Norimb. 1642, 4. c. figg.
Progr. de duplici Crucis genere. Thorun. 1787, f.

Das Stück des h. Kreuzes, welches unter den Reichs-Heiligthümern in Nürnberg aufbewahrt wird, ist sehr dunkelbraun, $9\frac{1}{2}$ Z. hoch, und $1\frac{3}{4}$ Z. breit, so auch das Quer-Stück, welches $7\frac{1}{2}$ Z. lang ist. In der Mitte ist das Loch von einem der Nägel daran zu sehen. Dergleichen zeigt man auch zu Prag, in Rom, und an mehrern Orten (10). Dieses Kreuz ist in ein silbern vergoldetes, eingefaßt. Die Einfassung hat unten eine Spitze, zum Einstecken; oben ist ein kleiner Stift an einem rothen Faden.

In der im XII Th. des Journals zur Kunstgesch. und Litterat. S. 37. gedruckten deutschen Uebersetzung der lateinischen Urkunde K. Konrad's IV. v. J. 1246, wird es unsers Hern Holez, mit einem gulden Crucz genennet.

In den Matrikeln 1350 heißt es pars sanctae Crucis, und ein Stück des h. Creutzes; 1424: Ein Span des heiligen Crewczes.

Zur Zeit der Weisung wurde es nebst dem Speere in ein silbern übergoldetes Behältniß, das mit einem großen Krystall versehen ist, geleget, welches in der Uebergabe-Urkunde Markgraf Ludwig's 1350 una aurea uacua crucula genennet wird. Karl IV. nennet es ein gulden ledigs Creuz, und K. Siegmund 1424 ein clein crewcz dorein das Crewcz des holzes gotes gelegt wirt, als man das czeiget.

Ein grosse beheltnisse silberein vbergulde, mit einem grossen cristallo. dorein man leget das sper. vnd das Holcze gotes Crewczes zu der zeite der zeygung.

Hrn. v. Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgem. Litteratur, 16 Th. (Nurnb. 1788, 8.) S. 292, fgg.

Unter den Reichs-Reliquien in Nürnberg befindet sich unter andern auch das große goldene Kreuz.

(10) Der fromme Aberglaube hilft sich mit den Worten des Paulinus, epist. 2: Crux Christi Domini in materia insensata vim vivam tenens, ita ex illo tempore innumeris paene quotidie hominum notis Lignum suum commodet, vt detrimenta non sentiat; & quasi intacta permaneat, quotidie diuidua sumentibus, & semper totum venerantibus.

In den Matrikeln geschieht von demselben also Meldung.

1. In der im XII Theil des Journals des Hrn. von Murr, S. 37, befindlichen Uebersetzung der Urkunde Königs Konrad IV. vom J. 1246: Vnsers Hern Holcz, mit einem gulden Crucz.
2. In der lateinischen Uebergabe-Urkunde Ludwig's 1350: Vnam auream crucem pretiosis lapidibus & unionibus ornatam, integram & inviolatam, & in qua cruce est lancea, una cum clauo Domini nostri. In illa est etiam pars sanctae Crucis, unus dens S. Johannis Baptistae in crystallo & S. Annae brachium.
3. Ein gulden Creuz gezieret mit edeln Gestein und feine Perlein ganz und unverrucket und in demselben Creuz ist das Speer und ein Nagel unsers Herrn, auch ist darinn ein Stück des h. Creuzes, ein Zahn St. Johanns des Taufers in einem Crystall und St. Annen Arm.
4. Das Sper Gotes. Ein Span des heiligen Crewczes mit einander in einem grossen Crewze, mit edeln steinen und vil Perlein vnd der Fusse desselben Crewzes ist silberein vbergoldet geeziret mit des Reichs vnd der Cronen zu Behem wappen, vnd Kleinaten.

Der heil. Speer (1), das Stück vom Kreuze, nebst dem Arm-Beine St. Annens und dem Zahne Johannis

(1) Zur Zeit der Weisung wurde (wie noch jezt geschieht) der Speer in eine große silberne und übergoldete Lade gelegt, welche mit einem großen Krystalle verwahrt ist. In den Matrikeln K. Sigismund's heißt es davon: Item ein grosse beheltnisse silberein vbergulde mit einem grossen cristallo, dorein man leget das sper. vnd das holcze Gotes Crewzes zu der Zeit der Zeigung. In der königl. Abtey von St. Denis, 2 Stunden von Paris, ist auch ein solches großes massiv goldenes Kreuz, dicht mit Rubinen, Sapphiren, Smaragden und orientalischen Perlen besetzt, in welchem ein Stück des Holzes vom Kreuze Christi, 1 Fuß lang, eingeschlossen ist. K. Balduin verehrte es dem Könige Philipp August, im J. 1205. Karl der Kahle hatte schon lange vorher zwey große goldene Kreuze dieser Abtey verehret. Das eine ist mit Granaten und Sapphiren besetzt, und hat ein Stück einer Stange vom Roste des h. Lorenz. Das andere ist mit orientalischen Perlen, Sapphiren, Smaragden, und in der Mitte mit einem großen Ame-

nis des Täufers, waren vormahls in diesem großen goldenen Kreuze verwahrt. Dieses Kreuz ist von Hrn. von Murr am ersten in seinen Merkwürdigkeiten Nürnbergs, S. 280, f. beschrieben worden. Es ist hohl, von Gold, 50 Mark schwer. Die Länge ist von 2½ nürnb. Schuhen, die Breite von 2. Es ist 2½ Zoll tief. Auf der Vorder-Seite ist es mit großen Edelsteinen und Perlen geziert, die schön gefasset sind. Die Arbeit und Faßon daran ist neuer, als an der Krone. Auf der Rückseite sind die Evangelisten und Apostel in Feldern abgebildet (2), wie Hr. v. Murr dieselben in der Abzeichnung ⊙ genau bemerkt hat (3). Oben ist ein Stift, diese Rückseite zu verschließen, der an einer goldenen Kette hängt. An den Kanten stehen folgende zwey Verse, von unten auf, mit großen Buchstaben herum gestochen:

† ECCE : CRVCEM : DOMINI : FVGIAT : PARS :
HOSTIS : INIQVI :

HINC : CHVONRADE : TIBI : CEDANT : OMNES :
INIMICI :

Es ist dieses König Konrad III., von welchem auch am wahrscheinlichsten der Bogen an der Reichs-Krone herrührt, und welchem Nürnberg vorzüglich seine Wieder-Erbauung zu verdanken hat; daher Hr. von Tres-

Amethyste geziert, und gehörte Karl dem Großen. Le Trêsor de l'Abbaye Royale de S. Denis en France. (à Paris, 1730, 8.) p. 5, 8, 12.

(2) Eben so sieht man an dem uralten Kreuze, von Eichen-Holz, in der Jesuiter-Kirche zu Molsheim, welches 8½ par. Sch. hoch, 5 Sch. 7 Z. breit, und mit silbervergoldeten Platten beschlagen ist, auf der Rückseite biblische Geschichten, insonderheit vom Leben und Leiden Christi in erhobener Arbeit. Im Kreuze selbst sind die dem Hugo von Burgund vom K. Karl dem Großen geschenkten Reliquien verwahrt. Jo. Andr. Silbermanns Beschreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberge. (Straßb. 1781, 8.) S. 53. Tab. XI.

(3) Daß unten St. Johannes der Täufer ist, mag vielleicht daher kommen, weil der Zahn desselben in diesem Kreuze ehedem verwahrt war. S. *Paulli Mariae Paciandi* de cultu S. Johannis Baptistae, antiquitates christianae, Rom. 1755. 4.

kow (4) mit Recht schrieb: Norimberga — numquam forsan caput rursus extulisset, nisi Conradum nostrum nacta fuisset restauratorem, qui Norimbergam tamquam iure hereditario possedisse ab Ottone Frising. L. 1, c. 16, dicitur. Vermuthlich ist dieses Kreuz zwischen den Jahren 1137 und 1147 verfertigt worden.

Siegmund Meisterlein (er lebte 1480) schreibt in seiner Exercitatione rerum gestarum inclutae Ciuitatis Newronbergensium (5), also hiervon: S. Bernhardus Abbas regi Cunrado familiarissimus fuit eumque ad incrementa uirtutum salutaribus monitis induxit; unde et sacras reliquias imperiales, quae, ut saepe diximus, nunc Newronbergae seruantur, summo amore complectens, exornare studuit. Nam Crucem illam magnam fieri fecit, in quam inclusit lanceam, clauum, ac magnam sanctissimae crucis partem, sicque, uti fortissimum refugium, secum contra infideles in aciem duxit hostesque uelut murum penetrauit. Insculpsit autem hoc epigramma praefatae cruci, ut hodie cernitur: *Ecce crucem Domini* &c. Johann Müllner sagt in seinen Annalen irrig, daß es ein hölzernes Kreuz sey: „Dieweil auch der „Kaiser des Reichs Cleinot vnd heilthumb mit sich allhie zu „Nürnberg gehabt, (wie dann die Teutschen Kaiser dieselb „stetigs mit sich zu führen pflegten) hat er aus Rath vnd „anweisung St. Bernhards, ein groß hültzen Creutz, alß „einen Casten oder Futeral allhie machen, vnd vf das „herrlichste zieren vnd vergulten lassen, damit es im füh„ren vber Landt keinen schaden neme. Auf solch Creutz hat „er diese zween Vers schreiben lassen: Ecce Crucem Do„mini &c."

Der Fuß dieses Kreuzes ist silbern und vergoldet, mit dem Reichs- und böhmischen Wapen.

Meh-

(4) *Arn. Henr. a Treskow* diss. historica de rebus a Conrado III. Franciae Orientalis rege gestis. (Hal. 1709. Frf. & Lips. 1710. 4.) p. 42. Karl Christ. Hirschens Fragment einer Nürnbergischen Kirchengeschichte, in Hrn. Prof. Will's Museo Norico, S. 343, f.

(5) In Kanzler Ludewig's Reliquiis Manuscriptor. To. 8, p. 50.

Mehrere uralte Kreuze haben an den Kanten Umschriften. So lieſet man an dem ſchönen goldenen Kreuze von ähnlicher Form, welches Kaiſer Heinrich II. der heil. Kunigunda zur Morgengabe, dieſe aber dem Stifte St. Michael ob Bamberg verehrte, an den Kanten folgende zwey Verſe:

+ Jeſu Chriſte bonum clemens Crucis accipe donum
Quod dabit Heinricus Cesar pius atque fecundus.

Die Rückſeite dieſes bambergiſchen Kreuzes iſt auch mit einem Agnus Dei (6) in der Mitte geziert (7), wie das nürnbergiſche.

Der

(6) So iſt es auch auf dem älteſten bisher bekannten ſilbervergoldeten vaticaniſchen Kreuze, welches Juſtin II. (der vom J. 565 bis 576 regierte) und ſeine Gemahlinn Sophia dem Papſte Johann III. oder Benedict I. verehrte, in der Mitte der Rückſeite. Auf der Vorderſeite ſind folgende Zeilen eingegraben:

† LI
GNO
quo
CH
RI
ST
US
HU
MA
NU
M
JUSTINUS OPEM ET SOCIA DECOREM
S
ub
DI
DI
TH
OS
TE
M
DA
TRO
MAE

Ligno, quo Chriſtus humanum ſubdidit hoſtem,
Dat Romae Juſtinus opem et Socia decorem.

De Cruce Vaticana ex dono Juſtini Auguſti — Commentarius. Auctore *Stephano Borgia.* (Rom. 1779, gr. 4.) S. 13, und 36.

(7) Acta S. Henrici, Rom. Imp. collecta, digeſta & illuſtrata a *Jo. Bapt. Sollerio.* (Antverp. 1723, f.) S. 74, f.

Der Cardinal Beſſarion verehrte 1472 der Brüderſchaft von S. Maria della Carità in Venedig, eine 16 Zoll hohe, und 13 Z. dicke hölzerne Tafel (8), die mit vergoldeten Silber-Blechen überzogen iſt, auf welchen ſchöne Vorſtellungen des Leidens Chriſti gemahlt ſind. In der Mitte dieſer ausgehöhlten Tafel iſt ein überaus ſchönes ſilbern vergoldetes, 13 Z. hohes und 7 Z. breites Doppel-Kreuz von Filigrane-Arbeit. An deſſen oberſten Quer-Streifen lieſet man auf der Kante in griechiſchen Verſal-Buchſtaben: Γρηγορια Πνευματικου (Gregorii Spiritualis, ſ. Confeſſarii, vel Poenitentiarii) Dieſer Gregorius ward 1436 Patriarch zu Conſtantinopel, ging 1451 nach Rom, wohin er die Tafel aus dem Patriarchal-Schatze (9) mitnahm, und vermachte ſie im J. 1459 dem Beſſarion. An den Kanten der untern Hälfte des Kreuzes iſt folgende griechiſche Umſchrift in Verſal-Buchſtaben eingegraben:

† Τον κοσμοπροσκυνητον σταυρικον τυπον αργυρῳ (ſic) κοσμει Δ αδελφου βασιλεως Ειρηνη θυγατηρ Παλαιολογινα, σωτηριας αιτησιν, λυτρον πταισματων.

Hunc mundo-adorabilem Crucis typum argento ornat D. (*Demetrii*) fratris Imperatoris Irene filia Palaeologina, ſalutis interpellationem, redemtionem peccatorum.

Dieſe Irene war die Tochter des Demetrius, Bruders des Kaiſers Michael IX. Paläologus. Die Tafel war viel älter; ſie ließ dieſelbe nur beſſer auszieren, wie Schioppalalba, in ſeiner Abhandlung, S. 33, 51 und 116. ſehr wohl dargethan hat. Es muß dieſes vor dem J. 1355 geſchehen ſeyn. Denn da ſie des Matthäus Cantacuzenus Gemahlinn war (10), der im be-

(8) Joh. Baptiſta Schioppalalba hat ſie ſehr ſchön beſchrieben: In perantiquam ſacram tabulam graecam inſigni Sodalitio Sanctae Mariae Caritatis Venetiarum ab Amplißimo Cardinali Beſſarione dono datam Diſſertatio. (Venet. 1746, f.) S. 113, f. 119. Tab. IV.

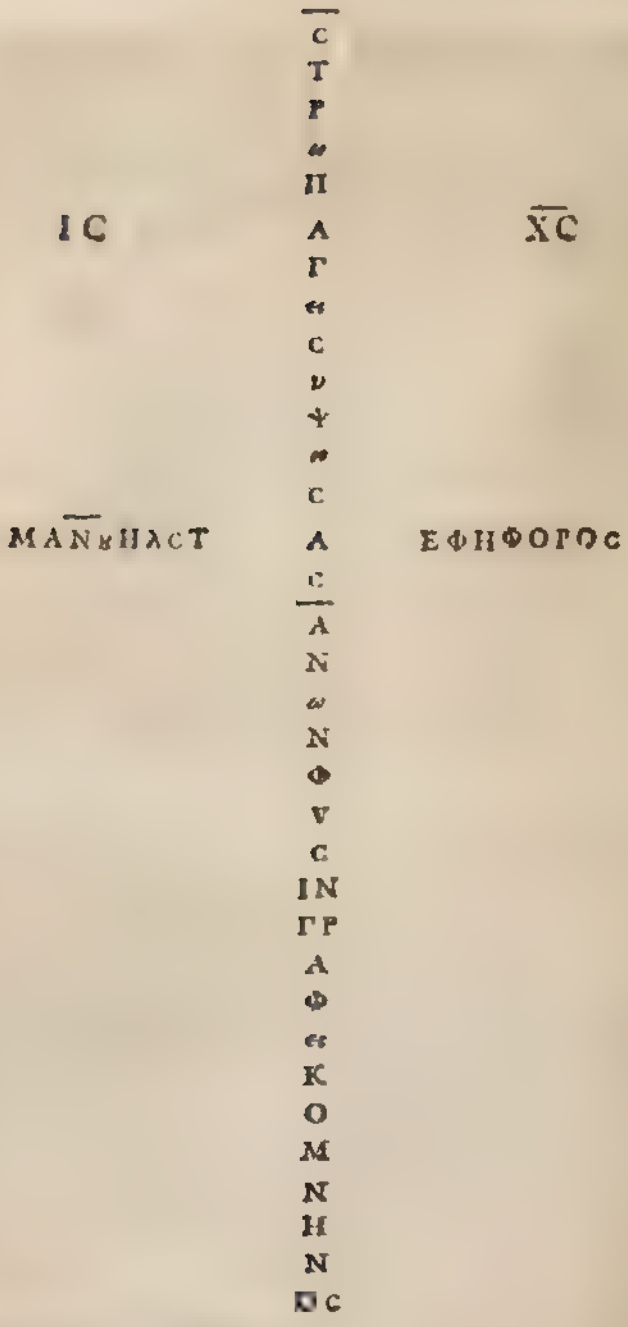
(9) *Phil. Venuti* diſſ. de Cruce Cortonenſi, 1751, 4. S. 6.

(10) *Cantacuz.* Hiſtor. L. 2, c. 38.

besagten Jahre Kaiser ward, so ist glaublich, daß sie sich Αυγουστη oder Βασιλις genannt haben würde.

Eine noch ältere griechische Kreuz-Schrift lieset man auf dem silbernen Doppel-Kreuze des Kaisers Manuel Komnenus, welches der Abtey von St. Germain des Prés verehret worden ist (11).

(11) D. *Bern. de Montfaucon* Palaeographia graeca, p. 309.



Es ſind zwey Jamben.

Ιησυς Χριστος

Σταυρῷ παγεις ὑψωσας ανθρωπων φυσιν.

Γραφει Κομηνος Μανουηλ σιφηφορος. i. e.

Jeſus

Jesus Christus
Qui Cruci adfixus exaltauit hominum naturam.
Haec scribit Manuel Comnenus coronatus.
(A. C. 1143.)

Hrn. v. Murr Journal ꝛc. 16 Th. S. 313, fgg.

Siehe auch weiter unten, die Art. Kreuz-Erfindung, Kreuz-Erhöhung, Kreuz-Erscheinung.

Constantin der Große verboth, aus Ehrfurcht gegen Christum den Gekreuzigten, im ganzen römischen Reiche die Strafe des Kreuzes. Von der Zeit an, hat man, wenigstens bey den Christen, von dieser Strafe nichts mehr gehört. Das Kreuz ist vielmehr seitdem ein Ehren-Zeichen geworden, und Constantin hat es schon auf seinen Fahnen, Standarten, und den Waffen seiner Armee geführt.

Das Zeichen des Kreuzes, so wie es mit den Fingern in der Luft gemacht wird, war frühzeitig in der ersten Kirche gewöhnlich, und es gedenkt schon Tertullian desselben. Es wurde zum Bekenntniß und zur Erinnerung des Todes Christi am Kreuze bey den öffentlichen und Privat-Gebeten, wie auch bey den meisten gottesdienstlichen Handlungen, als: bey der Aufnahme der Katechumenen, bey der Taufe, bey der Confirmation, bey dem Nachtmahle, und bey allen Consecrationen und Ordinationen, gebraucht. Die Monophysiten machen es mit 1 Finger, die übrigen Christen aber mit 3 Fingern. Die Griechen und andere Morgenländer machen es von oben herunter, und von der rechten zur linken Hand; die Abendländer aber von der linken zur rechten.

Das materielle Kreuz ist theils gemahlt, theils geschnitzt oder sonst geformt, und zwar aus allerley Ma-

Materien, aus Holz, Elfenbein, Silber, Gold, auch wohl mit kostbaren Steinen besetzt. Die geformten Kreuze sind entweder mit einem daran gehängten Körper und Bildniss Christi versehen, oder nicht. Im ersten Falle heißen sie vorzüglich Crucifixe; welches Wort aber doch in weitläuftiger Bedeutung auch ein jedes gemahltes und geschnitztes Kreuz ohne ein angehängtes Bildniß anzeigt. Alle geschnitzte oder sonst geformte Kreuze waren anfänglich bloße Kreuze, ohne ein daran gehängtes Bildniß; daher auch Kaiser Julian die Christen beschuldigte, daß sie das Holz des Kreuzes anbeten. Im 5ten Jahrh. war es üblich, daß man auf den Bildern, worauf ein Kreuz gemahlt war, ein Lamm unter das Kreuz mahlte, aus dessen Brust Blut heraus sprützte. Allein, dieses wurde in der 6ten allgemeinen Kirchen-Versammlung zu Constantinopel, 680, verbothen, und befohlen, daß man an statt des Lammes inskünftige Christum in Gestalt eines am Kreuze hangenden Menschen abbilden sollte. Dieses gab Gelegenheit zu den Crucifixen, oder solchen Kreuzen, an welchen geschnitzte Körper oder Bildnisse angehängt waren. Allein diese wurden nur in der abendländischen Kirche üblich; denn unter den Griechen behielt man die bloßen Kreuze bey, und bediente sich nur der Gemählde, auf welchen Christus am Kreuze hangend vorgestellt wurde, weil man alle geschnitzte oder sonst geformte Bilder für unzulässig hielt. Und dieses ist noch heutiges Tages die Meinung der griechischen und russischen Kirche.

In der Dom-Kirche zu Lucca, befindet sich, als das vornehmste Heiligthum, das so genannte Volto santo, oder ein hölzernes Crucifix, welches Nikodemus verfertigt haben soll. Es ist dasselbe vor andern darin unterschieden, daß 1. der Leib

(*) Von dem großen goldenen Kreuze, welches sich unter den Reichs-Reliquien in Nürnberg befindet, auch einigen andern goldenen Kreuzen, s. oben, S. 39, fgg.

Leib mit einem damastenen oder sammtenen, mit Golde gestickten Rocke bekleidet; und 2. anstatt der Dornen-Krone, eine kostbare goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone auf seinem Haupte zu sehen ist. Die Einwohner von Lucca verehren es, mit einer ungemeinen Andacht, in einer mit vielem Porphyr und vortrefflichen Säulen von weißem Marmor gezierten Kapelle, worin sehr viele massiv silberne Lampen Tag und Nacht brennen. Zu mehrerer Bezeugung ihrer Andacht ist dasselbe auch so gar auf den Münzen des States ausgedrückt.

Auf die berühmte Elb-Brücke zwischen Alt- und Neu-Dresden, welche, unter den Brücken über große Flüsse, in ganz Europa wohl die schönste ist, ließ Kurfürst Johann Georg II. im J. 1679, ein metallenes Crucifix setzen, worunter man folgende Schrift lieset: Joh. Georg II. Dux & Elector Saxoniæ, S. R. J. Princeps, hanc Christi Servatoris Patientis statuam remoto omni superstit. adorationis cultu, & æternæ memoriæ gratitudinisque prætereuntium in redemtorem generis humani provocandæ causa P. C. Anno Sal. MDCLXXIX. Dieses Crucifix, welches 9 Ellen hoch ist, hat im J. 1732 seinen Platz verändert, und steht nun an der Stelle, welche der Statuae equestri des Königs August II. gewidmet war. Von der alten Inscription ist nichts mehr zu sehen; hingegen lieset man es an dem künstlich gearbeiteten Felsen, worauf es gesetzt worden ist:

Joh. Georg. II.
Elector
Ære fudit
Frider. August.
Rex
Ornavit &
Lapide
substruxit.

Es haben Einige als einen Fehler am Körper des hier vorgestellten Heilandes aussetzen wollen, daß an seiner linken Seite keine Wunde bemerkt wird; allein, es ist hier der am Kreuze noch lebende Heiland abgebildet, wie er für seine Feinde bittet, welcher deswegen auch sein Haupt aufgerichtet hält. Dieses Crucifix ist mit dem Gesichte nach

Morgen gerichtet, steht auf dem breitesten Pfeiler, und weiset den Schiffenden den breitesten Schwib = Bogen an.

In einem Kloster zu Neapolis, macht man viel Wesens aus einem kleinen Gemählde auf Holz, welches den gekreuzigten Heiland vorstellt, und von Michael Angelo verfertigt seyn soll, als er einen armen Menschen an ein Kreuz befestigt, und hernach mit einem Dolche erstochen hatte, um desto natürlicher eine in solchem Leiden sterbende Person abbilden zu können. Das Stück ist gar klein, und man kann nicht viel Besonderes daran erkennen; es hält auch der sterbende Heiland das Haupt, wider alle Wahrscheinlichkeit, steif in die Höhe. In dem Pallaste der Familie Borgheſe zu Rom, wird ein dergleichen Stück ebenfalls für das Original ausgegeben; und vielleicht ist die ganze Erzählung eine Fabel. Wenigstens würde ein so geschickter Meister, als Michael Angelo war, eine solche Begebenheit, wenn er zu dergleichen barbarischen Unternehmen fähig gewesen wäre, sich besser, als in gedachtem Gemählde geschehen ist, zu Nutze gemacht haben. Was man vom Parrhasius (*) erzählt, daß er nähmlich einen Menschen eines gewaltsamen Todes habe sterben lassen, um den Prometheus nach solchem Originale desto natürlicher vorstellen zu können, mag vielleicht zu der Beschuldigung, womit Angelo beleget wird, Gelegenheit gegeben haben.

In der Privat Kapelle der Karmeliter zu Brüssel, zeigt man ein Crucifix in Manns Größe von gekäuetem Papier, welches ebenfalls nach dem Leben seyn soll, indem der Meister einen armen Menschen gekreuzigt, und die Form, in welche hernach das Papier geknetet worden ist, über ihm gemacht hat. Die dasigen Karmeliter geben vor, man habe ihnen für die Form 8000 Gulden gebothen, es sey aber dieselbe alsbald zerbrochen worden, nachdem man nur noch einen Abdruck, der à l'Hermitage des Carmes dechaussés bey Namur ist, davon genommen hatte.

Nach

(*) S. *Junius*, de pictura veterum.

Nach *Giovanni Mariti* (*) Bericht, werden in Bethlehem Kreuze aus allerley Holz, mit Perlmutter eingelegt, gemacht, welche Reisende mit zu bringen, und an gläubige Seelen zu verkaufen pflegen. Alle dortige Christen, auch viele Muhamedaner, beschäftigen sich mit der Verfertigung dieser heiligen Ware. Die europäischen Kaufleute in Acre verschreiben die größte Menge, und versenden sie, wie nürnberger Puppenwerk, in Tonnen gepackt, nach Venedig. Die allerwenigsten sind geweihet, und an heiligen Oertern gewesen, obgleich die Einfalt des Europäers es glaubt.

Bey Erb-Theilungen sind Kreuze, welche man an den Hals hängt, (s. oben, S. 16, freylich Gerade, aber Crucifixe in den Bet-Stübchen und Kirchen bleiben bey dem Lehne; wären sie aber in einer Stube bloß angenagelt, und nicht etwann durch den Schmid stark befestigt, so können sie weggenommen werden. Denn wer wird ein Crucifix für einen Theil des Hauses halten? Noch weniger ist es unter die Gerade zu zählen, gesetzt daß es auch auf dem Nacht-Tische mit gestanden hätte.

Nach der Constantin dem Großen wiederfahrnen Erscheinung des Kreuzes, wovon ich im Art. Kreuz-Erscheinung sprechen werde, fing man an, die Wände in den Kirchen und Häusern mit Kreuzen zu bemahlen. Auch setzte Constantin gemahlte und geformte Kreuze hin und wieder an öffentliche Oerter, zum Andenken jener Erscheinung, in welcher Absicht er auch ein Kreuz in seine Kriegs-Fahnen hatte setzen lassen. Doch sollen zu seiner Zeit noch keine gemahlte und geformte Kreuze in den Kirchen üblich gewesen seyn, wie man aus dem Stillschweigen des Eusbius schließen will, welcher doch der Aufrichtung des Kreuzes an andern öffentlichen Oertern gedenkt. Nach Einigen ist diese Gewohnheit in der lezten Hälfte des 4ten Jahrh., nach Andern erst im fünften, aufgekommen,

(*) Viaggi per l'isola di Cipro, e per la Soria e Palestina, fatti da *Giovanni Mariti* dall anno 1760 al 1768. To. I. 1769, 8.

men, wo vornehmlich auf die Altäre geformte Kreuze gesetzt wurden. Die Mönche pflegten hölzerne Kreuze zu tragen, welches aber Cassian, welcher zu Anfange des 5ten Jahrh. lebte, mißbilligt. Nachher wurde auch den Bischöfen ein Kreuz vorgetragen, doch nur in ihrer eigenen Diöces, bis in der Folge die päpstlichen Legaten dieses auch in den Diöcesen anderer Bischöfe thaten.

Das Kreuz-Vortragen, ist eine Ceremonie, welche zum Stat der hohen Geistlichkeit gehört. Bey öffentlichen Processionen wird dem Papste ein dreyfaches, den Patriarchen aber ein doppeltes Kreuz vorgetragen. Ein Erz Bischof zu Trier hat, kraft eines Privilegii v. J. 1120, das Recht, in einem roth gekleideten Wagen zu fahren, und das Kreuz vor sich herfahren lassen zu dürfen.

Der bischöfliche oder erzbischöfliche Kapellan, oder ein anderer Geistlicher, der diesen Prälaten bey feyerlichen Gelegenheiten das Kreuz vorträgt, wird der Kreuz-Träger, Fr. Porte-Croix, genannt. Der Papst lässet sich allenthalben ein Kreuz vortragen, ausgenommen in Rom. Die Primaten, Metropolitanen, und alle Prälaten, die das Jus pallii haben, lassen gleichfalls, in allen Oertern ihrer Gerichtbarkeit, ein Kreuz vor sich her tragen, doch nicht in Gegenwart der Cardinäle. Das bischöfliche Kreuz ist einfach; das erzbischöfliche hat 2, und das päpstliche 3 Quer-Schenkel.

Auch pflegte man an dem Orte, wo man eine Kirche errichten wollte, ein Kreuz einzustecken, daher Crucem figere so viel bedeutet, als eine Kirche errichten. Von diesem Gebrauche mag es gekommen seyn, daß man überhaupt an jeden Platz, den man in Besitz nehmen wollte, ein Kreuz aufsteckte. Solches geschahe unter andern, wenn das Haus und der Hof eines Einwohners gerichtlich verkauft werden sollte; s. oben, S. 15. Es geschieht auch noch, wenn europäische Nationen in fremden Welt-Theilen unbewohnte, oder wenigstens keiner europäischen Nation noch zustehende Länder in Besitz nehmen.

Auf

Auf den Kleidern der vornehmern Geistlichen, als der Patriarchen, Erz- und Bischöfe, waren auch viele gemahlte oder gestickte Kreuze angebracht. Desgleichen trugen dieselben, wie auch die Aebte, mit der Zeit gegossene Kreuze vor der Brust; welches noch heutiges Tages, auch in der griechischen Kirche, üblich ist.

Bey Processionen wurden Kreuze vorgetragen, wie noch jezt gewöhnlich ist. Bey Leichen-Begängnissen der Katholiken ist noch jezt die Vortragung des Kreuzes üblich, welches in einigen Gegenden auch bey den Lutheranern beybehalten wird, bey den Reformirten hingegen abgeschaffet worden ist.

In der griechischen Kirche geschahen die feyerlichsten Eide und Zusagen durch das **Küssen des Kreuzes**. Nach dieser Gewohnheit richteten sich auch die Liefländer, bey Gelegenheit der russischen Eroberungen in Liefland. Daher lieset man in allen Urkunden und Briefen: die liefländischen Bothen wären gekommen, ihre Häupter zu schlagen, (welches ein Zeichen der tiefsten Ehrerbiethung ist,) und hätten das **Kreuz geküsset**.

Im 4ten Jahrh. pflegte man Kreuze auf die Gräber der Märtyrer zu setzen, woher es gekommen ist, daß man nachher solche auch auf den Gräbern anderer Verstorbenen angebracht hat, wie solches unter den Katholiken, auch zum Theil unter den Lutheranern noch üblich ist.

Das Kreuz war unter andern auch ein **Sinnbild der ägyptischen Gottheiten**, welches man auf ihren Obelisken und andern Denkmählern, besonders auf der bekannten **isischen Tafel** (s. Th. XXXI, S. 10, f.) antrifft. Hier findet es sich auf den obersten Streifen, von der linken Hand an gerechnet, wo man den Osiris sieht, der in der einen Hand einen Ring, daran ein wohlgebildetes Kreuz zu sehen ist, und in der an-

dern einen Stab, oder vielmehr einen Scepter, hält, welcher sich oben mit einem Vogel-Kopfe endigt. Dieser Kopf ist ohne Zweifel von dem der Isis heilig gewesenen Sperber.

Die Alterthums-Forscher sind über die eigentliche Bedeutung dieses ägyptischen Kreuzes sehr verschiedener Meinung. Martin ist dadurch, daß die von ihm erklärte heilige Wanne ziemlich eben diese Figur gehabt haben würde, wenn man die zusammengedrückte Handhabe daran auf beyden Seiten wieder ausgebogen hätte, bewogen worden, zu muthmaßen, das Kreuz bilde diese in den Geheimnissen so berühmte Wanne ab. Clayton behauptet: eben so wie Isis und Osiris noch andere zur Land-Wirthschaft gehörige Werkzeuge in Händen hätten, so sey auch dieses Kreuz weiter nichts, als ein oben mit einer Handhabe versehenes Pflanz-Holz, und das dabey oben angebrachte Quer-Holz, wodurch dieses Pflanz-Holz die Gestalt eines Kreuzes erhalte, solle nur verhindern, daß es nicht zu tief in die Erde gehe, welches in dem fetten Boden Aegyptens leicht möglich war. La Croze ist endlich, nach Jablonsky Bericht, der Meinung, daß dieses ägyptische Kreuz nichts anders, als eine Vorstellung des Phallus, sey, welche Meinung Jablonsky selbst aus dem Diodor bestätigt, in welcher dieser Schriftsteller sagt, daß man das Bildniß des Pan's, und also auch des Phallus, als seines Attributes, in allen Tempeln der Aegypter erblickt habe. Denn, sagt Jablonsky, von dem Bildnisse des Bockes finden wir eben nicht in den Reise-Beschreibungen, daß er sehr häufig auf den Ueberbleibseln der ägyptischen Tempel zu sehen sey; aber überall haben sie das Kreuz gefunden. Also ist es sehr wahrscheinlich, daß die Kreuze die Bildnisse des Pan's sind, von welchen Diodor redet; und Pan und der Phallus haben viel Verwandtschaft mit einander.

Bey den Christen ist es eine alte Gewohnheit, ein Zeichen des Kreuzes sowohl bey den gottesdienstlichen Handlungen, als auch bey mehrern andern Gelegenheiten zu machen. Und diese Gewohnheit ist noch bey den Lutheranern hin und wieder, doch als eine Neben-Sache und unschuldige Ceremonie,

nie, im Gebrauche. Nicht sowohl das Kreuz, welches theils ein bloßes Holz, theils das Werkzeug des harten Todes war, und nach dem mosaischen Gesetze einen Fluch für denjenigen, welcher daran starb, anzeigte, sondern der Tod Christi enthält für den Menschen das Trostliche und Heilsame, und nicht sowohl des Kreuzes- als vielmehr des Versöhnungs-Todes soll der Mensch sich erinnern (*). Nach und nach erhielt die Achtung und auch die Verehrung der Crucifixe, oder der gemahlten und geschnitzten Vorstellungen des am Kreuze hangenden Christi und des Kreuzes, ein größeres Ansehen, nachdem es zuerst eine bloße Erinnerung des Leidens und Sterbens Christi gewesen war. Nachdem die seltsamen Meinungen von Geistern und ihren Wirkungen aus den morgenländischen Gegenden von vielen bekehrten Christen beybehalten und mit der christl. Religion vermenget wurden, so schrieb man alles Böse sogleich den bosen Geistern zu, und bildete sich ein, daß sie allenthalben und bey jeder Gelegenheit den Menschen Schaden und Unglück bereiteten. Hierzu kamen noch in der Folge die Meinungen von den Hexen und Hexen-Meistern, oder solchen Menschen, die mit den bosen Geistern oder dem Satan in einem Bündnisse ständen, und vermittelst derselben viel Boses in der Welt anrichteten. Gegen diese Geister, und nachher auch gegen die Hexen, suchte man sich durch das Zeichen des Kreuzes zu verwahren, weil man glaubte, der böse Geist könne das Zeichen des Kreuzes nicht ertragen, und er flohe sogleich, als er dieses Zeichen vom Kreuze, woran Christus durch

(*) Der Kloster-Vogt in Marienstein, in der Ober-Lausitz, Hr. v. Schedwitz, ein aufgeklärter Mann, erlaubte einmahl zwar seinen Unterthanen, ein verfallenes Crucifix wieder zu erneuern, ließ aber auf einer Tafel die Worte darunter setzen: Nicht was du siehest, sondern den Unsichtbaren, bete an.

seinen Tod alle Macht des Satans und der bösen Geister überwunden habe, sehe. Man machte also Kreuze auf Kirchen, auf und an Privat-Häusern, über das Brod und die Speisen, über sein Geräth, u. s. w. und glaubte nun völlig dadurch gegen die Nachstellungen und Bosheiten des bösen Geistes gesichert zu seyn.

In ganz Nieder-Deutschland ist noch unter dem gemeinen Manne die abergläubische Ceremonie, sich des Morgens beym Aufstehen drey Mahl vor die Stirn und Brust zu kreuzen, und dabey zu sagen: es walte Gott Vater +; Gott Sohn +; Gott h. Geist + (*).

Die Landleute pflegen bey dem Abfeilen der Hörner des Rind-Viehes, auf jedes Horn ein Kreuz zu feilen. Durch das Zeichen des Kreuzes sucht man die neugebornen Kinder vor der Taufe gegen die Beherungen zu verwahren; es wird bekreuzet, wenn es in das Bad gebracht wird, und wenn es wieder heraus kommt. Ist etwa ein Grab zu machen, so würde es viel gewagt seyn, dasselbe schon den Tag vorher, zumahl wenn es stark in die Erde gefroren hat, zu verfertigen. Was könnten nicht böse Menschen des Nachts thun, daß der Verstorbene keine Ruhe im Grabe hätte! Es muß also das Grab allemahl am Tage der Beerdigung gemacht werden; und damit solchem Uebel vorgebeuget werde, legt man Schippe und Spaten kreuzweise über das verfertigte Grab. Wird gesäet, so macht man allemahl den Anfang mit

(*) Dies nennen sie 'swaltern, und glauben fest, durch diese Zauber-Formel für den ganzen Tag Schutz gefunden, sich auch wohl für das Böse, was sie etwa gelüsten möchte, mit dem lieben Gott abgefunden zu haben. Wenn der Junge nicht gleich aufstehen will, so weckt ihn der Vater mit der Formel: Jung stah up, un 'swaltre dich!

mit einem dreyfachen Kreuz-Wurfe. Soll ein frisches Brod angeschnitten werden, so setzt man das Messer nicht eher an, es sey denn erst mit dem Messer 1, oder auch wohl 3 Kreuze über das Brod gemacht. Viele thun es auch schon über den Teig, wenn das Mehl eingesäuert ist. Am heil. Abend vor Weihnachten, und in der Walpurgis-Nacht, macht man, um die Hexen abzuhalten, 3 Kreuze mit Kreide oder Pech an die Stuben-, Kammer-, und Stall-Thüren. Das ist aber vom Uebel, und verräth eine schimpfliche Unwissenheit in göttlichen und weltlichen Dingen. Das Kreuzes-Zeichen hat keinesweges die verborgene Kraft, daß es das Vieh vor Krankheiten und anderm Uebel bewahrt; sonst müßte fast keinem Katholiken ein Stück fallen oder gestohlen werden, weil bey den meisten die h. drey Könige mit dazwischen gesetzten Kreuzen über den Ställen in weißer Kreide paradiren. Das sind aber öfters nur Kapuziner-Stückchen, die man aus allerley Ursachen nicht gern abkommen lassen will. So wie man in der lutherischen Kirche dergleichen mit Recht für Aberglauben hält, so sieht man es doch für eine unschuldige Ceremonie an, wenn man das Kreuzes-Zeichen bloß als eine bildliche Erinnerung an den Kreuzes-Tod Christi gebraucht, und diesem allein alles Gute zuschreibt. Daher geschieht es an einigen Orten, daß z. B. bey der Consecration im heil. Nachtmahl, wenn die Worte: „das ist mein Leib, das ist mein Blut," ausgesprochen werden, über die sichtbaren Stücke das Zeichen des Kreuzes gemacht wird, desgleichen bey der Taufe über den Täufling, bey dem Aussprechen des Segens; und Luther erinnert noch in seinem Formular zum Morgen- und Abend-Segen das Zeichen des Kreuzes an sich zu machen. An verschiedenen Orten setzen die Lutheraner auch Kreuze auf die Gräber der Verstorbenen. Das Vortragen der Kreuze bey Begräbnissen aber, ist in

den Brandenburg-Preussischen Ländern verbothen (*).

Vom Aberglauben mit dem Gebrauch des Kreuzes, s. Hrn. Diacon. Goeze Natur, Mensch bleiben und Vorsehung, 1 B. (Lpz. 1779, 8.) S. 475 — 485.

Wenn bey den Walachen im temeschwarer Banat, zwey oder mehrere eine unverbrüchliche Freundschaft errichten, so, daß sie einander im Leben und Tode nicht verlassen wollen, pflegen sie in das Geschirr, woraus sie essen und trinken, ein Kreuz zu legen, woraus sie sich ewige Treue zuschwören. Daher kommen bey ihnen die Redens-Arten: frate de cruce (Kreuz-Bruder), mangar cruce (das Kreuz essen). Man muß auf diese Handlungen wohl Acht haben. Meistentheils sind es Vorbothen von Räubereyen. Eben so ist es, wenn sie jemand auf das kräftigste zu etwas verbinden wollen, z. B. wenn die Räuber einen loslassen, und von ihm verrathen zu werden befürchten, so lassen sie ihn durch das Kreuz, Brod und Salz schwören, daß er es nicht thun wolle. Das nennen sie: giurar pe cruce pe pita, pe sare.

Daß das Kreuz den Juden von je her ein Aergerniß gewesen, und noch ist, man mag nun entweder darunter den Kreuzes-Tod unsers Heilandes, oder das Holz des Kreuzes, woran er gestorben ist, oder auch die zum Andenken desselben gemachten Bilder und Figuren verstehen, ist eine bekannte Sache. Man erzählt allerley schimpfliche Behandlungen, die von den Juden an aufgestellten Crucifixen begangen worden seyn sollen, die ich aber mit Stillschweigen übergehe.

Sie

(*) Verordnung wegen Abschaffung der Kreuze bey den Begräbnissen, d. d. Petsd. 9 Jun. 1683, ist in Mylius Corp. Constit. March. 1 Th. 1 Abthen. No. 1 Col. 407, f.

Verordnung an die Inspectores, daß das Crucifix den evangel. sch-lutherischen Leichen nicht mehr vorgetragen werden solle, d. d. Berl. 26 Aug. 1729, ist. eb. das. 1 Th. 2 Abthl. No. CXXVII, Col. 247, f.

Sie nennen das Kreuz mit einem allgemeinen Nahmen, Zelem, oder Bild; unsern Char-Freytag nennen sie in ihren Kalendern, Zelem- oder Bilder-Tag; die Gewohnheit der Christen, die Hände beym Gebet kreuzweise zusammen zu legen, nennen sie zum Spott: Zettel und Durchschlag, welche Benennung von den Webern hergenommen ist; eben also nennen sie auch ein Kreuz, welches von Holz oder anderer Materie gemacht ist: Scheri va ref, Zettel und Durchschlag, und halten solches für Abgötterey.

In den Urkunden, Diplomen und andern Handschriften, kommen, nebst den durch einander gezogenen und gekräuselten Buchstaben-Figuren (Chrismon, Chrismus), auch viele und verschiedene Kreuze, schon von den ältesten Zeiten her, vor, und haben ganz unstreitig aus einem wahren Andachts- und Religions-Eifer der ersten Christen ihren Ursprung, als welche, nach dem Rathe des Apostels, sich allein in dem Kreuze ihres Erlösers Jesu Christi rühmten, welches auch daher in den Augen aller Gläubigen für so heilig gehalten wurde, daß man keine Urkunde auf eine höhere Stufe der Beglaubigung bringen konnte, als wenn man das Zeichen unsers Heils dazu setzte. Man weiß auch aus der Geschichte, daß der Kreuz-Galgen, welcher ehedem ein schmachvolles Verdammungs-Zeichen der größten Verbrecher war, nach Constantin's des Großen Thron-Besteigung, bey allen christl. Nationen als das vorzüglichste Ehren-Zeichen angesehen, auf alle Reichs-Insignien, Kronen, Scepter, Reichs-Aepfel und Kleider der Könige, auf ihre Wapen und Sigille, auf alle öffentliche Denkmähler, auf alle Briefe, Schriften und Bücher, gemacht worden ist, und noch allenthalben in großer Achtung gehalten wird. In Deutschland wenigstens, war das Kreuz eines der vorzüglichsten Zeichen der königl

niglichen und kaiserlichen Würde beständig seit der Regierung Kaisers Heinrich IV.; und unter andern ihm nach seiner Gefangensetzung zu Ingelheim abgeforderten Kleinodien, that sein Sohn und Nachfolger, Heinrich V. auch des Kreuzes Meldung. Diese allgemeine Hochachtung unsers Erlesungs-Zeichens vermehrte auch den Gebrauch der Kreuze in den Urkunden; man findet sie da oft in Menge und großer Verschiedenheit, nicht nur an der Spitze derselben, sondern auch vor den Grüßen, vor den Zeit-Angaben, fast bey jeder Unterzeichnung, und selbst öfters im Contexte, ja auch in der Mitte und an den beyden Enden der eigenen Nahmen. Eine so bekreuzte Schrift hielten sie auch für heilig und unverbrüchlich, da aus anderweitigen Gebräuchen der alten Christen bekannt ist, daß sie ein Kreuz-Zeichen und einen Eidschwur gleich schätzten; ja, mit einem Kreuze sich irgend unterzeichnen, bey ihnen eben so viel, als eigenhändig schweren, gewesen sey. Und aus diesem Grunde klagt Papst Stephan V. in einem Schreiben v. J. 886, den berüchtigten Photius an, daß er das Kreuz unsers Herrn verspotte, d. i. daß er seine Eide und seine mit Kreuzen begleitete Unterschrift, gebrochen habe.

Daß aber dergleichen Kreuze statt der wirklichen Nahmens-Unterschrift gelten mußten, ist aus Justinian's Verordnung Cod. 12 Tit. 30, L. 22, zu ersehen, wo es deutlich heißt: daß, wenn einer nicht schreiben könnte, er doch wenigstens das ehrwürdige Zeichen des Kreuzes eigenhändig machen sollte. Darüber hielt man auch im Orient so genau, daß man in Bithynien noch mit der Hand einer unter Verfertigung des Vermächtniß-Briefes verstorbenen Frau diesen ihren lezten Willen bekreuzte. Und schon unter dem Proconsulate des jüngern Faustus, im J. 503, bestätigte eine Dame, die dem Johannes, Bischofe zu Ravenna, gemachte Schenkung, bloß durch das Kreuz-Zeichen; dergleichen Beyspiele Mabillon (*) noch mehre-

re

(*) De re diplomatica, L. 2, c. 23.

re anführt. So haben wir auch, nebst einigen merovingischen, selbst von Pipin dem Kleinen, und seinem Sohne Karlmann, Diplome, die sie mit bloßen Kreuz-Zeichen unterschrieben. Deutschland, Spanien und Italien liefern uns dergleichen Beyspiele aus dem 8ten und frühern Jahrhunderten. Hr. Prof. Gruber, in Wien, besitzt ein Originalstück vom Herzog Rudolph aus Oestreich vom J. 1362, dessen eigenhändige Unterschrift: †Hoc est verum† an beyden Enden nur deswegen bekreuzt ist, damit nicht etwann ein Verfälscher noch etwas dazwischen schreiben könnte. Schöpflin irrt demnach sehr, wenn er daraus diesem Erz-Herzoge die Schreibe-Kenntniß absprechen will, als von dem man noch ganz andere Unterschriften aufzuweisen hat.

Dergleichen Kreuze galten auch nach dem kanonischen oder Kirchen-Rechte statt der eigenhändigen Unterschrift. Selbst die römischen Päpste haben so manchmahl nur mit Kreuzen unterzeichnet; davon wurden einige vor dem gewöhnlichen End-Wunsche gesetzt, die andern zu Anfange des Spruches, der in zwey halben Zirkeln eingeschlossen war; andere standen zu oberst dieser Zirkel. Im 11ten Jahrh. überliessen sie die Unterzeichnungen ihren Kanzlern, und seit dem 12ten Jahrh. vermuthlich auch die Kreuze. Man bemerkt auch in den Morgenländern eben dieselbe Hochachtung des Kreuzes, und den Werth desselben bey bischöflichen Unterschriften. Von europäischen Bischöfen mangelt es uns nicht an Zeugnissen seit dem 8ten Jahrh.; und Mabillon betheuert, daß die Kirchen-Versammlungen so manchmahl alles ihr Ansehen dahin wandten, alle mit dem Kreuz-Zeichen versehene Schriften und Diplome gültig und unverletzlich zu machen.

Schon unter der Römer Herrschaft findet man, daß im Nothfall einer für den andern unterschrieb, und daß man sich begnügte, denjenigen, der nicht schreiben konnte, ein selbstbeliebiges Zeichen von seiner Hand dahin machen zu lassen. Nach Einführung

des

des Christenthumes war dieses Zeichen gemeiniglich ein Kreuz, welches ein Jeder, auch des Schreibens Unkundige, doch mit leichter Mühe machen konnte. Und wie hätte man sich anders behelfen sollen, nachdem die unschriftlichen Verträge alle ihre Gültigkeit verloren haben, und die Unterschrift zur gesetzmäßigen Nothwendigkeit geworden ist? Wie hätten denn so manche Könige und Kaiser, ja so gar Bischofe und andere geistliche Personen, eigenhändig mit ihrer Nahmens-Fertigung' Diplome bestätigen sollen, die da selbst eingestehen, oder von denen doch bekannt ist, daß sie nicht einmahl ihren eigenen Nahmen schreiben konnten? In diesem Falle mußte man ihnen nothwendig die Hand führen, oder nur ein Kreuz, oder gar nur einen Tüpfel, und, wie Abt Bessel (*) sagt, gar nur etliche Striche zu machen erlauben, um doch die Charte rechtsbeständig dadurch zu erklären.

Denn, daß aus den Laien nur wenige, selbst so manche Fürsten, Könige und Kaiser nicht ausgenommen, und nicht einmahl alle geistliche Personen des Mittel-Alters, schreiben konnten, lehrt die Geschichte derselben Zeiten. So waren Theodorik, der Ostgothen König, und selbst der Kaiser Justin ein Thracier, und Basilius der Macedonier, des Lesens und Schreibens unkundig. Zu dieser Classe gehören auch aus den Merovingern: Clovis II. und III., Childerik II., und die Häupter des karolingischen Stammes, Pipin der Kurze, sein Sohn Karlmann, und vielleicht auch Karl der Große selbst, der es wenigstens in seiner Jugend nicht erlernt hatte. Aus den angelsächsischen Königen konnte Withred, im Anfange des 8ten Jahrh., seinen Nahmen nicht schreiben; und selbst Wilhelm der Eroberer hatte hierin keinen Vorzug vor ihm. Daß es wohl auch dergleichen deutsche Kaiser gegeben habe, behauptet Ludwig (**), und von der Unwissenheit anderer deutschen Fürsten im Lesen und Schreiben, überzeugen uns

(*) In seinem Prodromo Annalium Gottwicensium, S. 310.

(**) Rel. MSC. To. 1, Præf. p. 92.

uns ihre urkundliche Formeln: Quia literas nescio; characteres pingere ignoro; propter ignorantiam literarum; und im Deutschen: Weil ich Schreibens unerfahren ꝛc. Und wie mögen wir von andern zweifeln, da ausgemacht ist, daß Thassilo, Herzog von Bayern, kaum die ersten Buchstaben seines Nahmens schreiben; und Herbald, Comes Palatii, folglich das Haupt der Gerechtigkeit im röm. Reiche, um das J. 874, noch weniger konnte!

So ungereimt uns dieses von weltlichen Obrigkeiten vorkommt, desto unverdaulicher ist gewissen neuen Schriftstellern, welche die alten Sitten nach den unsrigen beurtheilen, das eigene Geständniß der Unwissenheit im Lesen und Schreiben so mancher geistlichen Personen, sogar vom bischöflichen und äbtlichen Range; der Mönche und andern Geistlichen nicht zu gedenken, als von welchen selbst der h. Benedict nicht verlangte, daß sie schreiben könnten. So konnten, nach dem Zeugnisse der authentischen Acten selbst auf der Zusammenkunft in Karthago, im J. 411, ein Bischof; auf der Versammlung der irrgläubigen Geistlichkeit zu Ephesus, zwey, und auf der Kirchen-Versammlung zu Chalcedon, wohl mehr als 40 Bischöfe nicht eigenhändig ihre Nahmen unterzeichnen (*); sie liessen dann durch ihre Mit-Bischöfe unterschreiben, oder mußten ihre Zuflucht zu ihren Priestern und Diakonen nehmen, die sie auch öffentlich bezeugen lassen, daß sie nicht schreiben konnten. Daß aber auch diese Leztern nicht allezeit schreiben konnten, beweiset ein Unter-Diakon Gratian, der die berühmte Charte zu Ravenna nicht unterzeichnen konnte, welche im Supplement-Bande zu Mabillon's Diplomatik bekannt gemacht und gestochen ist.

Von dergleichen unwissenden und im Schreiben ganz unerfahrnen Personen, redet nun eigentlich die oben erwähnte Verordnung des Kaisers Justinian, deren Haupt-Worte aber: si scribere praepediatur, wie es gemeiniglich mit Radebrechung der Gesetze geschieht, auch andere nicht ganz des Schreibens unkundige, theils aus Gemächlichkeit, theils auch aus Gewohnheit und Hochmuth, für sich auslegten; daher sie ge-

(*) S. Labbé Concil. T. 4, act. 6, p. 581.

gemeiniglich durch Andere ihre Nahmen hinschreiben liessen, wozu sie doch anfangs ihr eigenhändiges Kreuz oder ein anderes Zeichen setzten; welches sie aber auch mit der Zeit den Kanzellisten sammt ihrer Nahmens-Unterschrift überliessen, wie man aus gar vielen Urkunden vom 9ten bis zum 14ten Jahrh. ersehen kann. Erst im 14ten Jahrh. fingen die Päpste die eigenhändige Unterzeichnung wieder an, und die deutschen Kaiser unterschrieben sich selbst seit dem Ende des 15ten Jahrhundertes. Kaiser Maximilian unterschrieb zuerst eigenhändig, und schaffete die Monogramme gänzlich ab; wiewohl Secousse, gegen Herrgott's Meinung, schon Karl'n IV. 1366, eigenhändig unterschreiben lässet.

Weil sodann die vielen Kreuze in den Diplomen, entweder vom Notarius selbst alle, oder auch von verschiedenen in der Urkunde erwähnten Personen selbst eigenhändig gemacht worden sind, darf man sich über ihre höchst verschiedene und seltsame Form gar nicht verwundern. Denn nicht nur der Ausspender der Urkunde, sondern auch jener, dem zum Besten sie aufgesetzt worden ist, und selbst der Kanzler, der Abschreiber, und alle die zugezogenen Zeugen, machten, wenigstens bis in das 12te Jahrh., ihre Kreuze eigenhändig hin. Daher sieht man auch oft in einer und derselben Charte bald ein ordentliches Kreuz (+); bald ein Andreas-Kreuz (X); bald das Stern-Kreuz (*); desgleichen auch das punctierte, Fig. 2848, und das eingefaßte oder rhomboische, Fig. 2849, und dergleichen andere Kreuz-Figuren mehr. Für diese so vielfältige und verschiedene Kreuze war nicht einmahl ein festgesetzter Ort in den Diplomen. Man findet sie meistens an der Spitze der Urkunden statt des Chrismon, oder bey demselben; man findet sie auch zuweilen im Contexte, wiewohl sie daselbst, eben wie vor dem Datum, seltener angetroffen werden. Dagegen erschei-

scheinen sie desto öfter und fast allezeit bey den gewöhnlichen Nahmen- oder Zeugen-Unterschriften, bald vor, bald nach, und zuweilen wohl auch selbst mitten in den Nahmen. Wenigstens ist der Gebrauch, das Kreuz-Zeichen zu den Nahmen zu setzen, uralt und allgemein, wie aus unterschiedenen Acten der 5ten allgemeinen Kirchen-Versammlung, aus dem lezten Willen des h. Remigius, und aus tausend andern sowohl geist- als weltlichen Aufsätzen Deutschlandes, Italiens, Frankreichs, Spaniens und Englands, zu ersehen ist. Vor den Unterschrift-Kreuzen setzten sie gemeiniglich das Wort Signum, oder setzten wenigstens die ersten zwey oder drey Buchstaben dieses Wortes hin; aber auch hierin wurden sie bald gemächlicher, zeichneten nur den einzelnen Anfangs-Buchstaben davon, und durchstrichen diese Sigla mit 1 oder auch 2 Diagonalen; Fig. 2850; welcher Schrift-Zug für das ganze Wort Signum, und zugleich für ein Andreas-Kreuz, gelten mußte. Hernach liessen sie auch diesen einzelnen Buchstaben gar weg, und machten vor ihrem Nahmen ein bloßes Kreuz, wie noch heut zu Tage die Cardinäle thun; dafür in Urkunden mittlerer Zeiten wohl auch die tironische Note, Fig. 2851, statt subscripsi oder subscriptio, vorkommt, welche, ihrer Gestalt nach, ebenfalls für eine Art von Kreuz angesehen werden kann. Ja, so gar am äussersten Rande der Urkunden, wo sie gerade abgeschnitten, partita, diuisa, oder auch ausgezackt, indentata, sind, findet man halbe oder auch $\frac{3}{4}$ eines oder auch etlicher hingemachten Kreuze, sowohl ohne, als auch mit dem ganzen oder halben Bildnisse des Gekreuzigten, welche Art beschriebener Papiere man eigentlich Chirographa, in deutscher Sprache Zerren, nennt, und welche man, zur Verhütung alles Betruges, in die Stelle gleichlautender Ur- und Abschriften gesetzt hat. Bey dergleichen Instrumenten konnte zwar alles beobachtet

werden, was man sonst bey den Chartis pariclis, oder pariculis, d. i. bey gleichlautenden Abschriften, gewohnt war; nur war dieses noch dazu erforderlich, daß, so viel Exemplare man haben wollte, alle dieselben, folglich mit kleinern Lettern, auf ein Pergament-Blatt geschrieben, und doch zwischen allen und jeden ein gleich großer leerer Raum mußte gelassen werden. Dieser leere Raum nun, wo eben hernach der gerade Durchschnitt, Divisio, oder der zackichte Ein- und Abschnitt, Indentura, geschahe, wurde, ehe noch mit verschiedenen Kreuzen, oder auch mit dem Bildnisse des Gekreuzigten, mit großern Alphabet-Buchstaben, mit dem Worte Cyographum, oder auch mit andern heiligen Nahmen, als: Jhesus sancta Maria, und dergleichen noch größerer Schrift-Art angefüllet, so, daß nach dem Durchschnitte, bey einer künftigen Zusammenhaltung, die eine abgesonderte kleine Charte gerade mit der andern zusammen passen, und die getheilte Schrift wieder ein Ganzes ausmachen mußte. Man bediente sich solcher Vortheile besonders in England, Frankreich, Spanien, und vornehmlich in Aragonien. Im 15 und 16ten Jahrh. wurden sie auch in Deutschland üblich, um allen Betrug zu verhüten; dauerten auch bis in das 17te Jahrh., wie aus einer Stelle der ulmischen Gerichts-Ordnung v. J. 1621, erhellt. War der leere durch- oder abgeschnittene Raum beschrieben, so nannte man sie eigentlich **Cirographen**, und bey den Deutschen **Zerten, Certen, Zerter** oder **Zarter**, übrigens nur **ausgeschnittene Zettel, aus einander gefelt Zeddel, Kerbbriefe und Kerbzettel.**

Uebrigens ist von den **diplomatischen Kreuzen** noch anzumerken, daß sie nicht allemahl von derselben Tinten-Farbe sind, als der übrige ganze Inhalt der Urkunde. Die griechischen Kaiser mahlten ihre Kreuze mit Purpur-Tinte, welches jedem andern bey Leib-

und

und Lebens-Strafe verbothen, und nur etwa den kaiserlichen Prinzen und ersten Ministern oder Lieblingen zuweilen aus besonderer Gnade vergönnt war. So bekreuzten auch die normännischen Könige beyder Sicilien ihre Diplome mit rother Tinte, welches auch einige der römischen Kaiser, insonderheit Karl der Kahle, und zuweilen auch Ferdinand III., desgleichen die kapuanische Fürsten und Erz-Bischöfe, nebst einigen andern Königen und Landes-Herren, öfters nachgeahmet haben. Ja, die englischen Konige vor den Normännern haben ihre Urkunden so gar mit goldenen Kreuzen bezeichnet.

Einige dieser diplomatischen Kreuze sind gar schlecht, und öfters recht ungeschickt hingezeichnet, woran gewiß die Eilfertigkeit, die Unwissenheit, oder auch, wie bey den Schriften selbst, eine unverzeihliche Nachlässigkeit Schuld haben mag; andere dagegen sind recht nach der Kunst, und, wie man zu sagen pflegt, wie nach dem Zirkel gemacht. Und was dabey noch wunderbarer ist, sind oft die eigenhändigen Kreuz-Zeichen der Konige und anderer hohen Personen, von denen man billig zweifelt, ob sie jemahls schreiben gelernt haben, weit zierlicher ausgefallen, als die Kreuze ihrer eigenen Notarien und Kanzelliſten. Von diesen und andern artigen oder regelmäßigen Kreuzen großer Herren, Fürsten und Könige, ist zu wissen, daß sie dazu eigene Stämpel, ihre Nahmen und Kreuze aufzudrücken, hatten, welches Einige, gewiß wegen der Schrift-Richtigkeit und Verschönerung gethan haben, und bey Manchen wohl auch aus Unwissenheit oder Mangel der Schreibe-Kunde geschehen seyn mag. An statt des Stämpels bedienten sie sich auch durchgeschnittener Bleche, um den richtigen Zügen derselben mit der Feder nachzufahren. Dergleichen hatte von Gold Theodorik, der Ostgothen König;

von Holz, Kaiser Justinus; und andere hatten es von Elfenbein.

Ausser den bisher erklärten diplomatischen Kreuzen, findet man sie auch auf den Sigillen, welche gemeiniglich dem Diplome aufgedruckt oder angehänget werden. Diese daher so genannte sphragistische Kreuze haben mit den übrigen urkundlichen gleiche Figur und Absicht. Sie erscheinen öfters auch im Mittelfelde und zu beyden Seiten königlicher Häupter; ja, man findet nicht leicht ein Sigill mittlerer Zeiten, bis zu Anfange des 14ten Jahrh., dessen Inschrift nicht mit einem Kreuze anfinge. In gedachtem Jahrh. werden die Kreuze schon seltener, und gegen den Anfang des 15ten gab der Verfall der Gottseligkeit die Veranlassung, statt der bisherigen Kreuze, die eben nichts als offenbare Zeichen göttlicher Anrufung waren, Sterne und Röschen einzuführen.

Ungeachtet der nach und nach, insonderheit seit den so berufenen Kreuz-Zügen, unter den Christen eingerissenen Laulichkeit, stieg doch die Hochachtung diplomatischer Kreuze bey so manchen andern zum Irrthum und Aberglauben hinan. Denn die dazu gebrauchte Tinte pflegte in vielen Gemeinden vorher mit allen feyerlichen Ceremonien geweihet zu werden; ja, einige gingen in ihrer frommen Einfalt so weit, daß sie die Tinte, womit die Kreuze in den Urkunden gezeichnet werden sollten, so gar mit den consecrirten oder eucharistischen Wein-Gestalten mischten. So wurde auch die allgemeine Verdammung des Ketzers Photius mit dem wahren Blute Jesu Christi unterschrieben.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den meisten Kreuzen in den geschriebenen, oder auch gedruckten, alten Büchern. Denn obgleich ordentliche Kreuze in den Titeln der Bücher und Hauptstücke als Anrufungs-Formeln gelten mögen, sieht man doch auch allein oft bey sehr anstößigen und ziemlich schmutzigen

Stel-

Stellen punctierte Andreas-Kreuze, Fig. 2852, oder auch Sterne *, Asteriscus, Ceraunion, und andere Zeichen, die alle nur ihre besondere, den Leser angehende Bedeutung haben.

Gregor Grubers Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatik, 1 Th. (Wien, 1783, gr. 8.) S. 156, fgg.

Die Unterschrift durch Kreuze, war, erwähnter Maßen, schon im 6ten Jahrh. sowohl im Orient, als Occident, besonders aber in Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutschland, üblich. Es bedienten sich ihrer nicht nur des Schreibens unerfahrne Personen, sondern auch andere, Alters oder Schwachheit halber, oder weil sie mit zu vielen Geschäften überladen, oder gar zu bequem waren, und einige so gar aus Stolz. Ueberhaupt ist diese Art der Unterschrift sehr alt, und wurde zu allen Zeiten, nach den verschiedenen Verhältnissen der Personen, häufig gebraucht. Daß diese eigenhändige Unterschrift durch Kreuze von eben dem Gewichte sey, als die buchstäbliche Ausdrückung des Nahmens, kann 1. aus dem Begriffe der Schrift und Unterschrift selbst dargethan werden. Eine Schrift ist nichts anders, als die Erklärung unserer Gesinnungen durch gewisse auf dem Papiere ausgedrückte Zeichen. Diese Zeichen heißen Buchstaben, sind nach der Verschiedenheit der Nationen verschieden, und werden fast in jedem Jahrhunderte wieder abgeändert. Derjenige also, welcher solche Zeichen auf dem Papiere ausdrückt, und dadurch seine Gesinnungen Andern zu erkennen gibt, schreibt; jene Zeichen mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn sie nur angenommen und gebräuchlich sind, und derjenige, der mit solchen Zeichen, sie seyen ordentliche oder ausserordentliche, seinen Nahmen auszudrücken die Absicht hat, unterschreibt. Ueberdies ist diese Art der Unterschrift zu einem solchen Ansehen gekommen, daß sie bey einem jeden Geschäfte oder

Contracte, den man mit einem des Schreibens Unerfahrnen errichtet, und der entweder zu seinem Wesen, oder auch zu grösserer Sicherheit und zu besserm Beweise die Unterschrift erheischt, als gültig anerkannt, und noch heut zu Tage dafür gehalten wird. Ehemahls wurde so gar diese Unterschrift durch Kreuze, unter den Christen als eine mit einem Eidschwure bekräftigte Unterschrift betrachtet, und diejenigen wurden für Meineidige angesehen, welche den Vertrag, den sie mit Kreuzen unterzeichnet hatten, nicht erfüllten. Auch werden auf solche Unterzeichnungen bey den Gerichten Processe erkannt und entschieden, zum offenbaren Beweise, daß sie für eine wahre Unterschrift angenommen werden. Selbst der Kaiser Leo erklärt sie, in der Novelle 72, nicht nur für eine gültige und wahre Unterschrift, sondern legt ihr noch die Kraft bey, daß durch sie so gar Verordnungen gemeiner Rechte aufgehoben werden können. Dieser Art der Unterschrift kann man auch bey Testamenten ihren innern Werth nicht absprechen, da sie bey Schriften von grösserer Wichtigkeit, als: Urkunden, Synodal-Briefen, u. d. gl. von aller Wirkung ist. Die Unterschrift des Testators wird nur zum Beweis seines Willens erfordert; die Gesetze verlangen bey einem Testamente nur die gewöhnliche Unterschrift des Testators, deren er sich in andern Fällen bedient. Die Unterschrift durch Kreuze wird ferner bey denen, die nicht schreiben können, gewöhnlich gebraucht; daher muß sie auch bey einem Testamente, wie bey andern Urkunden gültig seyn. Bey Testamenten, welche der Testator nicht selbst, sondern ein Anderer für ihn geschrieben hat, ist keine andere Unterschrift erforderlich, als diejenige, deren sich der Testator gewöhnlich und in andern Fällen bedient hat. Die Art und Form derselben ist nirgends vorgeschrieben; daher liegt nichts daran, durch was für eine Art der Unter-

Schrift

Schrift der Testator dasjenige, was von einem Andern geschrieben ist, als seine wahre Willens-Meinung genehmige, wenn nur die beygesetzte Unterschrift die gewöhnliche desselben ist, und in der Absicht, den Inhalt des von einem Andern geschriebenen Testamentes zu genehmigen, beygefüget werde. Aus dieser Ursache darf man also in Ansehung der Unterschrift gar nicht ängstlich seyn; und es ist gleichgültig, ob der Testator entweder selbst, oder durch einen Andern, ob er entweder seinen ganzen Nahmen, oder nur die Anfangs-Buchstaben desselben, z. B. E. D. S. †, oder, wenn er gar nicht schreiben kann, durch drey Kreuze † † †, oder andere angenommene und gewöhnliche Zeichen, welche seine Unterschrift andeuten, seinen schriftlich abgefaßten lezten Willen unterschreibe. In einem mit Kreuzen von dem Testator unterschriebenen Testamente, wird gemeiniglich von demjenigen, der das Testament niedergeschrieben hat, oder auch bisweilen von einem Andern, der des Schreibens kundig ist, oder gar von zwey oder drey Zeugen, die Anmerkung beygesetzt: „Weil N. N. nicht schreiben und lesen kann, (des Schreibens unerfahren ist,) hat er „sich mit 3 Kreuzen unterschrieben.“

Diss. de subscriptione testatoris analphabeti per cruces. Præs. *Jo. Franc. Wiesen.* Resp. Auct. *Franc. Joseph. Müller.* Wirceb. 1778. 4. 4 B.

Was das Kreuz auf Münzen betrifft, so erscheint dasselbe fast auf allen denjenigen, so unter christlichen Volkern im 11ten Jahrh. geschlagen worden sind, eben zum Zeichen, daß sie sich zum Christenthum bekenneten, und darin ihre gröste Ehre suchten. Die Engländer nennen daher auch noch die andere Seite einer Münze Krofs-Side, d. i. Kreuz-Seite. Man erblickt daher fast auf den meisten Münzen der ersten christlichen Kaiser, und fast aller christlichen Konige und Fürsten, ein Kreuz. Es war dieses ein gewöhn-

liches Zeichen der christlichen Religion, und es bemühen sich diejenigen vergebens, welche darunter verschiedene Geheimnisse und Ausdeutungen suchten. Kaiser Karl der Dicke, welcher sich sehr angelegen seyn ließ, das Münzwesen im guten Stand zu setzen, befiehlt: vt in denariis ex altera parte in medio Crux habeatur (*). Köhler (**) hält dafür, man hätte das Kreuz deswegen auf die Münzen gepräget, daß die Geld-Verderber sich ein Bedenken machen sollten, sich daran zu vergreifen. Auch in der seltsamen Gestalt, unter welcher zuweilen diese Kreuze erscheinen, ist kein Geheimniß zu suchen, weil die Münz-Meister eben so, als die Wapen-Könige damahliger Zeiten, in den Abänderungen und Verzierungen desselben die Feinheit ihres Wißes und die Geschicklichkeit in ihrer Kunst vorzüglich an den Tag zu legen suchten. Man hat auch sehr viele Beyspiele, daß auf alten Münzen und Siegeln, Kreuze an statt der Scepter, den christlichen Kaisern, Königen und Fürsten in die Hände gegeben werden (***); ja, so gar Kreuze in beyde Hände (****).

Auf den alten runischen Münzen befindet sich zwar auch ein Kreuz, welches aber noch gar kein Beweis ihrer christlichen Zeiten ist; denn bey den alten nordischen Heiden war das Kreuz sehr im Gebrauche, und ein Zeichen ihres größten Abgottes, des Thor. Der erste norwegische christliche König, Haquin, besänftigte die, wegen seiner Glaubens-Veränderung, fast auf-

(*) *Baluz.* T. II. Capitul. L. I. c. 8. L. II. c. 18. S. *Jac. Gretseri* Commentar. de Cruce, & nummis crucigeris.

(**) Im 10 Th. der Münzbelust. S. 10.

(***) *Ludewig* Reliq. Manuscript. T. VII. Tab. II. n. 39. Tab. III. n. 74 und 79.

(****) Eb. das. Tab. III. n. 87, 88. Groschencabinet, V Fach. Tab. XXII. n. 35. 37 — 41.

aufrührischen Land-Stände damit, daß er auf seinen Becher das Zeichen des Kreuzes machen ließ, indem sie ihn hierauf noch für einen guten Diener des Thor hielten. Indessen haben diese Völker alle diejenigen Dinge, welche sie in ihrem Heidenthume mit dem Kreuze bezeichneten, auch mit dem Nahmen eines Abgottes geziert, welches man noch auf ihren alten Runen oder Grab-Steinen findet. Wo man diesen Umstand nicht mit antrifft, da ist das Kreuz gewiß eine Anzeige christlicher Zeiten.

Dieses heidnische Kreuz ist eigentlich kein Kreuz, sondern die Vorstellung eines großen Hammers, mit welchem der alte nordische Abgott Thor gebildet wurde, und welches vermuthlich eben das hat ausdrücken sollen, was die Griechen und Römer mit den Donner-Strahlen in der Hand des Jupiters haben anzeigen wollen, nähmlich die oberste Macht des höchsten Gottes. Wie denn der Streit-Hammer, in ältern Zeiten, bey manchen Völkern, von ihren Fürsten als ein Zeichen des Commando-Stabes oder des königl. Spießes, geführt worden, und er sonderlich eine alte Waffen-Art der barbarischen scythischen Völker gewesen ist.

In der Wapen-Kunst (Heraldik), ist das Kreuz ein Schild-Stück in Gestalt eines Kreuzes, und eines der vornehmsten Ehrenstücke, welches in sehr vielen Wapen vorkommt, weil es das gemeine Zeichen der Christen war, welche einen Kreuz-Zug zu thun sich verpflichtet hatten. Eben daher kommen auch die vielen Veränderungen in seiner Zeichnung, weil sich die angesehenen Kreuz-Fahrer doch einer von dem andern unterscheiden wollte. Die Mitte des Kreuzes wird im Franz. Coeur, und die Winkel werden Cantons genannt. Ueberhaupt ist dasselbe zweyerley: ein gemeines, und ein Andreas-Kreuz.

Das aufrechte, gemeine, gleiche, platte oder schlechte Kreuz, L. Crux ordinaria, Fr. Croix

ordinaire, oder plaine. besteht aus einem Pfahle, auf dessen Mitte ein Quer-Balken liegt; Fig. 2853.

Die Ulfft am Nieder-Rhein, führen im goldenen Schilde ein rothes gemeines Kreuz.

Das Andreas-Kreuz, geschobene Kreuz, Ueberzwerch-Kreuz, L. Crux St. Andreae oder Andreana, Decussis, Fr. Croix de St. André, Sautoir, besteht aus einem rechten und linken Quer- oder Schräg-Balken. Jeder Schräg-Balken nimmt gemeiniglich ein Drittel des Schildes ein, so, daß durch die Figur das ganze Feld beynahe bedeckt wird; Fig. 2854. Es wird auch burgundisches Kreuz, L. Crux Burgundica, Fr. Croix de Bourgogne, genannt, weil die Könige von Burgund zuerst zu Ehren des h. Andreas dasselbe im Wapen sollen geführt haben.

Von dem hiervon so genannten burgundischen Kreuz-Orden, s. unten, im Art. Kreuz-Orden.

Von dem auf den Albertus-Thalern befindlichen burgundischen Kreuze, werden dieselben auch burgunder Thaler genannt; s. unten, Kreuz-Thaler.

Die von Hattstatt führen im goldenen Felde ein rothes Andreas-Kreuz.

Wenn ein Kreuz seine gewöhnliche Größe nicht hat, wird es ein Kreuz-Faden genannt. Fig. 2855, ist ein rother gemeiner Kreuz-Faden; und Fig. 2856, ein rother St. Andreas-Kreuzfaden.

Ferner gibt es auf unterschiedene Weise geformte Kreuze; als:

Ein gekerbtes, ausgekerbtes, oder ausgespitztes, L. Crux dentata, denticulata, Fr. Croix denchée, oder dentelée, Fig. 2857.

Die Gymnich und Mutterspach, führen im silbernen Felde ein rothes gekerbtes Kreuz.

Ein ausgeschupptes Kreuz, L. Crux ingradata, striata, Fr. Croix engrelée, Fig. 2858.

Die Römersthal führen im silbernen Felde ein schwarzes ausgeschupptes Kreuz.

Ein

Ein gezinntes Kreuz, Zinnen-Kreuz, welches sowohl an dem Pfahle, als auch an dem Quer-Balken, hervorragende Mauer-Zinnen hat, L. Crux pinnata, Fr. Croix bretessée; Fig. 2859.

Die Saliceti führen im goldenen Felde ein grünes gezinntes Kreuz.

Ein mit verschobenen Zinnen formirtes Kreuz; Fig. 2860.

Ein gestimmeltes, geästetes oder Ast-Kreuz, L. Crux nodosa, ramosa, truncata, Fr. Croix arborée, clavelée, écotée; Fig. 2861.

Die Freyherren von Sandes führen im silbernen Felde ein schwarzes geästetes Kreuz.

Ein ausgerundetes Kreuz, welches Einige mantuanisches Kreuz, oder Tatzen-Kreuz nennen, ist ein gemeines, an den 4 Enden ausgebogenes Kreuz, Lat. Crux patens, patula, oder pedata, Fr. Croix pattée; Fig. 2862.

Die Herzoge zu Mantua führen im silbernen Felde ein rothes ausgerundetes Kreuz, von 4 gegen einander gekehrten schwarzen Adlern begleitet.

Die Notthal, im rothen Felde ein silbernes ausgerundetes Kreuz.

Die Partenay, im silbernen Felde ein schwarzes ausgerundetes Kreuz.

Ein wellenweise formirtes Kreuz, Fig. 2863.

Ein unten zugespitztes Kreuz, Fig. 2864.

Ein getheiltes, gespaltenes und durchschnittenes Kreuz. So ist z. B. Fig. 2865, ein mit Silber und Blau getheiltes, gespaltenes, und in der Mitte rechts und links durchschnittenes Kreuz.

Ein geschachetes, geschachtetes oder Schach-Kreuz, welches, wie ein Schach-Bret, in gleich-

seit-

seitige Vierecke getheilt ist, L. Crux tessellata, Fr. Croix echiquetée; Fig. 2866.

Die Ingelheim führen im schwarzen Felde ein von Silber und roth geschachtes Kreuz.

Ein gebrochenes oder ausgebrochenes Kreuz, L. Crux evacuata, Fr. Croix vuidée; Fig. 2867.

Die von Marcilly, in Frankreich, führen im goldenen Felde, ein rothes schwebendes ausgebrochenes Kreuz.

Ein in der Mitte ausgebrochenes Kreuz, L. Crux in medio evacuata, Fr. Croix ajourée au coeur, wenn ein schmahles Kreuz in der Mitte ein viereckiges Loch hat; Fig. 2868. Es muß schmahl seyn, denn bey der ordentlichen Breite würde ein Schach von 9 Feldern daraus.

Die Rotschen, in Schwaben, führen im goldenen Felde ein rothes mitten ausgebrochenes Kreuz.

Ein bordirtes oder eingefaßtes Kreuz, Fr. Crux fimbriata, limbo circumdata, Fr. Croix bordée; Fig. 2869.

Ein in der Mitte und in den Winkeln besetztes Kreuz; so ist z. B. Fig. 2870, ein in der Mitte oder im Herzen mit einem goldenen Kreuze und in den Winkeln mit einem goldenen Sterne begleitetes Kreuz.

Ein belegtes Kreuz; so ist z. B. Fig. 2871, ein blaues, mit einem silbernen Kreuz-Faden belegtes Kreuz.

Ein gegittertes Kreuz, L. Crux clathrata, Fr. Croix fretée; so ist z. B. Fig. 2872, ein rothes mit goldenem Gitter belegtes Kreuz.

Ein rund durchbrochenes Kreuz, L. Crux perforata, Fr. Croix percée; so ist z. B. Fig. 2873, ein schwarzes fünf Mahl durchbrochenes, und mit Gold eingefaßtes Kreuz.

Ein quadrirtes Kreuz, L. Crux quadrata, quadrifida, Fr. Croix écartelée; Fig. 2874.

Die

Die von Hattenheim, am Rhein, führen im goldenen Felde ein von Roth und Silber quadrirtes Kreuz.

Ein schwebendes oder abgekürztes Kreuz, L. Crux marginem scuti non tangens, Crux à margine deiuncta, Fr. Croix alaisée, coupée, oder raccourcie; fig. 2875.

Die Petschach, in Oestreich, führen im blauen Felde ein goldenes schwebendes Kreuz.

Endlich bekommen auch die Kreuze, nach Beschaffenheit der Enden, oder nach demjenigen, was etwann daran erscheint, verschiedene Nahmen, als:

Ein Lilien- oder Scepter-Kreuz, welches an den Enden mit Lilien geziert ist, L. Crux liliata, Fr. Croix fleurdelisée, oder florancée de France, Fig. 2876.

Die de Villequier, in Frankreich, führen im rothen Felde ein goldenes Lilien-Kreuz, von 12 goldenen stehenden Schindeln begleitet.

Ein Kleeblatt-Kreuz, Dreyblatt-Kreuz, oder St. Lazarus-Kreuz, welches an den Enden als ein Klee-Blatt gestaltet ist; L. Crux trifoliata, Fr. Croix trefflée; Fig. 2877.

Die Walter von Grießbach, in der Schweiz, führen im blauen Felde ein goldenes Kleeblatt-Kreuz.

Ein Krücken-Kreuz, L. Crux patibulata Fr. Croix potencée, hat an den Enden kleine Quer-Balken.

Das Königreich Jerusalem führt im silbernen Felde ein goldenes Krücken-Kreuz mit 4 Krücken-Kreuzchen von eben diesem Metalle begleitet; Fig. 2878 a). Es wird daher auch das Jerusalems-Kreuz genannt.

Das Wapen von Kalabrien, ist im silbernen Felde ein schwarzes Krücken-Kreuz; Fig. 2878 b).

Ein wiedergekrücktes Krücken-Kreuz, Wieder-Kreuz, L. Crux patibulata & repatibulata,

Crux

Crux brachiata, oder cruciata, Fr. Croix potencée & repotencée, contrepotencée, croisée, recroisetée.

Die von Byerley, in England, führen im silbernen Felde ein rothes Wieder-Kreuz; Fig. 2879.

Bisweilen ist es unten nicht gekreuzt; alsdann heißt es mit gemeinem Fuße, pede consueto, Fr. au pied simple.

Ein halbgekrücktes Kreuz, L. Crux semipatibulata, Fr. Croix cramponnée, mit Stollen oder halben Krücken.

Die von Tschotschke, in Schlesien, führen im blauen Felde ein silbernes Patriarchen-Kreuz, dessen unterer Quer-Balken zur Linken eine unterwärts gehende halbe Krücke hat.

Eine ganz sonderbare Art von Krücken-Kreuz führen die Squarciafichi, in Genua, nähmlich in rothem Felde ein goldenes Krücken-Kreuz, welches oben zur Linken und zur Rechten, und unten zu beyden Seiten ein nach des Schildes Ecke gelehntes St. Antonius-Kreuz hat.

Ein Anker-Kreuz, L. Crux ancorata, Fr. Croix ancrée, ist dasjenige, dessen 4 Enden in der Mitte eingekerbet, und an den Ecken zu beyden Seiten, wie ein Anker zugespitzt sind; Fig. 2880.

Die Markgrafen zu Brandenburg führen, wegen des Fürstenthumes Camin, im rothen Felde ein silbernes Anker-Kreuz.

Die von Hofwart, im schwarzen Felde ein goldenes Anker-Kreuz.

Ein Gabel-Kreuz, L. Crux furcata, Fr. Croix fourchée, oder fourchettée, sieht an den Enden wie eine Gabel aus; Fig. 2881.

Die Truchseßen von Kühlenthal, in Schwaben, führen im goldenen Felde ein schwarzes Gabel-Kreuz.

Ein umgebogenes Gabel-Kreuz, oder Zirkel-Kreuz, L. Crux circinata, circulata, Fr. Croix cercelée, recercelée, ist dasjenige, dessen Spitzen weit umgebogen, und in sich selbst eingewickelt sind.

Die

Die Weyer am Nieder-Rhein, führen im goldenen Felde ein schwarzes umgebogenes Gabel-Kreuz, auf dessen Mitte ein schwarzes Schildchen mit 3 goldenen Pfennigen ruhet; Fig. 2882.

Ein Haken-Kreuz, L. Crux hamata, Fr. Croix hameçonnée, oder garnie d'hameçons, hat an den Enden Haken; Fig. 2883 a).

Die Rückersfelder, in Frankfurth am Mayn, führen von Silber und Grün quer getheilt, oben mit einem gekrüpft sitzenden rothen Einhorn, unten mit einem goldenen Haken-Kreuze; Fig. 2883 b).

Ein Kugelstab-Kreuz, oder Pilgrimsstab-Kreuz, L. Crux columnaris, Fr. Croix bourdonnée, ist dasjenige, dessen Enden einer Säule, worauf eine Kugel ruhet, ähnlich sehen.

Die de l'Isle, in Frankreich, führen im rothen Felde ein goldenes Kugelstab-Kreuz; Fig. 2884.

Hiervon ist unterschieden: 1. das mit Kugeln gezierte Kreuz, Apfel-Kreuz, L. Crux globata, pomis ornata, Fr. Croix pommetée, wenn an den Ecken der Enden eine Kugel steht. Dergleichen führen die Manfredi zu Lucca. 2. Das an den Enden mit Kugeln begleitete Kreuz, adiunctis globis, Fr. accompagnée de boules, wenn die Kugeln nicht an die Enden stoßen.

Ein Nagelspitz-Kreuz, L. Crux cuspidem inferius habens, Fr. Croix au pied aiguisée ou fichée, hat unten im Fuße eine Spitze oder einen Nagel; Fig. 2885.

Die Fresen führen im rothen Felde ein silbernes Nagelspitz-Kreuz.

Damit ist das zugespitzte Kreuz, welches am untern Ende spitzig ist, L. Crux spiculata, s. oben, S. 75, Fig. 2864, nicht zu verwechseln.

Der König in Schweden führt, wegen des Herzogthumes Verden, im silbernen Felde ein schwebendes, unten zugespitztes, schwarzes Kreuz.

Ein

Ein **Pfeil-Kreuz**, L. Crux barbata, s. sagittalis, Fr. Croix barbée.

Ein **Rauten-Kreuz**, L. Crux rhombis constans, Fr. Croix lozangée, ist aus Rauten zusammengesetzt, oder besteht aus an einander stoßenden Rauten; Fig. 2886 a).

Auch wenn ein Kreuz gerautet ist, in welchem Falle zwey Tincturen sind, Fig. 2886 b), wird es ein **Rauten-Kreuz**, L. Crux cuneata, genannt.

Ein **rautenförmiges Kreuz**, L. Crux in rhombi figuram desinens, Fr. Croix retranchée, ist nur an den Enden wie Rauten gestaltet.

Die **Manfredi** zu Lucca führen im silbernen Felde ein blaues rautenförmiges Kreuz, welches an jeder Ecke mit einer ebenfalls blauen Kugel geziert ist.

Ein **Schlangen-Kreuz**, L. Crux serpentibus dimidiis constans, Fr. Croix guivrée, besteht aus 4 halben Schlangen; Fig. 2887.

Ein **doppeltes Schlangen-Kreuz**, L. Crux serpentibus bicipitibus constans, serpentum capitibus anchorata, Fr. Croix gringolée, besteht aus 4 zweyköpfigen halben Schlangen.

Wenn nur aus jedem Ende zwey Schlangen-Köpfe hervor gehen, und das Kreuz nicht aus 4 zweyköpfigen Schlangen besteht, so heißt es: ein **Kreuz mit 2 Schlangen-Köpfen an jedem Ende.**

Ein **Stufen-Kreuz, Absatz-Kreuz, Säulen-Kreuz, Staffel-Kreuz**, L. Crux graduata, Fr. Croix enserrée de degrès, perronée, hat an den Enden Stufen; Fig. 2888.

Hiervon ist ein **auf Stufen erhöhetes Kreuz**, L. Crux gradibus insistens, Fr. Croix à degrès, zu unterscheiden.

Ein **St. Antonius-Kreuz**, L. Crux S. Antonii, Fr. Croix de S. Antoine, ist dasjenige, dem der obere Theil des Pfahles fehlt, oder wo der Quer-Balken

ken oben auf den Pfahl gelegt ist, so daß es beynahe die Gestalt eines lateinischen T bekommt, daher es auch die Franzosen Tau nennen; Fig. 2889 a).

Zuweilen wird es gegen die rechte oder linke Seite schräg gestellt, und heißt ein gelehntes Antonius-Kreuz, L. Crux Antoniana inclinata, Fr. Tau en bande, en barré, und alsdann scheint es einen Hammer oder eine Art von Zimmer-Art vorzustellen; Fig. 2889 b).

Die Grafen zu Rotthal führen im rothen Felde ein silbernes schrägrechts gelehntes Antonius-Kreuz.

Ein hohes Kreuz, oder Passions-Kreuz, L. Crux alta, Crux passionis, Fr. Croix haussée, oder longue, ist allezeit schwebend, und entweder ein schmahles Kreuz oder ein Kreuz-Faden, wenn der Pfahl länger ist als der Quer-Balken. In Fig. 2890, sieht man zwey, unten zugespitzte Kleblatt-Crucifixe.

Das Wapen der Landschaft Wlodimirien, ist im rothen Felde ein goldener gekrönter Löwe, welcher mit den beyden vordern Branken ein silbernes hohes Kreuz hält.

Ein sparrenweise gebogenes hohes Kreuz, oder zerbrochenes Kreuz, heißt, wenn der Pfahl in Form eines Sparrens gebogen, und an dem einen kürzern Ende dieses Sparrens der Balken befestigt ist.

Die von Mayerhofen, in Bayern, führen im silbernen Felde ein blaues sparrenweise links gebogenes hohes Kreuz.

Ein Patriarchen-Kreuz, doppeltes Kreuz, lothringisches, spanisches oder ungarisches Kreuz, L. Crux patriarchalis, archiepiscopalis, hispanica, hungarica, s. lotharingica, Fr. Croix patriarchale, à double traverse, de Lorraine, hat zwey Quer-Balken, von welchen der obere der kürzeste ist, und ist fast allezeit schwebend; Fig. 2891.

Die Land-Grafen zu Hessen führen, wegen des Fürstenthumes Hersfeld, im silbernen Felde ein rothes Patriarchen-Kreuz.

Im ungarischen Wapen, ist im rothen Felde ein silbernes Patriarchen-Kreuz.

Ein gewundenes Kreuz, oder Seil-Kreuz, Schiffseil-Kreuz, L. Crux chordata, Fr. Croix cablée, cordée, besteht aus zwey in einander geflochtenen Seilen; Fig. 2892.

Eine Familie in England, deren Upton (*) ohne ihren Nahmen gedenkt, führte, zum Andenken, daß ihr Ahn-Herr ein Seiler gewesen war, im rothen Felde ein silbernes gewundenes Kreuz.

Ein Hermelin-Kreuz, L. Crux velleris pontici composita, Fr. Croix d'Hermines, herminée, besteht aus vier, mit dem obern Theile gegen einander gekehrten Hermelin-Schwänzen; Fig. 2893.

Trier hält es für besser, dasselbe vier Hermelin-Schwänze zu nennen, weil die Theile desselben nicht, wie bey andern Kreuzen, zusammen hängen.

De Hurleston, in England, führen dergleichen Kreuz im silbernen Felde.

Ein St. Jacobs-Kreuz, L. Crux S. Jacobi, Avisia, Fr. Croix de St. Jaques, ist ein hohes Kreuz, dessen drey obere Enden lilienförmig ausgehen, der untere Theil hingegen ausgeschweift ist, und sich wie ein Kugelstab-Kreuz mit einer Kugel endigt. Dergleichen ist das Ordens-Kreuz der Ritter St. Jacob's in Spanien; s. im XXVIII Th. S. 18, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1594.

Ein Malteser-Kreuz, L. Crux equitum melitensium, Crux melitensis, Fr. Croix de Malte, besteht aus vier, mit den Spitzen zusammen gesetzten, an den Enden eingeschnittenen Dreyecken; Fig. 2894.

Ein Mühleisen-Kreuz, L. Crux molendinaris, Fr. Croix de moulin, Croix nilée, anilée, niflée, niglée,

(*) *Nicol. Vpton* de milit. officio.

glée, ist eine Art von Anker-Kreuz, nur daß es nicht so dick und breit ist; Fig. 2895.

Ein Münz-Kreuz, L. Crux nummis constans, Fr. Croix bezantée, besteht aus an einander stehenden Pfennigen.

Upton führt ein Beyspiel einer ungenannten englischen Familie an, welche im rothen Felde ein goldenes Münz-Kreuz führt.

Wenn die Pfennige nicht an einander stoßen, so sind es kreuzweise gelegte Münzen.

Ein Stern-Kreuz, oder Strahl-Kreuz, L. Crux stellaris, Fr. Croix étoilée, ist gegen die vier Enden zugespitzt, und präsentirt einen Stern von vier Strahlen; Fig. 2896.

Ein Schlüsselring-Kreuz, tolosanisches Kreuz, L. Crux claviculata, s. Tolosana, Fr. Croix clechée, Croix de Toulouse, besteht aus vier kreuzförmig zusammen gefügten, dreyeckigen Schlüssel-Ringen, wie man die Schlüssel des h. Petrus zu mahlen pflegt; oder, es besteht an den Enden aus vier kleinen Vierecken, und hält an jedem 3 Aepfel oder Kugeln.

Die Grafen von Toulouse führen im rothen Felde ein goldenes tolosanisches Kreuz, an jeder Ecke mit einer Kugel von eben diesem Metalle geziert; Fig. 2897.

Ein Schächer-Kreuz, gegabeltes Kreuz, Winkelstreif, L. Crux furcata, Littera Pythagorica, Fr. Pairle, heißt dasjenige, wo der Pfahl sich in zwey Schräg-Balken gegen die beyden obern Ecken des Schildes endigt; Fig. 2898.

Die Deichsler, zu Nürnberg, führten im rothen Felde ein silbernes Schächer-Kreuz.

Es ist bisweilen gefüllt, Culpis inversa in palum desinens, Fr. Goussel.

Die Aerzte und Apotheker bedienen sich in ihren Recepten, unter vielen andern Zeichen, auch der Kreu-

ze. Wenn es X gemacht wird, bedeutet es Talk; wenn es hingegen + gebildet ist, Essig, oder einen Tiegel; und wenn es in jedem Winkel einen Punct hat, wie Fig. 2848, destillierten Essig; durch ein doppeltes oder spanisches Kreuz aber, wie Fig. 2891, wird gemeiniglich Bleyweiß verstanden.

In der Musik, ist das Kreuz x ein Erhöhungs-Zeichen. Durch dasselbe wird der siebente Ton f zum G eben so erhöhet, als h zum C schon natürlich gelegen war, u. s. w. Alle Töne, die durch ein Kreuz entspringen, nehmen die Endigung is an; z. B. cis, dis, eis, fis, gis, ais, his, zum Unterschiede derjenigen, die durch ein b entspringen, und sich in es endigen.

Die Fortschreitung der Kreuze, ihr Anwachs geht alles fünftenweise. So ist: cis das zweyte Kreuz, und die Fünfte (Quinte) vom fis. D hat 2 Kreuze, und ist der 5te Ton vom G. gis, das dritte Kreuz und die Quinte vom cis, A hat drey Kreuze, und ist der 5te Ton vom D.

* * *

In der Astronomie ist das Kreuz ein kleines südliches Gestirn oder Stern-Bild, nahe bey dem Pole der Ekliptik, bey den Hinter-Füßen des Centaurus, welches aus 4 Sternen, nähmlich 3 von der zweyten, und einem von der sechsten Größe, besteht. Die Schiffer nennen diese Sterne Croisade, im Span. Cruzero. Dieses Gestirn lehrt die Seefahrenden im südlichen Hemisphärio eben so den Süd-Pol unterscheiden, wie im nördlichen der kleine Bär den Nord-Pol. Es ist dem Kaiser Constantin dem Großen zu Ehren eingeführt worden, um das Andenken desjenigen hellglänzenden Kreuzes zu erhalten, welches die

dieser Kaiser, nach der bekannten Erzählung, in der Luft mit der Ueberschrift: ἐν τούτῳ νίκα, d. i. in diesem sollst du überwinden, erblickt haben soll, als er bey Rom dem Maxentius ein Treffen lieferte, und der Sieg ziemlich zweifelhaft schien.

* * *

Zu einem künstlichen oder magischen Kreuze, müssen sechs verschiedentlich ausgeschnittene Säulchen aus festem Holze verfertiget werden. Sie müssen sämmtlich von gleicher Länge und Dicke nach der Zeichnung, Fig. 2899, A B C D E F, genau geschnitten seyn. Ihre künstliche Zusammensetzung zu einem doppelten Kreuze geschieht auf folgende Art. Man nimmt zuerst das Stück A zwischen die Finger der linken Hand, dergestalt, daß der darauf bemerkte Buchstabe A recht in die Augen fällt. Alsdann nimmt man das folgende Stück B, und legt es in den Ausschnitt des ersten Stückes quer über, so daß von demselben der Buchstabe A bedeckt wird, und auf dem zweyten Stücke der Buchstabe B sich in seiner ordentlichen Stellung zeigt. Hierauf hält man beyde Stücke mit der linken Hand zusammen, und nimmt das folgende Stück C, in der Richtung, wie es gezeichnet ist, setzt es von der rechten Seite also ein, daß dasselbe halb über und halb unter der rechten Seite des Stückes B hängt, und daß der auf demselben gezeichnete Buchstabe C sich oben dem Auge darbiethet. Indem man nun diese drey Stücke mit den Fingern zusammen gefaßt hat, nimmt man jezt das folgende vierte Stück D, und setzt es zur Linken halb über und halb unter das Stück B, neben dem dritten Stücke aufwärts hin, so, daß die beyden Buchstaben D C oben neben einander, in gerader Richtung zeigen. Jezt müssen nun sämmtliche vier Stücke, mit der linken Hand zusammen gehalten werden, und man nimmt ferner das fünfte, D, legt es

quer über das erste Stück, A, dergestalt, daß es mit dem Stücke B parallel liegt, auch zugleich die beyden Stücke DC mit einschließt, und der Buchstabe E im viereckigen Loche mit dem Buchstaben B recht zu sehen ist. Wenn nun alles recht vorgegangen ist, so wird nur noch ein einziges Quadrat-Loch unter dem Buchstaben CD erscheinen, worein jezt das Stück F eingeschoben, und zugleich damit das ganze Kreuz vollkommen verriegelt und so befestigt wird, daß es ein unauflösliches Ganze zu seyn scheint.

Es sind hier, nur um der deutlichen Beschreibung willen, die Säulchen mit Buchstaben bezeichnet; sie müssen aber, so bald der Mechanismus begriffen worden ist, davon weggelassen werden.

Jo. Chr. Wiegleb's natürliche Magie, 2 B. (Berl. und Stett. 1786, gr. 8.) S. 308, f.

Kreuz, (abgekürztes) siehe oben, S. 77.
— — (abgeschliffenes oder abhangendes) bey Pferden, s. oben, S. 4, f.
— — (Absatz-) s. oben, S. 80.
— — (Andreas-) s. oben, S. 12, 21, und 74.
— — (Anker-) s. oben, S. 78.
— — (Antonius-) s. oben, S. 12, 22, und 80.
— — (Apfel-) s. oben, S. 79.
— — (As-) s. oben, S. 11.
— — (Ast-) s. oben, S. 75.
— — (aufrechtes) s. oben, S. 73.
— — (ausgebrochenes) s. oben, S. 76.
— — (ausgekerbtes oder ausgespitztes) s. oben, S. 74.
— — (ausgerundetes) s. oben, S. 75.
— — (ausgeschupptes) s. oben, S. 74.
— — (belegtes)
— — (besetztes) } s. oben, S. 76.
— — (bordirtes)
— — (burgundisches) s. oben, S. 74.
— — (diplomatisches) s. oben, S. 66.

Kreuz, (doppeltes) s. oben, S. 81.
— — (Dreh-) s. Dreh-Baum, im IX Th. S. 502.
— — (Dreyblatt-) s. oben, S. 77.
— — (durchbrochenes) s. oben, S. 76.
— — (durchschnittenes) s. oben, S. 75.
— — (eingefaßtes) s. oben, S. 76.
— — (Fenster-) s. oben, S. 13.
— — (Gabel-) s. oben, S. 12, und 78.
— — (geästetes) s. oben, S. 75.
— — (gebrochenes) s. oben, S. 76.
— — (geformtes) s. oben, S. 47.
— — (gegabeltes) s. oben, S. 83.
— — (gegittertes) s. oben, S. 76.
— — (gemahltes) s. oben, S. 47.
— — (gemeines) s. oben, S. 73.
— — (geschachetes oder geschachtetes) s. oben, S. 75.
— — (geschnitztes) s. oben, S. 47.
— — (geschobenes) s. oben, S. 74.
— — (gespaltenes) 1. bey Pferden; s. oben, S. 6.
— — (— —) 2. in der Wapen-Kunst; s. oben, S. 75.
— — (gestümmeltes) } s. oben, S. 75.
— — (getheiltes) }
— — (gewundenes) s. oben, S. 82.
— — (gezinnetes) s. oben, S. 75.
— — (gleiches) s. oben, S. 73.
— — (Göpel-) s. im XIX Th. S. 258.
— — (Groß-) s. im XX Th. S. 140.
— — (Haken-) s. oben, S. 79.
— — (Hals-) s. oben, S. 16.
— — (Haus-) s. oben, S. 17.
— — (heidnisches) s. oben, S. 73.
— — (Hermelin-) s. oben, S. 82.
— — (hohes) s. oben, S. 81.
— — (St. Jacobs-) s. oben, S. 82.

Kreuz, (Jerusalems-) 1. Lychnis chalcedonica; s. Lychnis.

— —(— —) 2. In der Wapen-Kunst; s. oben, S. 77.

— — (Kleeblatt-) } s. oben, S. 77.
— — (Krücken-) }

— — (Kugelstab-) s. oben, S. 79.

— — (künstliches) s. oben, S. 85.

— — (St. Lazarus-) } s. oben, S. 77.
— — (Lilien-) }

— — (lothringisches) s. oben, S. 81.

— — (magisches) s. oben, S. 85.

— — (Malteser) s. oben, S. 82.

— — (mantuanisches) s. oben, S. 75.

— — (materielles) s. oben, S. 47.

— — (Mauleseł-) bey Pferden; s. oben, S. 5.

— — (Mühleisen-) s. oben, S. 82.

— — (Münz-) s. oben, S. 83.

— — (Nagelspitz-) s. oben, S. 79.

— — (Ordens-) s. in O.

— — (Passions-) } s. oben, S. 81.
— — (Patriarchen-) }

— — (Pfeil-) s. oben, S. 80.

— — (Pilgrimsstab-) s. oben, S. 79.

— — (Planier-) s. oben, S. 12.

— — (plattes) s. oben, S. 73.

— — (quadrirtes) s. oben, S. 76.

— — (Rauten-) } s. oben, S. 80.
— — (rautenförmiges) }
— — (Säulen-) }

— — (Scepter-) s. oben, S. 77.

— — (Schach-) s. oben, S. 75.

— — (Schächer-) s. oben, S. 12, und 83.

— — (Schar-) s. oben, S. 11.

— — (Schiffseil-) s. oben, S. 82.

Kreuz, (Schlangen-) s. oben, S. 80.
— — (schlechtes) s. oben, S. 73.
— — (Schlüsselring-) s. oben, S. 83.
— — (schwebendes) s. oben, S. 77.
— — (Seil-) s. oben, S. 82.
— — (spanisches) s. oben, S. 81.
— — (sphragistisches) s. oben, S. 68.
— — (spitziges) bey Pferden; s. oben, S. 5.
— — (Staffel-) s. oben, S. 80.
— — (Stern-) } s. oben, S. 83.
— — (Strahl-) }
— — (Stufen-) s. oben, S. 80.
— — (Stunden-) Crux gnomonica, s. Sonnen-Uhr.
— — (Tatzen-) s. oben, S. 75.
— — (tolosanisches) s. oben, S. 83.
— — (Ueberzwerch-) s. oben, S. 74.
— — (ungarisches) s. oben, S. 81.
— — (unten zugespitztes) } s. oben, S. 75.
— — (wellenweise formirtes) }
— — (Wieder-) s. oben, S. 77.
— — (Winkel-) s. oben, S. 11.
— — (zerbrochenes) s. oben, S. 81.
— — (Zinnen-) s. oben, S. 75.
— — (Zirkel-) s. oben, S. 78.
— — (zugespitztes) s. oben, S. 75, und 79.

Kreuz-Abnehmung, Fr. Descente de croix, ist ein Kupferstich mit der Vorstellung der Abnahme Christi vom Kreuze.

Man nennt auch Kreuz-Abnehmung ein Gemählde, wo der Leichnam Christi über den Knien der Jungfrau Maria liegend, oder sonst von ihr gehalten oder betrachtet, vorgestellt wird.

Die Kreuz-Abnehmung des Dan. v. Volterra, und eine andere des le Brün, sind die beyden schönsten Stücke, welche wir in der ersten Art haben. In der zwey-

ten Art hat Cares ein sehr schönes am Chore der Ordens-Geistlichen der Abtey St. Germain in Paris gemahlt.

Kreuz-Armee, siehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Axt, bey den Zimmerleuten, eine Axt, in Gestalt eines latein. T, an welcher die eine Schneide mit dem Stiele (Helme) gleichlaufend, die andere aber auf dessen Richtung senkrecht ist. Der Zimmermann bedient sich ihrer, wenn er die Zapfen-Löcher aushauet, mit Vortheile, weil er sie nur in der Hand umwenden darf, da er sonst immer eine weglegen, und die andere ergreifen müßte. Siehe Th. III, S. 314.

Kreuz-Band, ein jedes Band, welches in das Kreuz geht, oder ein anderes nach einem rechten Winkel durchschneidet.

In der Bau- und Zimmermanns-Kunst, kreuzweise über einander liegende Bänder oder Zimmer-Hölzer, welche die Säulen oder Pfosten und Sparren zusammen halten; zwey, in einer Wand oder in einem Dache, wie ein Andreas-Kreuz aufgestellte Stützen, welche ihn verhindern, daß weder Wand noch Dach sich schieben oder umwerfen lässet; Fr. Contre-fiche. Siehe Th. III, S. 511.

Auf Bergwerken, zwey kreuzweise über den Boden einer Göpel-Tonne von aussen angeschlagene eiserne Schienen.

Bey den Webern, ist ein Kreuz-Band machen, Fr. fornouer, fornouer, ein Fehler, welcher entsteht, wenn man einen Faden vom Vorder-Sprunge mit einem andern vom Hinter-Sprunge zusammen knüpft.

Kreuz-Batterie, s. im XXXIV Th. S. 431.

Kreuz-Baum. 1. Im gem. Leben, ein Gränz-Baum, so fern er, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, mit einem Kreuze gezeichnet ist. Siehe im XIX Th. S. 641.

2. Bey

Bey Einigen führt der gemeine Wunder-Baum, Ricinus communis *L.* diesen Nahmen; siehe dieses Wort.

3. **Bey Pferde-Göpeln und Roß-Künsten** hat man Spindeln, an welche ein großes Kamm-Rad befestigt ist, welches einen Drilling, der das Schacht-Gestänge in Bewegung setzt, treibt. Ueber dem Kamm-Rade werden Bäume in das Kreuz gelegt und mit dem Kamm-Rade verbunden; an diese ins Kreuz gelegte Bäume, welche man **Kreuz-Bäume** nennt, werden Pferde gespannt. S. Th. XIX, S. 259, fgg.

Kreuz-Beere. 1. Die **Beeren des Kreuz-Dornes,** Rhamnus catharticus *Linn.* aus welchen das Saftgrün bereitet wird; siehe **Kreuzbeer-Strauch.**

An einigen Orten werden auch die **blauen Kratz-Beeren, Krassel-Bocks-Fuchs-** oder **Trauben-Beeren,** Rubus caesius *L.* (s. Th. VI, S. 785), ingleichem die **Stachelbeeren,** Ribes Grossularia *Linn.* **Kreuz-Beeren** genannt.

Kreuzbeer-Strauch, Rhamnus. Unter dem Nahmen Rhamnus vereinigt Linné verschiedene Bäume und Sträuche, welche ich aber als so viel besondere Gattungen beschrieben habe, und zum Theil noch beschreiben werde, als: die **Alatern-Staude,** Rhamnus Alaternus, welche unter dem Art. Phillirea vorkommen wird; der **Brustbeeren-Baum,** Rhamnus aculeis geminatis, s. im VII Th. S. 130, fgg.; der **Christ-Dorn,** Rhamnus Paliurus, siehe **Kreuz-Dorn;** und **Faul-Baum,** Rhamnus Frangula, s. im XII Th. S. 294, fgg. Die wahren Rhamni, welche ich hier unter dem Nahmen **Kreuzbeer-Strauch** verstehe, unterscheiden sich sowohl durch die Beeren mit 4 Samen-Körnern, als auch, und vorzüglich durch den vierfachen Staubweg, von den übrigen damit vereinigten Gattungen. Die Frucht hat mit dem Faul-

Baume viel ähnliches; dieser aber ist ohne Stacheln, da jene gemeiniglich mit Dornen besetzt sind. In Beschreibung der Blumendecke kommen die Schriftsteller nicht mit einander überein. Linné gibt der Blume keinen Kelch, sondern ein undurchbohrtes, trichterförmiges, in 4 oder 5 spitzige Einschnitte getheiltes Blumenblatt, und verbindet mit diesem die 5 ungemein kleinen, schuppenförmigen Blättchen, welche sich einwärts biegen, und die Staubfäden bedecken. Ludwig und Scopoli hingegen nehmen diese leztern für die 5 Blumenblätter, und das erstere für den Kelch, an. Nach dem der Kelch 4 oder 5 Einschnitte hat, zählt man auch 4 oder 5 pfriemenförmige Staubfäden, welche unter den kleinen schuppenförmigen Blättern entspringen, und keine Staubbeutel haben. Der einfache Griffel endigt sich mit 4 Staubwegen, und die rundliche Beere enthält 4 Samen.

1. Großer purgierender Kreuzbeer-Strauch, gemeiner purgierender Kreuz-Dorn, Amselbeer-Dorn, Färbe-Dorn, Färber-Wegedorn, Hirsch-Dorn, Hirse-Dorn, Hundsbaum-Holz, Hundsholz, Kreuz-Holz, Purgier-Dorn, Stech-Dorn, Tintenbeer-Strauch, Wachenbeer-Dorn, Wege-Dorn, Weh-Dorn, Wiedorn, Werfen oder Werstenbeer-Strauch, Rhamnus catharticus s. solutivus *Dod. Thal. Ger.* Rhamnus solutivus *Offic.* Rhamnus catharticus *C. B. Dalech. Tourn. Raj.* Rhamnus solutivus, s. Spina infectoria vulgaris *Park.* Spina infectoria *Matth. Bellon. Lob. Cluſ.* Spina cervina vulgo *Gesn.* Spina cervalis, Cerviſpina, Spina tinctoria, Spina Merula *Quorund.* Rhamnus foliis ſpinoſis ovato-lanceolatis ſerratis, s. Rhamnus ſpinoſus, foliis ovatis acuminatis ſerratis *Hall.* Rhamnus foliis axillaribus, foliis ovato-lanceolatis ſerratis nervoſis *Mill.* . Rhamnus catharticus, ſpinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, foliis ovatis, caule erecto

erecto *Linn.* Burgaſpina, Nerprunum; Fr. Bourg-Epine, Nerprun, oder Noirprun; Engl. Buckthorn, purging Thorn. Er iſt ein, in vielen Ländern Europens wild wachſender Strauch, welcher ſich zwar nicht ſo häufig als der Schwarz-Dorn und die wilde Roſe allenthalben einſtellt, doch in etwas tiefen Gründen, und in gutem Boden an Zäunen, Dämmen, Wegen, und in Hecken, Feld-Büſchen und feuchten Vorhölzern nicht fremd iſt, auch ſo gar an trocknen ſteinigen Bergen, wiewohl etwas ſchmachtend, zum Vorſchein kommt, ſonſt aber auch als ein Baum gefunden wird. So unbeträchtlich er aber zu ſeyn ſcheint, ſo gewährt er doch mancherley Nutzen.

Der Stamm bekommt die Höhe eines mittelmäßigen Pflaumen-Baumes, ſelten aber, nach Düroi Angabe, über 5 bis 6 Zoll Dicke im Durchmeſſer. Daß er indeſſen auch bisweilen beſonders dick werden kann, bezeugt der in Schweden bemerkte Stamm von 3 Faden Höhe, und $1\frac{1}{4}$ Faden Dicke im Umkreiſe (*).

Die Rinde iſt glatt, braun, und ſehr faſerig. Das Holz iſt feſt, zähe, blaßgelb, und ſpielt bey den ältern Stocken in das Röthliche. Ein jeder Schuß des Zweiges endigt ſich mit einem geraden ſpitzigen Dorne; und weil beſonders die untern Zweige faſt gegen einander über ſtehen, und ein Kreuz formiren, ſo hat man daher dem Strauche oder Baume den Nahmen Kreuz-Dorn gegeben.

Die Blätter brechen im April aus; ſie ſtehen bisweilen gegen einander über, zuweilen aber auch wechſelsweiſe an den Zweigen. Sie ſind oval zugeſpitzt, von hellgrüner Farbe, am Rande fein gekerbt, und die Adern der untern Fläche fließen in einander. Ihr Ge-

(*) Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. v. J. 1742, No. 6.

Geschmack ist herbe, und der Geruch unmerklich. Im October fallen sie ab.

Die Blumen kommen im May büschelweise hervor, und sind öfters Zwitter; zuweilen aber findet man auch weibliche und männliche Blumen auf verschiedenen Stämmen. Bey dem Baume, welcher Zwitter-Blumen trägt, sollen auch die Blätter, nach Scopoli Wahrnehmung (*), kleiner ausfallen. Der gelbgrünliche Kelch hat 4 bräunliche Einschnitte; der Staubweg ist vierfach getheilt.

Die Früchte, welche Färbe- oder Färber-Beeren, Farbe-Körner, Felb-Beeren, Hunds-Beeren, Kreuz-Beeren, Rain-Beeren, Scheiß- oder Schieß-Beeren, Schlag-Beeren, L. Baccae Spinae cervinae, genannt werden, sind runde, wie Erbsen oder Heidel-Beeren große, und glänzende Beeren; ihre Krone besteht aus einer erhabenen Narbe; im September werden sie reif, sehen alsdann schwärzlich aus, und enthalten ein saftiges, dunkelgrünes Mark, welches widerlich riecht, bitterlich und etwas scharf schmeckt, und 4 eyrunde, etwas dreyeckige Samen einschließt.

Den Baum selbst, da derselbe fast in jedem Boden, nur den morastigen ausgenommen, gut und leicht fortkommt, könnte man zu hohen lebendigen Zäunen gebrauchen. Man kann in Gärten schattige Bogen-Gänge davon aussetzen; man nimmt ihn zu zierlichen grünen Wänden; man überzieht auch wohl Hütten damit, und trifft wehrhafte, lange dauernde wilde Hecken, an Gärten, Wiesen und Feldern, davon an, die ihres angenehmen Grünes, des Schnittes, den sie wohl vertragen, und der Dichtigkeit wegen, unter die besten mit gerechnet werden. Er wird mit anderm Strauch- und Hecken-Holze, alle 6, 10, 12 bis 15 Jahr

(*) In seiner Flora Carniolica, S. 288.

Jahr abgehauen. Man hauet zwar dergleichen Strauchwerk auch früher, und zwar, des baldigen Wiederwachſes wegen, zu Ausgange des Winters, läſſet aber vom Kreuzbeer-Strauche die ſtärkſten, geradeſten, und wohlgewachſenen Stämme, wegen des beſondern Gebrauches ihres vortrefflichen Holzes, bey der 2, 3, bis 4ten Hauung ſtehen.

Bomare, und vor ihm längſt Mizaldus, haben angerathen, auf die Kreuzdorn-Stämme Kirſchen und Pflaumen zu pfropfen, um hierdurch purgierende Kirſchen und Pflaumen zu erhalten. Gatidel berichtet, daß jemand dergleichen auf den Kreuzbeer-Strauch gepfropfte Pflaumen beſeſſen, den Stamm aber habe abhauen müſſen, weil die Früchte denen, die ſie gegeſſen, öfters übermäßiges Purgieren und heftiges Erbrechen verurſachet hätten. Es läſſet ſich aber an dieſer Erfahrung billig zweifeln, indem, bekannter Maßen, der untere Stamm dem darauf gepfropften, ſich immer gleich bleibenden Reiſe keine beſondere und fremde Kraft mittheilen kann.

An experiment propo'ed of grafting pears upon Spina cervina, ſ. im II B. der *Philoſ. Transact.* for the year 1667, No. 23, S. 424.

Aus den Kernen vermehrt ſich dieſer Dorn-Strauch ſehr häufig von ſelbſt, und am beſten in lockerm guten Grunde im Schatten; auch geſchieht ſeine Vermehrung öfters durch Vögel, die ihn hin und wieder ausſtreuen. Will man ihn aber mit Fleiß ziehen, und etwa in Luſt-Gebüſche aufnehmen, weil er ſowohl im Sommer, als auch im Winter, ein anſehnlicher Baum iſt, und ſeine ſchwarze Beeren im Herbſte keine geringe Zierde ſind, ſo kann er aus Samen gezogen, und durch Ableger, oder auch durch abgeſchnittene Zweige, vermehret werden. Der Same muß im Herbſte, ſo bald er reif iſt, oder ſo bald man ihn zu bekommen Gelegenheit hat, in leichte Erde geſäet, und beynahe 1 Z. tief mit Erde bedeckt werden. Wenn er zeitig

im Herbste gesäet ist, geht er bisweilen schon im folgenden Frühlinge auf, sonst aber erst im zweyten Frühlinge nachher; und in diesem Falle muß das Samen-Beet so lange ungestört liegen bleiben, und beständig vom Unkraute rein gehalten werden. Die jungen Pflanzen müssen nachher, wenn sie 1 oder 2 Jahr alt sind, in geringer Entfernung von einander reihenweise in die Pflanz-Schule gesetzt werden, wo sie binnen 2 bis 3 Jahren die zur förmlichen Verpflanzung nöthige Größe zu erlangen pflegen. Will man ihn durch Ableger vermehren, so sucht man dazu im Herbste junge Schüsse aus, und drehet sie an dem Gelenke ein wenig um, oder macht in die Rinde an dem Gelenke einen kleinen Einschnitt, und legt sie nach der gewöhnlichen Methode ein, da sie dann binnen einem Jahre bewurzelt zu seyn pflegen. Endlich lässet sich auch die Vermehrung durch abgeschnittene Zweige bewerkstelligen. Man nimmt dazu im Herbste junge Zweige, und steckt dieselben reihenweise, da sie dann größten Theils Wurzeln schlagen. Wenn sie weit genug von einander gesteckt sind, können sie bis zur förmlichen Verpflanzung so stehen bleiben. Wenn man aber eine große Menge Zweige stecken will, und doch nur wenig Raum hat, so kann man sie zwar dichter beysammen stecken, man muß sie dann aber im folgenden Winter nach ihrer Bewurzelung aufnehmen, und sie, gleich den Samen-Pflanzen, in die Pflanz-Schule setzen, aus welcher sie erst nach 2 oder 3 Jahren förmlich verpflanzet werden können.

Das Holz ist dicht, zähe, schwer, und lässet sich recht sauber und glatt bearbeiten. Ganz jung, ist es von Farbe weiß, hernach angenehm gelblich; im Alter vorzüglich nach der Mitte schön röthlich, glänzend, und gleichsam wie mit seidenhaften Fäden der Länge nach durchzogen; unter den einheimischen Hölzern, nach dem Taxus, eines der schönsten; besonders sind

die

die röthlichen Wurzeln und Masern schön. Dieser Eigenschaften wegen empfiehlt sich vornehmlich das maserige, und das von der Wurzel, zur saubern Furnierung. Die Drechsler können Stock-Knöpfe, Messer-Stiele, und mehrere feine Stücke ihrer Arbeit, davon darstellen. Es gibt allerley Handgriffe zu verschiedenen schneidenden Instrumenten, und maserigen Tobakspfeiffen-Köpfe, die sich vorzüglich gut ausnehmen. Man bildet Hand-Stöcke davon, und diese bekommen ihre Farbe, wenn man sie in ungelöschten Kalk, in dem Augenblicke da er sich löscht, wirft. Die jungen, noch biegsamen, gerade aufgewachsenen Reiser, werden zu Angel-Ruthen genommen. Die Landleute suchen die geraden Stangen zu Butter-Stampfen auf. Das Reisig sowohl, als auch das Stamm-Holz, hitzt gut, gibt eine harte ziemlich lange in Feuer anhaltende Kohle, und sehr gute brauchbare Asche.

Die mittlere oder innere grüne Rinde erregt, so wie die von dem Flieder-Baume, heftiges Purgieren, mit Erbrechen begleitet. Mortimer und Ellis wollen die bittere gelbe Brühe dieser mit Milch stark gekochten Rinde als ein gutes Mittel wider die Wut der Hunde anpreisen; vermuthlich hat sich aber die Wirkung dem Vorgeben nicht gemäß gezeigt. Dieses ist richtig, daß sie, in Wasser eingeweicht und gekocht, abführende Kräfte besitzt, und Erbrechen verursachet, auch nebst einigen Zusätzen wider die Verstopfung des Rindviehes sich brauchbar beweiset. Am gewöhnlichsten bedient man sich dieser Rinde nur zum Färben. Sie gibt auf dem Zeuge eine matte gelbe Farbe, die aber bey dem Waschen nicht viel verliert. Von Andern wird diese Rinde der hohen und schönen Curcuma in der Farbe fast ähnlich beschrieben, scheint aber nicht, wie jene, durch Alaun, Weinstein und Koch-Salz beständiger zu werden. Wenn die Rinde mit verdünntem Sal-

peter-Geiste extrahirt worden ist, verschafft sie dem Aeschen-Holze einen guten gelben Anstrich; ja es sollen auch die Kattun- und Zeug-Drucker dieselbe zu eben der Farbe in Manufacturen gebrauchen können. Kaustische Lauge färbt mit der Rinde den Zeug röthlichbraun. Man hat auch noch eine in das Purpur fallende braune Farbe dadurch zu Wege gebracht, wenn die Rinde getrocknet, in einer schwachen Lauge gebeizt, und der zum Färben bestimmte Zeug damit gekocht worden ist. Die Brühe dieser Rinde mit Lauge von reinem Eisen-Vitriol und Koch-Salz, gibt endlich dem leinen und wollenen Zeuge eine grüne Farbe, die aber mit der Zeit dunkler und schwarzgrün wird.

Pferde, Ochsen, Ziegen, überhaupt alles Vieh, frißt die, obgleich herbe schmeckenden Blätter; sie befördern, besonders wenn sie jung sind, den Urin, und reinigen die Säfte.

Vorzüglich sucht man die Beeren zu nutzen. Da die Krammets-Vogel, Drosseln, Amseln, und andere Vögel ihnen sehr nachgehen, bedient man sich ihrer, besonders im Winter, als einer Lock-Speise, auf Vogel-Herden. Nach Ehrhart's Vorgeben, soll das Fleisch der Vögel von dieser Nahrung eine purgierende Kraft erhalten. Ob dieses wirklich geschehe, will ich nicht behaupten; daß aber die Beeren eine starke purgierende Eigenschaft besitzen, ist zur Genüge bekannt; und der Nahme dieses Strauches zeigt schon an, daß man sie schon lange wegen dieser Eigenschaft gekannt hat. Einige Menschen können sie, ohne heftiges Bauch-Grimmen zu erleiden, nicht vertragen, wenn sie nicht ein schickliches verdünnendes Getränk nachtrinken; und doch ist eine Trockenheit des Mundes und Halses ihr gewöhnlicher Begleiter. Einige erwählen, zu diesem Endzwecke des Purgierens, die reifen, getrockneten und zu Pulver geriebenen Beeren,

ren, nehmen davon 1 oder 1½ Quent, vermischen solches mit einem Syruppe, und machen einen Bissen daraus. Andere lassen 15 bis 20 getrocknete Beeren in einer Brühe kochen, und diese den Kranken trinken. Noch Andere bedienen sich, zu dieser Absicht, einer Unze des aus den frischen Beeren gepreßten Saftes. Der gewöhnlichste Gebrauch ist, aus den frischen Beeren einen Syrupp zu verfertigen, und denselben von 1 bis zu 2 Unzen zu verordnen. Einige Aerzte lassen ihn auch neugebornen Kindern, zur Abführung des Erb-Kothes, geben. Der Kreuzbeer-Saft, Syrupus de rhamno cathartico, s. de Spina cervina, oder Syrupus domesticus, enthält, nach Vorschrift des würtembergischen Apotheker-Buches (*), ausser dem Safte dieser Beeren, noch viele andere Gewürze. Weniger zusammengesetzt ist das londoner (**). Ohne Zweifel soll dieser Zusatz den Geschmack dieses Syruppes verbessern, und das Bauch-Grimmen verhüten; doch schmeckt er unangenehm. Der weniger zusammen gesetzte (***), welcher nähmlich bloß aus dem gereinigten Safte und Zucker gekocht wird, verdient den Vorzug. Er ist ein starkes Purgier-Mittel, welches aber, erwähnter Maßen, zugleich Bauch-Grimmen verursachet. Ich möchte ihn daher nicht bey neugebornen Kindern gebrauchen, ungeachtet er von Einigen zu dieser Absicht empfohlen wird. Wider die Wassersucht vornehmlich, ja selbst wider die Bauch-Wassersucht, rühmen ihn Viele als ein wirksames Mittel, entweder so bloß vor sich, zu 1 bis 2 Unzen, oder mit andern Purgier-Mitteln verbunden. Allein, er hat diese Wirkung nicht, auch ist er nicht

(*) Pharmacop. Würtemb. S. 210.

(**) Pharmacop. Lond. S. 82.

(***) Pharm. Edinb. S. 62. Cod. med. Paris. S. 32.

zuträglich, wenn der Körper nicht vorher zubereitet ist, ja er macht sogar die Wassersucht hartnäckiger; selbst Sydenham bekennt aufrichtig, daß er, durch sein zu frühzeitiges Zutrauen auf seine Wirksamkeit verführt, indem er, in einem besondern Falle, dem Erwarten entsprochen hatte, kurz nachher auf eine unangenehme Art das Gegentheil erfahren habe. Auch hier trifft die Warnung zu, daß man, im Ganzen genommen, bey der Wassersucht, zur Ausführung des angesammelten Wassers, urintreibende und Purgier-Mittel mit einander verbinden müsse.

Da der Syrupp allezeit etwas unangenehm bleibt, so hat man in England (*) den aus den Beeren gepreßten Saft zur Honig-Dicke einzukochen, und solcher Gestalt ein Kreuzbeer-Mus, Rob baccarum rhamni cathartici, zu verfertigen, gelernt. Es ist eine wirksame Arzeney, die sich ausserdem noch durch ihren wohlfeilen Preis für Arme empfiehlt. Mit einem Pulver zu Pillen gemacht, lässet es sich bequem nehmen; selbst die Kreide ist zu dieser Absicht schon hinreichend. Nur sind diese Pillen in Fiebern, wobey sie zu hitzig sind, und Durst erwecken, eben so wenig, als der Syrupp, zu verordnen; auch denen nicht zu reichen, die von einer ausgestandenen Krankheit noch allzu entkräftet sind.

Kreuz-Dorn mit Jalape vermischt, sollen die Bestand-Theile des Ailhaudischen Pulvers seyn; s. Th. XXVIII. S. 709.

Einen andern, und fast wichtigern, Nutzen haben die Beeren in der Färbe-Kunst. Die grünen Beeren, ehe sie reif, d. i. schwarz zu werden anfangen, im August, mit Wasser und Alaun zerstoßen, färben, sowohl

(*) Gentlem Magazine, Sept. 1759, S. 401, f. Hamburg. Magaz. 24 B. St. S. 585, fgg. Berlin. Sammlungen, 5 B. 6 St. S. 601, fgg.

sowohl frisch als getrocknet, schön saffrangelb, und werden in den Kattun- und Leinenzeug-Druckereyen zu derjenigen gelben Farbe genommen, die man auch von den Beeren des kleinen purgierenden Kreuzbeer-Strauches (Grains d'Avignon) erhält. Man nimmt zum Kattun-Drucken 1 Pfund trockne Kreuz-Beeren, und 4½ Loth Pomeranzen-Schalen, kocht sie 2 Stunden in reinem Wasser, thut hernach 4 Loth in ¼ Quart Essig aufgelöseten Alaun hinzu, und verdickt es mit Gummi.

Schon vor Zeiten haben die Färber mit diesen Beeren, der mit Alaun zugerichteten Ware eine gelbe, obgleich vergängliche, Farbe gegeben. Durch Kulenkamp's Bemühung aber ist man mit den sonst nicht fest färbenden Beeren des kleinen purgierenden Kreuzbeer-Strauches, oder so genannten Grains d'Avignon, und mit diesen Beeren, so weit gekommen, daß die daraus gezogene Farbe auf dazu angesottenes Wollen sehr dauerhaft und beständig geworden ist, wenn man nähmlich gedachte Beeren mit Wasser ausgekocht, und die Farben-Lauge mit Weinstein und in Konigs-Wasser aufgelöstem Zinn vermischt hat. Es werden unsere Kreuz-Beeren zwar nachgesetzt, sollen aber doch durchdringender in der Farbe, als jene von Avignon für die Färber und Mahler kommenden Beeren, seyn. Sie liefern auch, mit Alaun-Wasser vermischt, eine schöne gelbe Farbe auf Seide, wenn man ihnen die gehörige Festigkeit gibt. Aus den Werkstätten der Buchbinder haben sie, als ein gelbes Färbe-Material, ihren Abschied größten Theils damahls erhalten, als die mineralischen gelben Farben bekannter wurden. Es ist aber das Papier gelb damit zu färben, wenn man auf die zerstoßenen Beeren und Alaun siedendes Wasser gießt, und entweder dieses allein nimmt, oder die mit Alaun gekochte Beeren-Brühe, mit weißer Stärke gesotten, nachher erkaltet, auf das

Papier vermittelst eines Schwammes trägt. Die grüne Farbe gibt man dadurch, daß man Lackmus und Pottasche, oder in Branntwein abgeriebenen Indig, auf gewisse Art noch hinzu fügt. Unter andern dienen diese unreife Beeren, den Saffian damit gelb zu färben. Sie werden dazu in ganzen Pfunden, mit einer gleichen Quantität Alaun, verwendet; je dunkler man die Farbe haben will, desto mehr Beeren nimmt man dazu, wodurch es bis zur Orange-Farbe zu bringen ist. Mit 1½ Pfund Beeren, und eben so viel Alaun, können 4 Dutzend Häute gefärbet werden. Die Karten sind auch damit zu mahlen. Presset man aber aus den Beeren, wenn sie schwarz zu werden anfangen wollen, unter Beymischung von gepülvertem Alaun, den Saft aus, und lässet ihn eintrocknen, so bekommt man zum Illuminiren eine schöne gelbe Saft-Farbe. Eine Art gelber Tinte erhält man dadurch, wenn man die unreifen getrockneten Beeren in Essig mit Weinstein und Alaun kocht, allenfalls Gummi hinzu setzt, und solches aufklären lässet. Man bekommt ein helles Schütt-Gelb, wenn man, wie bey Verfertigung der so genannten Stils de grain de Troyes, verfährt, und fein pulverisirte Kreide, allenfalls präparirten Märgel, nebst Alaun, mit diesen Beeren in Wasser kochen lässet; dieser hernach im Schatten getrocknete Bodensatz, oder Schütte, ist bey Mahlern in Miniatur und anderer Farbe einiger Maßen brauchbar; die Farbe aber verschwindet, wie bey mehrern Schütten, und ist eben so wenig, als jene, an der Luft und Sonne beständig. Endlich verschaffen auch die unreifen Beeren, mit Vitriol und Wasser, auf Papier eine braune, aber eben nicht feine Farbe. Es soll auch von diesen, oder den reifen Beeren der Wollen-Zeug, unter gewissen Zusätzen, eine braune Farbe erhalten.

Mit den reifen schwarzen Beeren hingegen, kann man, in Ermangelung anderer ächter Farbe, Linnen grün färben, wenn man dieselben um Michaelis sammelt, in Essig abreibt, über dem Feuer sieden lässet, und, nachdem Alaun hinzu gekommen ist, den Saft durch ein Tuch presset. Auch färbt die Beeren-Brühe, mit etwas Grünspan und Koch-Salz, das Garn grün. Auch gibt man demselben mit dem Safte der Beeren die grüne Farbe, nachdem es mit Birken-Blättern abgesotten oder gefärbt worden ist.

Die gehörig reifen Beeren geben eine grüne Saft-Farbe, welche sich dem Oliven- oder Lauch-Grün nähert, oder das so genannte Saft-Grün. Die mehresten Apotheker kaufen ihr Saft-Grün von den Materialisten, da sie es doch ohne Schwierigkeit selbst bereiten könnten. Zur Bereitung dieser Farbe sammelt man eine gute Quantität, als: 3 bis 4 Körbe voll, solcher Beeren, wenn sie im Sept. reif geworden sind, zerstößt sie in einem großen steinernen, oder allenfalls auch messingenen, Mörser, und lässet sie, so zerstoßen, 6 bis 8 Tage lang, in irdenen Gefäßen im Keller stehen, damit die schleimigen Theile sich absondern, und der Saft sich bequem auspressen lasse. Nach Verlauf dieser Zeit, presset man den Saft dieser Beeren durch einen groben leinen Sack, vermittelst einer gewöhnlichen Schrauben-Presse, aus, gießt hernach auf das zurück gebliebene Mark etwas Wasser, rührt alles durch einander, und sucht alle Farbe-Theile durch nochmahliges Auspressen gänzlich davon abzusondern. Diesen sämmtlichen Saft lässet man, um ihn von aller Unreinigkeit zu befreyen, nochmahls durch ein wollenes Tuch laufen, und ihn sodann in einem kupfernen Kessel, bey beständigem Umrühren mit einem unten breiten hölzernen Werkzeuge, bis zur Honig-Dicke abrauchen. Gegen das Ende des Abrauchens muß das Feuer sehr gelinde seyn, weil man sonst

befürchten muß, daß alles im Kessel schnell hart werden und verderben möchte. Um daher den Zeitpunct des gehörigen Abdampfens recht zu treffen, ist nöthig, wenn man bemerkt, daß der Saft dicklicher, als er im Anfange war, zu werden anfängt, daß man von Zeit zu Zeit, etwann alle halbe Viertel-Stunden, einen Löffel voll zur Probe auf einen zinnernen Teller schöpfe, und ihn darauf ganz kalt werden lasse, da man dann aus seiner angenommenen Consistenz am sichersten urtheilen kann. Vom Anfange des Auspressens an, bis zu diesem lezten Zeitpuncte, hat der Saft immer eine unangenehme bräunliche Farbe, woran man sich doch nicht stoßen darf. So bald aber das Abrauchen so weit erfolgt ist, daß die erkaltete Probe auf dem Teller die Consistenz des bekannten Hohlunder-Saftes hat, muß man augenblicklich auf besagte Quantität ½ Pfund fein pulverisirten Alaun, den man schon dazu zum voraus bereit haben muß, oder eben so viel gereinigte Pott-Asche, in den Kessel schütten, alles schnell durch einander mischen, und darauf unverzüglich den ganzen Saft ausschöpfen. So bald eines von diesen Salzen in den Saft geschüttet wird, verändert sich auch augenblicklich die vorige schmuzige Farbe in ein schönes Grün. Der Saft kann entweder in irdene Geschirre, die nicht allzu hoch sind, gefüllet werden, die man im folgenden Winter, mit einfachem Papiere für den Staub verbunden, auf den Stuben-Ofen seßt, und daselbst bis zur völligen Austrocknung stehen lässet. Oder man füllet ihn in große Schweins- oder Rinds-Blasen, steckt in die obere Oeffnung einer jeden derselben ein Stück ausgehöhltes Hohlunder-Holz, damit die noch übrige Feuchtigkeit ausdünsten könne, schnürt um selbiges die Blasen fest zu, und hängt sie den Winter durch um den Stuben-Ofen herum, bis auch darin der Saft ganz trocken und consistent geworden ist. Er pflegt gemeiniglich

iglich im Ganzen sammt den Blasen verschickt und verkauft zu werden, und deswegen hat diese Farbe auch den Nahmen Blasen-Grün, Fr. Verd de vessie, erhalten, wie denn auch der Kreuzbeer-Strauch selbst zuweilen Blasen-Grün genannt wird. Dieses Saft-Grünes nun bedienen sich die Färber und Mahler. Man wählt das harte, dichte, schwere, dunkelgrüne oder schwarze, welches auswendig glänzend ist, wenn man es aber zerbricht oder reibt, sogleich grün wird, und einen süßlichen Geschmack hat.

Wenn man Wein-Essig und Halb-Bier, in gleicher Quantität, zu den Beeren, nebst etwas fein pulverisirtem Alaun, nimmt, solches 14 Tage lang stehen lässet, unterdessen aber es einige Mahl umrührt, hernach auspreßt, und auf obige Art eintrocknet, so bekommt man ein schönes Grün, welches in Wein-Essig wieder aufgelöset, zum Leder-Färben dienlich ist. Mit andern Zusätzen und Salzen können noch andere Schattierungen von grünen Farben aus diesen Beeren hervor gebracht werden.

Diese in nördlichen Ländern ziemlich theure Saft-Farben, erscheinen bey dem Mahlen durchsichtig, werden aber, wie alle dergleichen Farben, vom Oehl zerstöret; indessen dienen sie doch zum Färben des mit Bimstein zuvor aufgekratzten weißen und gelben Leders, des Papieres, der Tapeten, zum Miniatur-Mahlen und Illuminiren, zu einer grünen Tinte, zu Vertiefung des Grünspanes bey dem Lackieren, den Buchbindern zum Besprengen des Schnittes der Bücher; auch bedienen sich die Tischler desselben zum Grünfärben. Bey der Fresco-Mahlerey, wird das Saft-Grün vom Kalke gelbgrün, pflegt aber ziemlich zu verschießen. Bey der Marmor-Mahlerey hingegen geräth es sehr wohl, wenn es in Urin mit ungelöschtem Kalk, und ziemlich, wenn es in Wein-Geist aufgelöset, und so auf den am Feuer erhitzten

Marmor getragen wird. Wenn man klare reine glühende Krystalle in dem Kreuzbeer-Safte ablöscht, so werden sie, nach Wallerius Zeugniß, violet wie Amethyst-Flüsse.

2. Kleiner purgierender Kreuzbeer-Strauch, Zwerg-Kreuzdorn, färbender Wegedorn, Rhamnus catharticus minor *C. B.* Rhamnus solutivus pannonicus alter *J. B.* Rhamnus solutivus minor *J. Camer.* Rhamnus spinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, corollarum laciniis longitudine tubae *Gerard.* Rhamnus minor, floribus axillaribus, foliis ovatis acuminatis nervosis integerrimis *Mill.* Engl. Dwarf-Buckthorn, welchen Einige auch Lycium, und im Deutschen Buchs-Dorn nennen (*), ist mit dem vorher beschriebenen ganz nahe verwandt; doch ist noch nicht entschieden, ob er eine ganz verschiedene Art, oder nur eine, von dem Geburts-Orte verursachte, Varietät sey. Gerard, in der Flora Gallo-Prouinciali, hat einigen Unterschied angegeben. Bey dem erstern, oder größern, sind die Einschnitte des Blumen-Kelches länger, als dessen Röhre, hingegen bey diesem kleinern haben die Einschnitte mit der Röhre des Kelches gleiche Länge. Nach andern Nachrichten soll bey diesem der Stamm gestreckt seyn, da er bey dem gemeinen aufrecht steht. Auch die Blätter sind bey der kleinen Art unterwärts etwas wollicht; und daher hat auch endlich Linné denselben als eine wirkliche Art, unter folgendem Nahmen und Beschreibung: Rhamnus infectorius, spinis terminalibus, floribus quadrifidis dioicis, caulibus procumbentibus, angenommen. Er wächst in Spanien, Frankreich, Krain, Italien ꝛc. wild; und da

(*) Lycium und Buchs-Dorn, sind eigentlich die Benennungen des im XXIX Th. S. 191, fgg. beschriebenen Jasmin Dornes.

da nicht zu zweifeln ist, daß er auch bey uns ausdauern werde, so verdient er wegen der Früchte gepflanzt zu werden. Diese Früchte werden in Avignon und andern Gegenden Frankreichs gesammelt, getrocknet, und verschickt, und zuweilen Graines jaunes, **Gelb-Beeren**, genannt; bekannter aber sind sie unter dem Nahmen Graines d'Avignon, **Körner von Avignon**, oder **Avignonsche Beeren**. Sie werden zum Gelb-färben, insonderheit zum gelben Saffian, gebraucht. Es soll auch hieraus das bekannte **Schütt-Gelb** verfertiget werden; s. oben, S. 102. In Nicosien, der Haupt-Stadt der Insel Cypern, gebrauchen die Handwerksleute diese Beeren gleichfalls, und werden daselbst **Halanger** genannt. Sie werden dahin von Caramine gebracht, und von dannen nach Aegypten und in die Inseln auf dem Archipelagus verführt, indem auch daselbst der Saffian damit gelb gefärbet wird. Die Holländer machen eine gelbe Masse von Kreide und Märgel, färben solche mit diesen Beeren, die sie mit Alaun in Wasser kochen, verfertigen hieraus kleine gewundene Stängel, trocknen sie an der Sonne, und versenden sie unter dem Nahmen Stil ou Stile de graine ou de Gran. Sie werden zur Mahlerey in Oehl gebraucht.

Ob der so genannte **Buchsdorn-Saft**, Succus Lycii, von einem ähnlichen, oder ganz verschiedenen, Baume verfertigt werde, lässet sich nicht bestimmen. Es soll derselbe von einem kleinen stacheligen Baume, welcher in Lycien, einer asiatischen Provinz, häufig wächst, durch das Kochen, vermuthlich der Frucht, zubereitet werden. Dieser schwarze eingetrocknete Saft hat einen bittern, herben, zusammenziehenden Geschmack, und wird bey den Geschwüren des Mundes und des Zahnfleisches gebraucht.

3. **Kleiner langblätteriger purgierender Kreuzbeer-Strauch**, Rhamnus foliis oblongis ser-

ra-

ratis *C. B.* Rhamnus batavicus *J. B.* Rhamnus bavaricus *Dalech.* Rhamnus catharticus minor, folio longiore *Tourn.* Rhamnus longifolia, foliis lanceolatis, floribus axillaribus *Mill.* Rhamnus spinosus, foliis ovato-lanceolatis serratis glabris, floribus androgynis, baccis tetrapyrenis *Hall.* Engl. long-leaved Dwarf-Buckthorn, unterscheidet sich von dem vorhergehenden nur dadurch, daß er ein größerer Strauch ist, und längere Blätter hat. Er wächst 5 bis 6 F. hoch. In den neuern Ausgaben der Linnéischen Schriften kommt er gleichfalls, als eine besondere Art, unter folgendem Nahmen und Beschreibung vor: Rhamnus saxatilis, spinis terminalibus, floribus quadrifidis hermaphroditis; Stein-Wege-Dorn. Er wächst auf den Bergen in Baden, Italien und der Schweiz. Seine Beeren kann man, wie die Beeren der vorhergehenden Art, zum Mahlen gebrauchen.

Der Meer-Kreuzbeer-Strauch, See-Kreuzbeer-Strauch, See-Kreuzdorn, Haf-Dorn, Haff-Dorn, Haft-Dorn, Hippophaë, Hippophaës, Engl. Sea-Buckthorn, Sallow-Thorn, ist bey Linné, Miller'n, Ludwig, Böhmer'n, Haller'n, und Duroi eine Gattung Pflanzen mit ganz getrennten Geschlechtern und ohne Blumenkrone, deren männliche Blumen einen entzwey getheilten Kelch und einen Griffel haben, und eine einsamige Beere hinterlassen. Linné hat zwey Arten, welche sehr dauerhafte, im Winter unbelaubte Sträuche für Lust-Gebüsche sind, die im Sommer mit ihren ungetheilten, auf der Oberfläche dunkelgrünen, auf der Unterfläche aber weißgrau-weißen Blättern, und im Winter mit den aufgeblasenen, irregulären, schuppigen Knospen ihrer jungen Schüsse eine sonderbare Mannigfaltigkeit

keit machen, und vom Oct. bis zum März gepflanzet werden können.

1. Wegedornartiger Meer-Kreuzbeer-Strauch, Besing-Strauch, Dünen-Besingstrauch, finnische Beeren, Sand-Dorn, rothe Schlehen, deutscher oder schmahler Stech-Dorn, weidenblätteriger Stech-Dorn, Streit-Besienstrauch, Weiden-Dorn, Oleaster germanicus *Cord.* Rhamni alterum genus *Caesalp.* Rhamnus primus Dioscoridis; primus Dioscoridis creditus *Pen. & Lob.* Rhamnus salicis folio, fructu flavescente *C. B.* Rhamnoides salicis folio *Tourn.* Hippophaë foliis linearibus, subtus rubiginosis *Hall.* Hippophaë rhamnoides, foliis lanceolatis *Linn.*; Fr. Rhamnoides à feuilles de Saule; Engl. Sea Buckthorn with a Willow-Leaf. Ob er gleich seinen ersten Stand an den See-Küsten von England, Holland, dessen Nachbarn, und in den niedrigen Ländereyen hat, wo sich ein feuchter Sand, oder doch ein sehr lockerer sandiger Schlick häuft, so wächst er doch auch in sehr großer Menge an den Ufern starker Ströhme und kleiner Flüsse oder Bäche, als: am Rhein, der Donau, der Rhone, der Aar, wo es sandig, steinig, zugleich aber feucht ist, bis unter die Klippen und Felsen. Die Wurzel ist stark, ästig, läuft stark aus, und treibt, wie der Stamm selbst, Loden. Die Blätter sind schmahl, länglich, gehen am Ende in eine runde Spitze aus, sind auf der obern Fläche meer- oder dunkelgrün, auf der untern weißgrau oder silberfarbig, und der Länge nach mit einer erhabenen Ader versehen, auf beyden aber glatt und glänzend. Sie stehen an den Enden der Zweige dicht bey einander und rund umher, an den übrigen Stellen aber wechselsweise. Ihre Länge beträgt 2, und ihre Breite beynahe $\frac{1}{4}$ Zoll. Sie bleiben spät, und bisweilen bis zum Anfange des Decembers, und sterben endlich mit einer

einer hellbraunen Farbe ab. Die Blumen kommen im April und May hervor, und zwar findet man männliche und weibliche auf besondern Stämmen. Die männlichen stehen in kleinen Büscheln, und haben einen einblätterigen, runden, in zwey unten zusammen gewachsene und oben mit den Spitzen zusammen hängende Einschnitte getheilten, Kelch von einer grünlichen Farbe. Nach gerade lösen sich die Spitzen von einander, und breiten sich mehr aus. Eine Blume ist nicht vorhanden, sondern man findet nur 4 kurze Staubfäden mit länglichen eingebogenen gelben Staubbeuteln. Die weiblichen sind einzeln zwischen den untern Blättern anzutreffen. Der kleine Kelch ist ebenfalls einblätterig, oval länglich, röhrenförmig gestaltet, und oben in zwey Theile getheilt. Er ist grün silberfarbig, nur an den Spitzen etwas bräunlich, und fällt ab. Der Knopf ist rund und sehr klein, der Griffel überaus kurz, der Staubweg hingegen ist desto länger, indem er noch einmahl so lang als der Kelch, und dabey so dick ist, daß er als ein hellgelber, fleischichter Körper aus dem Kelche hervor raget. Die Beeren haben die Größe der Erbsen oder Spargel-Beeren, erhalten im Herbste ihre Reife, sind goldgelb, mit einer dünnen glatten Haut umzogen, und mit einem gelben, im Geschmack herben, sauern und färbenden Safte angefüllt. In der Mitte liegt ein einzelner rundlicher, brauner, und inwendig weißer Kern. Die Rinde ist hellbraun; das Holz weiß, und die Zweige sind hin und wieder mit steifen Stacheln besetzt, deren jeder sich mit einer gerade ausgehenden Spitze endigt. Die Zweige wachsen unordentlich sperrhaft durch einander, und der Stamm erhält 8 bis 10 Fuß Höhe.

Dieser Strauch wird vorzüglich wegen seines sonderbaren Ansehens im Winter geschätzt, indem seine vierjährige Schüsse alsdann an allen Seiten sehr dicht

mit

mit großen, aufgeblasenen, unebenen, schuppigen Knospen besetzt sind, welche eine dunkelbraunere, oder vielmehr eine chocolatebraunere Farbe haben, als die Zweige, und ihm ein so sonderbares Ansehen geben, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und so stark, wie irgend ein anderer Plantage-Strauch, gesucht wird. Um das Ende des Febr. pflegen diese Knospen an Größe stark zugenommen zu haben; und wenn man kurz vorher, ehe sie sich öffnen, mit einem Stabe an den Strauch schlägt, einen gelben Staub, wie Schwefel, herunter fallen zu lassen. Einige halten zwar dafür, seine Schönheit sey nachher, wenn seine Blätter ausgebrochen sind, geringer; indessen machen dieselben mit ihren zwey Farben doch einen guten Effect.

Der Meer-Kreuzbeer-Strauch kommt in jedem Boden, doch am liebsten in solchem, der ein wenig feucht ist, fort, und lässet sich im Herbste, Winter und Frühlinge fortpflanzen: 1. durch den Samen; 2. durch Stecklinge von jungen Schüssen, die im Oct. auf ein schattiges Beet gestecket werden müssen, doch nicht so zuverlässig Wurzel schlagen, als Ableger. 3. Durch Ableger. Man gräbt die Erde umher gehörig um, macht dieselbe fein, reinigt sie von Unkraut-Wurzeln, spaltet die Haupt-Zweige auf der obern Seite, biegt dieselben zur Erde, und legt dann alle ihre junge Zweige, nachdem ihnen zuvor die Spitze mit einem Messer genommen worden ist, so ein, daß sie nur so eben aus der Erde hervor ragen. Wenn dieses im Herbste geschieht, so pflegen die Ableger schon im folgenden Herbste so gut bewurzelt zu seyn, daß sie alsdann abgenommen, und entweder erst in die Pflanz-Schule, oder auch sogleich auf die ihnen bestimmten Stellen gepflanzet werden können. 4. Durch Neben-Schüsse; deren pflegt dieser Strauch ziemlich viele, und oft in ziemlicher Entfernung, zu treiben;

man

man bedient sich ihrer aber nicht gern, weil solche Pflanzen hernach wieder gar zu bald Neben-Schüsse treiben, und sich zu weit umher ausbreiten. Wenn der Strauch verpflanzt wird, blüht er selten.

Wegen der vielen Stacheln könnte man diesen strauchartigen Baum mit Vortheil zu Umzäunungen und Hecken, besonders am Ufer, anwenden, welche ein frisches und dabey ganz sonderbares Ansehen haben würden. Eben diesen Nutzen kann man, nach Dühamel, von trocknen Zweigen in geringerm Maße erwarten, weil sie nur einige Jahre dauern.

Nach Düroi und Walter'n, ist er für die härtesten Winter in Deutschland hinreichend dauerhaft, allein, er stirbt in harten Wintern gar öfters ab (*); daher man, aus Vorsorge, dergleichen in Töpfen aufbehalten, und zur Winters-Zeit in ein Glas-Haus setzen muß.

Die Beeren färben gelb, und scheinen durch die Gährung Wein und Essig zu geben. Die Lappländer gebrauchen sie als ein saures Gewürz. Die Fischer des bothnischen Meerbusens bereiten aus denselben einen dicken Saft, welcher den frischen Fischen einen angenehmen Geschmack verschaffet, und mit unsern Wein-Brühen einige Aehnlichkeit hat (**). In Norwegen gebraucht man einen Aufguß oder Trank von dem Holze, den Blättern und den Blumen, statt des Holz-Trankes. Daselbst fressen auch Ziegen und Schafe die Blätter begierig.

2. Canadischer Meer-Kreuzbeer-Strauch, Hippophaë Canadensis, foliis ovatis *Linn.* gleicht, dem

(*) Hr. Hofr. Beckmann sagt, im 3 St. des 14 B. seiner Biblioth. S. 404: „Noch dieses Frühjahr (1786) hat mir „die lezte Kälte ein Par große Bäume von Hippophaë rhamnoides getödtet."

(**) *Linn.* Fl. Lappon. S. 206.

dem Ansehen nach, dem vorigen gänzlich; nur sind die Blätter etwas breiter, kürzer, und mehr eyrund. Die Aeste stehen einander gerade gegen über. Die einfachen Blumentrauben stehen zwischen den ersten Blättern aufrecht, und sind nur halb so lang als die Blätter; diese sind auf der obern Fläche grün, und mit büschelförmigen, aus einander laufenden Haaren besetzt, auf der untern aber sind sie silberfarbig, und haben eisenrostfarbige Schuppen, Haare und Tüpfelchen. Er kann eben so, wie die erste Art, gezogen werden.

Kreuz-Bein, s. oben, S. 2.

Kreuzberg, s. Kreuzburg.

Kreuz-Bignonie, Bignonia crucigera *Linn.* Kreuz-Wein, Engl. Cross-vine; s. in den Supplem. Bignonie.

Kreuz-Blatt, Crucianella *Linn.*; s. Kreuz-Kraut 1.

Kreuz-Blech, s. oben, S. 13.

Kreuz-Blume, Polygala, Polygalon, ist nicht nur die Benennung, unter welcher Matthiolus, Theodor und Dalechamp die linsenartige Kron-Wicke, Coronilla (s. Wicke), Gesner eine größere Spiel-Art des kleinen Vogelfußes, Ornithopus (s. Vogel-Fuß), J. Camerer den dunkeln Süß Klee, Hedysarum obscurum (s. im XXXIX Th. S. 712, f.), anderwärts aber nebst Anguillara eine gelbe Art der Kreuz-Blume, C. Durante das quirlförmige Nagel-Kraut, Illecebrum verticillatum (s. Nagel-Kraut), Dodonäus aber, Turner, Lonicer, Thalius, Theodor und Gerard, die gemeine Kreuz-Blume verstehen, sondern auch bey den neuern Schriftstellern eine Gattung Pflanzen, deren botanischer Character folgender ist. Der Kelch besteht aus 3 kleinen, eyförmig zugespitzten, stehenbleibenden Blättern, deren zwey unter und eines über den Blumenblättern sitzt. Die Blumenblätter vergleicht Linne mit den

schmetterlingsförmigen, obgleich die Anzahl derselben verschieden ist. Der kleine röhrenförmige Helm ist mit dem kurzen, getheilten Rande rückwärts gebogen; die zwey, viel größern, eyförmigen, platten Flügel stehen gleichsam ausserhalb der Blume, und fallen nicht ab, daher dieselben, ob sie gleich gefärbt sind, von Einigen zu dem Kelche gerechnet, und diesem 5 Blättchen zugeeignet werden. Der zusammengedrückte Kiel ist gegen das Ende bauchicht; an diesem sitzen bey den mehresten Arten 2, dreyfach getheilte, blätterige Ansätze, welche gleichsam einen Bart oder Pinsel vorstellen. Die 8 Staubfäden sind unter sich in zwey Bündelchen oder Haufen verwachsen, und tragen 8 einzelne Staubbeutel. Der einfache, aufrecht stehende Griffel hat einen etwas dickern, getheilten Staubweg. Das herzförmige Samenbehältniß ist platt gedrückt, und mit einem scharfen Rande versehen, öffnet sich mit 2 Klappen, und hat 2 Fächer, in deren jedem ein Same liegt. Linné hat 26 Arten. Die 8 ersten und die 2 lezten haben an ihrer Blumen-Krone einen pinselförmigen Anhang, die übrigen aber nicht; diese theilen sich wieder in solche, welche einen hölzigen Stängel haben, wie die 9te bis zur 15ten; in solche, welche einen weichen und ganz einfachen Stängel haben, wie die 5 folgenden; und endlich in solche, welche zwar einen weichen, aber ästigen Stängel haben, wie die 4 übrigen.

1. **Fleischfarbige oder fleischrothe Kreuz-Blume, mit Blumenähren, und einem krautartigen, ästigen und aufrechten Stängel, an welchem die pfriemförmigen Blätter wechselsweise stehen;** Polygala mariana, angustiori folio, flore purpureo *Pluken.* Polygala marilandica, foliis tenuissimis, spica parva compacta in summo caule, flosculis carneis *Raj.* Polygala incarnata, floribus cristatis spicatis, caule herbaceo ramoso erecto, foliis alternis subu-

subulatis *Linn.* Engl. Carnation-Milkwort. Sie kommt aus Virginien und Canada. Ihre Wurzel ist jährig. Ihr Stängel wächst 8 bis 10 Zoll hoch, ist fadenförmig und eckig, und treibt in den Winkeln der obersten Blätter gemeiniglich 3 lange und schmahle Aeste. Die Blätter sind pfriemförmig, sehr scharfgespitzt, und stehen in einiger Entfernung von einander, oft kaum zu 8 an dem Stängel. Die Blumen-Aehren stehen einzeln an dem Gipfel des Stängels und der Aeste, und sind länglich und sehr lebhaft fleischroth. Die Blumenkronen sind 3 Mahl so lang, als die Seitenblättchen des Blumenkelches, und haben einen in viele Stücke zerspaltenen, erweiterten und fleischrothen Pinsel, welcher, wie die Blumenkrone selbst, aufrecht steht. Sie ist sehr dauerhaft, und kommt an einem warmen Orte und in leichtem Boden gar wohl in freyer Luft fort. Man kann sie sehr leicht aus dem Samen ziehen, und muß die Pflanzen, welche davon aufgehen, von Unkraut rein halten, und bey sehr trocknem Wetter fleißig begießen.

2. **Gemeine Kreuz-Blume, mit Blumen-Trauben, krautartigen, einfachen und danieder liegenden Stängeln, und gleichbreit-lanzenförmigen Blättern; Kreuz-Blümchen, Himmelfahrts-Blümchen, Negel-Kraut, Milch-Blume, Milch-Wurzel, Natter-Blume, Natter-Zünglein, Ramsel, Ramsel-Blume, Vogel-Kraut,** Flos crucis *Gesn.* Flos ambarvalis *Dod.* Polygala maior *Theod.* & *C. B.* Polygala vulgaris maior *J. B.* & *Raj.* Polygala rubeis floribus *Lobel.* Polygala Tragi *Thal.* Polygala tetrapetala siliculosa bicapsularis, longo angusto folio, maior *Morif.* Polygala foliis lineari-lanceolatis, caulibus diffusis herbaceis *Royen.* Polygala caule erecto, foliis linearibus acutis, f. Polyg. foliis omnibus acutis *Hall.* Polygala vulgaris, floribus cristatis racemosis, caulibus herba-

ceis simplicibus procumbentibus, foliis lineari-lanceolatis *Linn.* Engl. common Milkwort. Man findet sie in ganz Europa auf Wiesen, trocknen Weiden, und in den Heiden, häufig. Sie ist eine niedrige, öfters nur einen Finger hohe, Pflanze. Die lange, dünne, weiße, holzige und dauerhafte Wurzel treibt viele dünne, 6 bis 8 Z. lange, krautartige, einfache Stängel, welche theils aufgerichtet stehen, theils, zumahl mit dem untern Theile, auf der Erde liegen, und etwas in das Röthliche fallen. Die kleinen, länglichen, glatten, glänzend grünen Blätter stehen am untern Theile des Stängels fast wirtelförmig, weiter hinauf aber werden sie schmähler, spitziger, und stehen wechselsweise. Jeder Stängel endigt sich mit einer blauen (*) Blumen-Aehre, welche im May, Jun. und Jul. erscheinen. Zuweilen sind alle Blätter einander ähnlich und spitzig. Die Blumen sind beständig mit dem pinselförmigen Anhange geziert. Der Same wird im Aug. reif, und es lässet sich aus demselben diese und die folgende Art leicht ziehen, indem man nur den Samen, so bald er reif ist, säen, und die Pflanzen nachher verdünnen darf.

Dieses Pflänzchen ist zwar bis jezt in den Apotheken nicht zu finden, verdient aber vor vielen andern einen Platz unter den Arzeney-Mitteln. Nach Detharding's Anzeige, ist ein Trank, von einer Handvoll

(*) Man findet auch Pflanzen:
mit weißer kleiner Blume; Polygala alba, s. Polygala albis floribus *Theod. Gerard.*
mit fleischrother Blume; Polygala carnea *C. B.*
mit kleiner röthlicher Blume; Polyg. latifolia humilior, spicis brevioribus, floribus dilute purpurascentibus *Zanichell.*
mit purpurrother Blume; Polygala maior purpurea *Thuill.*
mit kleiner mattgefärbter Blume; Polyg. obsoleto flore *Gerard.*
mit violetter Blume; Polyg. violacea *Boerh.*

voll Kraut in einer Kanne Wasser abgekocht, und alle Stunden etliche Löffel davon eingegeben, in dem Seitenstech-Fieber von großem Nutzen; es wird dadurch der Auswurf ungemein erleichtert, und Schweiß und Urin befördert. Sehr merkwürdig sind auch die Versuche, die man in Frankreich mit der einheimischen Kreuz-Blume wider inflammatorische Brust-Krankheiten gemacht hat, ungeachtet v. Haller (*) sie der *bittern* Kreuz-Blume, Polygala amara *Linn.* (s. unten, No. 3.) anrechnet. Dühamel (**), der diese Pflanze zuerst versucht hat, schreibt ihr einen etwas scharfen und kaum zu bemerkenden bitterlichen Geschmack zu, da die andere hingegen eine merkliche Bitterkeit besitzt; jene purgiert auch nicht, wie leztere thut. Er gebrauchte die Wurzel mit dem Kraute von erwähnter Art bey zwey Kranken, nachdem vorher einige Aderlässe und andere Mittel vergeblich waren angewandt worden, in einer Ptisane, mit dem gewünschten Erfolge. Allein, die heilsame Wirkung dieser zwey Kranken ist Hrn. Ritter Murray (***) mit Recht zweifelhaft, weil die Ptisane zugleich auch die Quecken- und Süßholz-Wurzel und die Huflattich-Blume enthielt. Mehrere Fälle aber hat Dühamel uns nicht zergliedert aufgezeichnet. In der Vergleichung, die er nachher zwischen der Senega (s. unten, No. 16.) und dieser Kreuz-Blume anstellte, gesteht er, daß jene den Auswurf weit kräftiger befördere, als diese. Man muß sie auch unstreitig, wenn man

(*) Hist. stirp. helvet. n. 943.

(**) Essais sur l'usage de la plante, nommée par C. Bauhin *Polygala vulgaris*, pour la guerison des maladies inflammatoires de la poitrine, par Mr. DU HAMEL, st. in den *Memoir. de l'Acad. de Paris*, A. 1739, S. 135 — 139.

(***) Im Arzneyvorrath, nach Hrn. D. Seger Uebersetz. 2 B. (Brschw. 1782, 8.) S. 551.

Wirkung von ihr sehen will, in reichlicherer Dose geben, als jene; denn die 12 Gran, worauf Geoffroy (*) sie einschränkt, sind wohl zu schwach. Linné hält auch dafür, daß die Wurzel dieser gemeinen Kreuz-Blume mit der Senega gleiche, nur aber schwächere Kräfte besitze.

Wenn man die Blätter dieser Pflanze im Frühlinge auf hohen trocknen Wiesen, oder auf Gehängen der Hügel und Berge, wo sie gern wächst, und im besten Zustande gefunden wird, sammelt und im Schatten trocknet, vertreten sie die Stelle des chinesischen Thees dergestalt, daß auch eine an den Thee gewöhnte Zunge nicht leicht einen Unterschied unter dem aus diesem Kraute bereiteten Thee, und dem gewöhnlichen Thee-Tranke, finden wird. Es wird derselbe sowohl wegen seines angenehmen Geschmackes, als auch wegen seiner Heil-Kräfte, gerühmt (**).

Uebrigens ist diese sowohl, als auch die folgende Pflanze ein milchreiches Futter für das Vieh, welches zu ihren Benennungen im Griechischen: Eugalacton und Polygala, im Deutschen: **Milch-Blume, Milch-Wurzel, Milchwurz-Pflanze**, und im Französischen: Herbe à lait, Anlaß gegeben hat.

3. **Bittere Kreuz-Blume, mit Blumentrauben, ziemlich aufrechten Stängeln, und größern umgekehrt eyrunden Wurzelblättern**; Polygalae species, foliis circa radicem rotundioribus, sapore perquam amaro *Thal.* Polygala vulgaris, foliis circa radicem rotundioribus flore caeruleo, sapore admodum amaro *C. B.* Polyg. minor, foliis ad radicem rotundiusculis *Helwing.* Polyg. buxi minoris folio, flore caeruleo; & Polyg. minor, foliis circa radicem rotundioribus *Vaill.* Polyg. procumbens, fo-

(*) Mat. med. To. 2, p. 244.

(**) Lübeckische Anzeigen, 4tes St. v. J. 1768.

foliis imis subrotundis, supremis linearibus *Hall.* Polygala amara, floribus cristatis racemosis, caulibus erectiusculis, foliis radicalibus obouatis maioribus *Linn.* Engl. bitter Milkwort. Sie wächst in Schwaben, Oestreich, in der Schweiz und in Frankreich, an etwas bergigen Oertern. Sie kommt der gemeinen (No. 2.) sehr nahe, unterscheidet sich aber von derselben durch ihren bittern Geschmack, und durch ihre größere Blätter, besonders die Wurzel-Blätter, welche wohl 10 Mahl größer sind, als bey der gemeinen. Der Stängel ist krautartig, aufrecht, 6 bis 8 Z. hoch. Die Blumen sind meistens blau, zuweilen auch roth, oder weiß.

Das Kraut hat einen starken, lange auf der Zunge anhaltenden, bittern Geschmack, wodurch sie leicht von einem, der auch nicht Botaniker ist, von der gemeinen Kreuz-Blume unterschieden werden kann. Conr. Gesner (*) nennt sie daher auch Amarella. Eine Handvoll Kraut des Nachts in Wein eingeweicht, ist ein sicheres Purgier-Mittel, wie Gesner an sich selbst erfahren hat. Die aus 4 Unzen Kraut, und 1 Pfund Canarien-Wein, bereitete Tinctur schmeckt höchst bitter, und sieht bräunlich aus (**).

Die Wurzel ist dünn, in viele zaserige Aeste getheilt, holzig, auswendig gelbgrau, inwendig weißlich. Jacquin sagt, sie sey nicht bitter; Collin (***) hingegen sagt, sie habe einen balsamischen, gelinde bit-

(*) Epist. L. 3, p. 121, a.

(**) *Jacquin* Fl. Vind. p. 262, n. 60.

(***) Obss. circa morbos. P. 2. p. 293.

Heinr. Jos. Collin Wahrnehmungen von den heilsamen Kräften der bittern Kreuzblumenwurzel in der Eiterung der Lungen, und von den Wirkungen des Kampfers. Aus dem Lat. übersetzt, und mit neuen Erfahrungen vermehrt, von D. Pascal Jos Ferro Wien, 1780, gr. 8.

bittern, süßlichen Geschmack. Sie ist derjenige Theil dieser Pflanze, mit welchem einige wiener Aerzte Versuche in der eiternden Lungensucht gemacht haben. Vorzüglich ist die Rinde dieser Wurzel wirksam (*). Der Erste, der sie in den wiener Kranken-Häusern gebraucht, und zu versuchen angerathen hat, war der Bar. v. Swieten. Schon im J. 1762 wurde uns der glückliche Erfolg von 4 Kranken erzählt (**), die nach einer inflammatorischen Brust-Krankheit oder Blut-Speyen, lungensüchtig geworden waren; und 10 Jahr nachher noch 15 andere Fälle, die aus vielen andern waren ausgesucht worden. Bey diesen war die Krankheit gleichfalls nach einer heftigen Entzündung, oder langsam nach einem kleinen Husten entstanden. Wie tief sie schon bey vielen eingewurzelt war, haben die Abzehrung, der häufige Auswurf des Eiters durch den Mund, die nächtlichen Schweiße, und die Gegenwart des Fiebers, zu erkennen gegeben; dem ungeachtet sind sie der Gefahr, hauptsächlich durch die Kreuz-Blume entrissen worden. Zuweilen schickte man den Gebrauch erweichender schleimiger Mittel, vornehmlich der Salap-Wurzel, und beruhigender Mittel, voran, oder gab sie auch in den Zwischen-Zeiten. Collin schreibt dieser Wurzel daher balsamische, heilende, stärkende und demulcirende Eigenschaften zu, und hält sie für das vornehmste unter allen gegen diese Krankheit versuchten Mitteln. Auch Coste und Willemet (***) haben bey 10 Kranken dieselbe mit dem glücklichsten Erfolge angewandt; die Krankheit war zwar bey diesen noch nicht aufs höchste ge-

(*) *Coste* und *Willemet* Essais sur quelques plantes indigenes, p. 75.

(**) *Candon* diss. de Polygala in Phthisi, Vienn.

(***) Am ang. O.

gestiegen; nach vorher gegangenem Blut-Speyen aber waren doch schon Schmerzen in den Seiten oder im Rücken, Husten, Beklemmung der Brust, schleichendes Fieber, Abzehrung ꝛc. da; im hartnäckigen und trocknen Husten war sie in einem Decocte mit Milch zuträglich. Die zwey oder drey, von Wilhelmi (*) erzählten Fälle einer glücklich geheilten Lungensucht, kann ich hier nicht aufführen, weil man ausser diesem Mittel noch andere, als: Milch, China-Rinde, isländischen Mos, u. a. zugleich gebraucht hat. Die Unparteylichkeit aber erfordert auch das Bekenntniß, daß viele Lungensüchtige nicht durch dieses Mittel geheilt worden sind. Selbst Collin gesteht dies; man fand aber bey den Leichen-Oeffnungen die Ursache dieser Unwirksamkeit, nähmlich verhärtete, skirrhöse oder verzehrte Lungen, oder Verstopfungen in verschiedenen Eingeweiden des Unterleibes. Viele aber, wenn sie auch nicht geheilt wurden, wurden doch erleichtert. Man könnte sie, wegen der Verwandtschaft mit der Senega, auch für wirksam im Seitenstechen und in der Wassersucht halten; allein, in jenem hat sie die Zufälle verschlimmert, und in dieser nichts ausgerichtet. Einige aber eignen ihr solche Heil-Kräfte zu.

Es ist mehr als Eine Art, diese Kreuz-Blume zu geben, üblich. Man kann sie entweder des Morgens und Abends, zu $\frac{1}{2}$ Quent in Pulver geben, oder in einer Latwerge mit Honig alle 4 Stunden, indem man allmählich bis zum Quent mit der Dose steigt. Man hat auch den Aufguß des Krautes, mit Honig versüßt, gereicht. Am meisten aber hat man das Decoct der Wurzel gebraucht, welches aus 3 Unzen von ihr mit 3 Pfund Wasser, bis zur Hälfte eingekocht, bestand, und welches man mit 1 Unze Isopp-

(*) Diss. de phthisi, Wirceb. 1777. p. 29. Cas. 2. 3.

und eben so viel Mohnkopf-Syrupp versüßte; auf diese Art wurden täglich 2 Unzen von der Wurzel, zuweilen aber auch weniger, verbraucht.

Die Lobes-Erhebungen des Sarcone von der Kreuz-Blume, werde ich unten bey der Senega (No. 16) anführen. Es wäre aber zu wünschen, daß er den Fehler mancher anderer Praktiker nicht begangen hätte, die, wegen mangelhafter Kenntniß in der Kräuter-Kunde, sich zweifelhafter Nahmen bedienen, wodurch sie verursachen, daß Andere sie nicht deutlich genug verstehen, und ihre sonst herrliche Erfindungen nicht nutzen können.

4. Kreuz-Blume von Montpellier, mit Blumentrauben, einem aufrechten Stängel, und lanzenförmig-gleichbreiten und spitzigen Blättern; Onobrychis tertia *Dalech.* Polygala acutioribus foliis, monspeliaca *C. B.* Polyg. vulgaris, coloris obsoleti, foliis angustissimis *J. B.* & *Raj.* Polyg. annua erecta angustifolia, floribus coloris obsoleti carneis lineis virgatis *Magnol.* Polyg. monspeliaca, floribus cristatis racemosis, caule erecto, foliis lanceolato-linearibus acutis *Linn.* Engl. Montpellier-Milkwort. Sie wächst bey Montpellier auf unfruchtbaren Hügeln. Gerard hält sie für eine bloße Spiel-Art der gemeinen; sie scheint sich aber doch von derselben durch ihre jährige Wurzel, durch ihren aufrechten Stängel, welcher viele wechselsweise stehende Zweige treibt, durch ihre sehr schmahle Blätter, und durch ihre fleischrothe Blumen (*), zu unterscheiden. Sie blüht, wie die beyden vorhergehenden Arten, im May.

5. Rispenförmige Kreuz-Blume, mit krautartigen, aufrechten und nach oben zu ästigen Stängeln, gleichbreiten Blättern, und nacketen Blumentrauben; Polyg. herbacea minor erecta, foliis line-

(*) Es gibt auch eine Sorte mit blauer Blume; Polygala acutioribus foliis, monspeliaca, floribus caeruleis *Tourn.*

linearibus, ſpica multiplici terminali folioſa *Brown.* Polyg. paniculata racemis nudis, caulibus herbaceis erectis, ſuperne ramoſis, foliis linearibus *Linn.* Ihr Vaterland iſt Jamaika. Sie iſt klein. Ihre Aehren ſtehen an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte, und zertheilen ſich in mehrere kleinere.

6. Sibiriſche Kreuz-Blume, deren Stängel krautartig, deren Blätter lanzenförmig, und deren Blumentrauben nacket ſind und zur Seite ſtehen; Polyg. multicaulis *Amman.* Polyg. ſibirica, racemo laterali nudo, caulibus herbaceis, foliis lanceolatis *Linn.* Sie kommt aus Sibirien, und hat ihre Stellung mit der vorhergehenden gemein. Ihre untere Blätter ſind eyrund, und die obern lanzenförmig. Die Blumentraube ſteht einzeln, oder höchſtens zu zwey; iſt locker, und hat keine Blattdecke zwiſchen den Blumen.

7. Aethiopiſche Kreuz-Blume, deren Stängel ſtaudig iſt, deren Blätter gleichbreit-lanzenförmig ſind, und deren Blumen gleichſam an Traubenkämmen ſtehen, und aus drey Blättchen beſtehende Blattdecken zwiſchen den Blumen haben; Polygala frutescens anguſtifolia, ramoſis floribus in ſummitate velut vmbellatis *Raj.* Polyg. africana glabra, florum galea binis criſtis fimbriatis ornata, ex involucro magno dipetalo erumpente *Pluken.* Polyg. bracteolata, floribus racemoſis, bracteis triphyllis, foliis lineari-lanceolatis, caule fruticoſo *Linn.* Sie hat ſehr viele Spiel-Arten unter ſich. Ihr Stängel iſt zuweilen ganz einfach, zuweilen treibt er einige wenige Zweige. Die Blätter ſind ſpitzig, zuweilen auch ſtumpf, bald glatt, bald zottig, bald ſchmähler, bald breiter, bald pfriemenförmig, bald gleichbreit, bald gleichbreit-lanzenförmig, bald lanzenförmig. Die Blumen ſind ſchön purpurroth,

oder

oder mattroth, oder weißlich, bald größer, bald kleiner.

8. **Kreuz=Blume mit Myrten=Blättern, mit ſtaudigem Stängel, glatten, länglichen und ſtumpfen Blättern, und Blumenkronen, deren Schiffchen die Geſtalt eines halben Mondes hat;** Polyg. arborea myrtifolia, floribus albis intus purpureis *Commel & Raj.* Polyg. arborea, myrtilli ſubrotundis foliis, fructu magno tordylii *Pluken.* Pol. frutescens, foliis oblongis glabris, flore purpureo *Burm.* Polyg. myrtifolia, floribus carina lunulata, caule fruticoſo, foliis laevibus oblongis obtuſis *Linn.* Sie hat mit der äthiopiſchen ihr Vaterland gemein. Die Blätter ſind lanzenformig; die Blumen weiß und inwendig purpurroth.

9. **Baumartige Kreuz=Blume, deren Stamm baumartig iſt, deren Blätter ſtumpf ſind, und auf eigenen Stielen, und deren Blumen einzeln zur Seite ſtehen;** Polyg. Penaea, floribus lateralibus ſolitariis, caule arboreo, foliis obtuſis petiolatis *Linn.* Sie kommt aus dem ſüdlichen Amerika, und hat rauhe, den Buchs=Blättern nahe kommende Blätter.

10. **Kreuz=Blume mit verſchiedenen Blättern, deren Stamm baumartig, deren ältere Blätter länglich=eyrund, die friſchen aber ziemlich eyrund ſind, und deren Blumen an Traubenkämmen beyſammen ſtehen;** Polyg. fruticoſa, foliis glabris ovatis, capſulis ſubrotundis emarginatis, racemis minoribus laxis alaribus *Brown.* Polyg. diverſifolia, floribus racemoſis, caule arboreo, foliis ſenioribus oblongo-ovatis, recentibus ſubovatis *Linn.* Ihr Vaterland iſt das heißere Amerika. Ihre Blätter ſind glatt; die Blumentrauben ſind klein und locker, und ſtehen in den Winkeln der Blätter; die Samen=Kapſeln ſind rundlich und ausgeſchnitten.

11. Si=

11. Sineſiſche Kreuz-Blume, mit ſtrauchigen Stängeln und ovalen Blättern, in deren Winkeln die Blumenähren ſtehen; Polyg. arborea, foliis lanceolato-ovatis, capſulis compreſſis bilobis vltra medietatem diviſis *Brown.* Polyg. chinenſis, floribus ſpicatis axillaribus, caulibus ſuffruticoſis, foliis ovalibus *Linn.* Sie iſt in Oſt-Indien zu Hauſe. Ihre Stängel werden ungefähr 1 F. lang, liegen auf der Erde, treiben ſehr wenige Aeſte zur Seite, und ſind nicht glatt. Die Blätter haben einen ganz glatten Rand und eine ſteife Spitze, ſind nacket, ſtumpf, und ſo groß als das äuſſerſte Glied des Daumens, und ſtehen auf ganz kurzen Stielen. Die Blumenähren ſind grün, und oft länger als die Blätter.

12. Portugieſiſche Kreuz-Blume, mit ſtaudigen Stängeln, ovalen und ſehr kleinen Blättern, und Blumentrauben, kleinblätterige Kreuz-Blume; Polyg. luſitanica frutescens, magno flore, foliis minimis *Tourn.* Polyg. microphylla, floribus imberbibus racemoſis, caulibus fruticoſis, foliis minutiſſimis ellipticis *Linn.* Ihr Vaterland iſt Portugal und Spanien. Ihre Stängel werden beynahe 1 F. lang, und ſind ruthenartig, fadenförmig, grün, und von den Trümmern der abgefallenen Blätter gleichſam gezahnt. Die Blätter ſind ſehr klein, elliptiſch, pfriemförmig, ungeſtielt, ſtehen wechſelsweiſe in einiger Entfernung von einander, und fallen bald ab. Die Blumen ſind ziemlich groß, ohne einen Anhang, oft von 2 bis 3 Farben, bilden an dem Gipfel des Stängels und der Aeſte kurze Trauben, und dauern lange.

13. Kreuz-Blume mit Buxblättern, Zwergbux-Kreuzblume; Chamaebuxus flore Coluteae *C. B.* Pſeudo-Chamaebuxus *Beſler.* Rhus myrtifolius Plinii & Geſneri *J. Camer.* Polygaloides

Dillen.

Dillen. Hall. Polyg. aſtragaloides vulgaris, buxi folio *Brown.* Polyg. frutescens maior, folio buxi *Menzel.* Polyg. fruticoſa, buxi folio, flore flavescente *Tourn.* Polyg. Chamaebuxus floribus imberbibus ſparſis, carina apice ſubrotundo, caule fruticoſo, foliis lanceolatis *Linn.* Engl. dwarf Box-Milkwort. Man findet ſie in Oeſtreich, im Elſaß, in der Schweiz, auch in Deutſchland, auf Gebirgen. Die Stängel ſind holzig, dünn, äſtig, 1 F. hoch, und liegen halb auf der Erde. Die Blätter ſind zahlreich, lanzenförmig, ſteif, glatt, glänzendgrün. Die Blumen ſitzen an den Seiten der obern Theile der Stängel, auf kurzen Stielen, zerſtreut; die Spitze der Schiffchen iſt rundlich, ohne Anhang, die Auſſenſeite weiß, inwendig eine Miſchung von Purpurroth und Saffrangelb, ſehr vortrefflich von Geruch, und kommen im May zum Vorſchein. Die Samen werden bisweilen in England reif.

Wenn der Same dieſer und der vorhergehenden Pflanze erſt im Frühlinge geſäet wird, geht er ſelten eher, als im folgenden Frühlinge, auf. Man ſäe ihn alſo, ſo bald er reif iſt, auf einen ſchattigen und gut geſchützten Platz, in leichte, ungedüngte, ſandige Erde, begieße die Pflanzen im Sommer bey trockner Witterung fleißig, und ſchütze ſie im folgenden Winter gegen gar zu ſtrengen Froſt, vermittelſt einer, in einer Entfernung von etwann 3 F. rings um das Beet her geſteckten doppelten Reihe Scorpionkraut-Büſche. Wenn der Same nicht reif wird, und man ihn aus ihrem Vaterlande bringen läſſet, ſo laſſe man ihn daſelbſt, ſo bald er reif iſt, in Kaſten ſäen, die mit ſolcher Erde gefüllt ſind, in welcher ſie einheimiſch ſind, ſtelle dieſe Kaſten bey ihrer Ankunft auf einen ſchattigen, doch warmen Platz; begieße die Pflanzen, wenn ſie aufgegangen ſind, fleißig; pflanze ſie, wenn ſie 3 bis 4 Z. groß ſind, in Töpfe in leichte ſandige Erde;

ſenke

senke die Töpfe auf einem schattigen Platze in die Erde; stelle sie am Ende des Novemb. unter einen Mistbeet-Kasten, gebe ihnen aber allezeit volle Luft, und stelle sie bey gelinder Witterung immer wieder heraus; und endlich im Frühlinge pflanze man sie aus den Töpfen mit voller Erde auf die ihnen bestimmten Stellen.

14. **Stachelige Kreuz-Blume, deren Stamm baumartig und stachelig, deren Blätter oval sind, und sich in steife Spitzen endigen, und deren Blumen zur Seite stehen**; Polyg. spinosa, floribus lateralibus, caule arboreo spinoso, foliis ovalibus mucronatis *Linn.* Ihr Vaterland ist Aethiopien.

15. **Hysterische Kreuz-Blume, deren Stamm baumartig ist, deren Blätter dreyseitig sind, und sich in steife Spitzen oder Stacheln endigen, und deren Blumen zur Seite stehen**; Polyg. Heisteria, floribus lateralibus, caule arborescente foliis triquetris mucronato-spinosis *Linn.* Spartium africanum frutescens, Ericae folio *Commel.* & *Sibae.* Thymbra capensis, Nepethae Theophrasti foliis aculeatis, flore parvo purpureo *Pluken.* Sie kommt aus Aethiopien. Die Gestalt ihrer Blätter ist nach ihrem Alter sehr unterschieden; bald sind sie eyrund, und am Rande und an der Rücken-Schärfe mit Haaren besetzt; bald gleichbreit und rauh; bald pfriemförmig und haarig. Ihre Blumen sind klein und purpurroth.

16. **Senega-Kreuz-Blume, mit Blumen die eine Aehre bilden, aufrechtem, krautartigen, ganz einfachen Stängel, und breit-lanzettförmigen Blättern**; Polyg. Senega, floribus imberbibus spicatis, caule erecto herbaceo simplicissimo, foliis lato-lanceolatis *Linn.* Polyg. caule simplici erecto, foliis ovato-lanceolatis alternis integerrimis, racemo terminali erecto *Gronov.* Polyg. virginiana, foliis oblon-

longis, floribus in thyrso candidis, radice alexipharmaca *Mill.* Engl. Senega-Milkwort. Sie ist in Virginien, Pensylvanien und Maryland zu Hause, und ist unter dem indianischen Nahmen Senega, Senegau, oder Seneka, in neuern Zeiten den Aerzten bekannt geworden. Die dauerhafte, faserige, holzige, verschiedentlich gebogene und in viele Aeste getheilte Wurzel verbreitet sich oberwärts gleichsam in einige Knollen, woraus viele einfache, rundliche, schwache, etwann 1 F. hohe Stängel treiben. Die obern Blätter sind großer und länglich, mitten am Stängel aber lanzettformig und schmähler, die untersten am kleinsten; alle sind merklich gestielt, völlig ganz, am Rande etwas rauh, auf beyden Seiten glatt und grün. Jeder Stängel endigt sich mit einer weißen Blumen-Aehre. Bey den Blumen fehlt der pinselformige Anhang; sie kommen im Jul. zum Vorschein, und hinterlassen bey uns selten Samen.

Diese Pflanze wird aus Samen gezogen, welcher, so bald er aus Amerika ankommt, auf eine gut geschützte Steile, in einem warmen, trocknen, leichten, sandigen, und, damit die Wurzeln der Pflanzen desto tiefer eindringen und desto stärker werden konnen, zwey Spaten-Stiche tief, und möglichst fein gegrabenen Boden, gesäet werden muß. Wenn der Winter strenge zu werden schemen sollte, muß das Beet mit einer doppelten Reihe von Scorpionkraut-Buschen umsteckt, oder es muß ein wenig leichtes Stroh uberher geleget, dieses aber bey wieder eintretender milder Witterung allezeit wieder weggenommen, und die Pflanzen nachher im Sommer nur von Unkraute rein gehalten werden, welches ihre ganze Wartung ist.

Die Wurzel verdient, in Ansehung ihrer kräftigen Wirkung, alle Aufmerksamkeit. Sie ist holzig, in viele Aeste getheilt, ungefähr einen Finger dick, knotig, auswendig braungelb, inwendig weiß oder blaß-

blaßgelb, und mit einer dicken gelblichen, gleichsam mit Harz getränkten Rinde, die ein sehr feines aschgraues Oberhäutchen hat, überzogen (1). Der Geschmack scheint anfangs nur mehlicht zu seyn, und hat vieles von bittern Mandeln, wird aber auf der Zunge und im Halse nach und nach säuerlich, endlich durchdringend, reizend, und recht brennend scharf, so, daß er einen kleinen Husten verursachet, und die Kehle zusammen zieht. Während dieser Empfindungen erregt sie auch einen häufigen Zufluß des Speichels. An einem andern Orte wird der Geschmack bitterlich und etwas gewürzhaft beschrieben (2); ja, Dühamel nennt ihn stark gewürzhaft (fort aromatique). Andere hingegen haben nicht das geringste Gewürzhafte empfunden. Einen Geruch hat sie nicht, als etwa einen ekelhaften, wenn eine ganze Menge Wurzeln in einem verschlossenen Behältnisse aufbewahret werden. Einzeln kommt der Geruch auch dem von bittern Mandeln nahe. Der Geschmack sitzt fast einzig und allein in der Rinde der Wurzel, die in dicken Wurzeln ungefähr $\frac{1}{3}$, in zartern aber $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ des ganzen Gewichtes ausmacht.

Chemisch ist sie sehr sorgfältig von Keilhorn (3) und Burckhard (4) zergliedert worden. Der wässerige Aufguß der Rinde schmeckt bitterlich, alsdann scharf, welche

(1) Ein Haupt-Kennzeichen, diese Wurzel von ähnlichen zu unterscheiden, ist ein membranöser Rand, welcher nach der Länge der Wurzel herunter läuft, sich aber in der innendigen Seite der Biegungen, welche die Wurzel macht, befindet. Die virginische Schlangen-Wurzel wird oft statt dieser verkauft, die man aber leicht nach den angegebenen Kennzeichen von dieser unterscheiden wird.

(2) GEOFFROY *Mat. med.* T. 2, p. 239.

(3) GE. SIM. KEILHORN *diss. de radicibus Senega & Salab.* Frf. a. V. 1765, 4. 4. u. f. v. B.

(4) *Diss. de radice Seneka*, Argent. 1750.

welche Empfindung, mit einer Zusammenziehung des Halses, vornehmlich der Gegend des Zäpfchens mitgetheilt wird. Eben solchen Geschmack hat auch das wässerige Extract, wovon man $\frac{1}{3}$ erhält. Vom spirituösen Extracte bekommt man weniger, nähmlich nur $\frac{1}{4}$, welches so bitter wie Myrrhe, aber weit gelinder, als das erste, schmeckt. Auch der holzige Theil der Wurzel gibt ein wässeriges und geistiges Extract, von welchen jenes bitterlich und scharf schmeckt, dieses aber in beyden Empfindungen gelinder ist. Wenn solche Zergliederungen mit der ganzen Wurzel vorgenommen werden, ist das Resultat etwas verschieden.

Bis jezt ist diese Wurzel nur noch in wenigen Apotheken zu haben, obgleich dieses wirksame zertheilende, und die fremdartigen Dinge durch verschiedene Ausführungswege ausleerende Mittel, mit mehrerm Rechte, als so viele andere, in ihnen befindlich seyn müßte. Die Kenntniß dieser Arzeney haben wir dem schottischen Arzte Tennent (5) zu danken, der, nachdem er lange die glücklichen Curen der Wilden in Pensylvanien bey dem Bisse der giftigsten Schlange, nähmlich der Klapper-Schlange, (daher sie auch den Nahmen **Klapper-Schlangen-Kraut**, oder **Klapperschlangen-Wurzel**, Engl. Senega Rattle-Snake-Wort, oder Seneca Snakeroot, bekommen hat,) beobachtet hatte, endlich von Einigen durch reichliche Belohnungen erfuhr, daß dieses Heil-Mittel die Senega-Wurzel sey. Auch alsdann ist sie noch wirksam, wenn nach dem Bisse dieser Schlange schon Blut-Speyen gefolgt ist, die Lippen der Wunde brandig geworden sind, und der ganze Körper aufgeschwollen gewesen ist. Selbst die Hitze in den Hunds-Tagen verhindert die Genesung nicht.

Die

(5) JOHN TENNENT *epistle to* Rich. Mead, *concerning the efficacy of Seneka-Snackeroot.* Edimb. 1742, 8. S. auch Dessen *physical disquisitions*, P. 2, Lond. 1735.

Die Amerikaner aber, wenn sie von dieser Schlange gebissen worden sind, käuen diese Wurzel, und schlucken den Saft nieder, auch legen sie dieselbe gekäuet auf die Wunde; oder sie trinken auch ein Decoct, welches mit Milch von ihr bereitet worden ist, täglich 3 Mahl, und legen einen aus ihr mit Milch bereiteten Brey-Umschlag auf die Wunde. Auch die mit Wein aus ihr gemachte Tinctur wird sehr gerühmt. Auf solche Art angewandt, sollen sie das gerinnende Blut auflösen, die Geschwulst zertheilen, das Gift austreiben, den schwachen Puls stärken, und den langsamen schneller machen. Man gebraucht sie aber vergeblich, wenn ein beträchtliches Blut-Gefäß verletzt worden ist. Aber die Senega soll nicht nur das Gift der Klapper-Schlange, sondern auch anderer Schlangen, schwächen, welches das Beyspiel einer schwedischen Magd bestätigt, die, als sie, um ihre Nothdurft zu verrichten, hinter ein Gebüsch niedergehockt war, von einer Schlange (wahrscheinlich Coluber Bero) selbst in den Geburts-Theilen, mit den gefährlichsten Zufällen begleitet, verwundet, aber bloß durch zwey Doses dieser Wurzel von Linné wieder hergestellt wurde (6).

Die Aehnlichkeit der Zufälle von dem Bisse der Schlangen, mit denen Zufällen, die inflammatorische Brust-Krankheiten zu begleiten pflegen, hat Gelegenheit gegeben, die Senega wider leztere zu gebrauchen. Denn die von der Klapper-Schlange Gebissenen empfinden einen heftigen Schmerz, sie haben ein beschwerliches Athemhohlen, Husten, Blut-Speyen, ihr Puls ist hart und geschwinde (zuweilen auch schwach).

(6) CAR. LINNAEI *diss. Radix Senega.* Resp. *Jonas Kiernander.* Upsal. 1749, 4. st. auch in Dessen Amoenit. academ. Vol. II. (Holm. 1751, gr. 8.) S. 126 — 153, wieder abgedruckt, u. 1. Abbild.

Tennent (7) gab sie daher wider den Seitenstich und Lungen-Entzündung mit so glücklichem Erfolge, daß ihm der Magistrat zu Philadelphia wegen dieser Entdeckung, wodurch er so Vielen das Leben rettete, eine Belohnung von 75 Pfund Sterling gab. In dem wahren inflammatorischen Seitenstiche aber versäumte er bey dem Anfange der Krankheit, oder ihrem Fortgange, den Aderlaß nicht, welchen er auch, wenn es nöthig war, wiederhohlen ließ; zugleich ließ er auch einen erweichenden und auflösenden Aufguß als Getränk trinken, und der Krankheit angemessene Speisen genießen. Den falschen Seitenstich heilte er ohne Aderlaß bloß durch diese Wurzel. Seinem Urtheile nach, besteht die Haupt-Kraft dieser Wurzel darin, daß sie das zum Gerinnen und Stocken geneigte Serum, oder, wenn es schon wirklich in den Gefäßen stockt, auflöset. Nachdem er seine glückliche Versuche mit dieser Wurzel in dem Seiten-Stiche, der pariser Acad. der Wissensch. bekannt gemacht hatte, stellten auch die berühmten Männer Lemery, von Jüssieu, und Duhamel (8), mit derselben, und zwar eben so glückliche Versuche an. Genauer und wissenschaftlicher, als Andere, hat ihre Wirkungen in inflammatorischen Brust-Krankheiten, durch genau aufgezeichnete Kranken-Geschichten, Bouvart (9) aus einander gesetzt. Er hat nicht bloß auf ihre zertheilende, sondern auch ausleerende Wirkung Rücksicht genommen. Die Ausleerungen geschehen entweder durch Erbrechen, oder Stuhlgang, oder häufigen Urin-Abgang, oder durch eine Art von Speichel-Fluß. Das Erbre-

(7) *Essays on the Pleurisy*, Philad. 1736.

(8) S. oben, S. 117, Anm. 2.

(9) *Observations sur les proprietez du Sénéka, ou Polygala de Virginie* par M. BOUVART, st. in den Memoir. de l'Acad. de Paris v. J. 1744, S. 37 — 57.

Erbrechen kann man leicht durch eine kleinere Dose vergüten; es ist auch nicht zu erregen, weil dadurch leicht Schade in den Lungen angerichtet werden kann. Die übrigen Ausleerungen scheinen die Stelle des Aderlasses ersetzen zu können. Da diese sparsamer erfolgen, wenn das Pulver gegeben wird, so ist diesem das Decoct vorzuziehen. Bouvart glaubt daher, daß diese Wurzel die Krankheit auch ohne Aderlaß curiren könne, (den drey Kranken aber, deren Geschichte er anführt, war eine Ader geöffnet worden). Er hat die Wurzel auch noch nach dem dritten oder vierten Tage gegeben, so, daß die Beklemmung und der Schmerz in der Brust, das beschwerliche Athemhohlen, das Blut-auswerfen, das Fieber ꝛc. in Zeit von 2 oder 3 Tagen, unter einem gewünschten Auswurfe sich verloren haben. Drey heftige Seitenstiche hat Detharding (10) durch das Decoct curirt, bey dessen Gebrauche viele Unreinigkeiten ohne Leib-Schmerzen durch den Stuhl fortgingen, und der Urin reichlich floß. Auch Linné, der durch Erkältung sich eine Lungen-Entzündung 1753, zugezogen hatte, wurde durch den Gebrauch des Pulvers dieser Wurzel, wovon er täglich 1 Quent in 3 Mahlen nahm, binnen 2 Tagen glücklich wieder hergestellt. Von dieser Wurzel redet vielleicht auch Sarcone, unter dem Nahmen Polygala, von der er erst ein dünnes, nachher saturirtes Decoct in rheumatischen Fiebern und inflammatorischen Brust-Krankheiten, als ein die zähen Säfte auflösendes Mittel sehr rühmt; denn das Blut, welches hernach abgezapfet wurde, war flüssiger, nicht so häutig und mit mehr Blut-Wasser vermischt (11).

(10) GE. CPH. DETHARDING *diss. de Seneca.* Resp. *Chr. Siemerling.* Rostoch. 1749, 4. 4 B.

(11) S. Dessen Geschichte der Krankh. in Neapel. Th. 1, S. 108. 169. 173. 195.

Ganz anders verhielt es sich mit einigen andern Kranken, denen ihre inflammatorische Krankheit in eine Vereiterung überging, bey der sie zuweilen neue Zufälle einer Entzündung erfuhren; nähmlich ihr Blut blieb zäh und mit einer dicken Rinde überzogen, ob man gleich die Senega 2, 4 bis 5 Monathe hindurch gebraucht hatte (12).

JO. LUD. GOYRAND, in quaest. med. VI. (Monspel. 1753, 4.) handelt, qu. III, S. 9 — 12, *de usu radicis Senekа in morbis inflammatoriis.*

LEBR. FRID. BENJ. LENTIN *obs. de Senega radice eiusque viribus in inflammatione pleurae & pulmonum*, st. in Dessen Observation. medicar. Fasc. II. (Cellis, 1770, 8.) Obs. 2, p. 12 — 16.

Die Wirkungen der Senega-Wurzel bey der Entzündung der Lunge und Brust-Haut, bestätigt Hr. D. Grumbrecht, in Goslar, in folgender Nachricht (13).

„Dem Hrn. Hofr. Beireis, und Hrn. Lentin's Beobachtungen, habe ich die Kenntniß der Senega zu verdanken. Die gefahrvollen Fälle, in welchen sie dieser würdige Arzt gebraucht, nebst dem glücklichen Erfolge der Cur, munterten mich auf, sie bey Entzündungen der Lunge und Brust-Haut anzuwenden.

Ich wurde d. 11 Apr. (1771) zu einer Frau von 49 Jahren gerufen, die beständig harte Arbeit verrichtet hatte, und an einer Entzündung der Lunge gefährlich krank war. Ich ordnete ein reichliches Blutlassen, darauf Pulver aus Salpeter, Muschel-Schalen mit Wein-Essig gesättigt, und Campher, und ließ bis auf den 16ten fortfahren. Da ich aber keine Besserung spürete, und die Kranke über die heftigsten Schmerzen beym Athemhohlen zu klagen fortfuhr, gab ich ihr diesen Tag die Senega zu 15 Gran mit gleichen Theilen Zucker, 3 Mahl des Tages. Die Kranke befand sich besser, der Auswurf folgte. Ich gab ihr den folgenden Tag eben diese Arzeney auf gleiche Weise, und die Entzündung war gehoben. Ich beschloß die

(12) de HAEN *rat. med.* P. 4, p. 252.

(13) Im 104 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771, Col. 1657, fgg.

die Cur mit gelinden stärkenden Mitteln, und die Kranke erlangte ihre völlige Gesundheit wieder.

Wenige Tage nachher wurde meiner Cur eine Frau anvertrauet, die schon über 50 Jahr alt, und einer harten arbeitsamen Lebens-Art gewohnt war. Ich machte mit dem Blutlassen wieder den Anfang; und da die Entzündung nur gelinde zu seyn schien, so setzte ich ihr auch gelinde Mittel entgegen. Es erfolgte den dritten Tag schon ein Auswurf mit Erleichterung, welchen ich durch den Gebrauch des Meerzwiebel-Honigs zu unterhalten trachtete. Den vierten Tag nahm die Entzündung wieder zu, weil die Kranke einen Fehler in der Lebens-Ordnung mochte begangen haben. Ich gab ihr an diesem Tage obige Dose von der Senega 3 Mahl des Tages; die Entzündung war den fünften Tag gehoben. Ich beschloß die Cur mit Milch-Zucker und dem wässerigen Cascarillen-Extracte, und die Kranke erlangte ihre Gesundheit wieder.

Einem Manne von 61 Jahren, der sich bey starker Arbeit heftig angegriffen, und nachher mochte erkältet haben, gab ich beym Seitenstechen den vierten Tag, nach gehörigem Blutlassen, mit dem besten Erfolge, die Senega in geringerer Dose. Der Puls ward weicher, die Ausdunstung folgte, und der Urin bekam einen Bodensatz; die Schmerzen verloren sich, und der Kranke ward gesund.

Der brennende Geschmack bewirkt oft bey Personen, die sehr reizbar sind, ein Erbrechen. Oft erfolgen 2 bis 3 Mahl Oeffnungen des Leibes, mit Erleichterung der Zufälle. — Die Heil-Kräfte dieser Wurzel würden sich noch bey mehrern Krankheiten Vorzüge erwerben, wenn nicht oft der delicate Gaum der Kranken ihren Gebrauch untersagte."

Auch bey einigen andern Krankheiten ist sie, wegen ihrer die zähen Säfte zertheilenden und ausführenden Eigenschaft, nützlich. Tennent vermuthete sie wirksam wider die Wassersucht, welches Andere nachher bey Kranken bestätigt gefunden haben. Vielen, welche die Wassersucht zwischen Fell und Fleische, und die Bauch-Wassersucht hatten, hat Bollvart durch das Senega-Decoct Erleichterung verschaffet, und durch den häufigen Abgang des Wassers durch

den Stuhl und Urin, ein Fallen der Geschwulst bewirkt. Merkwürdig ist die Geschichte eines Menschen, der eine mit einem Fieber verbundene Brust-Wassersucht hatte, den er in so weit curirte, daß nur eine Geschwulst und Härte der Milz zurück blieb; von fünf Wassersüchtigen aber konnte er keinen vollkommen curiren. Es ist aber zu beklagen, daß in der Wassersucht oft ein so gänzliches Verderbniß der Eingeweide zugegen ist, welches kein Mittel zu heben vermag. Aus langer Erfahrung rühmt auch Mackenzie (14) die Senega als ein Mittel wider die Wasser-Sucht. Einen Fall einer durch sie curirten Wasser-Sucht zwischen Fell und Fleische, führt Dethardinq an. In der Brust-Wassersucht ist sie zuweilen deswegen wirksamer, als andere Mittel, gewesen, weil sie, ausser den übrigen bewirkten Ausleerungen, auch in die Drüsen der Luft-Röhre (Glandulae bronchiales), wirkt (15). Ist sie etwann wegen dieser Wirkung in der virginischen Schwindsucht (Marasmus), die in Virginien einheimisch ist, und woran meisten Theils die Europäer sterben, und wider die anfangende Lungensucht, gegen die sie Tennent preiset, wirksam?

Auf die in No. 36 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 379, geschehene Anfrage: Ist die Wurzel Senega, welche aus Amerika gebracht wird, bey wassersüchtigen Patienten bereits in hiesigen Gegenden gebraucht worden? wird in No. 39 dess. v. e. d. J., S. 403, geantwortet, daß ein Medicus in der Ober-Lausitz sich befindet, welcher seit 5 Jahren sowohl bey der Hydrope, als auch bey Pedibus oedematosis, diese radicem Senegae, sowohl

(14) *Medical obs. and inq.* Vol. 2, p. 288.

Geschichte einer Wassersucht, von D. Alex. Mackenzie mitgetheilt, d. 14 Jul. 1760. vorgelesen, st. im 2 B. der medicin. Bemerk. und Untersuch. einer Gesellsch. von Aerzten in London, (Altenb. 1764, gr. 8.) S. 250 — 261.

(15) PERCIVAL *Essays*, To. 2, p. 178.

wohl bey alten als jungen Personen mit gutem Nutzen gebraucht hat.

Auch in einer verwickelten Krankheit, die sich als eine Bauch-Wassersucht anfing, nachher aber noch durch ein anhaltendes Fieber und Verlust der Sprache vermehrt wurde, hat sie Wunder gethan. Als man in dieser sehr lange, viele und andre Mittel vergeblich gebraucht hatte, vertrieb das Senega-Decoct das Fieber, und stellte die Sprache wieder her; der Wassersucht aber mußte man andere Mittel entgegen setzen; als diese aber curirt war, starb der Kranke nachher an einer andern Krankheit (16).

Die Verwandtschaft des Rheumatismus mit den inflammatorischen Krankheiten, läßet sie auch als wirksam wider jenen vermuthen, welcher Vermuthung auch Versuche völlig entsprochen haben. Von Einigen wird sie auch als ein Wurm-Mittel gerühmt.

J. F. GRONOVII relatio de radice Senegau ex Virginia, st. im *Commerc. litt. Nor.* 1741. hebd. 46. p. 362. f.

CPH. JAC. TREW relatio de radice Senegau, st. eb. das. hebd. 47. p. 369 — 372.

Auf welche Weise sie bey denen, die von Schlangen gebissen sind, gebraucht wird, habe ich schon angezeigt. Tennent bediente sich häufig der weinigen Tinctur, die aus 4 Unzen Senega-Wurzel und 1 Pfund Canarien-Wein bereitet wurde, welche Mischung er 3 Tage lang in einer gelinden Wärme stehen ließ, alsdann sie durchseihete, und 3 Löffel voll von ihr jedes Mahl reichte. Besser ist es allerdings, um keine Hitze zu verursachen, das Pulver zu geben, welches Einige zu 35, Andere aber zu 20 bis 30 Gran gereicht haben; oder man gebe auch das mit Wasser bereitete Decoct. Das Decoct, welches Tennent gebrauchte, war ziemlich satu-

(16) MACKENZIE, a. ang. O. S. 287, f.

irt, denn er ließ 3 Unzen Wurzeln in 2 Pfund Waſſer ſo lange kochen, bis ½ eingekocht war; von dieſem Decocte ließ er gleichfalls 3 Loffel voll, alle 3 Stunden, ſo lange nehmen, bis die Zufälle nachlieſſen; fingen ſie an, ſich gänzlich zu verlieren, ſo wurde dieſe Doſe nur alle 4 oder 6 Stunden wiederhohlt. Weil aber Bouvart bemerkte, daß ein ſolches ſaturirtes Decoct ein ſtarkes Brennen im Magen und in den Därmen nebſt andern Uebeln verurſachte, ließ er nur 1 Unze dieſer Wurzel in gedachter Quantität Waſſer kochen, von dieſem Decocte aber alle Stunden 3 Loffel voll nehmen. Der ſcharfe Geſchmack, den ein ſolches dünnes Decoct im Halſe macht, vergeht bald wieder. Noch geſchwinder vergeht er, wenn man, (wofern die Umſtände dies nicht verbiethen,) einen Schluck Madera-Wein nachtrinkt (17).

17. Gelbe Kreuz-Blume, mit aufrechtem Stängel, lanzettförmigen und ſpitzigen Blättern, und länglichen Blumenköpfchen; Polyg. lutea, floribus imberbibus oblongo capitatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lanceolatis acutis *Linn.* Polyg. floridana lutea, floribus in capitulum congeſtis; Polyg. f. Flos ambarvalis, floribus luteis in capitulum longum congeſtis *Pluken.* Polyg. virginiana, flore luteo capitato *Petiv.* Sie wächſt, wie die folgende, in Virginien wild. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel aufrecht, krautartig, ſehr einfach, 1 F. hoch; die Blätter lanzettförmig, ſpitzig; die Blumen in länglichen Köpfchen, ohne einen Anhang, gelb.

18. Grünliche Kreuz-Blume, mit aufrechtem Stängel, lanzettförmigen und ziemlich ſtumpfen Blättern, und kugelrunden Blumenköpfchen; Polyg. virideſcens, floribus imberbibus globoſo-capitatis, caule erecto herbaceo ſimpliciſſimo, foliis lan-

(17) LEWIS *Mat. med.* p. 465.

lanceolatis obtusiusculis *Linn.* Polyg. foliis lanceolatis alternis, caule simplicissimo, corymbo terminali capitato *Gronov.* Polyg. rubra virginiana, spica parva compacta *Pluken.* Die Wurzel ist jährig; der Stängel aufrecht, krautartig, sehr einfach, eckig, 10 bis 12 Z. hoch; die Blätter lanzettförmig, ziemlich stumpf, abwechselnd; die Blumen spielen aus dem Weißen in das Grüne, haben eine mattrothe Schattierung auf den Seitenblättchen, und vereinigen sich an dem Gipfel des Stängels in ziemlich kugelrunde Köpfchen.

19. Dreyblumige Kreuz-Blume, deren Stängel aufrecht, deren Blätter gleichbreit sind und wechselweise stehen, und deren Blumenstiele meistens drey Blumen tragen; Polyg. trisiora, pedunculis subtrisloris, caule erecto, foliis linearibus alternis *Linn.* Man findet sie, wie die folgende, in Zeylon. Ihre Wurzel ist jährig.

20. Zeylonische Kreuz-Blume, deren Stängel weitschweifig, deren Blätter spitzig sind, und deren Blumenstiele viele Blumen tragen, und zur Seite stehen; Polyg. glaucoides, pedunculis multifloris lateralibus, caulibus diffusis, foliis acutis *Linn.* Ihre Wurzel ist perennirend.

21. Behaarte Kreuz-Blume, deren Stängel aufrecht ist, und deren Samenkapseln mit Zähnen eingefaßt sind; Polyg. ciliata, capsulis ciliatodentatis, caule erecto *Linn.* Ihr Vaterland ist Ost-Indien. Die Wurzel ist jährig; der Stängel zuweilen $\frac{1}{2}$ F. lang; die Blätter manchmahl herzförmig.

22. Blutrothe Kreuz-Blume, mit aufrechtem Stängel und sperrigen Blumenstielen; Polyg. sanguinea, floribus imberbibus, pedunculis squarrosis, caule herbaceo ramoso erecto *Linn.* Polyg. ma-

riana

riana anguſtiori folio, flore purpureo *Pluken.* (*). Sie iſt in Virginien zu Hauſe. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt krautartig, äſtig, aufrecht, eckig, 1 F. hoch, und treibt Zweige, welche aufrecht, und höher, als der Stängel ſelbſt, ſind. Die Blätter ſind ſchmahl-lanzettförmig, und ſtehen wechſelsweiſe. Die lockern, blutrothen und eyrunden Blumenähren, ſtehen an dem Gipfel der Zweige; die untern Blumen derſelben fallen, wenn ſie reif werden, ab, und es wachſen unterdeſſen andere nach, daher die Blumen-Stiele ſperrig werden.

23. Querlförmige Kreuz-Blume, deren Blätter gleichbreit ſind, und in Wirteln um den Stängel herum, und deren Blumen in einer beſtimmten Entfernung von einander ſtehen; Polyg. verticillata, floribus imberbibus ſpatio remotis, foliis linearibus verticillatis, caule herbaceo ramoſo *Linn.* Polyg. caulibus filiformibus, foliis linearibus alternis, pedunculis ſpicatis *Gronov.* Polyg. mariana quadrifolia minor, ſpica parva albicante *Pluken.* Polyg. quadrifolia minima marilandica, ſpicis florum parvis albentibus *Raj.* Sie kommt, wie die folgende Art, aus Virginien. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt krautartig, dünn, aufrecht, äſtig, 8 bis 10 Z. hoch. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, oder auch querlförmig zu 4 oder 5, rings um die Knoten des Stängels und der Zweige herum. Die Blumenähren ſind weißlich, ſehr ſchmahl und klein.

24. Vir-

(*) Dieſes Plukeneriſche Synonymum findet ſich auch bey der Polygala incarnata *L.* und bey der P. mariana *Mill.* n. 6. welche Millerſche Pflanze jedoch keine jeder beyden Linnéiſchen Pflanzen iſt, indem ſie perennirend iſt, ſtrichförmige Blätter, und kleine, unbärtige, purpurröthlich blaue Blumen in länglichen Köpfchen hat.

24. **Virginische Kreuz-Blume, deren Blätter zu vier stehen;** Polyg. cruciata, foliis quaternis *Linn.* Polyg. quadrifolia f. cruciata, floribus ex viridi rubentibus in globum compactis *Pluken.* & *Raj.* Ihre Blumen spielen aus der grünen in die röthliche Farbe, und vereinigen sich in kugelrunde Köpfchen.

25. **Witschenartige Kreuz-Blume, deren Stängel sehr einfach ist, und deren Blätter borstenartig sind, und ohne bestimmte Ordnung stehen;** Polyg. aspalatha, foliis setaceis sparsis, caulibus simplicissimis *Linn.* Sie ist, wie die folgende, in Brasilien zu Hause. Die Stängel werden gegen 1 F. lang. Die Blätter stehen von dem Stängel ab, und sind fadenförmig, scharf zugespitzt, und ungefähr 1 Z. lang, die obern aber kürzer. Die Blumen stehen auf Stielchen, welche so lang, als sie selbst, sind, bilden an dem Gipfel der Stängel eine Art von Blumenköpfchen, und haben eine weiße Krone mit lanzettförmigen Flügelblättchen und einem deutlichen Pinsel; unter jeder Blume steht eine gefärbte lanzett- oder pfriemförmige Blattdecke. Die ganze Pflanze hat das Ansehen einer Witsche.

26. **Brasilische Kreuz-Blume, deren Stängel ganz einfach ist, deren Blätter lanzettförmig sind, und ohne bestimmte Ordnung, und deren Blumen in einer Art von Aehre beysammen stehen;** Polyg. brasiliensis, floribus subspicatis, foliis lanceolatis sparsis, caulibus simplicissimis *Linn.* Ihre Stängel sind ungefähr eine Handbreite hoch, und fadenförmig, liegen auf der Erde, und treiben selten zur Seite einen Zweig. Die Blumen bilden an dem Gipfel des Stängels eine gerade Aehre, stehen auf ganz kurzen Stielen, sind ohne Blattdecke, und haben eine weiße Krone, mit eyrunden und stumpfen Seitenblättchen und einem deutlichen Pinsel; die Spindel, woran sie stehen, verlängert sich, wann die untern Blumen

men abfallen, und dadurch bekommt sie Zähne. Ihre Samenkapseln enthalten nur einzelne Samen.

Die kriechende Kreuz-Blume, mit ästigen und danieder liegenden Stängeln, ovalen Blättern und Blumen, welche einen pinselförmigen Ansatz haben, und sich in Trauben vereinigen; Polygala supina, floribus cristatis racemosis, caulibus procumbentibus ramosis, foliis ovalibus. Diese Art, welche in Pontus und Armenien zu Hause ist, beschreibt uns Schreber. Ihre Wurzel ist beständig. Die Stängel sind rundlich und ziemlich glatt, und treiben wechselsweise kurze Zweige, wovon diejenigen, welche Blumen tragen, über sich steigen. Die Blätter stehen an dem Stängel wechselsweise auf ganz kurzen Stielen, oder ohne Stiele, und von dem Stängel ab, sind stumpf, glatt und ohne Adern, und haben einen uneingeschnittenen, mit sehr feinen Haaren besetzten Rand. Die untersten Blätter an den Zweigen sind sehr klein, die obern immer größer, und die obersten wie die Blätter an dem Stängel. Die blauen Blumen stehen aufrecht, zu 5 bis 7 auf borstenartigen und kurzen Stielen an dem Gipfel der Zweige in einer Traube beysammen, und haben viele Aehnlichkeit mit den Blumen der gemeinen Kreuz-Blume.

* * *

Die Benennung Kreuz-Blume führen, ausser der jezt beschriebenen Polygala, noch folgende Gewächse.

1. Cleonia, eine Gattung Pflanzen aus der ersten Ordnung der 14ten Classe, mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden und nacketen Samen (Didynamia gymnospermia). Der Kelch ist Ein Stück, röhrförmig, eckig, mit 2 Lippen versehen, deren oberste etwas platt, breit, dreyzähnig, die unterste aber ge-

gespalten und kurz ist. Die Krone besteht aus Einem Stücke, und ist larvenförmig, ihre Oberlippe gerade, gespalten und nachenformig, die Unterlippe dreyspaltig, die Seitentheile haben 2 Lappen, und sind seitwärts ausgebreitet. Die Träger der 4 Staubfäden sind am Gipfel gabelförmig, und 2 unten stehende länger; die Staubbeutel liegen auf dem äussern Zinken der Träger, und sind parweise kreuzförmig. Der Stämpel hat einen viertheiligen Fruchtknoten, einen fadenförmigen Griffel von der Länge der Staubfäden, und 4 borstenartige gleiche Narben. Auf die Blüthe folgt keine Samenkapsel, sondern der mit Zotten bedeckte Kelch enthält 4 glatte walzenrundliche Samenkörner.

Man kennt bisher nur Eine Art, nähmlich: die portugiesische Cleonia, portugiesische Brunelle, Gottheil; Cleonia lusitanica *Linn.* Prunella bracteis pinnato dentatis ciliatis. *Loefl. Mill.* Clinopodium lusitanicum *Tourn.* Bugula odorata lusitanica *Morif.* Engl. Portugal Self heal. Sie ist jährig, und wächst in Portugal und Spanien wild. Der Stängel ist krautartig, aufrecht, armförmig, unterwärts haarig, etwann $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Die Blätter sind ausgehohlt, sägeformig gezahnt, gegenüber stehend, kurzgestielt, dem Läuse-Kraute ähnlich; die Blatt-Decken sind in Querstücke zerspalten, deren Spitzen sich in weiche Stacheln endigen, und zwischen jeder ist eine Blume. Die Blumen spielen aus dem Weißen in das Violette, haben stachelige Träger und Staub-Beutel, die ruckwärts mit einem Kamme versehen sind; sie kommen im Jul. und Aug. zum Vorschein.

Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man im Herbste aussäet. Wenn die Pflanzen in dem folgenden Herbste aufgegangen und stark genug sind, setzt man einige derselben in eine warme Rabatte, wo sie wenige Wartung nothig haben.

2. Das

2. Das im XLI Th. S. 151, f. beschriebene breitblätterige Knaben-Kraut, Orchis latifolia *Linn.*

3. Das gemeine Kreuz-Kraut, Senecio vulgaris *Linn.*; s. Kreuz-Kraut.

Kreuzblumen-Wurzel eine Benennung des im XLI Th. S. 154, f. beschriebenen stechfliegenartigen Knaben-Krautes. Orchis conopsea *L.*

Kreuz-Bogenstellung, in der Bau-Kunst, eine Art von Säulen-Stellungen, worin allemahl vier Bogenstellungen, ins Gevierte, gegen einander zwischen vier Viertel Wand-Säulen zu stehen kommen. Zu äusserst gibt der Zwischenraum eine Stellung zu gekuppelten Wand-Säulen. Diese Kreuz-Bogen-Stellung dient, die vollkommenste und ansehnlichste Art der Spazier-Gänge zu machen; und es wird dieselbe besonders in vornehmen und kostbaren Gärten mit Treillage-Arbeit gemacht.

Kreuz-Brand, Kreuzbrand-Häringe; s. Th. XX, S. 755, f.

Kreuz brav, ist nur im gem. Leben für sehr brav üblich. Ein kreuzbraver Mann.

Kreuz scheint hier aus Groß verderbt, oder doch mit demselben Eines Stammes zu seyn. Siehe Groß, im XX Th. S. 127, f. Anm.

Kreuz-Brüder, L. Crucigeri, Fr. Cruciféres, Portecroix, ein Nahme, welchen in den mittlern Zeiten verschiedene Arten von Personen führten, welche aus Andacht ein Kreuz auf ihre Kleider näheten, oder mit einem Kreuze in der Hand herum zogen.

Bey den ältern Geschichtschreibern kommen unter dieser Benennung bisweilen die Ritter des deutschen Ordens vor; s. Kreuz-Herr.

Ferner hießen Kreuz-Brüder diejenigen, welche sich zu einem Kreuz-Zuge anwerben liessen, und daran Theil nahmen; s. Kreuz-Zug.

Im figürlichen Verstande heißen diejenigen also, welche viel Leiden und Trübsale auszustehen haben; s. oben, S. 16, f.

Auch wurden die Geisseler, oder Flagellanten, (eine ehemahlige Secte im 13 und 14ten Jahrh., welche sich aus verdienstlicher Absicht öffentlich geißelten, und dabey allerley Unfug und Gräuel verübten,) weil sie theils Kreuze vortrugen, theils dergleichen auf ihren Kleidern hatten, so benannt.

Endlich gibt es unter dem Nahmen von **Kreuz-Brüdern**, oder **Kreuz-Trägern**, L. Cruciferi, Fr. Croisiers, noch zweyerley Orden dieses Nahmens, die doch in Ansehung der Länder sowohl, wo sie wohnen, als auch ihrer innern Verfassung nach, von einander sehr unterschieden sind. Beyde führen aber ohne Grund den heil. Cletus, den dritten Papst in dem ersten Jahrh., als ihren Stifter, und den heil. Quiriaz oder Ciriack, Bischof zu Jerusalem und Märtyrer aus dem dritten Jahrh., als Verbesserer und Wiederhersteller, an; da man erst im 12ten Jahrh. Meldung dieses Ordens, und zwar in Italien findet. Der Papst Alexander III. erneuerte und verbesserte denselben 1166, und nach ihm suchten noch mehrere Päpste, Innocenz IV., und Clemens IV., Eugen IV., Pius II., und Pius VI., die verfallene Zunft mehrmahls wieder herzustellen. Allein zu Alexander's VII. Zeiten, muß die Unordnung unter diesen Geistlichen dermaßen überhand genommen haben, daß dieser Papst alle Hoffnung zur Verbesserung verlor, und sich genöthigt sahe, sie 1656 völlig aufzuheben. Diese Religiosen, denen man auch den Nahmen der **regulirten Chor-Herren der Kreuz-Brüder in Wälschland** (Chanoines Réguliers de Sainte-Croix) gab, waren der Regel des h. Augustin's unterworfen, erstreckten sich aber nicht ausserhalb Italien, wo sie damahls in fünf Provinzen,

208 Klöster, und bey ihrer Aufhebung etwann noch 50 hatten. Diese Geistliche enthielten sich, das ganze Jahr hindurch, alle Mittwochen vom Fleisch-essen, fasteten alle Freytage, und aßen an diesem Tage, nach Gebrauch der Italiäner, keine Butter, Käse, noch Eyer. Zum Wapen hatten sie drey grüne Berge, mit drey goldenen Kreuzen darauf im blauen Felde, mit den Worten: Super omnia.

Die Kreuz-Träger oder Kreuz-Herren mit dem Sterne im Königreiche Böheim, haben eigentlich ihre Stiftung der Agnese, einer Tochter Ottokar's I., Königs in Böheim, um das J. 1236 zu danken. Diese gottselige Prinzessinn errichtete in Prag, am Ende der Brücke, unter Anrufung des h. Geistes ein Hospital, und Anna, ihre Schwester, ein anderes zu Breslau, unter Anrufung des h. Matthias, um das J. 1242, die mit Religiosen dieses Ordens besetzt und bald mit mehrern Häusern vermehrt wurden. Sie tragen einen schwarzen Leib-Rock mit einem rothen Kreuze von 8 Spitzen, unter welchen ein Stern von eben dieser Farbe ist, auf dessen linken Seite. Im Chore haben sie keinen Ueber-Rock, sondern einen kleinen Mantel, der bis an die Knie geht.

Noch von einer andern Art Kreuz-Träger in Böheim, redet der Papst Athanasius von St. Agnese und Pontanus. welche um das Jahr 1400 in dieses Königreich eingeführt, und durch ein Schiff, welches sie auf der linken Seite tragen, von den andern sollen unterschieden worden seyn.

In Irr- und England hat es auch vormahls Kreuz-Träger gegeben. Allemann, in seiner Kloster-Geschichte von Ireland, meint: diese Kreuz-Träger wären von jenen in Wälschland gewesen, ob gleich diese sowohl, als die andern, welche nach Matthäus Paris, eines englischen Geschichtschreibers,

Zeug-

Zeugniß, 1144 nach England kamen, zur französischen Congregation mögen gehört haben. In beyden Königreichen sind diese Religiosen bey der Religions-Veränderung völlig unterdrückt worden.

Die **Kreuzträger-Mönche**, sind von dem Papste Theodor **von Celles**, aus dem Lüttichischen gebürtig, 1211 gestiftet, und von dem Papste **Honorius** III. bestätigt worden. In Beobachtung der Regel des h. **Augustin's**, zu der sie sich bekennen, und im übrigen Kirchen-Dienste, halten sie es mit den Dominikanern. Sie breiteten sich sehr, und besonders in den **Niederlanden**, aus. Clair-Lieu, bey Hui, ist das Haupt dieses Ordens und der gewöhnliche Aufenthalt ihres Generales, der sich bey öffentlichem Gottesdienste des Patriarchal-Schmuckes bedient, und, wie der Trinitarier General, ein goldenes Kreuz trägt. Die jezige Tracht dieser Religiosen ist ein weißer Leib-Rock und schwarzes Scapulier, welches auf der Brust ein zweyfarbiges, nähmlich weiß und rothes, Kreuz hat; Fig. 2900. Im Chore haben sie noch einen schwarzen Ueberwurf mit einer schwarzen Kotze; und ausser dem Kloster tragen sie über ihrem weißen Rocke einen langen schwarzen Mantel. Ihr Wapen ist ein rothes und silbernes Tatzen-Kreuz im blauen Felde. Der Schild ist mit einer Dornen-Krone gekrönt, worüber eine Infel und ein Bischofs-Stab sind.

Auch für Frauenzimmer von hoher Geburt, wurde ein **Kreuz-Orden**, unter dem Nahmen der **Kreuz-Trägerinnen**, Sociata crucis veneratio, von der verwittweten Kaiserinn **Eleonora**, aus dem Hause **Gonzaga**, **Ferdinand's** II. Gemahlinn, gestiftet (*).

(*) Die Zeit seiner Stiftung fällt also zwischen die Jahre 1637 und 1655, nach **Bonanni** Nachrichten, und nicht erst in das Jahr 1668.

Bey dem Brande der neuen Burg zu Wien, bedauerte Eleonora am meisten ein goldenes Kreuz, in welches ein Stückchen von dem wahren Kreuze Christi eingefasset war. Es fand aber dieses ein Cavalier unter dem Schutte ganz unversehrt, ob gleich das Gold zerschmolzen war, und zeigte es der Kaiserinn an, die es nebst der gesammten Hofstatt so ehrerbietigst als freudigst annahm, eine ordentliche Processi on deswegen anstellte, und es zu den P. P. Jesuiten in die Kirche bringen ließ. Zum Andenken dieser Begebenheit stiftete die Kaiserinn den Orden der Kreuz-Trägerinnen, Fig. 2901 [a]), welcher auch der Stern-Kreuz-Orden genannt wird. Die Patronen desselben sind die Mutter Gottes und der h. Joseph. Papst Cle ens IX. hat ihn bestätigt, und dem Bischofe von Wien die Aufsicht in geistlichen Dingen darüber anvertrauet. Die regierende römische Kaiserinn ist, vermöge der Stiftung, allezeit Groß-Meisterinn oder Präsidentinn dieses Ordens, wie denn auch derselbe alle Jahr, d. 3 May und 14 Sept., (an welchen beyden Tagen das Kreuz-Ordens-Fest in dem Profeß-Hause der Jesuiten auf dem Hofe in Wien gefeyert wird,) von der Kaiserinn-Königinn, Maria Th r sia, an viele fürstliche, gräfliche und freyherrliche Damen ausgetheilt wurde. Es hat dieser Orden auch seine Raths-Frauen und Assistentinnen; die erstern führen den Titel Excellenz, und bestehen größten Theils aus den Ober-Hof-Meisterinnen und geheimer Räthe Gemahlinnen; die Assistentinnen aber werden von der Präsidentinn zu Annehmung der Kreuz-Ordens-Damen bey den Solennitäten gebraucht. Das Ordens-Zeichen ist ein achtspitziges goldenes Kreuz, worauf ein kleineres mit Blau emaillirtes Kreuz liegt; unter dem Kreuze präsentirt sich ein goldener, schwarz emaillirter zweykopfiger gekrönter Adler, mit ausgebreiteten Flügeln. An den vier Ecken

des

des Kreuzes funkeln 4 rothe achtspitzige Sterne, welche auf das von den Sternkundigen entdeckte Kreuz-Gestirn des Poli antarctici ein Absehen haben. Um das ganze Ordens-Zeichen geht ein goldener Zirkel, worauf mit schwarzen Buchstaben die Ordens-Devise: SALVS ET GLORIA emaillirt zu sehen ist; Fig. 2901 b). Dieses Ordens-Zeichen wird an einem 2 Finger breiten schwarzen gewässerten Bande, auf der linken Brust getragen. Nur katholische Damen werden in diesen Orden aufgenommen; diese müssen täglich die Gezeiten vom heil. Kreuze und einen Rosen-Kranz beten, und jährlich ihre besondere Andacht am Char-Freytage in Mariahitzingen, unweit Wien, persönlich verrichten.

Kreuz-Bug, in der Bau-Kunst, ein Bug, welcher in eine senkrechte Säule oder Ständer nach einer Richtung verbunden wird, die mit solcher einen Winkel von 45 Gr. macht, oder einen Balken unter einem Winkel von 45 Gr. unterstützt. Es ist also bey einem Kreuz-Buge der Winkel, den derselbe mit der Säule macht, dem Winkel, den sie mit dem Balken macht, den er unterstützen soll, gleich. Er wird also gleichstark tragen und schieben. Wenn man mit Nutzen sich des Kreuz-Buges bedienen will, so hat man ihn da anzubringen, wo er eben so stark zu tragen hat, als er wider das Verschieben dienen soll, und wo die Säule, in welche er gesetzt wird, nicht nachgeben kann.

Kreuz-Bulle, Bulla cruciata; s. in den Suppl. Bulle.

1. **Kreuzburg, Kreuzberg**, ein Amt im Fürstenthume Eisenach, welches einen Amtmann, einen Actuarius, und einen Amts-Vogt hat. In demselben befindet sich das Städtchen **Kreuzburg**, oder **Kreuzberg**, mit einem Schlosse, Amte, und einer Inspection von 9 Pfarreyen in 13 Dörfern, über welche ein Adjunctus die Unter-Aufsicht hat. Das Städtchen liegt an der Werra, über welche hier eine steinerne

Brücke, und über diese die schöne Land-Straße aus Thüringen nach Cassel, Frankfurth, Frankreich und den Niederlanden geht, die dem Orte durch den beständig hin und her gehenden Transito, vorzüglich während der Messen, viele Vortheile verschaffet. In der Stadt werden 5 Jahr-Märkte gehalten, und in der hiesigen Gegend erbauet man viel Obst, Garten-Früchte und Getreide. Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde von der Stadt, liegt das Salzwerk Wilhelm-Glücksbrunn, in einem ausgebreiteten Wiesen-Grunde nahe an der Werra, welches von der fürstl. Kammer zu Eisenach betrieben wird, und wovon ich an seinem Orte ein Mehreres anführen werde.

2. **Kreuzburg**, der Nahme eines Kreises im Fürstenthume Brieg in Schlesien, und der Haupt-Stadt desselben.

Der kreuzburgische Kreis ist aus dem pitschenschen und kreuzburgischen Weichbilde entstanden, wozu noch der District um Konstadt, welcher gewöhnlich das konstädtische Ländel heißt, geschlagen worden ist. Seine Gränzen sind gegen Morgen und Mittag Ober-Schlesien, und zwar der rosenbergische Kreis; gegen Abend das breslauische Fürstenthum; und gegen Mitternacht, das Königreich Polen. Seine Größe ist 3 Meilen lang, und 3 Meilen breit. Er bestand im J. 1785 aus 3 Städten; Kreuzburg, Konstadt und Pitschen, 52 alten Dörfern, 16 neuen vollendeten, und 2 unvollendeten Colonien. In den Dörfern und Colonien befanden sich:

In den Jahren:			
1740	1756	1782	
	38	92	Vorwerke.
	24	24	Pfarr-Häuser.
	30	37	Schul-Häuser.
	459	565	Bauern.
	890	1034	Gärtner.

		216	258 Häusler.
		46	49 Müller.
		31	95 Gemein-Häuser.
		31	33 Schmiede.
		1	3 Bleich-Häuser.
			2 Pottasch-Siedereyen.
1462	1766		2183 Feuerstellen oder Besitzungen.
8371	9063		10842 Einwohner.

Die Religion der Einwohner ist größten Theils evangelisch, ihre Sprache aber polnisch, und auf 2 Colonien wird böhmisch geredet; durch die guten Anstalten der Landes-Regierung aber fängt die deutsche Sprache an, hin und wieder etwas gewöhnlicher zu werden. Das gemeine Volk ist träge, und hält viel auf alte Gewohnheiten. Die mehresten Wohnungen der Landleute sind von Schrot-Holz (*); ja selbst in den Städten findet man noch viele dergleichen Gebäude.

Der Acker ist nicht fruchtbar. Man kann ihn füglich in 3 Haupt-Arten abtheilen. 1) Der Boden im eigentlichen kreuzburgischen Kreise ist der schlechteste, schmiernaß, kalt und schwarzsandig, trägt etwann 3 Korn. 2) Im Pitschenschen ist der Boden besser, etwas leichter und trockner, auch zum Theil lehmig, und kann etwann auf 4 Korn gerechnet werden. 3) Die Aecker im konstädtischen Districte sind mit gutartigem Sande und Lehme gemengt, und tragen 4 Korn, auch wohl etwas darüber (**).

Die Brache ist durchgängig üblich, und es geht damit so weit, daß bey manchen großen Gütern, ausser der Brache, beträchtliche Ländereyen, welche Leh-

(*) Solche Gebäude sind von lauter Holze, ein Balken über den andern gelegt, und die Ritzen mit Mos ausgestopft; man nennt es auch Bolkwerk.

(**) Es ist hier nur vom größten Theile die Rede; denn freylich gibt es hin und wieder einzelne Plätze, wo guter Boden ist.

den genannt werden, theils aus Mangel der Düngung, theils aus andern Ursachen, unbenutzt liegen bleiben. Die Beete werden im Winter-Felde schmahl zu 6 bis 7, zur Sommerung aber breit zu 18 bis 20 Fuhren, geackert.

Weizen wird wenig und kaum zur Nothdurft, dagegen viel Rocken, Kartoffeln, Heide-Korn ꝛc. erbauet. Heu gewinnt man etwas über 5000 Fuder. An Obst-Bäumen waren, nach der leztern Zählung im J. 1782, 22617 Stück vorhanden. Dies ist wenig, und gibt einen Beweis von der geringen Betriebsamkeit der gemeinen Landleute. Maulbeer-Bäume sind nur, ohne die Städte, 500, bey den Städten aber über 6000 Stück.

Im Schooße der Erde finden sich folgende Natur-Producte. 1. Stein-Brüche, in Goslau und Wilmsdorf; im ersten Orte aber wird nicht mehr gebrochen; lezterer ist ergiebig, und liefert gute Mauer-Steine. 2. Eisenerz-Gruben, in Bankau, Mazdorf und Goslau. In Wilmsdorf und Nieder-Ellgut findet sich auch Eisen-Erz; man hat aber bey den leztern zwey Dörfern erst seit Kurzem diese Entdeckung gemacht, und die Zeit wird es lehren, ob diese Gruben ergiebig sind. Hohe-Oefen, Luppen- oder Frisch-Feuer gab es bisher nicht. Das Eisen-Erz wurde roh an die nahe gelegenen oberschlesischen Hütten verkauft. Jezt ist in Bankau ein Hoher-Ofen erbauet, und bereits im Gange; man arbeitet auch über zwey Frisch-Feuern. 3. Füll-Erde, in Ludwigsdorf. Die Tuch-Macher in Kreuzburg haben sich derselben bisher bedient; nun aber ist bey Bodland rosenbergischen Kreises, eine bessere Füll-Erde entdeckt worden.

Im J. 1773 wurde ein Damm bey Ober-Ellgut geschüttet, und der Sand dazu von einem nicht weit vom Bau-Platze gelegenem Sand-Hügel genommen; man

man fand in der Tiefe kleine und große **Urnen** von Thon, worin Asche, und in verschiedenen vergoldete kupferne Kettchen befindlich waren.

Teiche gibt es viele, und sind die Fische zum Bedarf der Einwohner mehr als hinlänglich; der Ueberfluß wird theils nach Polen in die Klöster, theils nach Breslau, verkauft.

Flüsse sind: die Stoberau, Briesnitz, Brawa, und Bartsch, aber keiner ist schiffbar; sie liefern gute Krebse und Gründeln.

Die **Wälder** sind ansehnlich, bestehen meist aus Kiefern, Fichten und Tannen. Die Klafter Holz wird in den Städten auf den Märkten mit 20 bis 25 Silbergr. bezahlt. Bey der Menge von Wald, ist an Wildbret allerley Art kein Mangel; vornehmlich gibt es Rehe, Hirsche und Schweine. In den Wäldern sind hin und wieder Wald-Bienen. Man zählt 53 Waldbienen-Schwärme; Haus-Bienen werden 2241 volle Stöcke gefunden.

An **Haus-Vieh**, sind vorhanden: 2318 Pferde; 2051 Ochsen; 30630 Schafe, und 3579 Schweine. Die Pferde und das Rind-Vieh sind meist von kleinem Schlage. Die Schafe liefern gute Mittel-Wolle.

In Ansehung der **Steuer**, gehört der Kreis zur dritten Classe; und wegen der Vieh-Assecuranz, zur zweyten Societät.

Der **Adel** des kreuzburg- und pitschenschen Kreises ist, die Einrichtung bey der Landschaft betreffend, zum breslau-briegschen; der Adel des konstädtschen Districtes aber zum oelsnischen System geschlagen; wie denn überhaupt die Einwohner des leztern in Kirchen- und Justiz-Sachen zu Oels, die ersten aber zum Ober-Amt und Ober-Consistorium in Breslau gehören.

Den Städten ist ein Steuer-Rath vorgesetzt, welcher in Namslau wohnt; dem Kreise aber, wie al-

len andern, ein Land-Rath, ein Marsch-Commissarius, zwey Kreis-Deputierte, und ein Steuer-Einnehmer. Die ersten vier wählen die Stände des Kreises, der Leztere aber wird von der breslauischen Kriegs- und Domänen-Kammer angesetzt.

Die Stadt Kreuzburg, ist eine Kreis- oder Weichbild-Stadt, liegt 12 Meilen von Breslau, 1 Meile von Polen, an dem Flusse Stoberau, und hat folgende öffentliche Gebäude. In der Stadt: eine evangelische Kirche, worin abwechselnd deutscher und polnischer Gottesdienst gehalten wird; eine evangelische Schule; ein Rath-Haus; das königl. Amts-Haus, worin der jedesmahlige Ober-Amtmann wohnt; das Armen- und Arbeits-Haus, und 167 Bürger-Häuser. In der Vorstadt: eine katholische Kirche; ein Hospital, und 80 Bürger-Häuser, wozu die so genannten Haken-Besitzer, d. i. die mit Acker angesessenen Bürger, gehören. Die Stadt hat zwey Thore, das deutsche und das polnische, ist nur auf einer Seite mit einer Mauer, auf der andern aber mit Pallisaden eingeschlossen. Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorstadt war im J. 1782, 1418 Christen, (die Armen im Armen-Hause nicht mitgerechnet,) und 16 Juden. Nach einem zehnjährigen Durchschnitt, kommt auf eine Ehe, durch die Bank, über 4 Kinder; und, die eingepfarrten 5 Dörfer mitgerechnet, auf 30 Lebende ein Todter.

Die Sprache der Einwohner ist polnisch und deutsch. Ihr Gewerbe, einige Acker-Besitzer ausgenommen, besteht aus folgendem: 1 Apotheke; 11 Bäckern, welche jährlich an 760 Scheffel Weizen, 4580 Sch. Rocken, und 990 Sch. Gerste verbacken; 136 Brau-Stellen, die jährlich durch einen Brauer 924 Sch. Malz verbrauen; 14 Branntwein-Brennern, welche 670 Sch. Schrot verschwelen; 1 Bader, 2 Büchsen-Machern, 7 Büttnern, 2 Chirurgen, 2 Corduanern, 1 Drechs-

1 Drechsler, 2 Färbern, 13 Fleischern, welche jährlich 90 Ochsen, 670 Schweine, 680 Kälber und 1300 Schöpse schlachten; 2 Glasern, 1 Handschuh-Macher, 9 Hut-Machern, 1 Kamm-Macher, 1 Klempner, 1 Kunst-Pfeifer, 1 Korb-Macher, 1 Kupfer-Schmid, 9 Kürschnern, 2 Mauer-Meistern, 2 Müllern, 1 Nadler, 1 Papier-Müller, welcher aber nur Lösch-Papier verfertigt; 1 Perrücken-Macher, 2 Pfeffer-Küchlern, 3 Posamentirern, 5 Rade- und Stell-Machern, 3 Riemern, 1 Roth-Gärber, 3 Sattlern, 5 Schlössern, 12 Schmieden, 12 Schneidern, 1 Schorstein-Feger, 30 Schustern, 1 Seifen-Sieder, 2 Seilern, 3 Strickern, 1 Strumpf-Wirker, der viel feine Strümpfe zum Absatz nach Polen verfertigt; 4 Tischlern, 2 Töpfern, 34 Tuch-Machern, welche jährlich über 2000 Stein Wolle verarbeiten; 26 Webern, 3 Tuch-Scherern, 1 Walker, und 1 Weiß-Gärber.

Ferner wird einiger Verkehr in den 4 Jahr-Märkten, welche jährlich gehalten werden, getrieben.

Im Jahre 1785 wurden fabricirt:

		Werth.	debitirt	
			im Lande.	auffer Land.
		Thlr.	Thlr.	Thlr
Tücher	Stück 1480	29600	18000	11600
Leinwand	Schock 2500	19500	16000	3500
Hüte	Stück 6500	4400	2300	2100
Strümpfe	Par 3100	1900	1530	450
Bereitete Häute	Stück 10000	20000	15000	5000

Der Gemeinen Stadt oder der Kämmerey gehören: 2 Dörfer, 1 Vorwerk, 2 Wälder, 1 Ziegeley, die Mauth, und eine Mühle, welche $\frac{1}{8}$ Meile von der Stadt liegt, aber noch unter dem Servis steht, und Naukala heißt. Die Einnahme der Kämmerey besteht

steht jährlich aus 1800 Rthlr., welche zu Besoldung des Magistrates, Kirchen- und Schul-Bedienten, den nöthigen Bäuen, u. d. gl. verwendet wird.

Das Stadt-Wapen, ist ein offenes Thor mit 3 Thürmen; über den mittlern ist ein Engel.

Der Magistrat hat nicht das Patronats-Recht, sondern das Stift Matthiä in Breslau. Wöchentlich werden 2 Sessionen zu Rath-Hause gehalten.

Ein Mehreres von dieser Stadt, insonderheit der Geschichte derselben, findet man im 2 St. der Beyträge zur Beschreib. von Schlesien, (Brieg, 1783, 8.) S. 7, fgg.

Kreuz-Damen, Kreuz-Trägerinnen, oder Stern-Kreuz-Ordens-Damen, werden diejenigen fürstlichen, gräflichen und freyherrlichen Damen genannt, welche den **Sternkreuz-Orden** erhalten haben. Siehe oben, S. 148.

Kreuz-Distel, ein Beynahme der im X Th. S. 34, fgg. beschriebenen Eberwurz, Carlina *Linn.*

Kreuz-Dorn. 1. Bey den Schlössern, der cylindrische Zapfen in einem Schlosse, auf welchen der Schlüssel gesteckt wird, und welcher hinten kreuzweise angenietet ist; s. im IX Th. S. 438.

2. In der Kräuter-Kunde, führen folgende Gewächse diesen Nahmen.

a) Die im IV Th. S. 194, fgg. beschriebene **Berberis-Staude.**

b) Der im XXIX Th. S. 191, fgg. beschriebene **dornige Jasmin oder Jasmin-Dorn,** Lycium *Linn.*

c) Der oben, S. 92, fgg. beschriebene **Kreuz-Beer-Strauch,** Rhamnus catharticus *Linn.*

d) Der **Juden-Dorn, oder Stech-Dorn, mit drey Griffeln, und doppelten Dornen, deren der untere zurück gebogen ist;** Rhamnus Paliurus, aculeis geminatis, inferiore reflexo, floribus trigynis *Linn.* Rhamnus tertius *Dioſc. Matthiol. Anguill. Lacun. Geſn. Lonic. C. Durante, J. Camer.* & *Column.*

Rham-

Rhamnus folio subrotundo, fructu compresso *C. B.* Rhamnus niger *Cordi.* Rhamnus s. Paliurus, folio iuiubino *J. B.* Er wird auch **Christ-Dorn**, Spina Christi, genannt, ist aber nicht derjenige Strauch, dessen Zweige zu der Dornen-Krone unsers Erlösers gekommen sind, und von welchen ich hernach sprechen werde. Er wächst in Portugal, Spanien, dem südlichen Frankreich und Italien, auch im Herzogthume Krain. Er dauert lange, blüht zeitig, und treibt viele Zweige. Der Stamm wird 8 bis 15 F. hoch. Die kurzgestielten, dunkelgrünen, glänzenden Blätter stehen wechselsweise an den Zweigen, sind länglich rund, und zugespitzt, ungefähr 1 Z. lang, und am Rande völlig ganz. Unter dem Blattstiele stehen zwey Stacheln, davon der eine kleiner und etwas zurück gebogen, der andere aber länger, stärker, und vorwärts gerichtet ist. Die Blumen erscheinen im Jun. und Jul. zwischen den Blätterstielen und Stacheln, und auf einem gemeinschaftlichen Stiele sitzen 2 bis 8 Blumen. Der kleine, auswärts grünliche, inwendig gelbe Kelch, hat 5 ausgebreitete Einschnitte, deren jeder in der Mitte durch eine kleine Erhebung sich in zwey Theile theilt. Die fünf schuppenförmige, kleine, zwischen den Kelcheinschnitten befindliche Blumenblättchen sind ebenfalls gelb; in der Mitte sieht man 5 Staubfäden, und 3 Griffel. Die Frucht stellt gleichsam einen runden, platten Hut vor, und hat daher in Frankreich den Nahmen Porte-chapeau erhalten; man kann dieselbe füglich eine trockne Beere nennen, welche mit einem häutigen, gelblich-grünen Rande eingefasset ist; sie hat 3 Fächer, und in jedem einen rundlichen Samen.

Er liebt mehr ein trocknes, als ein feuchtes Erdreich, und ist in etwas wärmern Gegenden sehr dauerhaft; auch in den kältern Gegenden Deutschlandes hält er den Winter in freyer Luft aus, wenn entweder

der

der Winter gelinde ist, oder wenn man die jungen Bäume in einem warmen und bedeckten Stande mit der gehörigen Vorsicht nach und nach an die Kälte gewöhnt.

Auch nach Hrn. Reg. R. Medicus Bemerkungen, dauert dieser Strauch oder Baum im Freyen aus.

Er meldet, in seiner Abh. von einigen ausländischen Bäumen, die in dem kurf. botanischen Garten zu Mannheim im Freyen ausgedauert haben, in den Bemerkungen der kurpfälz. physik. ökonom. Gesellsch. v. J. 1774, (Lautern, 1776, 8.) S. 261, f. „Diese in den Orangerie-Häusern wohl bekannte Staude hat sich bey mir, auch im lezten abgewichenen harten Winter ($\frac{1}{1}\frac{7}{7}\frac{3}{3}$) vortrefflich und ohne alle Kunst erhalten, und sie sind im Wuchse nicht mit jenen, in den Häusern erhaltenen, zu vergleichen, die weit schwächlicher geblieben sind; ja, sie haben im Freyen 3 Z. lange und 2 Z. breite Blätter getrieben, da jener ihre Blätter kaum 1 Z. lang, und $\frac{1}{2}$ Z. breit waren."

Ferner, in den Beiträgen zur schönen Gartenkunst, (Mannh. 1782, 8.) S. 30, f. „Die fortgesetzten Versuche bezeugen, daß diese von Andern für viel zu zärtlich gehaltene Staude unserm Himmelsstriche gänzlich angemessen sey. In den vorigen kalten, auch in dem lezten Winter hat sie nicht den mindesten Schaden gelitten, und ungeachtet an sehr verschiedenen Orten mehrere Stauden im Garten stehen, so wurde doch keine von der Kälte beschädigt, und eine davon ist über 7 Schuh hoch. Dies Jahr waren an vielen Aesten derselben den 7 Ostermon. schon die Blätter $\frac{1}{2}$ Z. lang. Freylich hat die, d. 16 und 17 Ostermon. darauf eingefallene Kälte diese Blätter alle abgedorret, aber keiner der Aeste litt Noth; sie haben sich sämmtlich belaubet, alle geblühet, und zeitigen Samen genug gebracht."

Und im 1 B. der Vorlesungen der kurpfälz. phys. ökon. Gesellsch. von dem Winter 1784 bis 1785, (Mannh. 1785, gr. 8.) S. 148, f. „Zwey im Freyen stehende Stauden waren zeither nach und nach bis über 10 Sch. hoch gewachsen; Büsche von solchem Ansehen, deren man vielleicht noch keine in Deutschland gesehen, und die

die jährlich reichlichen Samen lieferten. Aber den Winter $\frac{1}{1}\frac{7}{7}\frac{8}{8}\frac{3}{4}$ sind sie bis auf etliche Zoll abgestorben. Im J. 1784 haben beyde abermahl wieder Büsche von $6\frac{1}{2}$ Sch. getrieben, und da es unmöglich war, dies schnell gewachsene Holz zu zeitigen, so ist dieses den Winter $\frac{1}{1}\frac{7}{7}\frac{8}{8}\frac{4}{5}$ wieder auf das neue größtentheils zu Grunde gegangen. Doch haben sich viele Aeste zu 1 bis 2 Sch. Länge erhalten, und das gesund gebliebene ist im schönsten Wuchse."

Und S. 166: „Ungeachtet des großen Nachtheiles, den diese Hecken in den Wintern 1783 — 1785 erlitten, nehme ich doch keinen Anstand, sie hierher (in die Classe der nun angewöhnten hohen Sträucher) zu setzen. Sie waren so viele Jahre in großer Vollkommenheit, lieferten so herrlichen und häufigen Samen, als es irgend ein einheimischer Strauch thun kann. Vielleicht war ihnen die Ueberschwemmung und der frühe Octoberfrost 1784 bey so heftigem Wuchse nachtheilig. Dem sey wie ihm wolle, niemand wird zweifeln, daß der Oehl-Baum dem südlichen Frankreich eigenthümlich sey, und dennoch sind sie in diesen heftigen Wintern beynahe bis auf die Wurzeln zu Grunde gegangen. Lueder sagt, daß ihn die Engländer zu einem Baume anzuziehen rathen. Dies ist eine Künsteley, die dem Paliurus ganz zuwider ist, und die ihn bey seiner Angewöhnung immer zärtlich erhalten wird. Seine ganze Natur bestimmt ihn zu einer sehr hohen Hecke.

Seine glänzende schöne Blätter machen also eine recht zierliche, seine starke Stacheln aber eine recht undurchdringliche Hecke, wie man ihn denn auch in Tripoli, Italien und Frankreich, zu Gehägen um Weinberge und Aecker gebraucht. Er verdient also schon, daß man ihn anpflanze. Man pflanzt ihn am besten durch den Samen fort; man kann es aber auch durch die jungen Zweige thun, die man im Frühlinge einlegt, sorgfältig begießt, in Zeit von einem Jahre von dem alten Stamme abnimmt, im April dahin setzt, wo sie bleiben sollen, und sie, bis sie neue Wurzeln geschlagen haben, zuweilen etwas begießt.

Nach Bomare Berichte, sollen die Wurzeln, Zweige und Blätter, mit Wasser abgekocht, den

Durch-

Durchlauf stillen, die Früchte aber den Urin treiben, und den Auswurf bey dem trocknen Husten befördern. Sabarot de la Verniere hat die Frucht, wenn sie gestoßen, in Wasser gekocht, und alle Stunden ein Glas voll genommen wird, in nephritischen Zufällen sehr heilsam befunden.

e) Der **Christ-Dorn, mit eyrunden Blättern, unter welchen zwey gerade Dornen stehen**; Rhamnus Spina Christi, aculeis geminatis rectis, foliis ovatis *L.* Er ist in Aethiopien und dem gelobten Lande zu Hause, und, nach Hasselquist's Beobachtung, eben derjenige, aus dessen Zweigen die Dornen-Krone unsers Erlösers geflochten worden ist.

f) Der **Alpen-Wegedorn, mit ganz getrennten Geschlechtern; Purgier-Kirsche**; Rhamnus alpinus inermis, floribus dioicis, foliis duplicato-crenatis *Linn.* Frangula latifolia, foliis lanceolatis rugosis *Mill.* Frangula rugosiore & ampliore folio *Duham.* Rhamnus inermis, foliis ovatis crenulatis *Hall.* Er wächst auf den schweizerischen und andern Alpen, in Oestreich, um Regensburg und im Elsaß. Sein Stamm wächst 10 bis 14 F. hoch und buschig, ohne Dornen, und hat ein hartes gelbliches Holz, und einen pomeranzengelben Splint. Die Blätter sind ganz glatt, eyrund-lanzettförmig, und an ihrem Rande fein gekerbt. Die Blumen stehen auf sehr kurzen Stielen, deren jeder nur Eine Blume trägt, ganz gedrängt beysammen; die weiblichen Blumen sind grünlich, und hinterlassen eine schwarze Beere mit 2 bis 4 dreyseitigen Samen; die männlichen sind größer, röthlich, und haben 4 Staubfäden.

Man kann ihn leicht aus Schnittlingen oder Ablegern, am besten aber aus dem Samen ziehen, den man, sobald er reif geworden ist, aussäet. Wenn die Pflanzen im folgenden Frühlinge aufgegangen sind, muß man sie, bis in den Herbst, fleißig von Unkraut reinigen,

igen, sodann in die Baumschule in Reihen, welche 2 F. weit von einander stehen, 1 F. weit von einander, und nach 2 Jahren dahin setzen, wo sie beständig bleiben sollen.

Kreuz-Dreyhäller, s. im XX Th. S. 643.

Kreuz-Ducaten, wurden ehemahls an einigen Orten die Ducaten, wegen des auf einer Seite darauf geprägten Kreuzes, genannt. Sie wurden in der Schweiz, im J. 1593 auf 27 Batzen gesetzt, da die ungarischen auf 28 kamen. Auf dem Reichs-Tage zu Regensburg werden sie zu 3 Fl. 20 Kr. gerechnet.

Kreuz-Duplett, s. Kreuz-Muschel.

Kreuz-Eisen, ein in das Kreuz gehendes Eisen.

Bey den Stück-Gießern, ist es ein rundes, plattes, mit 3 Zapfen versehenes Eisen, welches unten am Boden der Seele des Stückes in die Form eingesetzt wird, um, wann die Kanone hehl gegossen wird, die Kern-Stange zu halten, damit sie sich nicht bey dem Einflusse des Metalles verrücke; Fr. Chapelet. Es ist desselben im XXXIV Th. S. 277, unter der Benennung Gränz- oder Kränz-Eisen, Erwähnung geschehen.

Kreuz-Enzian, eine Art des Enzianes mit vier Mahl eingeschnittenen bartlosen Kronen, welche in der Schweiz auf den Bergen wächst; Gentiana cruciata *Linn.* Siehe im XI Th. S. 101, f.

Kreuz-Erfindung (*), L. Inuentio crucis, Fr. Invention de la Croix, Invention sainte croix, ist der Nahme eines Festes der römisch-katholischen Kirche, welches d. 3 May, zum Gedächtniß, daß die heil. Helena, des Kaisers Constantii Chlori Gemahlinn, und des Kaisers Constantin's des Großen, Mutter, im J. C. 327, da sie, schon über 80 Jahr alt, eine Wall-

(*) Sollte eigentlich Kreuz-Findung heißen.

Wallfahrt nach Jerusalem that, daselbst das Kreuz des Erlösers auf der Schedel-Stätte in der Erde vergraben fand, gefeyert wird, und schon im 4ten Jahrh. vom Papst Eusebius gestiftet wurde. Theodoret (*) erzählt, daß man, als die Kaiserinn auf dem Berge Golgatha hatte nachgraben lassen, drey Kreuze, und zwar bey denselben die Inschrift des Pilatus in griechischer, lateinischer und hebräischer Sprache, aber diese besonders liegend, gefunden, folglich gezweifelt habe, welches unter diesen dreyen das eigentliche Kreuz des Heilandes seyn möchte. Allein, durch das Wunder, daß eine gefährlich kranke Frauensperson durch die Berührung des einen auf der Stelle genesen wäre, hätte sich das heil. Kreuz von denen Kreuzen, an welchen die beyden Schächer gehangen hatten, unterschieden. Nach Paulin bestand das Kennzeichen in der Auferweckung eines Todten, welchen man vorher auf die beyden andern Kreuze gelegt hatte. Die Kaiserinn ließ auf der Schedel-Stätte eine Kirche erbauen, welcher sie einen Theil dieses Heiligthumes aufzubewahren gab; ein beträchtliches Stück davon, nebst den drey Nägeln, schickte sie ihrem Sohne nach Constantinopel, das übrige aber brachte sie nach Rom, wo es in der Kirche, die den Nahmen zum heil. Kreuze von Jerusalem führt, aufbewahrt wird. Die griechische Kirche feyert dieses Fest d. 6 März, hält aber das Fest der Kreuz-Erhöhung für größer.

Man findet die Kaiserinn Helena, mit einem langen Kreuze und drey Nägeln, auf einer Münze des Erz-Bischofes und Churfürsten von Trier, Lotharius, vorgestellt; Fig. 2902.

Avers. Die heil. Helena, mit der Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein großes Kreuz, und in der lin-

(*) Lib. 1, c. 18.

linken drey Nägel haltend. Die Umschrift heißt: LOTHARIO. ARCH.iepiscopus TRE.uirensis. Revers. Ein quadrirter Schild, mit den trierischen und Metternichschen (*) wiederhohlten Wapen. Umher steht: MONETA. NOVA. ARGEN.tea TRE.uirensis.

Kreuz-Erhöhung, (im Kalender und im gem. Leben gemeiniglich Crucis) L. Exaltatio crucis, Fr. Exaltation de la croix, Exaltation sainte croix, heißt ein anderes Fest der römisch-katholischen Kirche, welches auf den 14ten Sept. fällt, zum Angedenken, daß Kaiser Heraclius, nach einem Siege über die Perser, in deren Hände der von der heil. Helena in Constantinopel zurück gelassene Theil des Kreuzes Christi, im J. 614 bey Jerusalems Eroberung gerathen war, durch die Friedens-Bedingungen diesen Theil wieder ausgeliefert bekam, den er hierauf selbst nach Jerusalem brachte, und auf der Schedel-Stätte das Kreuz an seine vorige Stelle mit vieler Feyerlichkeit aufrichten ließ. Eigentlich hatte der persische König Coßroes, als er unter dem Kaiser Phocas Jerusalem eroberte, das heil. Kreuz mit sich hinweg genommen, mußte aber von seinem Sohne Siroes, über welchen der Kaiser Heraclius siegte, wieder zurück gegeben werden. Es sagt die Tradition, daß Heraclius das wiedererhaltene Kreuz selbst auf seinen Schultern von Jerusalem in die Kirche auf Golgatha habe tragen wollen, unter dem Thore aber, welches zu diesem Berge führt, unter dieser Bürde nicht mehr habe weiter kommen können, bis er seinen kaiserlichen Schmuck und Kleidung, auf Anrathen des Patriarchen Zacharias, daß diese Pracht sich mit der Ehre, das Kreuz des Erlösers zu tragen, nicht zusammen schicke, von

(*) Lotharius stammete aus dem Geschlechte der Freyherren von Metternich ab.

sich gelegt hatte, worauf ihm die Last ganz leicht geworden sey.

Uebrigens feyerte die griechische und lateinische Kirche schon lange, und wie Einige behaupten, 240 Jahr vor dem Heraclius, ein Fest unter diesem Nahmen, zur Erinnerung der Stellen im Evang. Joh. 8 Cap., 28 V. Wann ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich's sey; und 12 Cap., 32 V. Und ich, wann ich erhöhet werde von der Erden, so will ich sie alle zu mir ziehen.

Das Kirchweih-Fest der von der heil. Helena gestifteten, in dem vorhergehenden Art. gedachten Kirche, welche d. 14 Sept. im J. 335 eingeweihet wurde, hieß, nach dem Nicephorus ebenfalls das Kreuz-Erhöhungs-Fest, weil an demselben der Bischof von Jerusalem eine besonders hierzu erbauete erhabene Bühne, welche das Heiligthum genannt wurde, bestieg, und von solcher das in die Höhe gehaltene Kreuz dem Volke zur Verehrung zu zeigen pflegte.

Die griechische Kirche feyert auf denselben Tag, nähmlich d. 14 Sept., gleichfalls die Kreuz-Erhöhung, aber zum Angedenken der dem Kaiser Constantin wiederfahrnen wundervollen Erscheinung des heil. Kreuzes. Siehe Kreuz-Erscheinung.

Auch die coptischen Christen segnen an diesem Tage ein besonderes Kreuz, und werfen es hernach in den Nil, um die fruchtbaren Folgen seiner Ueberschwemmung dadurch noch kräftiger zu machen.

Kreuz-Erscheinung. Die berühmteste Kreuz-Erscheinung geschahe Constantin dem Großen. Da er im Begriff war, dem Maxentius, seinem Mitwerber, eine Schlacht zu liefern, so sahe er, wie Eusebius, im 1 B. des Lebens Constantin's, 22 Cap. weitläuftig erzählt, am hellen Tage in der Luft das Kreuz-Zeichen, welches die Inschrift führte: In Hoc

Hoc Signo Vinces (In diesem Zeichen wirst du überwinden). Er hatte auch in der folgenden Nacht die Erscheinung des Welt-Heilandes, der ihm diese Kreuz-Erscheinung erklärte, und zugleich Befehl gab, daß er dieses Zeichen auf die Kriegs-Fahnen machen lassen sollte. Eusebius setzt noch hinzu, daß so gar andere Soldaten, die um den Kaiser Constantin waren, dieses Kreuz-Zeichen ebenfalls gesehen hätten. Eben dieser Geschichtschreiber sagt, er habe diese Begebenheit selbst aus dem Munde des Kaisers, der es mit einem Eide bekräftigt hätte, vernommen. Von dieser Erscheinung thut auch Lactantius, ein berühmter christlicher Schriftsteller im 4ten Jahrh., Meldung. Er hielt sich, als Hof-Meister von dem Crispus, dem Sohne Constantin's, an dem kaiserlichen Hofe auf. Man muß aber hier bemerken, daß Lactantius seine Erzählung mit andern Umständen begleitet hat, als Eusebius that, da er nur von einer nächtlichen Erscheinung redet. Schon vor Alters läugneten verschiedene heidnische Schriftsteller diese Erscheinung, und suchten allerley Einwürfe auf, um sie zu bestreiten. Gegen diese setzte sich aber Gelasius Cyzicenus, ein Schriftsteller des 5ten Jahrh., nach welchem fast alle christliche Schriftsteller diese Erscheinung als ein göttliches Wunder annahmen, und fast niemand zweifelte daran, zumahl da Constantin, nachdem er, nach Ueberwindung des Maxentius, in die Stadt Rom als Kaiser einzog, eine große Bild-Säule mit dem Kreuz-Zeichen in dieser Stadt errichten ließ, mit folgender Inschrift: Hoc salutari signo, vero fortitudinis indicio, ciuitatem vestram tyrannidis iugo liberaui, & S. P. Q. R. in libertatem vindicans pristinae amplitudini & splendore restitui; auch solches Kreuz im Felde bey Schlachten, auch sonst auf dem Labaro (der Reichs-Fahne) führte, wozu er 50 auserlesenen Soldaten

verordnete, welche dasselbe führen und beschützen sollten.

Ob nun gleich diese wundervolle Kreuz-Erscheinung sehr viele historische Gründe für sich hat, so gibt es doch auch noch zu unsern Zeiten manche, die dieselbe für ein Mährchen halten. Andere beschuldigen den Kaiser einer Lüge, und so gar eines falschen Eidschwures, und sagen: er habe diese Erscheinung nur erdichtet, um seinen Soldaten gegen das Kriegs-Heer des Maxentius durch diese Erscheinung mehr Muth einzuflößen. Allein, da Eusebius erzählt, daß diese Kreuz-Erscheinung auch andere Soldaten gesehen hätten, so hätte diese Erdichtung leicht entdecket, und der Kaiser dieser Lüge, wenn es eine gewesen wäre, überwiesen werden können. Dieser Kaiser, der bey den meisten andern Geschichtschreibern in so großem Ruhme steht, müßte sehr unvernünftig gewesen seyn, wenn er hätte erdichten wollen, daß er etwas mit vielen andern gesehen habe, da doch diese nichts davon hätten wissen wollen. Man müßte ihn für einen Böswicht halten, wenn er eine solche erdichtete Erscheinung mit einem Eide bekräftigt hätte; und wie hätte er auch endlich seine Soldaten, die mehrentheils noch Heiden und Feinde des Kreuzes Christi waren, durch eine erdichtete Kreuz-Erscheinung zur Tapferkeit im Kriegen aufmuntern können? — Was die Verschiedenheit der Umstände betrifft, die von Andern anders erzählet werden, so können dieselben leicht mit einander vereiniget werden, welches auch von katholischen Schriftstellern mit glücklichem Erfolge versucht worden ist.

Andere, welche diese Erscheinung nicht schlechterdings läugnen wollen, geben zwar zu, daß der Kaiser etwas in der Luft bey hellem Tage gesehen habe, sie behaupten aber, daß dieses nur ein natürliches Luft-Phänomen gewesen sey, und daß die Sonne etwann zwi-

zwischen einer Wolke, die von ungefähr die Form eines Kreuzes gehabt hat, durchgeschienen habe, welches sodann der leichtgläubige Kaiser für eine himmlische Kreuz-Erscheinung gehalten habe. Die nächtliche Erscheinung halten sie nur für einen Traum, der um so leichter in der Phantasie des zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Kaisers hätte entstehen können, da er ohnehin schon zum Christenthum geneigt gewesen wäre. So raisonnirt der ber. Jo. Alb. Fabricius, nebst andern protestantischen Kritikern. Allein, auch dieses kann nicht wohl mit der Wahrheit bestehen; denn ein solches Kreuz-Zeichen, wie es Constantin in seine Fahnen hatte wirken lassen, und welches die in Fig. 2903 a) abgebildete Form gehabt hat, die man auch auf den 4 Münzen, Fig. 2903 b), antrifft, ist, nach der Bemerkung des großen Mosheim's, noch von keinem Astronomen in der Luft beobachtet worden, noch weniger wird jemand eine lesbare Schrift: Hoc vince, entdeckt haben. Man kann es auch nicht glauben, daß eine ganz natürliche Erscheinung einen so starken Eindruck auf das Herz des Kaisers gemacht haben würde, daß er sich sogleich vor allen seinen Soldaten, worunter so viele Heiden waren, zum Christenthum bekannt, den über den Maxentius erhaltenen Sieg Christo zugeschrieben, und deswegen eine Säule errichtet hätte. Gewiß, viele Erscheinungen, die uns das göttliche Buch, die h. Schrift erzählt, und für deren Wirklichkeit sie uns Bürge ist, würden verworfen werden können, wenn man sie einer so scharfen und bittern Kritik unterwerfen wollte.

Von dem hiervon so genannten **Constantiner-Orden**, s. unten, im Art. **Kreuz-Orden**.

Nic. Barrigii diss. epistolica de crucis ligno à Constantino conspecto. Hanover. 1645. 8. 3 B.

Jo. Cph. Wolfii disp. de visione crucis Constantino M. in coelo oblatae. Resp. *Jo. Car. Krull.* Witteb. 1706. 4. 2 B.

Von dieser Kreuz-Erscheinung, verdient auch Hr. Professor Schröckh, in seinem Leben Constantin des Großen, im 4 Th. seiner allgemeinen Biographie, Berl. 1772, gr. 8.) S. 19, flg. gelesen zu werden.

In den Legenden der Heiligen findet man noch andere Kreuz-Erscheinungen, die aber auch von den Katholiken sehr bezweifelt werden. Einigen Heiligen, z. B. dem heil. Eustachius, soll das Kreuz zwischen dem Geweihe eines Hirsches erschienen seyn. Viele aufgeklärte Katholiken finden aber gegründete Ursachen genug, solche Geschichtchen hinweg zu läugnen.

Kreuz-Fäden. 1. In der Optik, nennt man Kreuz-Fäden zwey unter einem rechten Winkel einander durchkreuzende sehr feine Haare, oder Stückchen lyoner Silber-Draht, die man dergestalt in die Fern-Röhren, insonderheit in die astronomischen, zu setzen pflegt, daß die Ebene, worin die Haare sich befinden, auf der Axe der Fern-Röhre senkrecht steht, und der Durchschneidungs-Punct in der Axe und dem Brenn-Puncte beyder Gläser, also jene Ebene in der Fläche des Bildes, welches durch das Augen-Glas betrachtet wird, liegt. Man bedient sich dieser Kreuz-Fäden zu allerley Absichten, z. B. um die Fern-Röhre genau auf einen gewissen Punct zu richten. Denn dieses hat Statt, wenn der Durchkreuzungs-Punct demjenigen, der durch die Fern-Röhre sieht, den vorgegebenen Punct genau deckt. Ob die Fläche der Kreuz-Fäden genau in der Fläche des Bildes liege, kann man wahrnehmen, wenn man durch die Fern-Röhre zugleich die Sache und die Fäden deutlich erblickt. Sieht man leztere nur undeutlich, und bewegt man das Auge vor der Fern-Röhre seitwärts vorbey, so scheinen die Fäden sich gleichsam vor der Sache vorbey zu bewegen, und zwar nach eben der Richtung, wonach das Auge fortgeht, wenn die Fäden hinter dem Bilde der Sache liegen, nach der entgegen gesetzten Richtung, wenn sie sich vor demselben, d. i. näher bey dem Augen-

gen-Glase, befinden. Man muß also in solchen Fällen die Stelle der Fäden so lange ändern, bis, wenn das Auge vor dem Fern-Rohre vorbey rücket, die Haare auf derselben Stelle des Bildes bleiben. Wie man die durch den Kreuzungs-Punct und den Mittel-Punct der Brechung des Vorder-Glases laufende Gesichts-Linie mit einer gegebenen Linie auf der Fläche eines Instrumentes gleichlaufend stellen könne, findet man in Hrn. Hofr. Kästner's vollständ. Lehrbegriff der Optik, B. 3, S. 75.

2. In der Wapen-Kunst, s. oben, S. 74.

Kreuz-Fahne, in der römischen Kirche, eine Fahne, welche bey Processionen an einer langen Stange, welche die Gestalt eines Kreuzes hat, getragen wird; Fr. Baniere d'eglise.

Es ist bey den Katholiken eine alte Gewohnheit, bey den Processionen und Wallfahrten nebst dem Kreuze auch Fahnen vorzutragen. Tourlot (*) und noch andere Schriftsteller meinen, daß der Gebrauch der Fahnen von den Zeiten Constantin's des Großen herkäme, welcher das in der Luft erschienene Zeichen des Kreuzes auf seine Kriegs-Fahne machen ließ, und in diesem den Sieg über seinen Mitwerber den Marentius, davon trug; s. oben, S. 164, f. Das römische Ritual, da es von Processionen handelt, verordnet: „Es solle ein Kreuz vorgetragen werden, und wo es „der Gebrauch wäre, auch eine Fahne, die mit heiligen „Bildern geziert wäre". Daraus scheint zu folgen, daß nicht allezeit und allenthalben gebräuchlich gewesen sey, bey den Processionen Fahnen mitzutragen. Die Kirchen-Versammlung zu Avignon befahl, im J. 1594: „daß die Fahnen der Geistlichkeit in der Procession nicht von einem Laien vorgetragen werden,

(*) Thes. doctr. christ. P. 2, Lect. 14.

wenn ein Geistlicher vorhanden wäre, der dieses Amt verrichten könnte".

Die Fahnen bedeuten, wie Tourlot sagt, 1. den Sieg der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, welcher mit großer Beute in den Himmel eingegangen ist. 2. Die in der Luft schwebende Fahne soll den in den Himmel auffahrenden Heiland selbst vorstellen. 3. Durch die Menge der Gläubigen, welche den Fahnen folgen, soll die große Schar der Heiligen, welche Christum bey seiner Himmelfahrt begleitet haben, angezeiget werden. 4. Endlich sollen durch die Kreuz-Fahnen, das Gebet und die Litaneyen der Heiligen, die bösen Geister vertrieben werden.

In den ältern Zeiten der christl. Religion, wurden die Kirchen Tituli genannt, wie Baronius (*) berichtet, weil vor deren Errichtung an demselben Orte eine Kreuz-Fahne als ein Zeichen und Titel aufgesteckt wurde. Daher, als der Kaiser Theodosius befohlen hatte, die Götzen-Tempel dem Dienste der christl. Religion zu widmen, sagte er, daß in denselben das Zeichen der ehrwürdigen christl. Religion sollte aufgerichtet werden. Heut zu Tage wird, wie der Ordo romanus vorschreibt, den Tag vorher, ehe der erste Stein zu einer neuen Kirche gelegt, und gesegnet wird, an dem Orte, wo der hohe Altar zu stehen kommt, ein hölzernes Kreuz aufgerichtet.

Sonst nahm man auch die mit einem Kreuze bezeichneten Kirchen-Fahnen mit in den Krieg, besonders zu den Zeiten der Kreuz-Züge. Im J. 1234 überreichte der h. Petrus von Verona in dem Nahmen des Papstes Gregorius IX., der Familie de Rubeis eine Kreuz-Fahne, welcher die Gläubigen gegen die damahligen Ketzer in dem Kriege gefolgt, und dieselben überwunden haben. Zum Andenken dieses Sie-

(*) Ad ann. 111 und 112.

Sieges wird diese Fahne noch zu Florenz aufbewahrt, und an dem Fest-Tage des h. Petrus gezeigt.

Die Päpste und Bischöfe pflegten öfters Fahnen zu weihen, und diese den katholischen Regenten zu zuschicken, wenn dieselben einen Feldzug wider die Ungläubigen vornahmen. Diese Fahne war mit einem Kreuze geziert, und wurde Vexillum Petri, oder auch Vexillum Sanctae Crucis & Ecclesiae Romanae, genannt.

Kreuz-Fahrer, s. im folg. Art.

Kreuz-Fahrt. 1. Eine ehemahlige Benennung eines Feldzuges wider Ungläubige und Ketzer, so fern diejenigen, welche sich dazu anwerben liessen (die Kreuz-Fahrer), mit dem Kreuze gezeichnet wurden. Siehe Kreuz-Zug.

2. Im Oberdeutschen, eine gottesdienstliche Wall-Fahrt mit Kreuz und Fahnen.

3. Das Hin und Hersegeln (**Kreuzen**) der Schiffe auf der See; siehe Kreuzen.

4. Bey den Jägern, wird auch der **Kreuz-Tritt** des Hirsches, d. i. der Tritt eines Hirsches, indem er mit dem Hinter-Fuße so tritt, daß er den Tritt des Vorder-Fußes damit der Länge nach gleichsam spaltet, zuweilen die **Kreuz-Fahrt**, oder **Kreuz-Fährte** genannt. Siehe im XXIII Th. S. 636.

Kreuz-Flügel, bey den Jägern, Stell-Wege, welche über das Kreuz gehauen werden, einander durchkreuzen, oder nach gewissen Winkeln durchschneiden. Siehe im XIV Th. S. 364, f.

Kreuz-förmig, Pflanzen mit kreuzförmigen Blumen, L. Plantae cruciformes. Mit diesem Nahmen werden diejenigen Pflanzen belegt, deren Blumen-Krone vier ein Kreuz formirende Blätter enthält. Beyspiele sind: der Kohl, der gelbe Lack, und viele andere aus der Classe Tetradynamia.

Kreuz-Fuchs, eine Art weißer Füchse mit schwarzer Kehle, und einem schwarzen Kreuze auf dem Rücken. In den nördlichsten Gegenden gibt es rothe Füchse mit einem gelben Kreuze auf dem Rücken, welche gleichfalls Kreuz-Füchse genannt werden. Siehe im XV Th. S. 407.

Kreuz-Fürst, siehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Fuß, ein Fuß, so fern er aus zwey Hölzern besteht, welche sich nach rechten Winkeln durchschneiden, und worauf ein Geräth, z. B. ein Kron-Haspel, u. d. gl. gestellet werden kann.

Kreuz-Gang. 1. Gänge, besonders in den Gärten, welche einander nach rechten Winkeln durchschneiden.

In Bergwerken, werden Kreuz-Gänge solche Gänge genannt, die einander kreuzweise durchschneiden, quer über einander gehen, oder, wie man spricht, einander querüber durchsetzen. S. im XVI Th. S. 16.

2. In der Bau-Kunst, ein bedeckter Gang um einen Hof herum, welcher durch vier an einander stoßende Flügel eines großen Gebäudes eingeschlossen wird. Man findet diese Gänge besonders noch an den Kirchen der Alten angebracht, worin die Katholiken bey Regen-Wetter ihre Umgänge zu halten pflegen, auch ihre Geistliche dahin begraben. Es ist, der Bau-Art nach, eben das, was bey den Alten ihr Porticus und ihr Cavaedium corinthium war. Dergleichen Kreuz-Gänge können dem Gebäude ein schönes Ansehen und auch eine große Bequemlichkeit geben, da man trocken um dasselbe herum gehen kann. In Rath-Häusern, Börsen, und dergleichen Gebäuden, sollten sie allezeit angebracht seyn, damit sie bey schlechtem Wetter zum Spazierengehen gebraucht werden könnten. Sie werden entweder als Säulen-Lauben, oder als Bogen-Stellung, oder auf die

schlechteste Art, da man die Pfeiler gar nicht verziert, gemacht. An einigen Orten sind die Bogen mit Fenstern beschlossen, damit man, ohne den Wind zu fühlen, darin spazieren könne. Es ist nicht wohl abzusehen, warum sie in neuern Gebäuden seltener, als ehedem geschahe, angebracht werden, da sie sowohl die Pracht, als auch die Bequemlichkeit, vermehren.

Bey Klöstern, ist der Kreuz-Gang, Kloster-Gang, Fr. Cloître d'un monastere, eine Säulen-Laube, die um einen schachtförmigen Hof, oder List- und Küchen-Garten, ins Gevierte herum geht, wodurch die feyerlichen Processionen aus den Kirchen und in die Kirchen geführt werden; im Nieders. Umgang, im Schleswigischen der Schwal. Insgemein sind in dem darüber liegenden Geschosse die Zellen der Mönche oder Nonnen dergestalt angelegt, daß sie ihre Erleuchtung aus dem Hofe oder Garten haben können.

3. In der römischen Kirche Ober-Deutschlandes, nennt man Kreuz-Gänge die öffentlichen Bitt-Gänge oder Processionen mit Kreuz und Fahnen, wo das dabey versammelte Volk mit der Geistlichkeit von einer Kirche zu der andern geht, und während dieser Zeit, Gott mit Singen und Beten anruft.

Es sind deren, das Jahr hindurch, vier von der Kirche vorgeschrieben, welche auf das Fest des h. Marcus, und auf die 3 Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi gehalten werden müssen. Diese Bitt-Gänge haben, nach der Erzählung des Sidonius, ihren Ursprung von dem h. Mamertus, einem Bischofe zu Vienne in Frankreich, welcher in der Mitte des 5ten Jahrh. lebte, wo auch, ungefähr gegen das J. 468, die öffentlichen Kreuz-Gänge wirklich ihren Anfang nahmen. Die Franken, welche damahls Meister von Gallien waren, und sich dort festgesetzt hatten, wurden mit vielen Unglücks-Fällen, als: Erdbeben, Feuersbrunst, u. d. gl. heimgesuchet. Einst verrichtete der h. Mamertus in der Oster-Nacht den öffentlichen Gottesdienst, und da erhob sich auf ein Mahl ein

Lärm

Lärm in der Kirche, weil ein Haus, welches an dem erhabensten Orte der Stadt Vienne lag, in Flammen stand. Das Volk lief aus der Kirche. Nur der Bischof allein blieb vor dem Altare knien, und rief weinend Gott an. Bald darauf legte sich dieser Brand. Das Volk kam wieder in die Kirche. Nach dem Oster-Feste erklärte der Bischof dem Volke, daß er in der Nacht, da das Feuer entstanden war, auf den Gedanken gekommen wäre, öffentliche Bitt-Gänge, die von einer Kirche zur andern geführt werden sollten, zu halten. Das Volk und der Rath in Vienne gaben ihre Einwilligung dazu. Darauf bestimmte der Bischof die 3 Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi, an welchen diese Kreuz-Gänge gehalten werden sollten, und er wohnte denselben selbst bey. Diesem Beyspiele folgten mehrere Kirchen in Frankreich, und nach und nach die ganze römische Kirche, die sie jezt unter einem Gesetze vorgeschrieben hat.

Die Kreuz-Gänge auf das Fest des h. Marcus soll der Papst Gregor verordnet haben. Die Geistlichkeit mußte diese Bitt-Gänge begleiten, und die Litaney von allen Heiligen, so wie es auch auf den 3 Tagen vor dem Feste der Himmelfahrt Christi geschahe, singen, um die Fürbitte der Heiligen in den gemeinen Nöthen bey Gott zu bewirken. Noch dermahlen müssen diejenigen, die zum Brevier-Beten verbunden sind, wenn sie diesen Bitt-Gängen nicht beywohnen, diese Litaney kniend beten. Siehe Wallfahrten.

Kreuz-Gasse, Kreuz-Straße, in den Städten, Gassen oder Straßen, welche einander nach rechten Winkeln durchschneiden.

Kreuz-Gehäuse, heißen, bey dem Schwert-Feger, alle die Theile, welche ausser dem Griffe und Knopfe an einem Degen-Gefäße befindlich sind.

Kreuz-Gemeinde, Kreuz-Gemeine. Dieses Wort zeigt eine Gemeine an, die über der Lehre von der Versöhnung der Menschen mit Gott durch das Opfer Christi am Kreuze, eifrig hält (*). Weil nun die evan-

(*) Es bezieht sich auf den Ausspruch Pauli: das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber,

evangelische Brüder-Gemeine, bekannter Maßen, ihre Haupt-Sache daraus macht, daß sie von dem Kreuzes-Tode Jesu, als dem größten Beweise der Liebe Gottes gegen die Menschen, zeugen, und überdem alles Gute, das den Menschen durch den Glauben an Jesum in Zeit und Ewigkeit von Gott zufließt, aus dem Kreuzes-Tode Jesu für uns herleiten: so hat man sie die Kreuz-Gemeine genannt, und sie schämt sich dieses Nahmens nicht.

Kreuz-Gericht, Kreuz-Probe, Iudicium s. Experimentum crucis, war eine in alten Zeiten übliche Gattung von Ordalien oder Gottes-Gerichten oder Gottes-Urtheilen, welches gebraucht wurde, die Unschuld einer Person, oder die Gerechtigkeit einer Forderung darzuthun. Der Beschuldigte, oder auch bey bürgerlichen Forderungen, beyde Parteyen, mußten, in Ermangelung eines andern Beweis-Mittels, sich eine Zeitlang mit erhabenen und ausgestreckten Armen vor ein Kreuz stellen, und wenn der Beschuldigte die bestimmte Zeit nicht unbeweglich aushalten konnte, so wurde er für schuldig gehalten; oder welcher von beyden Parteyen die Arme am ersten sinken ließ, oder gar ermüdet niederfiel, der verlor seine Streit-Sache (*). Man hatte, bey nicht vorhandenen Zeugen, gemeiniglich die Wahl zwischen diesem Kreuz-Gerichte und dem

aber, die wir selig werden, ist es eine Gottes-Kraft. 1 Cor. 1, 18. Da nennt Paulus das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten, in dessen Opfer allein zu finden ist, Gnade und Freyheit von allen Sünden, für alle Welt, das Wort vom Kreuz.

(*) Man pflegte ihnen eine gewisse Zeit zu setzen, wie lange sie die Probe machen sollten, wer am besten stehen könnte, und dies waren manchmahl 40 Tage und Nächte. Weil man wohl einsahe, daß es unmöglich sey, daß jemand, natürlicher Weise, so lange stehen könnte, so glaubte man, daß Gott, der Wahrheit zum Behuf, den Unschuldigen ausserordentlich stärken würde, und also rechnete man diese Probe auch zu den Gottes-Urtheilen oder Gottes-Gerichten.

dem so genannten Kampf-Rechte (s. Th. XXXIV S. 3). Man glaubte aber in der Folge, daß dergleichen Ceremonie zur Geringschätzung der Kreuzigung Christi gereiche, und deshalb wurde der Gebrauch desselben bereits vom Kaiser Lotharius I. in den Legg. Longobard. L. 2, Tit. 55, Leg 32, wieder verbothen. Seitdem ist das Stehen unter dem Kreuze nur noch bisweilen als eine Art der Pönitenz gebraucht worden.

Kreuz-Gewirk, s. Kreuzen.

Kreuz-Gewölbe, ein nach vier Bogen aufgeführtes Gewölbe, welche einander in der Mitte durchkreuzen. Siehe Th. XVIII, S. 334, f.

Kreuz-Groschen, s. im XX Th. S. 122.

Kreuz-Gurt, ein Bauch-Gurt der Reit-Pferde, welcher in das Kreuz über einander gelegt ist. S. im Art. Sattel.

Kreuz-Gut, s. im XX Th. S. 756.

Kreuz-Halfter, s. im XXI Th. S. 270.

Kreuz-Hammer, der Kupfer-Schmiede; s. im XXI Th. S. 336, und die dazu gehörige Fig. 1209.

Kreuz-Haspel, heißt sowohl eine stehende, als liegende Winde, deren Welle vermittelst zwey oder vier, wie ein Andreas-Kreuz gestellter Arme, umgedrehet wird, und wodurch Lasten herbey oder herauf gewunden werden. Siehe im XXII Th. S. 239, f. und die dazu gehörige Fig. 1252 und 1253.

Kreuz-Heer, siehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Herr, Kreuz-Ritter, L. Eques cruciatus, Fr. Chevalier de la croix, eine ehedem übliche Benennung derjenigen Ordens-Ritter, welche ein Kreuz auf ihren Mänteln oder Kleidern trugen, und besonders zum Kriege wider die Ungläubigen verbunden waren.

Die meisten Orden der Kreuz-Ritter, haben von den acht berühmten Kreuz-Zügen der vorzüglichsten euro-

europäischen Völkerschaften ihren ersten Ursprung. Wollte man selbst mit Conring (*) behaupten, die Kreuz-Züge gegen die Muhamedaner wären bloß aus politischen Gründen des römischen Hofes unternommen worden, so hatten doch dit Ritter-Orden anfänglich eben denselben Zweck.

Besonders führten diesen Nahmen: die Tempel-Herren, die deutschen Herren, und die Malteser-Ritter. Von leztern, habe ich bereits im XXX Th. S. 647, fgg. im Art. Johanniter-Orden gehandelt. Von den Tempel-Herren, siehe dieses Wort. Jezt werde ich die Nachrichten, welche die deutschen Herren, oder den deutschen Orden betreffen, nachhohlen.

Der Ursprung des deutschen Ordens, des Marianer-Ordens, oder der Brüder des deutschen Hauses Unserer lieben Frauen zu Jerusalem, L. Equites crucigeri teutonici ordinis, Fr. Chevaliers de l'Ordre Teutonique, welcher sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten hat, fällt in jenen, für einen großen Theil von Europa höchst traurigen Zeitpunct, in welchem der Kern, besonders der Franzosen, Niederländer und Deutschen, nach dem gelobten Lande zog, um dort die christl. Religion wieder anzupflanzen, und gegen die Feinde derselben zu vertheidigen. Die so genannten Kreuz-Fahrer erlitten auf dieser mühseligen Wanderung alle Arten von Jammer und Noth; viele starben unterweges, und ein großer Theil der übrigen kam krank, ermattet und elend in Palästina an. Durch die Fürsorge des damahligen Königes von Jerusalem, Herzogs von Boullon, und durch den Beytritt verschiedener anderer Fürsten, die als Anführer der Kreuz-Fahrer mit nach Jerusalem gezogen waren, wurde endlich

(*) Epist. de var. doctrina, (Helmst. 1666, 4.) Ep. 53, S. 329, f.

lich die Veranstaltung gemacht, daß an verschiedenen Orten des Weges, den die Pilger nehmen mußten, Herbergen angeleget wurden, die man mit Vorstehern und Aufwärtern besetzte, um alle ankommende Müde, Hungerige und Kranke, nach Nothdurft unentgeltlich zu verpflegen. Eben dieses geschahe auch in Jerusalem, und in den übrigen Städten der Christen. Die Ungläubigen fingen aber bald an, auch diese Herbergen, insonderheit diejenigen, welche auf dem platten Lande angelegt waren, zu beunruhigen und zu plündern. Man mußte also darauf bedacht seyn, sie gegen die Anfälle dieser Barbaren in Sicherheit zu setzen. Dieses Amt übernahmen die Johanniter-Ritter und Tempel-Herren, die damahls schon beträchtliche Güter besaßen, und in ziemlichem Ansehen standen.

So gut und wohlgemeint diese Anstalt im Ganzen war, so wenig Nutzen hatten doch eigentlich die Deutschen davon; denn da die Vorsteher dieser Herbergen mehrentheils Franzosen, Spanier oder Italiäner waren, so fanden die deutschen Pilger selten Platz darin, sondern wurden unter dem Vorwande, daß bereits alles besetzt sey, meistens abgewiesen. Und da sie dann noch überdies der fremden Sprachen unkundig waren, so geriethen sie in das äusserste Elend, und verschmachteten unter freyem Himmel.

Die Geschichte erzählt, daß ein frommer deutscher Mann in Jerusalem, dessen Nahmen sie aber verschwiegen hat, voll Mitleiden über das traurige Schicksal seiner Landsleute, zuerst eine Herberge in der Stadt errichtet habe, worin er alle kranke und arme Deutsche liebreich aufgenommen, und mit Lebens-Mitteln und Arzeneyen versehen habe. Der Patriarch in Jerusalem billigte nicht nur diese edelmüthige Stiftung, sondern both auch selbst die Hand dazu, daß zu Haltung des Gottesdienstes bey der Herberge, eine kleine Kapelle, zu Ehren der h. Jungfrau Maria,

angeleget werden konnte. Mit diesem edeln Deutschen vereinigten sich bald darauf einige bremer und lubecker Kaufleute, welche eben während der Belagerung von Ptolemais oder Akre (Acra, Ace, Accon, Acca) ankamen, indem sie aus ihren Segeln Zelte machten, worein sie die auf dem Felde ohne Hülfe umher liegenden Kranken und Verwundeten brachten, und ihrer pflegten, wie sie denn auch ausserdem noch eine Herberge in Jerusalem anlegten. Dies geschahe im J. 1190.

Durch dieses Beyspiel gereizt, traten verschiedene deutsche Fürsten, die sich bey dem christlichen Heere befanden, zusammen, und unterstützten diese wohlthätige Gesellschaft nicht nur mit ansehnlichen Beyträgen, sondern sie thaten auch den Vorschlag, einen eigenen Ritter-Orden für Deutsche zu stiften, welcher, nach dem Beyspiele der Johanniter und Tempel-Herren, gegen die Widersacher der christlichen Religion kämpfen, zugleich aber auch gegen Arme und Nothleidende ihrer Nation, die Werke der Liebe ausüben sollte. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beyfall. Herzog Friedrich von Schwaben nahm sich der Sache besonders an, und bewirkte, durch die Vermittelung seines Bruders, Kaisers Heinrich VI, der den neuen Orden in seinen besondern Schutz nahm, die päpstliche Einwilligung und Bestätigung desselben. Diese erfolgte auch bereits im J. 1191, vom Papste Cöle stin III, der ihnen von ihrer ersten Kapelle den Nahmen Hospitaler oder Ritter der Jungfrau Maria (*) beylegte, und sie der Regel des h. Augustin's unterwarf, wobey er ihnen eben den Ablaß und eben die Privilegien und Freyheiten ertheilte, welche die Johanniter und Tempel-Herren genossen. Vierzig deutsche Edel-

(*) Man muß die Ritter der h. Jungfrau Maria in Italien, deren an seinem Orte Erwähnung geschehen wird, mit den Rittern des deutschen Ordens nicht verwechseln.

Leute legten zuerst die drey gewöhnlichen Gelübde ab, nähmlich: keusch und ohne Eigenthum zu leben, und ihren Obern willigen Gehorsam zu leisten; wobey sie sich auch besonders anheischig machten, die Pilger zu verpflegen, und den christlichen Glauben zu vertheidigen. Der Papst verordnete, daß die Ritter einen weißen Mantel, auf dessen linken Seite ein schwarzes Kreuz geheftet war, tragen sollten. Auch wurden einige Priester und Kapelläne für den Orden bestellt, die den Gottesdienst besorgen, und die Ritter beständig an ihre Pflicht erinnern mußten. Ausserdem erhielten sie noch eine dritte Art von Angehörigen, die weder Ritter noch Priester, sondern dienende Brüder waren. Anfangs nahm man auch verheurathete Männer, die keine Kinder hatten, auf, denen man die Erlaubniß gab, das halbe Kreuz zu tragen.

Die Aufnahme der ersten 40 Ritter geschahe mit großer Feyerlichkeit. Der König von Jerusalem gab das Kreuz dem ersten, der Herzog von Schwaben dem andern; und die übrigen 38 bekamen es aus den Händen eben so vieler Fürsten und Herren, die sich bey der Belagerung von Akra befanden. Nach diesem wurde Heinrich Waldpott zu Bassenheim, zum ersten Meister des Ordens erwählt (*). In den Satzungen, die bey dieser Gelegenheit aufgesetzt wurden, war verordnet: Es sollte derjenige, der sich angeben würde um aufgenommen zu werden, gehalten seyn, einen Eid zu thun, daß er ein Deutscher von Geburt, aus einem adeligen und unbescholtenen Geschlechte wäre; daß er nie-

(*) Zum Andenken desselben ist dem Stammhalter der gräfl. Waldpott-Bassenheimischen ältern Linie durch einen Generalcapitel-Schluß verstattet worden, sich Deutsch-Ordens-Erbritter zu nennen, und das commenthurliche Kreuz, jedoch nicht auf dem Mantel, zu tragen. Er ist aber in keinem Stücke an die Ordens-Regeln gebunden; kann also heurathen, und andere Orden dabey annehmen.

niemahls verheurathet gewesen; daß er entschlossen sey, lebenslang die strengste Keuschheit zu beobachten; daß er sich allen Gesetzen und Regeln des Ordens unterwerfe; daß er dem Meister des Hospitales völligen Gehorsam verspreche; daß er sich vornehmlich dem Dienste Gottes, den Kranken und Armen zur Vertheidigung des gelobten Landes widmen, und nichts zu eigen besitzen wolle. Der Orden verband sich dagegen, ihm Kleidung, Wasser und Brod zu geben. Dieses war im Anfange des Ordens fast ihr ganzer Unterhalt, und sie schliefen meistens nur auf Stroh-Säcken. Das Recht, Ritter in den deutschen Orden aufzunehmen, wurde von dem Kaiser zuerst seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich, und von diesem dem jedesmahligen Vorsteher des Ordens überlassen. Diese nannten sich mündlich und schriftlich, gleich den andern Rittern, Brüder. Alle Urkunden und Verordnungen aber wurden in lateinischer Sprache abgefasset.

Nachdem die Stadt Akre im J. 1191 von dem christlichen Heere war eingenommen worden, kaufte Heinrich Waldpott ein Stück Landes ausserhalb der Stadt, wo er eine Kirche, ein Hospital und verschiedene Wohnungen bauen ließ, in welchen die Kranken aufgenommen und verpfleget wurden. Dieses Hospital war anfangs der vornehmste Sitz der Ritter, die sich nicht nur durch ihre Sorgfalt, womit sie sich der Nothleidenden annahmen, sondern auch durch ihre Tapferkeit bey verschiedenen Gelegenheiten in kurzer Zeit sehr berühmt machten. Ausser der allgemeinen Achtung, die man sowohl im gelobten Lande, als in ganz Europa, diesem Orden bezeigte, wurde derselbe sowohl von Fürsten und Herren, als auch von Privat-Personen, reichlich beschenkt. Es kamen besonders aus Deutschland von Zeit zu Zeit ansehnliche Vermächtnisse zur Unterstützung desselben an; denn die

nach Hause reisenden Pilger rühmten aller Orten unterwegens und in ihrem Vaterlande die Verdienste der Ritter, welches viel zur Besserung ihrer Einkünfte beytrug. Auch die Bremer und Lübecker hatten nicht nur vor ihrer Rückreise nach Deutschland dem Orden ihr Recht an dem Hospitale, welches sie zu Jerusalem erbauet hatten, übertragen, sondern sie suchten demselben auch von ihrem Vaterlande aus, kräftige Unterstützung zu bewirken, so, daß er durch alle diese Hülfs-Mittel in kurzer Zeit zu großem Ansehen gelangte.

Sobald die Sachen einmahl auf festem Fuße standen, fand Heinr. Walpott für gut, seinen untergebenen Brüdern, ausser den ihnen bereits als Rittern obliegenden Pflichten, noch besondere Vorschriften zu geben, die sie als Brüder des deutschen Hauses zu Jerusalem auszeichnen sollten. Er gestattete den Rittern ausser der Ordens-Kleidung nur die unentbehrlichsten Dinge, und untersagte ihnen bey ihren Waffen den Gebrauch des Goldes und Silbers. Die Aufnahme der Brüder in den Orden sollte öffentlich geschehen, um bey niemanden Verdacht zu erregen. In jedem Convente sollten, nach der Zahl der Jünger Christi, unter der Aufsicht eines Aeltesten oder Commenthures, 12 Brüder unterhalten werden. So oft in demselben Brod gebacken wurde, mußte der zehnte Theil davon unter die Armen ausgetheilet werden. Kein Bruder sollte ohne Vorwissen und Erlaubniß der Obern einen Brief wegschicken oder erhalten können, keiner zur Verwahrung seiner Nothwendigkeiten ein Schloß oder einen Riegel an seinem Kasten haben, um allen Schein des Eigenthumes zu vermeiden. Die Ritter durften sich weder bey Hochzeiten, noch Gevatterschaften, noch sonst bey andern Schmausereyen weltlicher Ritter finden lassen. Der Umgang mit Frauenzimmern, es seyen Weiber oder Jungfrauen, war ihnen gänzlich untersagt, so, daß sie nicht einmahl ihre

Müt-

Mütter oder Schwestern küssen durften. Vor dem 14ten Jahre sollte keiner in den Orden aufgenommen werden; und vor der Aufnahme mußte der Candidat beweisen, daß er nicht leibeigen, von gutem alten deutschen Adel (*) und ohne Leibes-Gebrechen sey; daß er keine Schulden habe (**), und noch in keinem andern Orden stehe. Weiber durfte man zwar in Dienst nehmen; es mußte ihnen aber eine Wohnung ausser dem Convente angewiesen werden. Wenn Halb-Kreuze, oder Ordens-Angehörige, die weder Ritter noch Priester waren, starben, so fielen ihre Güter dem Orden zu. Das Gelübde der Armuth ging indessen, wie bey allen Orden, nur jedes einzelne Glied für sich, nicht aber die ganze Gesellschaft, an.

(*) Daher ist in dem zu Augsburg im J. 1500 errichteten Reichs-Abschied, §. 42, und 43, ausdrücklich gesagt: daß der deutsche Orden von und auf die Deutschen gestiftet und dem deutschen Reiche zugehörig sey. Diesen Adel ist jeder Adspirant durch eine Probe von 16 Ahnen zu erweisen schuldig. Die 8 ersten Ahnen sollen aus deutschem Geblüte seyn; bey den übrigen wird es so genau nicht genommen. Diese Familien müssen aus denjenigen Provinzen seyn, die noch zu dem deutschen Reiche und den Reichs-Kreisen gehören, oder zu Karl's V. Zeiten dazu gehört haben, als: Elsaß, die Grafschaft Burgund, und zum Theil der burgundische Kreis. Auch werden die böhmischen, mährischen und schlesischen Familien nicht ausgeschlossen, wenn sie da zu Hause sind, wo man die deutsche Sprache redet. Wer ein Beyspiel von solcher Ahnen-Probe zu sehen verlangt, um zu wissen, was der deutsche Orden in diesem Falle von einem Adspiranten fordert, der findet solche in Estor's Ahnenprobe, S. 145, f.

(**) Was den Punct der vor dem Eintritt in den Orden gemachten Schulden betrifft, so wurde im J. 1222, zu Folge einer Urkunde Kaisers Friedrich verordnet: daß jeder, der sich in den deutschen Orden begeben würde, und schon die Kleidung trüge, wegen keiner vorher gemachten Schuld angeklaget werden könne, sondern der Gläubiger sollte seine Forderung bey den Anverwandten und Erben des Schuldners suchen, gesetzt auch, es hätte derselbe bey seinem Eintritte in den Orden, diesem schon einen Theil seines Vermögens vermacht.

Der deutsche Orden konnte also jede Belohnung, jedes Geschenk annehmen, und so viel Güter besitzen, als er entweder selbst durch Kauf an sich brachte, oder ihm durch Vermächtnisse und Schenkungen zufielen, u. s. w.

Heinrich Waldpott sorgte überhaupt dafür, dem Orden durch gute Einrichtung von innen, und starke Unterstützung von aussen, einen dauerhaften Fortgang zu versichern. Er genoß aber das Vergnügen, den Wachsthum des Ordens zu sehen, nicht lange; denn er starb bereits im J. 1200, nachdem kurz vorher auch sein und des Ordens Gönner und Beschützer, Friedrich von Schwaben, mit Tode abgegangen, und in die Kirche des Hospitales zu Akre begraben worden war, wo auch Heinrich Waldpott seine Ruhe-Stätte fand.

Unter seinen Nachfolgern im Meister-Amte, Otto von Karpen und Herrmann von Bart, ging nicht viel Merkwürdiges vor, da beyde dieses Amt nicht lange verwalteten. Nach ihrem Tode fiel die Wahl auf Herrmann von Salza aus einem berühmten Geschlechte, welches einst Langensalza in Thüringen besessen hatte. Diesem rüstigen und klugen Manne hatte der Orden seinen fernern schleunigen Wachsthum und die vorzüglichsten Privilegien, nebst den beträchtlichen Besitzungen, die demselben damahls zufielen, vornehmlich zu verdanken. Bey dem Antritte seiner Regierung war der Orden durch den öftern Verlust, den er in den Gefechten mit Ungläubigen erlitten hatte, so schwach, daß er nur 10 bewaffnete Brüder aufstellen konnte. Während seiner dreyßigjährigen Verwaltung des Hochmeister-Amtes aber vermehrte sich die Zahl der streitenden Ritter bis auf 2000, worunter man besonders den Land-Graf Conrad von Thüringen zählte, der sich mit 24 Edeln zugleich in den Orden einkleiden ließ. Die deutschen

Rit-

Ritter thäten sich bey so manchen Gelegenheiten durch ihre Tapferkeit hervor, und erwarben sich dadurch die Gunst und Achtung aller christlichen Fürsten, welches ihnen dann mancherley wichtige Vortheile verschaffete. So gab ihnen Kaiser Otto, im J. 1213, einen Brief, kraft dessen alle Glieder des Ordens in des Kaisers und des Reiches besonderm Schutze stehen, und jedermann erlaubt seyn sollte, von seinen Gütern nach Belieben an die Ritter zu verkaufen, zu vertauschen, oder zu verschenken. Der Kaiser Friedrich befahl, im J. 1214, daß man den Ordens-Meister in Deutschland als ein Mitglied des kaiserlichen Hofes ansehen, und wenn er an diesem Hofe etwas zu thun habe, mit allem Nöthigen auf der Reise, auf kaiserliche Kosten versorgen solle. Ferner verstattete er, daß sich jederzeit zwey Brüder bey dem Hof-Lager aufhalten durften, um Hülfs-Gelder für ihre im Orient streitende Brüder zu sammeln; daß alle Güter des Ordens in Deutschland als Reichs-Lehen geachtet werden sollten, und daß jedermann demselben von denen Gütern, die man als Lehen des Reiches besäße, ungehindert abtreten möge. Unter andern erhielt der Orden auch von den Brüdern Heinrich und Andreas, Grafen von Hohenlohe, die Stadt Mergentheim, als sie im J. 1200 nach Palästina zogen, um sich dort zu deutschen Rittern einkleiden zu lassen.

Alle diese Vortheile, nebst andern, die dem Orden von den Verwandten und Vorfahren des Kaisers schon ertheilt waren, wurden in einem zu Tarent 1221 ausgefertigten, und mit den Unterschriften vieler fürstlichen Zeugen versehenen Briefe bestätigt, und noch dabey verordnet: daß die Ritter und ihre Angehörige von allen Abgaben, Zöllen, Wage- Ufer- Brücken- und Wege-Geldern befreyt seyn; daß sie überall Gras, Holz und Wasser frey zu genießen hätten; daß niemand sie in ihrem Rechte zu stören sich unterfangen dürfe,

bey Strafe von 100 Mark Goldes, wovon die Hälfte dem Kaiser, die andere aber dem Mißhandelten, zu Theil werden sollte. Alle diese Vorrechte und Freyheiten wurden nicht nur von dem Papste gebilliget und bestätiget, sondern noch durch andere geistliche Freyheiten und Vorzüge vermehret. Der Orden wurde von allen Zehenten befreyet; erhielt aber dabey das Recht, Zehenten an sich zu bringen und zu besitzen, und alle Erz-Bischöfe und Bischöfe erhielten Befehl, ihre untergebene Gemeinden auf das dringendste zu überreden, daß sie durch milde Schenkungen, Vermächtnisse und Stiftungen dem Orden und der bedrängten Christenheit im Orient zu Hülfe kommen sollten. Es konnte also nicht fehlen, der Orden mußte in kurzer Zeit zu den ansehnlichsten Besitzungen in verschiedenen Ländern gelangen. Er besaß ausser Deutschland auch in Italien, Sicilien, Spanien, ja so gar in Griechenland und Armenien, ansehnliche Güter, so, daß in denselben 7 verschiedene Provinzen und Meisterthümer gezählet wurden.

Bey dem allen aber befanden sich die Angelegenheiten der Christen im Orient in einer höchst mißlichen Lage. Der Kaiser Friedrich II. unternahm zwar selbst im J. 1228, einen Zug nach den Morgenländern; die Zwistigkeiten aber, welche zwischen ihm und dem Papste Honorius III. herrschten, und die Verfolgungen des Leztern, der den Kaiser so gar in den Bann that, hemmten den glücklichen Erfolg seiner Waffen, obgleich die deutschen Ritter ihm unter allen Umständen getreu blieben. Er zog sich deshalb im J. 1229, wieder nach Europa zurück, wohin ihm noch in demselben Jahre Herrmann von Salza folgte, der seinen Sitz zu Venedig nahm. Man wünschte sehr, die noch immer fort dauernden Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papste beygelegt zu sehen; und da man von Seiten verschiedener Höfe vergeb-

geblich daran gearbeitet hatte, so wurde endlich der Hoch-Meister des deutschen Ordens zum Vermittler vorgeschlagen und angenommen, der denn auch in kurzer Zeit beyde Parteyen auf eine so geschickte und kluge Art mit einander aussöhnte, daß er sie völlig zufrieden stellte. Der Papst Honorius beehrte ihn, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, mit einem Ringe von großem Werthe, den er beständig tragen, und den man künftig, zum ewigen Denkmal dieser merkwürdigen That, jedem Hoch-Meister bey seiner Wahl geben sollte. Der Kaiser ertheilte ihm und seinen Nachfolgern die Würde eines Reichs-Fürsten, und erlaubte ihm, den Reichs-Adler in der Mitte des Kreuzes und in dem Wapen zu führen; wozu nach der Zeit, im J. 1250, noch die französischen Lilien kamen, die der König Ludwig an den äussersten Enden des goldenen Kreuzes zu führen gestattete, weil ihm die deutschen Ritter bey seinem Kreuz-Zuge, und insonderheit bey Eroberung der Stadt Damiette, wichtige Dienste geleistet hatten.

So standen die Sachen, als sich auf ein Mahl ein neuer Schauplatz für den Orden eröffnete. Der Papst Innocentius hatte bereits im J. 1209. einige Mönche nach Preussen geschickt, um die dortigen heidnischen Einwohner zum christlichen Glauben zu bekehren. Die Folgen davon waren Krieg und Blutvergießen. Die abgöttischen Preussen, welche bisher mit ihren christlichen Nachbarn in gutem Vernehmen gestanden hatten, fingen nun an, nicht nur ihre eigene zum christlichen Glauben bekehrte Mitbrüder zu verfolgen, sondern sie thaten auch einen Einfall in das culmer Gebieth, wo sie alles mit Feuer und Schwert verheerten, und die abscheulichsten Grausamkeiten ausübten. Zwar hatte der Herzog Conrad von der Masau, die von dem Bischofe Albrecht I. in Liefland gestifteten Schwert-Ritter, die nachher mit dem deutschen Or-

den

den vereiniget wurden, zu Hülfe gerufen; sie konnten aber gegen die einmahl aufgebrachten Preussen nichts ausrichten, sondern zogen allenthalben den Kürzern. In dieser Bedrängniß entschloß sich der Herzog Conrad die deutschen Ritter um Beystand anzusprechen, und schickte dieserwegen eine Gesandtschaft an ihren Hoch-Meister Herrmann von Salza. Um ihn desto eher zu bewegen, sich der Sache der bedrängten Christen in dortiger Gegend anzunehmen, versicherte er, in den 1226 und 1228 errichteten Vergleichen, dem deutschen Orden nicht nur den eigenthümlichen Besitz alles desjenigen Landes, welches er den Preussen abgewinnen würde, sondern er versprach auch, ihnen das culmische und dobrinische Land abzutreten. Der Hoch-Meister nahm diese Anerbiethungen um so williger an, da ihm sowohl Papst Gregor IX. als auch Kaiser Friedrich II., nebst vielen deutschen Fürsten dazu riethen, und ihm Hülfe und Beystand versprachen. Der Papst schrieb zugleich eine große Kreuz-Fahrt wider die Preussen aus. Unzählige deutsche Haufen gingen dahin, und verbanden sich mit den Ordens-Rittern, um unter der Anführung des Ritters Herrmann von Balk, den der Hoch-Meister als Verweser des zu erobernden, und des von dem Herzoge Conrad dem Orden freywillig abgetretenen Landes, unter dem Titel eines Land-Meisters dahin geschickt hatte, gegen die Feinde des Christenthumes zu streiten. Ihre Waffen waren mehrentheils siegreich, und der Orden brachte nach und nach ganz Preussen, Curland, Semgallen und Liefland unter seine Herrschaft. Lezteres gewann derselbe vorzüglich durch die im J. 1238. erfolgte Vereinigung mit dem Orden der Schwert-Brüder, welcher Liefland inne hatte.

Unterdessen war der Hoch-Meister Hermann von Salza, als er von einer Visitation des Ordens in Syrien

rien zurück kam, unterweges gestorben, und ihm folgte Conrad, Land-Graf von Thüringen (*), und dann Heinrich Graf von Hohenlohe. In den Morgenländern war der Orden durch öftere Unglücks-Fälle, und vollends durch eine Schlacht der Christen mit den Ungläubigen im J. 1244, dermaßen geschwächt, daß das einzige noch übrige Ordens-Haus nur mit 3 Brüdern besetzt war. Desto mehr aber breitete sich der Orden in Deutschland und Preussen aus. Unter dem 11ten Hoch-Meister, Conrad von Feuchtwangen, wurde die Wohnung desselben von Venedig nach Marburg in Hessen, und unter seinem Nachfolger, Gottfried Grafen von Hohenlohe, im J. 1309, nach Marienburg in Preussen verlegt, welcher Ort von den Rittern, im J. 1281 erbauet worden war.

Wie sehr der Orden auch während den beständigen Kriegen, die er bald mit Polen (**), bald mit den be-

(*) Dieses Conrad's, Herzoges von Thüringen, dessen bereits oben unter dem Deutsch-Meister Otto von Karpen gedacht worden ist, geschieht in der Geschichte des deutschen Ordens bey dieser Gelegenheit nirgends Erwähnung. Weder die alten noch neuern Geschichtschreiber haben ihn mit in die Reihe der Hoch- und Deutsch-Meister gesetzt. Daß er aber wirklich dahin gehöre, und ein unmittelbarer Nachfolger Hermann's von Salza gewesen ist, hat Hr. Hofr Lamey, in den Actis Academiae Theodoro-Palatinae, Th. II, S. 22, f. aus Urkunden erwiesen.

(**) Eben die große Macht scheint den Orden übermüthig, und die benachbarten Fürsten eifersüchtig gemacht zu haben. Hätte sich zu seinem Untergange die geist- und weltliche Macht vereinigt, so würde es ihm wahrscheinlich nicht besser ergangen seyn, als dem Orden der Tempel-Herren. Jezt war es aber die Krone Polen allein, welche seine Demüthigung unternahm. In einem Treffen, welches die Ritter im J. 1410. d. 15 Jul. bey Tanneberg und Grünewald dem Könige Vladislaus II. Jagello lieferten, blieben auf Seiten des Ordens 40000 Mann; unter welchen sich der Hoch-Meister Ulrich von Jungingen, der Groß-Comnienthur, der Marschall, nebst 600 Rittern, befanden. Von der Zeit an, nahm ihre Gewalt sehr ab, und die innerlichen Unordnungen und Zwistigkeiten der Ordens-Glieder beförderten ihren Untergang in Preussen.

benachbarten heidnischen Völkern, und öfters auch mit den christlichen Bischöfen selbst, zu führen hatte, in Aufnahme gekommen war, erhellt daraus, daß man in einem zu Marienburg 1405, gehaltenen Ordens-Capitel, genöthigt war, eine Verordnung zu machen, worin einem Ritter verbothen wurde, mehr als 10 Pferde zu halten, und einem Commenthur wurden nur 100 Pferde für sich und sein Gefolge erlaubt. Auch nahmen die Ritter, die, so wie der Hoch-Meister und die Commenthuren sich bisher nur Brüder genannt hatten, nunmehr den Titel Herr an. Dieses sowohl, als verschiedene andere Abweichungen von den alten Sitten und Hertommen des Ordens, veranlasseten manche Unruhen und Unordnungen in demselben, welche ihre Feinde sich öfters mit gutem Erfolge zu Nutze machten.

Im J. 1453, empörten sich die vornehmsten Städte in Preussen wider den Orden, die, in Verbindung mit dem dortigen Adel, der den Deutsch-Herren auch nicht gewogen war, sich ihrer festesten Schlösser und besten Festungen bemächtigten. Der König Casimir von Polen nutzte diese gute Gelegenheit, und rückte mit einem starken Kriegs-Heere in Preussen ein. Dieser Krieg dauerte 13 Jahr, und endigte sich mit einem zu Thorn geschlossenen schimpflichen Frieden für den Orden, welcher sich genothigt sahe, im J. 1466, die Provinz Pomerellen, nebst allen dazu gehörigen Städten und Festungen, als: Marienburg, Elbing, und das ganze culmische Land, an die Krone Polen abzutreten. Der Orden bemühete sich vergeblich, das Verlorne wieder zu erlangen. Als im J. 1498, Friedrich, Herzog zu Sachsen, Markgraf zu Meissen und Landgraf zu Thüringen, zum Hoch-Meister erwählt war, schlugen sich zwar der Kaiser, die Fürsten des Reiches und selbst der Papst, ins Mittel, um den König von Polen zu bewegen, die dem Orden entrissenen

nen Städte und Länder wieder zurück zu geben. Sie richteten aber nichts aus, und die Sachen blieben, wie sie waren.

Als der Hoch-Meister Friedrich von Sachsen im J. 1510, gestorben war, erwählten die Ritter Albrechten, Markgrafen zu Brandenburg, einen Sohn der Schwester des Königs Sigismund in Polen, an seine Stelle, in der Hoffnung, es werde sich der König wegen der nahen Anverwandtschaft bewegen lassen, dem Orden dasjenige wieder zu geben, was ihm genommen war; allein, sie irrten sich, und verloren durch diese Wahl ganz Preussen. Markgraf Albrecht trat ungefähr 10 Jahr nach seiner Erwählung zum Hoch-Meister, zur protestantischen Kirche über, entsagte der Würde eines Hoch-Meisters, ließ sich von der Krone Polen wegen allem, was dem Orden in Preussen noch übrig war, belehnen, jagte alle die Commenthure, Ritter und Beamte des Ordens, die standhaft bey der katholischen Religion blieben, aus Preussen, und vermählte sich endlich mit einer Tochter des Königes von Dänemark. Und so kam Preussen an das Haus Brandenburg.

In Liefland war der Orden bisher durch Heer-Meister, die dem Hoch-Meister den Eid der Treue leisten mußten, regiert worden. Walther von Plettenberg, der damahls Heer-Meister in Liefland war, kaufte sich und den Orden, durch eine Summe Geldes, die er dem Markgrafen von Brandenburg zahlte, von aller fernern Verbindlichkeit los. Er wurde seines Eides entlassen, und der Kaiser Karl V. machte ihn zum Reichs-Fürsten, mit dem Rechte, Sitz und Stimme auf dem Reichs-Tage zu haben. Auf diese Art wurden die liefländischen Ritter, welche fast 300 Jahr lang mit dem deutschen Orden vereinigt gewesen waren, gänzlich davon abgesondert und getrennet.

Unter-

Unterdessen fing Luther's Lehre an, sich auch in Liefland auszubreiten, und selbst die Bischöfe thaten derselben nicht nur heimlich viel Vorschub, sondern es bekannte sich auch ein großer Theil derselben öffentlich dazu, nachdem besonders der Erz-Bischof von Riga, Wilhelm von Brandenburg, auf die Seite der Protestanten getreten war. Hierdurch entstanden große Unruhen und Spaltungen. Die Stadt Reval und ein Stück von Esthland gab sich unter den Schutz des Königes von Schweden, Erich's XIV., und leistete ihm den Eid der Treue. Der damahlige Heer-Meister Wilhelm von Fürstenberg, hatte, Alters wegen, seine Würde seinem Coadjutor, Gotthard Kettler, übergeben, und dieser schloß einen Vertrag mit Polen, vermöge dessen künftig Liefland mit der Krone Polen und dem Groß-Herzogthume Litauen verknüpft werden sollte, wogegen dem Heer-Meister der Titel eines Herzoges von Curland und Semgallen für sich und seine männliche Erben beygeleget wurde, unter der Bedingung, daß er diese Herzogthümer von der Krone Polen zu Lehen nehme (*). Ausserdem wurde er zum beständigen Statthalter über den ganzen übrigen Theil von Liefland erklärt, welcher Vertrag im J. 1561. in Wilna unterzeichnet wurde. Der Hoch-Meister entsagte nunmehr auch völlig dem Orden, legte die Kleidung und andere Kenn-Zeichen desselben ab, und vermählte sich mit der Prinzessinn Anna von Meklenburg. So endigte sich auch der Orden in Liefland, welcher, seitdem er von dem deutschen Orden in Preussen war getrennet worden, noch 6 Heer-Meister gehabt hatte.

Die Ritter, welche ihrer Religion und dem Orden treu geblieben waren, hatten sich unterdessen sowohl aus Preussen, als auch aus Liefland, nach Deutschland

(*) Wegen dieser Treulosigkeit, wird kein Kettler, welcher von dieser Linie abstammet, in den Orden aufgenommen.

land begeben, und Walther von Kronberg, der als Meister in deutschen und wälschen Landen, seinen Sitz zu Mergentheim in Franken, welches ein Graf von Hohenlohe dem Orden geschenkt, hatte, nahm nun zum ersten Mahl den Titel: Administrator des Hoch-Meisterthumes in Preussen (*) an. Der Orden stellte nun eine förmliche Klage wider Albrecht von Brandenburg bey dem kaiserl. Reichs-Hofrathe an, und drang auf die Vernichtung des mit Polen geschlossenen Vertrages, und auf die Zurückgabe dessen, was der Orden in Preussen besessen hatte. Der Kaiser entschied zu Gunsten des Ordens, und erklärte den Markgraf von Brandenburg in die Reichs-Acht. Da aber der kaiserliche Befehl durch keine Armee unterstützet werden konnte, so hatte er auch keine Wirkung. Die folgenden Hoch- und Deutsch-Meister, die man, zu besserer Unterstützung der Sache, mehrentheils aus den mächtigsten deutschen Häusern erwählte, gaben sich zwar alle Mühe, wieder zum Besitz von Preussen und Liefland zu gelangen; aber vergebens. Die Sache blieb, wie sie war; und als sich in der Folge das Haus Brandenburg immer vergrößerte, und sowohl inn- als ausserhalb Deutschland furcht-

(*) Es ist bey dieser Gelegenheit noch anzumerken, daß neben dem Hoch-Meister, beständig ein Praeceptor oder Magister Allemanniæ & Livoniæ, dem Orden vorgesetzt waren. Erstern nannte man Deutsch-Meister, oder Meister in deutschen und wälschen Landen, und Letztern, wie schon oben gesagt worden ist, Heer-Meister. In ältern Zeiten waren die Titel: Magister, Praeceptor und Commendator, eigentlich gleichbedeutend. Sie waren bloß dem Range nach von einander unterschieden, je nach dem einer Magister, Praeceptor oder Commendator eines ganzen Landes, einer ganzen Provinz, oder nur eines einzelnen Hauses des Ordens, war. Nach der Zeit aber wurde der Titel Commendator (Commenthur, Comthur) nur den geringern Präceptoren des Ordens gelassen, die den Magistris, d. i. dem Deutsch- und Heer-Meister, untergeordnet waren. Acta Acad. Theod. Palat. Th. 2, S. 23.

furchtbar ward, war an Wiedereinsetzung des deutschen Ordens in seine vormahlige Rechte nicht mehr zu denken. Ein anderer besonderer Deutsch-Meister ist seitdem nicht mehr ernannt worden, und die Administration des Hoch-Meisterthumes in Preussen ist nach der Zeit zu einer leeren Titel-Sache geworden, wenn gleich der Orden seine Ansprüche auf Preussen noch durch Protestationen zu erhalten sucht; gleichwie auch der König von Preussen und Churfürst von Brandenburg hinwiederum gegen den Titel eines Administrators von Preussen protestiren lässet.

Unterdessen besitzt der Orden noch jezt sehr ansehnliche Herrschaften und Güter in Deutschland, welche, wenn sie beysammen lägen, ein beträchtliches Fürstenthum ausmachen würden. Sie bestehen überhaupt aus dem eigentlichen Meisterthume zu Mergentheim, und aus 12, oder wenn man die Balley Utrecht aus Gründen, welche ich weiter unten anführen werde, nicht mitzählt, aus 11 Balleyen. Die Regierung zu Mergentheim besteht aus einem Statt- oder Vice-Statthalter, Präsidenten, Haus-Commenthur, Trappirer, einigen geheimen Räthen, einigen Regierungs-Räthen, einigen geistlichen Räthen und Kammer-Räthen. Die Balleyen (Balliviae) oder Provinzen werden noch heutiges Tages in die Balleyen des preußischen und deutschen Gebiethes abgetheilet, und behaupten folgenden Rang:

Preussisches Gebieth. 1. Elsas und Burgund. 2. Oestreich. 3. Coblenz. 4. Etsch oder Tyrol.

Deutsches Gebieth. 5. Franken. 6. Hessen. 7. Alten Bisen. 8. Thüringen. 9. Westphalen. 10. Lothringen. 11. Sachsen. Beyde leztere alterniren mit dem Range bey Groß-Capiteln. (12. Utrecht.)

Sie werden durch Land-Commenthure (Commendatores provinciales, Archi-Commendatores,) re-

regiert. Bey der Wahl derselben concurriren sämmtliche Ordens-Ritter, welche Sitz und Stimme im Capitel haben. Zwey Subjecte, wozu auch der jüngste Ritter qualificirt ist, werden dem Hoch-Meister präsentirt, und dieser bestätigt einen davon nach Wohlgefallen. Die **Land-Commenthure** nebst den **Raths-Gebiethigern** machen, unter dem Vorsitze ihres Hoch- und Deutsch-Meisters, das **Capitel** aus, welches entweder zu Mergentheim, oder an einem andern dem Orden zugehörigen Orte zusammen berufen wird. Jede Balley hat ihre bestimmte Anzahl Raths-Gebiethiger. Das Meisterthum und Franken haben 6; die Balley Alten-Bisen 5, und die übrigen jede 2. Die Raths-Gebiethiger oder Groß-Capitularen haben diesen Vorzug vor den bloßen Commandeurs, daß sie bey General-Capiteln mit ihren Land-Commenthuren erscheinen dürfen. Sie haben aber von jeder Balley nur ein Votum curiatum, und sitzen auch nicht an der Tafel mit dem Hoch- und Deutsch-Meister und den Land-Commenthuren, sondern abgesondert an der Wand nach dem Range ihrer Balleyen, und votiren gemeiniglich, wie ihre vorgesetzte Land-Commenthure.

Der **Hoch- und Deutsch-Meister** gelangt gleichfalls durch eine Wahl zu dieser Würde, womit es sich folgender Maßen verhält. Es sind 13 Wahl-Stimmen; 5 vom preußischen, und 8 vom deutschen Gebiethe. Vom Preußischen: 1. Elsas und Burgund; 2. Oestreich; 3. Coblenz; 4. Etsch, und 5 der Commandeur zu Brüggen. Vom deutschen: 6. Franken. 7. Alten-Bisen; 8. Hessen; 9. Westphalen; 10. Lothringen: 11. Sachsen; 12. der Commandeur zu Viersberg, und 13. zu Oettingen. Die zwey Commandeurs zu Plommenthal und Frisach, sind die Collectores der Stimmen. Die Balley Thüringen hat keine Wahl-Stimme; sie hat auch nicht jederzeit

Stimme bey dem Groß-Capitel, sondern ein oder anderer Land-Commenthur erlangt sie ex gratia des Hoch- und Deutsch-Meisters, doch gegen Ausstellung eines Reverses, daß es zu keiner Consequenz gezogen werden solle; indessen wird diese Stimme doch bey allen Groß-Capiteln geführt, und der Hoch- und Deutsch-Meister disponirt darüber, und gibt sie von den übrigen Land-Commenthuren, wem er will. Daß diese Ballen, wobey auch keine Ordens-Ritter, sondern die Statthalter der Balley Thüringen aus den Balleyen Hessen oder Sachsen postulirt werden, die Rechte der übrigen Balleyen nicht hat, mag daher kommen, daß sie ehemahls quasi secularisirt war, und ihr viele beträchtliche Commenden abgerissen worden sind. Der Herzog Moritz zu Sachsen war Land-Commenthur, und heurathete. Die Sache wurde aber doch so vermittelt, daß sie ihm und seinen Söhnen, gegen Entrichtung so genannter Respons-Gelder, auf lebenslang gelassen wurde. Uebrigens muß die Wahl des Hoch- und Deutsch-Meisters innerhalb 6 Wochen nach dem Absterben des vorhergehenden geschehen, und binnen dieser Zeit haben die Land-Commenthure der Balley Elsas und Franken das Vicariat auszuüben, und die Groß-Capitularen zur Wahl zu beschreiben.

Die Balleyen werden wieder in Commenthureyen (Commendae) eingetheilt, welche durch Commenthure (Commendeurs) verwaltet werden. Zu den 4 Balleyen: Hessen, Sachsen, Thüringen und Utrecht, und den darunter begriffenen Commenden, gelangen mehrentheils nur augsburgische Confessions-Ritter.

In dem eigentlichen Meisterthume übt der Hoch- und Deutsch-Meister, gleich andern Reichs-Fürsten, die Landes-Hoheit aus. Der Land-Commenthur der Balley Elsas und Burgund hat Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafen-Bank als Commenthur zu Althausen, keinesweges aber auf der rheinischen Prälaten-

laten-Bank; wenigstens ist diese Stimme schon seit langer Zeit nicht mehr geführt worden; und unsere beste Publicisten, welche solches noch behaupten, irren hierin sehr. Endlich ist auch das Gebieth der Balley Franken größten Theils und unbestritten unmittelbar, und hält mit dem Hoch-Meisterthume, womit sie verbunden ist, ihr eigenes Contingent. Die übrige Land- und andere Commenthure aber werden, in Ansehung ihrer Commenden, von den Fürsten, in deren Gebiethe sie liegen, als Land-Sassen angesehen und behandelt.

Folgendes Verzeichniß der Ordens-Commenden, wird, im 7 B. des allgem. Real-Wörterbuches aller Künste und Wissensch. (Frf. M. 1783, gr. 4) S. 156, f. für richtiger, als das Büschingische und Moserische angegeben.

I. Das Meisterthum Mergentheim. Die darunter stehenden Commenthureyen Horneck, Weißenburg, Frankfurth am Mayn, Maynz, Speyer, und Namslau in Schlesien, werden, so wie die dazu gehörigen Aemter, Vogteyen und Pflegen, als Kammer-Güter des Hoch-Meisters angesehen. Eben dieses gilt von den Herrschaften Freydenthal in Schlesien und Bassau in Mähren. Diese deutschmeisterische Kammer-Commenden werden mit Rittern aus der Balley Franken besetzt.

II. Die Balley Elsas und Burgund, wozu folgende Commenden gehören:

1. Alschhausen.
2. Rohr und Waldstetten.
3. Meniau.
4. Beuggen im Breisgau.
5. Freyburg im Breisgau.

liegen im schwäb. Kreise.

6. Hitzkirch oder Hirzkilch.
7. Zu Basel.
8. Zu Mühlhausen.

liegen in Helvetien.

9. Rixheim im Sundgau.
10. Zu Rufach und Gebweiler. } liegen im Ober-Elsas.
11. Zu Kaisersberg. }
12. Zu Andlau. } liegen im Unter-Elsas.
13. Zu Straßburg. }

III. Die Balley Oestreich. Hierzu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Wien; im deutschen Hause daselbst ist der Sitz des Land Commenthurs dieser Balley.
2. Neustadt im Lande unter der Ens.
3. Bey Grätz in Steyermark.
4. Zu Meretinza und Groß-Sontag in Unter-Steyermark.
5. Zu Laybach in Krain.
6. Zu Möttling und Tschernembt in Krain.
7. Zu St. Georgen im Sandhof und zu Freisach in Kärnthen.
8. Zu Linz im Lande ob der Ens.
9. Zu Speyer (*).

IV. Die Balley Coblenz; die Land-Commende ist in Cöln. Der Land-Commenthur wohnt aber nicht daselbst, sondern hat seinen beständigen Wohnsitz auf dem nahe bey Cöln liegenden Lust-Schlosse. Unter ihm stehen die Commenden:

1. Zu Coblenz im Erz-Stifte Trier.
2. Zu Linz im Erz-Stifte Cöln.
3. Zu Cöln.
4. Zu Waldbreitbach und Rheinberg im Erz-Stifte Cöln.
5. Zu Trarr.
6. Zu Muffendorf.
7. Zu Mechelu in den Niederlanden, welche Pitzenburg genannt wird.

Die Commenden Linz und Trarr werden durch keine Commendeurs administrirt, sondern sollen der Land-Commende incorporirt seyn.

V. Die

(*) Nicht Steyer, wie Moser und Andere vermuthet haben.

V. Die Balley an der Etsch und am Gebirge in Tyrol, wozu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Wegenstein.
2. Zu Trient.
3. Zu Lengmoß auf den Ritten.
4. Zu Sterzing.
5. Im Gerichte Schlanders.

VI. Die Balley Franken; dazu gehören folgende Commenthureyen:

1. Zu Oellingen oder Ellingen. } liegen im fränk. Kreise.
2. Zu Viensberg.
3. Zu Nürnberg.
4. Zu Würzburg.
5. Zu Münnerstadt.
6. Zu Heilbronn. } liegen im schwäbischen Kreise.
7. Zu Oettingen.
8. Zu Kapfenburg.
9. Zu Ulm.
10. Zu Donauwerth. } liegen im bayerischen Kreise.
11. Zu Blumenthal.
12. Zu Gaukofen.
13. Zu Regensburg.
14. Zu Fritzlar, im churrheinischen Kreise.
15. Zu Kloppenheim, im oberrheinischen Kreise.

VII. Die Balley Hessen; dahin gehören die Commenthureyen:

1. Zu Marburg, wo der Land-Commenthur dieser Balley seinen Sitz hat.
2. Zu Griffstädt in Thüringen.
3. Zu Schiffenberg bey Gießen.
4. Zu Oberflörsheim, im churpfälzischen Ober-Amte Alzey.

In die Balley Hessen, die nur aus Lutheranern und Reformirten in gleicher Anzahl eigentlich bestehen sollte, wird, vermöge eines zwischen dem hohen Orden und dem hochfürstl. Hause Hessen im J. 1680. zu Marburg getroffenen Vergleiches, nur ein einziger Catholicus zugelassen; und

kraft des im folgenden 1681sten Jahre errichteten Vertrages alternirt die landcommenthurliche Würde unter den drey Religionen.

VIII. Die Balley Alten-Bisen; dazu gehören die Commenthureyen:

1. Zu Alten-Bisen (domus juncetara) im Bisthume Lüttich.
2. Jungen-Bisen, oder Bisen schlechthin, in der Reichs-Stadt Cöln.
3. Mastricht, wo der Sitz des Land-Commenthurs dieser Balley ist.
4. Siersdorf, im Herzogthume Jülich.
5. Bernsheim.
6. Gemmert, im Herzogthume Brabant.
7. Berkevort, eben daselbst.
8. Zu Grüterode und Frucht.
9. Oedingen und Holt.
10. Romersdorf.
11. St. Peters Voeren, im Herzogthume Limburg.
12. St. Aegidii zu Aachen.

IX. Die Balley Thüringen; darunter stehen die Commenthureyen:

1. Lehsten in Thüringen.
2. Liebstädt, im Herzogthume Weimar.
3. Zwetzen bey Jena, ist der Haupt-Ort dieser Balley.
4. Negelstett oder Neilstett bey Langensalza.

Zu den Balleyen Thüringen und Sachsen wird kein anderer als evangelisch-lutherischer Ritter gelassen.

X. Die Balley Westphalen. Im westphälischen und churrheinischen Kreise liegen folgende zu ihr gehörige Commenthureyen.

1. Zu Münster.
2. Zu Osnabrück.
3. Zu Duisburg.
4. Zu Brackel, im Bisthume Paderborn.

5. Zu

5. Zu Welheim.
6. Zu Mahlenburg, in der Grafschaft Recklinghausen.
7. Zu Mölheim oder Mülheim, im Herzogthume Westphalen, wo der Sitz des Land-Commenthurs dieser Balley ist.

XI. Die Balley Lothringen, wozu unter andern folgende Commenthureyen gehören:

1. Zu Trier.
2. Zu Beckingen.
3. Zu Meinstedel.
4. Zu Saarbrück, nahe bey der nassauischen Stadt dieses Nahmens.
5. Zu Luxemburg.

XII. Die Balley Sachsen, wozu folgende Commenthureyen gehören:

1. Lucklum, im Fürstenthume Wolfenbüttel, wo der Land-Commenthur seinen Sitz hat.
2. Langeln, in der Grafschaft Wernigerode.
3. Zu Dammitzsch, einem Städtchen im Chur-Kreise.
4. Bürow, im Fürstenthume Anhalt-Zerbstischen Antheiles.
5. Weddingen, im Hoch-Stifte Hildesheim.
6. Göttingen, im Fürstenthume Calenberg.
7. Dansdorf, im Chur-Kreise.

XIII. Die Balley Utrecht. Der Land-Commenthur hat seinen Sitz im deutschen Hause zu Utrecht. Er wird von den Commenthuren erwählt, und von den Staten der Provinz Utrecht bestätigt. Die Güter dieser Balley sind nicht völlig mehr dieselben, welche es vor Alters waren, und nun auch allen ordentlichen und ausserordentlichen Lasten unterworfen. Sie steht heut zu Tage mit dem Hoch-Meisterthume in gar keiner Verbindung mehr. Die dazu gehörigen Ritter leben auch gar nicht nach den Ordens-Regeln. Wegen ihrer Wiedervereinigung sind zwar langjährige Unterhandlungen gepflogen worden; es stehen aber deren Bewirkung so große

Hinderniſſe entgegen, daß dermahlen gar keine Frage mehr davon iſt. Dieſe Balley beſteht aus dem Land-Commenthur und 10 Commenthuren, unter welchen auch der Coadjutor des Land-Commenthurs iſt. Die hierher gehörigen Commenthureyen ſind folgende:

1. Zu Dieren in der Velawe, welche gemeiniglich der Coadjutor hat. Die dahin gehörigen Güter ſind 1647. an den Prinz Wilhelm II. von Oranien für 147000 holl. Gulden verkauft, und dieſe Summe iſt an die Provinz Utrecht für 7000 Fl. Zinſen ausgethan, welche der Commenthur genießt.
2. Zu Tiel.
3. Zu Maasland.
4. Zu Rhenen.
5. Zu Leyden und Ratwyk op den Rhyn.
6. Zu Schoten in Friesland.
7. Zu Doesburg.
8. Zu Schelluinen.
9. Zu Middelburg in Seeland.
10. Zu Schoonhoven.

Das Oberhaupt dieſes geiſtlichen Ritter-Ordens führt jezt den Titel: **Adminiſtrator des Hoch-Meiſterthumes in Preuſſen, Meiſter des deutſchen Ordens in deutſchen und wälſchen Landen, Herr zu Freudenthal und Eulenberg.** Er iſt ein geiſtlicher Reichs-Fürſt, und hat deshalb auf der geiſtlichen Bank im Reichsfürſten-Rathe Sitz und Stimme. In den alten Reichs-Abſchieden ſteht er nur unter den gefürſteten Aebten nach Fulda; nachdem aber der Titel eines Adminiſtrators des Hoch-Meiſterthumes in Preuſſen, mit der Würde eines Deutſch-Meiſters vereinigt war, ſo erhielt derſelbe ſeit dem J. 1529. einen ſehr hohen Rang; denn er wurde allen Biſchöfen vorgezogen, und folgt jezt unmittelbar nach den Erz-Biſchöfen, wogegen doch der Biſchof von Bamberg proteſtirt. Bey der fränkiſchen Kreis-Verſammlung aber iſt der Hoch- und Deutſch-Meiſter noch der lezte

auf

auf der geistlichen Fürsten-Bank, und legt seine Stimme zwischen Onolzbach und Henneberg ab. Sein Reichs- und Kreismatricular-Anschlag von den Ländern, welche ihn zum fränkischen Kreis-Stande machen, ist 124 Fl., und zu einem Kammer-Ziel gibt er 213 Rthlr. 6½ Kr. Seine Einkünfte gibt man zu 100,000 Rthlr. an.

Das erste **Wapen des Ordens**, welches ihm, wie schon oben erzählt worden ist, Papst Cölestin III. verliehe, war ein stehendes einfaches Kreuz im silbernen Felde. Diesem fügte **Johann von Brienne**, König von Jerusalem, ein goldenes Kreuz bey, welches in das schwarze gesetzt wurde. Kaiser **Friedrich II.** vermehrte dasselbe mit dem Reichs-Adler, welcher in die Mitte des goldenen Kreuzes kam. Endlich setzte König **Ludwig der Heilige** an jedem der vier Enden des Kreuzes eine goldene Lilie hinzu. Fig. 2904. Die drey ersten Hoch-Meister pflegten in dem Schilde 4 Felder zu machen, deren 2 durch das Ordens-, die beyden andern aber durch das Familien-Wapen des Hoch-Meisters ausgefüllet wurden.

Die **Ordens-Kleidung** war ehedem ein schwarzer Rock, und ein weißer Mantel mit dem schwarzen Kreuze. Ausserdem durfte jeder Ritter nur 2 Hemden, ein Par Beinkleider, auch wohl 2 Mäntel haben. Die Schuhe mußten ganz simpel und ohne alle damahls übliche Verzierungen seyn. An ihren Waffen durften sie weder Gold noch Silber haben. Sie schliefen auf Stroh, und nicht mehr als ein einziges Küssen war ihnen erlaubt. Heut zu Tage tragen die Ritter bey feyerlichen Gelegenheiten noch einen weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze, welches nun einen silbernen Rand hat. Eben ein solches Kreuz ist auf der linken Brust auf dem Rocke befestigt; und ein anderes goldenes, schwarz emaillirtes Kreuz mit einem weißen Rande, hängt an einem um den Hals gehenden schwar-

zen Bande frey mitten vor der Brust. Uebrigens kleiden sich die Ritter wie andere weltliche Leute, doch nicht in den lebhaftesten Farben.

Wenn ein Candidat zum Ritter des deutschen Ordens aufgenommen werden soll, erscheint er am Tage der Einkleidung und des Ritter-Schlages, in einem schwarzen Kleide und kurzen Mantel von eben der Farbe, im Capitel, und hält so seinen Einzug in die Kirche. In der Sacristey kleidet er sich um, und verwechselt seinen schwarzen Rock mit einem Harnische; in diesem Aufzuge wird er zum Ritter geschlagen, da ihm dann die Sporen und der Degen angeleget werden; Fig. 2905. Nachdem dieses geschehen ist, geht er wieder in die Sacristey, verwechselt den Harnisch mit einem schwarzen Kleide, und erscheint wieder am Altare, wo er das Kreuz und den weißen Mantel empfängt. Die gewöhnliche Ordens-Uniform ist, wie sie in Fig. 2906 vorgestellt wird. Der Hoch-Meister, und die Herren Land-Commenthure unterscheiden sich von den übrigen Rittern dadurch, daß sie auf dem Aufschlage 2 Reihen Stickeren haben, und der Hoch- und Deutsch-Meister trägt allein sowohl auf seinem Kleide, als auch auf dem Mantel, das vorhin beschriebene goldene Kreuz; Fig. 2907. An dem Kreuze, welches die Ritter um den Hals tragen, ist oben noch ein so genannter Anhänger (Coulant) befestigt. Die zwey Balleyen Elsas und Franken haben auf diesem Anhänger den heil. Martin, in Email, weil sie mit dem Erz-Stifte Maynz in Confraternität stehen. Die andern Balleyen sollten eigentlich gar keinen Anhänger tragen; um der Gleichheit willen aber, hat man es ihnen erlaubt, und sie können, statt des h. Martin's, irgend eine andere Phantasie des Mahlers darauf setzen. Die Kreuze der Herren Land-Commenthure sind etwas größer als der Ritter ihre.

Der

Der Orden wurde von Anfange an in Ritter und Priester eingetheilt. Jene stritten wider die Feinde, diese warteten den Gottesdienst ab. Leztere bekennen sich noch heut zu Tage zur Regel des h. Augustinus, und tragen sich so, wie sie Fig. 2908 vorgestellt sind.

Der bey den Rittern erforderlichen Eigenschaft in Ansehung des guten alten deutschen Adels und der Ahnen-Probe, ist bereits oben Erwähnung geschehen. Nach richtig befundener und vom Hoch- und Deutsch-Meister approbirter Ahnen-Probe, wird der Adspirant, in das Novitiat berufen, welches er ein halbes Jahr bey dem Land-Commenthur, und das andere halbe Jahr bey dem Hoch- und Deutsch-Meister, oder auch das ganze Jahr in Mergentheim, halten muß. Nach geendigtem Probe-Jahre erhält er erst den Ritter-Schlag, und zwar vom Hoch- und Deutsch-Meister, wenn er gegenwärtig ist, oder von dessen Statthalter zu Mergentheim. Wenn aber die lezte Hälfte des Probe-Jahres bey dem Land-Commenthur gehalten wird, so ertheilt dieser auch den Ritter-Schlag. Ueberhaupt aber kann kein Adspirant das Novitiat vor zurück gelegtem 24sten Jahre antreten. Nach erfolgter feyerlichen Aufnahme erhält der Ritter den Befehl, drey Jahr im Kriege gegen die Ungläubigen zu fechten. Wenn der Adspirant etwann schon drey Campagnen gemacht hat, und solches durch sein Zeugniß vom commandirenden General darthun kann, so ist er dieser Verbindlichkeit entledigt. Ausserdem aber muß er sich vermittelst eines auszustellenden Reverses dazu anheischig machen. Es steht ihm auch frey, in eine ungarische Gränz-Festung zu gehen, oder seine Karavanen zu Malta zu machen, wohin ihm Empfehlungs-Schreiben an den Groß-Meister gegeben werden. Wenn die Christenheit mit den Ungläubigen eben in Frieden lebt, so wird ihm auch erlaubt,

erlaubt, seine Tapferkeit da zu erproben, wo Christen gegen Christen zu Felde liegen; nur muß er sich zu keiner Partey begeben, die gegen Kaiser und Reich Krieg führt; doch soll den in kön. französischen Kriegs-Diensten stehenden Ordens-Rittern desfalls durch die Finger gesehen werden. Wenn nun diese drey Jahr überstanden sind, alsdann erst ist der Ritter fähig, mit völligem Recht zum Besitz einer Commende zu gelangen. Vorher kann er zwar auch die Administration einer Commende erhalten; er muß sich aber gefallen lassen, daß ihm bey dem ersten ausbrechenden Kriege befohlen wird, seine rückständige Campagnen zu machen.

In Ansehung der Religion, muß, nach dem westphälischen Frieden (Art. V, §. 14. 25.) bey dem deutschen Orden das Entscheidungs-Jahr befolget werden; nähmlich diejenigen Commenthureyen, in deren Genuß sich augsburgische confessionsverwandte Richter d. 1 Jan. 1624, befunden haben, sollen allezeit wieder deren Glaubens-Genossen ertheilet werden. Doch müssen dergleichen protestantische Ordens-Ritter dem Hoch-Meister, welcher allezeit zur römisch-katholischen Kirche gehört, Gehorsam beweisen, im ehelosen Stande bleiben, und die Ordens-Gelübde und Statuten beobachten, in so fern dieselben nichts enthalten, was der augsburgischen Confession zuwider ist, und einen Gewissens-Zwang mit sich führt (*).

Die Statuten des Ordens, welche jedem Ritter bey seiner Aufnahme in Handschrift übergeben und geheim zu halten anbefohlen werden, sind, wie viele Dinge in der politischen Welt, die man für Geheimnisse ausgibt, kein Geheimniß; denn sie stehen gedruckt in Lünig's Reichsarchiv (**).

Meh-

(*) Westphälischer Frieden, Art. V, §. 16.
(**) Spicileg. ecclesiast. P. 1, Cont. 1. Forts. 1. in append. Vol. XVI. p. 49.

Mehrere Nachrichten von diesem Orden, liefert Joh. Casp. Venator, Doctor Theologiae, des deutschen Ordens Priester und geistlicher Rath, wie auch Pfarrer zu Mergentheim. Er gab 1677 unter den Buchstaben: D. J. C. V., relationem de ordine b. Mariæ Teutonicorum, zu Mergentheim in Quarto, in deutscher Sprache, u. d. T. Bericht von dem Ursprunge des marianischen deutschen Ritterordens, heraus; (welches Buch um desto eher hier angeführt zu werden verdient, da solches selbst von Ordens wegen den Adspiranten, in ihrem Probe-Jahre fleißig zu lesen, empfohlen zu werden pflegt,) und schrieb in lat. Sprache Annales ordinis teutonici bis auf das J. 1414.

Kreuz-Hieb, ein in das Kreuz gehender Hieb.

Bey den Feilen-Hauern, sind es diejenigen Hiebe, welche auf die Grund-Hiebe folgen, und diese durchkreuzen. Siehe im XII Th. S. 486, fgg.

Kreuz-Holz. 1. Ein jedes in das Kreuz gehendes Stück Holz; ein Stück Holz, welches ein anderes nach einem Winkel, besonders nach einem rechten Winkel durchschneidet.

2. Im Bauwesen, werden diejenigen Hölzer, welche entstehen, wenn ein Baum, oder ein Stück Bau-Holz, welches ins Gevierte 10 Zoll stark ist, von dem Holz-Schneider der Länge nach in vier gleiche Theile zerschnitten wird, Kreuz-Holz genannt. Dieses wird zu Riegeln und Bändern gebraucht, und jedes Viertel ist also 5 Z. ins Gevierte stark.

3. Zuweilen wird auch das Adler- oder Aloe Holz, Cordia Sebestena *L.* s. Paradies-Holz; ingleichem der oben beschriebene große purgierende Kreuzbeer-Strauch, Rhamnus catharticus *L.*, wie auch der Mistel, Kreuz-Holz genannt.

Kreuz-Jaspis, siehe Kreuz-Stein.

Kreuz-Käfer, eine Art Erd-Käfer, Carabus cruxt *L.*; s. im XXXII Th. S. 79.

Kreuz-Kanker, siehe Kreuz-Spinne.

Kreuz-

Kreuz-Käse, s. im XXXV Th. S. 514.

Kreuz-Kelch, in der römischen Kirche, ein Kelch mit Wein, welcher, an einigen Orten, bey Ausführung eines Delinquenten, neben ihm her getragen wird, ihn damit zu stärken.

Kreuz-Kirche, s. im XXXVIII Th. S. 134, f. und 151.

Kreuz-Kluft, wird, in Bergwerken, eine Kluft, d. i. eine Absonderung und Trennung des Gesteines von einander genannt, welche quer durch oder über einen Gang streicht, und denselben gleichfalls zertheilt. Sie wird auch Quer-Kluft genannt. Siehe Th XLI, S. 21.

Kreuz-Knochen, ein Beynahme des heiligen Beines; s. oben, S. 2.

1. Kreuz-Kraut, Kreuz-Blatt, Kleine Färber-Röthe, Kleine Färber-Wurzel, Rubeola *Tourn. Boerh. Adans. Ludwig. & Boehmer.* Engl. Petty-Madder, eine Gattung Pflanzen, welche Linné, unter der Benennung Crucianella, in die erste Abtheilung seiner vierten Classe gesetzt hat, die er Tetrandria Monogynia nennt, indem die Blumen 4 Staubfäden und einen einzigen Griffel haben. Der Kelch besteht aus 2 steifen, lanzettförmigen, vertieften Blättchen. Das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, dünne Röhre, und einen, in 4 spitzige einwärts gebogene Einschnitte getheilten, Rand. Die 4 Staubfäden sitzen in der Blumenröhre, und der Fruchtkeim zwischen dem Kelche und dem Blumenblatte. Der Griffel theilt sich in 2 Staubwege. Die Frucht ist gleichsam doppelt, oder besteht aus zwey, mit einander verwachsenen und in einem besondern Behältnisse eingeschlossenen Samen. Linné hat 6 Arten, davon die 3 ersten und die sechste einjährig sind.

1. Schmahlblätteriges Kreuz-Kraut, mit sechs gleichbreiten Blättern und ährenförmigen Blumen; Crucianella angustifolia, erecta, foliis senis

nis linearibus, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola anguſtiore folio *Tourn.* Rubia anguſtifolia ſpicata *C. B.* Pſeudorubia ſpicata anguſtifolia *Moriſ.* Engl. narrow-leaved Petty-Madder. Es wächſt in den mittägigen Gegenden von Frankreich und Italien wild. Seine Stängel ſtehen aufrecht, ſind viereckig, rauh, gegliedert, an den Gelenken mit gegen einander über ſtehenden Zweigen, und werden ungefähr 1 F. hoch. Die Blätter ſind gleichbreit, rauh, den Stängel an jedem Gelenke gemeiniglich zu 6 und 6 umgebend. Die kleinen, weißen Blumen kommen an dem Gipfel und den Seiten der Zweige, in dichten Aehren zum Vorſchein.

2. **Breitblätteriges Kreuz-Kraut, deſſen Blumen Aehren bilden, und deſſen Blätter lanzettförmig ſind, und zu vier ſtehen;** Crucianella latifolia, procumbens, foliis quaternis lanceolatis, floribus ſpicatis *Linn.* Rubeola latiore folio *Tourn.* Rubia ſpicata *Imperati*, Rubia ſpicata cretica *Cluſ.* Pſeudorubia latifolia ſpicata *Moriſ.* Engl. broad-leaved Petty-Madder. Dieſe Art wächſt in Creta und bey Montpellier wild. Aus der faſerigen Wurzel treiben viele dünne, viereckige, einiger Maßen rauhe, knotige, gemeiniglich auf der Erde liegende Stängel. Aus den Knoten von unten bis oben kommen viele Zweige, und um dieſelben ſitzen 4 kurze, lanzettförmige, aſchfarbige und rauh anzufühlende Blätter. Die Aeſte endigen ſich mit einer langen Blumenähre, welche wegen des Standes der Blumen ſelbſt viereckig iſt. Das Blumenblatt iſt ganz klein und weißlich.

3. **Ausgebreitetes weitſchweifiges Kreuz-Kraut, deſſen Blätter zu ſechs, und deſſen Blumen ohne eine beſtimmte Ordnung ſtehen;** Crucianella patula, diffuſa, foliis ſenis, floribus ſparſis *Linn.* Engl. ſpaniſh Petty Madder. Es iſt in

Spanien zu Hause. Die Stängel sind mit zahlreichen, dünnen Zweigen versehen, welche sich weitschweifig umher ausbreiten. Die Blätter stehen quirlförmig um die Stängel, gemeiniglich zu 6 und 6. Die Blumen, zerstreut, an den Seiten der Zweige, klein, von geringem Ansehen.

Der Same dieser jezt beschriebenen drey Sommer-Gewächse muß im Herbste, so bald er reif ist, oder im Frühlinge, in das freye Land, in gemeine, doch gehörig fein gemachte Garten-Erde gesäet; und die jungen Pflanzen so, daß nur die stärksten auf 1 F. weit von einander stehen bleiben, verdünnet, und den ganzen Sommer über von Unkraute rein gehalten werden. Auch ist es ihnen sehr vortheilhaft, wenn sie bey trockner Witterung fleißig begossen werden. Im Jun. oder Jul. pflegen sie zu blühen, und der Same pflegt im Anfange des Herbstes reif zu werden. Wenn man denselben von selbst ausfallen lässet, so erzeugen sich aus ihm, ohne weitere Bemühung, jedes Mahl Pflanzen genug für das folgende Jahr.

4. **Gestrecktes und halbstaudiges See-Kreuz-Kraut, dessen Blätter sich in steife Spitzen endigen, und zu vier, und dessen Blumen einander gerade gegen über stehen, und in fünf Abschnitte zerspalten sind;** Crucianella maritima, procumbens suffruticosa, foliis quaternis mucronatis, floribus oppositis quinquefidis *Linn.* Rubeola maritima *Tourn.* Rubia marina Narbonensium *Pen. Lobel. Dodon Clus. Theod. & C. B.* Erythrodanum marinum *Dalech.* Crucianella erecta, foliis quaternis, corolla ad solem connivente *Sauvag.* Engl. maritime Petty-Madder. Man findet es in Creta und Montpellier. Die viereckigen, eine Spanne oder auch 1 F. langen, festen, holzigen Stängel, entspringen aus einer starken, holzigen, röthlichen Wurzel. Stängel und Zweige sind knotig; und um die Knoten

sitzen

sitzen 4 steifgespitzte, spröde, weißliche, lanettförmige Blätter. Die Blumenähre besteht aus vielen, einander gegenüber gestellten, und mit eyförmigen Deck-Blättern besetzten, schmutzig gelben, mit schwarzen Narben erscheinenden Blumen, welche sich den Tag über schließen, gegen die Nacht aber öffnen, und einen angenehmen Geruch von sich geben. Das Blumen-Blatt hat 5 Einschnitte, auch zählt man 5 schwarze Staubbeutel.

5. **Gestrecktes languedockisches Kreuz-Kraut, dessen Blumen Aehren bilden, und dessen Blätter spitzig, diejenigen an den Zweigen gleichbreit, die Stammblätter aber eyrund sind, und zu vier stehen;** Crucianella monspeliaca, procumbens, foliis acutis, caulinis quaternis ovatis, rameis linearibus, floribus spicatis *Linn.* Rubeola supina spica longissima *Tourn.* Rubia spicata repens *Magnol.* Crucianella repens, foliis senis, spicis longis *Sauvag.* Engl. Petty-Madder of Montpellier. Es wächst um Montpellier und in Palästina. Die Stängel sind weitschweifig, mäßig dick, gestreckt, mit wechselsweise stehenden Seitenzweigen. Die Stängelblätter sind eyrund, spröde, spitzig, und umgeben die Stängel an den Gelenken je 4 und 4 sternförmig. Die Zweige-Blätter sind strichförmig, und umgeben die Zweige an den Gelenken, zu 5 oder 6, sternförmig. Die Blumenähren sind wie bey der schmahlblätterigen Art, und stehen am Gipfel des Stammes und der Zweige.

Der Same dieser zwey perennirenden Arten muß im Frühlinge in fein gemachte, und von Wurzeln und Unkraute gereinigte Erde, und zwar sogleich auf die für die Pflanzen bestimmte Stelle gesäet, und etwa $\frac{1}{4}$ Z. tief mit Erde übersichtet, und die jungen Pflanzen gehörig verdünnet, von Unkraute rein gehalten, bey trockner Witterung fleißig begossen, und ihre Stängel, wenn sie in die Höhe zu gehen anfangen, an bey-

gesetzte Stäbe aufgebunden werden, weil sie sonst an der Erde liegen, wodurch ihre Schönheit sehr vermindert wird. Sie können auch durch Zertheilung vermehret werden, wozu der Herbst die beste Zeit ist, ob es gleich auch ganz gut noch im Winter und im Anfange des Frühlinges geschehen kann. Wenn sie eingepflanzt sind, müssen sie begossen und beschattet, und, so oft es hernach nöthig ist, abermahl begossen und von Unkraute rein gehalten werden. Wenn man ihnen einen leichten, trocknen, warmen Boden, und eine gut gedeckte Lage gibt, so kann man sich ihres guten Wachsthumes und ihrer Schönheit um so gewisser versichert halten.

6. Aegyptisches Kreuz-Kraut, **dessen Blätter ziemlich gleichbreit, und zu vier, und dessen Blumen beynahe in Aehren beysammen stehen und fünf Mahl gespalten sind;** Crucianella aegyptiaca, foliis quaternis sublinearibus, floribus subspicatis quinquefidis *Linn.* Aegypten ist sein Vaterland. Seine Wurzel ist jährig. Die Stängel sind gar nicht holzig, ungefähr 1 Z. hoch, bis auf die Wurzel weitschweifig, und haben abstehende Aeste. Die Blätter sind an den Seiten umgerollt, und auf der obern Fläche und am Rande rauh; die untersten eyrund, die untern lanzettförmig, die übrigen gleichbreit. Die lockern Blumenähren stehen einzeln an dem Gipfel des Stammes. Die Deckblätter sind lanzettförmig, und haben keine Rückenschärfe. Die Blumen sind klein, länger als die Deckblätter, gelbweißlich, und, wie bey der 4ten Art, mit Grannen versehen.

Das borstige Kreuz-Kraut, Crucianella hispida, foliis lanceolatis hirsutis oppositis, floribus umbellaris terminalibus, ist Miller's 4te Art. Sie hat viereckige rauhe, stachelige Stängel, die unterwärts hängen, und mit lanzettförmigen, haarigen und gegen einander über stehenden Blättern besetzt sind.

Die

Die Blumen kommen an dem Gipfel des Stammes und der Zweige in Dolden zum Vorschein; sie sind blau, und oben in 4 Theile zerschnitten. Wenn sie abfallen, folgen gedrehete, mit einander verbundene Kapseln darauf, in deren jeder ein länglicher Same steckt.

Das amerikanische Kreuz-Kraut, Crucianella americana, foliis lineari-lanceolatis hirsutis oppositis, caule erecto villoso, floribus solitariis alaribus, ist Miller's 5te Art; sie macht einen staudenartigen, ästigen, beynahe 3 F. hohen Stängel, der mit schmahlen, lanzettförmigen Blättern besetzt ist, die mit stechenden Haaren bedeckt sind. Die Blumen kommen einzeln auf jeder Seite des Stängels aus den Flügeln der Blätter hervor; sie sind blaßblau, und hinterlassen eine gedrehete Frucht, wie der vorhergehenden ihre.

Diese beyde Arten wachsen zu Vera Crux in Neu-Spanien wild, und von daher hatte D. Houston an Miller'n Samen davon geschickt. Die Pflanzen kamen in dem Garten zu Chelsea im Sommer sehr gut fort; im Herbste aber verdarben sie, ehe noch ihr Same reif geworden war.

2. Kreuz-Kraut, Kreuz-Pflanze, Kreuz-Wurzel, Senecio *Linn. Tourn. Dillen.* Carderina *Caesalp.* Fr. Senesson, Engl. Groundsel, ist eine Gattung Pflanzen, welche die Schriftsteller nicht auf einerley Art bestimmen. Linné hat das St. Jacobs-Kraut damit vereinigt, und verschiedene Pflanzen verbunden, bey welchen die zusammengesetzten Blümchen entweder einander ähnlich, oder am Rande anders gestaltet sind. Nach dem Linnéischen System, gehört sie in die 2te Ordnung der 19ten Classe (Syngenesia polygamia superflua), nähmlich: unter die zusammengesetzten Pflanzen mit verwachsenen Staubbeuteln, fruchtbaren Zwittern und fruchtbaren Weibchen.

Der kegelförmige, oben gleichsam abgestutzte Kelch, umgiebt viele einblätterige Blümchen, und besteht aus vielen, gleichlangen, dicht neben einander gestellten, an der Spitze gleichsam abgestorbenen oder angebrannten (brandigen) Schuppen, weshalb Plauer diese Gattung auch Brandspitze genannt hat. Diese Kelchschuppen sind äusserlich und unterwärts mit einigen andern, aber kürzern, umgeben. Die Blümchen sind bey einigen Arten röhrenformig, fünffach ausgezackt und Zwitter; sie haben nähmlich 5 kurze Staub-Fäden, einen verwachsenen walzenformigen Staubbeutel, und einen Fruchtkeim, dessen Griffel sich mit 2 auswärts gebogenen Staubwegen endigt. Bey einigen, oder vielmehr den meisten Arten, sitzen am Rande bald kleine, bald größere, zungenformige, weibliche Blumchen, welche in Ansehung des Fruchtkeimes, des Griffels und des Staubweges mit den übrigen überein kommen. Nach allen folgt ein kleiner, eyförmiger Same, welcher mit einer Haar-Krone besetzt ist. Alle diese sitzen auf dem nackenden Blumenbette, und sind von dem Kelche umschlossen. Linné hat 41 Arten; die lezte und die 7 ersten haben keinen Strahl an der Krone, die 9 folgenden einen umgerollten Strahl, die 11 darauf folgenden einen offen stehenden Strahl, und Blätter, welche in Quer-Stücke zertheilt sind, und die übrigen einen offen stehenden Strahl und unzertheilte Blätter. In Lust-Gärten finden nur No. 1, 19, 20, 22, 23, 26, 28, 29, 30, 32 und 33, als sehr artige, einjährige und perennirende, Arten, ihre Stelle; die wichtigsten derselben sind so zärtlich, daß sie theils in Gewächs- theils in Glas-Häusern unterhalten werden müssen.

1. **Habichtskrautblätteriges Kreuz-Kraut, mit zerschlissenen Blättern, welche den aufrechten und krautartigen Stängel umfassen;** Senecio hieracifolius, corollis nudis, foliis amplexicaulibus laceris,

ris. caule herbaceo erecto *Linn.* Senecio africanus altissimus, blattariae vel hieracii folio, s. Senecio africanus maximus, folio dipsaci laciniato *Herm.* Senecio americanus altissimus, blattariae s. hieracii foliis *Pluken.* Senecio americanus altissimus, maximo folio *Tourn.* Engl. American annual Groundsel. Dieses Sommer-Gewächs ist in Nord-Amerika und in Afrika zu Hause. Der Stängel ist $1\frac{1}{2}$ F. lang, dick, steif, und weniger rispenformig, als bey den andern Arten. Die am Stamme sitzenden Blätter sind lanzettförmig, etwas sägezähnig und herab gebeugt; die an den Zweigen sitzen, sind ganz unverletzt. Die Scheibe der Krone ist eyrund, und besteht aus blassen Blümchen mit gelben Griffeln; der Strahl ist gar kurz und weiß.

Da die Blumen dieses Sommer-Gewächses nur einen kurzen, oder vielmehr gar keinen Strahl haben, der eine so große Zierde der Arten dieser Gattung ist, so ist es der Unterhaltung in Lust-Gärten kaum einmahl werth.

2. Sinesisches oder sparriges Kreuz-Kraut, dessen Blätter lanzettförmig, gezahnt und rauh, und deren blumentragende Zweige aus einander gesperrt sind; Senecio divaricatus, foliis lanceolatis dentatis serratis scabris, ramulis floriferis divaricatis *Linn.* Senecio amboinicus *Rumph.* Sina ist sein Vaterland. Der Stängel ist aufrecht, eckig, dünn, $1\frac{1}{2}$ F. hoch, mit lanzettförmigen, gestielten, sägezähnigen, kratzend filzigen Blättern wechselsweise besetzt, die weit von einander abstehen. Aus ihren Winkeln entspringen nur Keime zu Zweigen, ganz oben aber kommen einige Zweiglein mit Blumen hervor, die an der Basis sehr aus einander gesperrt sind. Die wenigen gestielten Blumen haben an ihren Kelchen unten einige lockere pfriemformige Schuppen.

3. Pfirsichblätteriges Kreuz-Kraut, dessen Blätter lanzettförmig sind, und ausser einigen Zähnen an der Grundfläche einen ganz glatten Rand haben; Senecio persicifolius, foliis lanceolatis integerrimis basi dentatis *Linn.* Es kommt, wie das folgende, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel ist einfach, etwas zottig. Die Blätter sind lanzettförmig, zugespitzt, unterwärts filzig, ungestielt, an der Basis an jeder Seite mit einem oder zwey, kaum sichtbaren, Zähnchen bezeichnet. Die Blumen stehen in einer Krone beysammen am Gipfel.

4. Ruthenförmiges Kreuz-Kraut, dessen Blätter leyerförmig und auf ihrer untern Fläche filzig, und deren Blumenstiele mit pfriemförmigen Schuppen besetzt sind, und nur Eine Blume tragen; Senecio virgatus, foliis lyratis, subtus tomentosis, pedunculis vnifloris, squamis subulatis *Linn.* Carduo-Cirsium maximum profunde laciniatum in foliorum ambitu spicis mollibus hirtum *Pluken.* Es ist ziemlich staudenartig. Die Aeste sind filzig; die Blätter gestielt, leyerförmig, unterwärts mit weißer Wolle überzogen. Die Blumen haben nackende Kronen, und sitzen einzeln am Gipfel der Aeste, auf langen, glatten, geraden Stielen, die mit pfriemförmigen Blättchen wechselsweise besetzt sind.

5. Purpurrothes Kreuz-Kraut, dessen Blätter leyerförmig, und mit weit aus einander stehenden Borsten besetzt, die obern aber lanzettförmig und gezahnt sind; Senecio purpureus, foliis lyratis hirtis, superioribus lanceolatis dentatis *Linn.* Senecio viscosus aethiopicus, flore purpureo *Breyn.* Aethiopien ist sein Vaterland. Der gestreifte und mit wenigen Haaren besetzte Stängel wird ungefähr 1 F. hoch, und verbreitet sich oben in einige Zweige. Die wechselsweise gestellten, platt aufsitzenden Blät-

ter

ter sind länglich, stumpf, leyerförmig, eingekerbt, rauch und kleberig, die obersten aber fast lanzettförmig und nur ausgezackt. Die Blumenbüschel sitzen an dem Ende der Zweige. Die Blümchen sind röhrenförmig und purpurfarbig. Die Randblümchen fehlen ganz.

6. **After-China-Kreuz-Kraut, Unächte China-Wurzel, mit nackenden Blumenkronen und sehr langem nackendem Schafte;** Senecio Pseudochina, scapo subnudo longissimo *Linn.* Senecio asiaticus, Jacobaeae folio, radice lignosa, China officinarum dicta nobis *Commel.* Senecio maderasparanus, rapi folio, floribus maximis, cuius radix a nonnullis China dicitur *Dillen.* Senecio sinensis, folio dentis leonis, flore aureo, radice crassa nodosa, quae China officinarum *Swalve.* Es wächst in Ost-Indien und Sina wild. Die Wurzel ist holzig, dicht und knotig, und dauert mehrere Jahre. Die Blumen sind sehr groß und goldgelb. Die Wurzel hat verdünnende und auflösende Kräfte, kommt aber doch der ächten China-Wurzel, mit welcher sie vormahls verwechselt wurde, nicht gleich.

7. **Gemeines Kreuz-Kraut, dessen Blätter gefiedert-ausgehöhlt sind und den Stängel umfassen, und dessen Blumen ohne bestimmte Ordnung stehen; Baldgreiß, Beruf-Kraut, Gold-Kraut, Grimm-Kraut, Grind-Kraut, Grind-Wurzel, gemeine Kreuz-Wurzel, Ohm-Kraut, Sau-Wurzel, Spey-Kraut, Vogel-Kraut, Würge-Kraut;** Senecio vulgaris, foliis pinnatosinuatis amplexicaulibus, floribus sparsis *Linn.* Carduncellus; Erigeron, Erigerum *Dioscor.* & *Plin.* Erigeron minus 1. secundum *Dod.* Senecio minor *C. Durante*, Senecio minor vulgaris *C. B.* Senecio primus *Theod.* Senecio vulgaris & primus *Trag.* Senecio vulgaris s. Erigeron *J. B.* Senecio maior vulgaris *Ponted.* Diese in ganz Europa auf den Fel-

dern, in Weinbergen und Gärten, in sandigen und an der Sonne liegenden Oertern wild wachsende Pflanze, ist zwar nur jährig, aber sie pflanzt sich durch den Samen beständig von selbst fort, und blühet zu allen Jahrszeiten selbst im Winter. Die kleine, faserige Wurzel treibt einen oder mehrere Stängel, ungefähr 1 F. hoch; sie sind rundlich, gestreift, zuweilen röthlich, hin und wieder rauch, und in Zweige abgetheilt. Die wechselsweise gestellten Blätter sitzen platt auf, sind länglich, in verschiedene Einschnitte, nach Art der federartigen, zerschnitten, ausgezackt und dunkelgrün. Die Aeste endigen sich mit Blumenbüscheln. Die Blumchen sind alle gelb, röhrenförmig und Zwitter. Die zungenförmigen fehlen gänzlich. Jedes Blümchen hinterläßt einen eyrunden Samen mit einer einfachen langen Haarkrone.

Ungeachtet die Pflanze keinen merklichen Geruch, und nur einen etwas salzigen und kohlartigen oder grasähnlichen Geschmack hat, so ist sie doch von je her unter die Arzeney-Gewächse aufgenommen worden. Man hält sie für kühlend und erweichend, zertheilend und lindernd, und gebraucht sie innerlich und äusserlich. Tournefort (*) versichert, daß der ausgepreßte Saft davon, zu 2 Unzen genommen, die Würmer im menschlichen Gedärme tödte, auch in der Krampf-Kolik diene; und Ray (**) meldet, daß man in England den Pferden, wenn sie Würmer (Botts) bey sich haben, diesen Saft gebe, und ihnen damit helfe. Es soll der Saft, mit Bier vermischt, oder der Trank aus Kreuz-Kraut, Honig und Rosinen bereitet, ein gelindes Erbrechen erregen; ja, in den Schriften der edinburgischen Aerzte lieset man, daß das zerquetschte Kraut, äusserlich auf den Magen gelegt, Brechen errege, und die

(*) Plant. de Paris, T. 2, p. 105.

(**) *Raji* hist. plant. To. 1, p. 290.

die Fieber vertreibe. Es dient zum Gurgel-Waſſer bey Entzündung des Halſes, und kann als ein Brey-Umſchlag in Milch gekocht, oder in Butter gebraten, bey Stockung der Milch in den Brüſten, bey der blinden goldenen Ader, auch zur Beförderung des Eiters in Beulen und Wunden gebraucht werden. Dem ungeachtet wird die Pflanze jezt nicht mehr, oder doch nur ſelten gebraucht; und ſo lange man kräftigere Mittel hat, werden nicht leicht Verſuche mit ſchwächern vorgenommen.

Man pflegt das blühende Kraut den Canarien-Vögeln in die Bauer zu ſtecken, und es iſt dieſes eine gute Arzeney für dieſelben, indem ſie davon laxiren, nur muß es nicht zu oft geſchehen. Es iſt nicht nur dieſen Vögeln, ſondern auch Finken und Sperlingen, ein Lecker-Biſſen. Die Schafe rühren es nicht an; die Bienen aber gehen demſelben ſehr nach.

8. **Dreyblumiges Kreuz-Kraut, deſſen Blätter feſt aufſitzen, und ausgehöhlt, und deſſen Blumenkelche kegelförmig ſind, und an den kleinſten Schuppen keine verbrannte Spitze haben;** Senecio trilobus, foliis ſeſſilibus ſinuatis, calycibus conicis, ſquamis minimis intactis *Linn.* Senecio foliis ſinuatis petiolatis, pedunculis folio longioribus florum radiis diſco breuioribus *Royen.* Jacobaea aegyptiaca, ſenecionis folio, ſemifloſculis vix conſpicuis *Vaill.* Es kommt, wie die folgende Art, aus Aegypten, und beyde ſind ein Sommer-Gewächs. Die Blätter, welche auf eigenen Stielen ſitzen, ſind kürzer als die Blumenſtiele, und in ungleiche und aufrechte Quer-Stücke zertheilt.

9. **Aegyptiſches Kreuz-Kraut, mit ausgehöhlten Blättern, welche den Stängel umfaſſen, und Blumenkelchen, an welchen die kürzern Schuppen unzertheilt und gleichſam angebrannt ſind;** Senecio aegyptius, foliis amplexicaulibus ſinuatis, ſqua-

squamis calycinis breuioribus integris sphacelatis *Linn.* Jacobaea aegyptiaca, senecionis folio, flore minore *Vaill.* Es hat mit dem vorhergehenden dreyblumigen Vaterland und Dauer gemein, aber eine kleinere Blume.

10. **Schwarzblaues Kreuz-Kraut, mit lanzettförmigen und gezahnten Blättern, welche den Stängel umfassen, und sehr kurzen unangebrannten Schuppen an dem Blumenkelche**; Senecio liuidus, foliis amplexicaulibus lanceolatis dentatis, squamis calycinis breuissimis intactis *Linn.* Senecio foliis sinuatis, basi latioribus amplexicaulibus, floribus corymbosis radiis disco breuioribus *Royen.* Es ist, wie das folgende, in Spanien zu Hause, und beyde sind jährig.

11. **Dreylappiges Kreuz-Kraut, mit Blättern, welche den Stängel umfassen, und mit Blumenkelchen, an welchen die Schuppen angebraunt und zerschlissen sind**; Senecio trilobus, foliis amplexicaulibus, squamis calycinis sphacelatis laceris *Linn.* Senecio folio non laciniato *C. & J. B.* Jacobaea hispanica minus laciniata petalis breuissimis *Vaill.* Seine Blätter sind weniger zerschnitten, als bey dem vorhergehenden, und die Blümchen an dem Rande der Blume haben eine sehr kurze Krone.

12. **Klebriges Kreuz-Kraut, dessen Blätter klebrig und in Querstücke zertheilt, und dessen Schuppen an dem Blumenkelche so lang, als der Blumenkelch, sind, und locker aufliegen**; Senecio viscosus, foliis pinnatifidis viscidis, squamis calycinis laxis longitudine perianthii *Linn.* Cotula forte Conyza foetida, pinguis tactu *Gesn.* Jacobaea pannonica prima, s. mollior *Clus.* Erigeron foetidum s. maius *Thal.* Erigeron maius s. primum *Dodon.* Erigeron tomentosum alterum *Lobel.* Senecio foetidus *Dalechamp.* Senecio incanus pinguis *C. B.*

Sene-

Senecio foliis pinnatifidis seſſilibus, laciniis angulosis, superioribus latioribus, florum radiis disco breuioribus *Royen.* Senecio foliis pinnatis viscidis, pinnis semipinnatis angulosis, calycibus hirsutis *Hall.* Senecio hirsutus viscidus graueolens *Dillen.* Jacobaea incana viscosa annua, senecionis folio *Vaill.* Es wächst allenthalben in Europa, in Dörfern, Städten, in ausgerotteten Wäldern, vornehmlich wo Kohlen gebrannt werden, und heißt im Niederſ. Ferkutje. Es ist ein Sommer-Gewächs, und auf seiner ganzen Oberfläche mit fetten Haaren bekleidet. Der Stängel ist blatt- und blumenreich, zertheilt sich in Zweige, und wird an 4 F. hoch. Die Blätter sitzen auf eigenen Stielen, und die Blumen in Dolden beyſammen. Die Blumen sind groß, und haben eine gelbe Krone und einen sehr zottigen Kelch.

13. **Wald-Kreuz-Kraut, mit fein gezackten in Querstücke zertheilten Blättern, und einem aufrechten Stängel, der sich in flache Sträuße endigt;** Senecio syluaticus, foliis pinnatifidis denticulatis, caule corymboso erecto *Linn.* Senecio altera vel montana *Theod.* Senecium montanum *Tabern.* Senecio minor latiore folio, ſ. montanus *C. B.* & *Dillen.* Jacobaea senecionis folio incano perennis *Raj.* Senecio foliis pinnatifidis denticulatis, florum radiis reuolutis linearibus *Dalibard.* Senecio foliis pinnatis, pinnis alterne maioribus semipinnatis angulosis, calycibus laeuibus, radiis breuissimis reuolutis *Hall.* Senecio montanus mollior, pallido paruo flore *Barrel.* Jacobaea pumila gallica *Bocc.* Es wächst in dem nördlichen Europa, auch in Schwaben und in der Schweiz, in abgetriebenen Wäldern. Es ist der vorhergehenden Art ziemlich ähnlich, und beyde sind, wenn sie auf trocknen Anhöhen oder auch auf Dächern wachsen, gleichsam mit einem gelblichen Mehle bestreuet. Das kleberige aber ist kleiner, und

das

das Wald-Kreuzkraut höher; jenes ist überall mit kleberigen Haaren besetzt, dieses aber nicht; jenes hat an der Seite des Stängels Blumenstiele mit 2 oder 3 Blumen, dieses aber einen Blumenstrauß; bey diesem sind die untern Kelchschuppen klein und stehen dicht bey einander. Die Blätter sind der Länge nach gleichfalls eingeschnitten, und die Randblümchen, welche niemahls fehlen, rückwärts gebogen.

14. **Pyrenäisches Kreuz-Kraut, mit zottigem Stängel, und zottigen, ausgehöhlten und stumpfen Blättern, welche auf eigenen Stielen stehen**; Senecio nebrodensis. foliis lyratis sinuatis obtusis petiolatis, caule hirsuto *Linn.* Jacobaea nebrodensis altera oblongo folio latiori minus incurvo lacerato *Raj.* Jacobaea montana, senecionis pallido paruo flore *Barrel.* Es wächst in Sicilien, Spanien, und auf den pyrenäischen Gebirgen wild, und hat mit dem unter No. 7 beschriebenen gemeinen, Dauer und Stellung gemein, seine Blätter aber sind größer, mehr stumpf und ausgeschweift, und ihre Querstücke am Rande ohne Einschnitte. Der Stängel ist nicht so zertheilt, aber sehr zottig. Die Blumenstiele stehen einzeln und sind kleberig; die Blumen sind so groß als bey der Jacobs-Pflanze (s. unten, No. 25), aber der Strahl der Krone ist nicht so stark umgerollt, und die Spitze an den Schuppen des Kelches nicht angebrannt.

15. **Meergrünes Kreuz-Kraut, dessen Blätter den Stängel umfassen, lanzettförmig, stumpf und gezahnt sind, und einen ganz glatten Rand haben**; Senecio glaucus, foliis amplexicaulibus lanceolatis obtusis dentatis integerrimis *Linn.* Jacobaea aegyptia, annua, coronopi folio glauco *Vaill. Boerh.* Die Pflanze kommt aus Aegypten, und ist mit aschgrauen, fast unmerklichen Haaren bekleidet.

16. Blut-

16. Blutrothes oder warziges Kreuz-Kraut, dessen Blätter auf eigenen Stielen sitzen, und eyrund, gezahnt, und mit kleinen Blattern und Krampfader-Geschwulsten besezt sind; Senecio varicosus. foliis ovatis petiolatis dentatis pustulato-varicosis *Linn.* Es hat mit dem vorhergehenden Dauer und Vaterland gemein, und Blätter, welche mit verhärteten Fleischpuncten versehen und auf ihrer untern Fläche blutroth sind.

17. Hirschzungenblätteriges oder spießförmiges Kreuz-Kraut, mit gefiedert ausgehöhlten Blättern, die mit ihren Stielen den Stängel umfassen, und drey Mahl kürzer, als der Blumen-Stiel, sind; Senecio hastatus, petiolis amplexicaulibus, pedunculis folio triplo longioribus, foliis pinnato-sinuatis *Linn.* Jacobaea afra perennis viscosa lutea, asplenii foliis *Vaill.* & *Dillen.* Afrika ist sein Vaterland. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Seine Oberfläche ist kleberig. Die Blumen sind gelb.

18. Haariges Kreuz-Kraut, mit ganz einfachen Stängeln, zu deren Seiten die Blumen fest aufsitzen, und mit Blättern, welche in Querstücke zertheilt sind, und wovon die untersten wollichte Stiele haben; Senecio pubigerus, petiolis radicalibus lanatis, foliis pinnatifidis, caulibus simplicissimis, floribus lateralibus sessilibus *Linn.* Jacobaea spicata monomotapensis *Breyn.* & *Morif.* Es ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter stehen an der Wurzel, und sind glatt, stumpf schrotsägezähnig, an den Stielen wollicht; die Stängel ganz einfach, 1 F. lang, mit 3 bis 4 ganz kleinen Blättchen bekleidet. Die Blumen kommen seitwärts hervor, und haben keine Stiele; ihr Strahl ist violett.

19. Schö-

19. Schönes rothblühendes Kreuz-Kraut, dessen Blätter sehr weit von dem Stamme abstehen, und in Querstücke zertheilt, gleich groß, an ihrem Rande verdickt und zurück gekrümmt sind; Senecio elegans, corollis radiantibus, foliis pinnatifidis aequalibus patentissimis margine incrassato recurvato *Linn.* Aster africanus annuus Senecionis foliis *Commel.* Jacobaea orientalis; Jacobaea africana laciniata anguitifolia, flore purpureo *Tourn.* Jacobaea capensis, flore purpureo, Senecionis folio dentato *Sebae.* Die Gärtner nennen es gemeiniglich Jacobs-Blume und Jacobs-Kraut, welches aber mit dem Jacobs-Kreuzkraute, Senecio Jacobaea *Linn.*, s. unten No. 25, nicht zu verwechseln ist. Es wächst in Aethiopien, von dannen die Samen zu uns gebracht sind, und die Pflanze häufig in den Gärten erzogen worden ist. Die faserige, jährige Wurzel treibt einen ästigen, ungefähr 2 F. hohen, steifen, röthlichen haarigen Stängel. Die wechselsweise gestellten, platt ansitzenden Blätter sind der Länge nach, wie die federartigen, tief und weit eingeschnitten, saftig und hellgrün. Die Zweige endigen sich mit Blumenbüscheln. Die Blumen haben große, lange, schön purpurfarbige, gerade aufwärts stehende Randblumchen. Die Blumen kommen im Sommer, bis spät in dem Herbste zum Vorschein. Der Same wird meistentheils reif, zumahl wenn man einen Stock im Topfe hält, und diesen im Herbste vor den Nacht-Frösten bewahrt. Die Pflanze dauert nur Einen Sommer, und selten hat man dergleichen den Winter uber erhalten können, obgleich solche in dem Glas-Hause aufbewahrt worden ist.

20. Häßliches oder schmutziges Kreuz-Kraut, dessen Blätter in gleichbreite Querstücke zertheilt sind, welche in einiger Entfernung von einander stehen, und deren Blumenkronen länger, als der

Blu-

Blumenkelch, und unzertheilt sind; Senecio lqualidus, corollis radiantibus calyce longioribus integris, foliis pinnatifidis, laciniis linearibus distantibus *Linn.* Es wächst im südlichen Europa. Der Stängel ist schwach, ästig. Die Blätter sind lang, geschlitzt, hellgrün, an der ganzen Pflanze überall ohne eine gewisse Ordnung; die Mittelrippe röthlich, die Lappen strichförmig und entfernt stehend. Die Blumen, in den Theilungs-Winkeln der Zweige, auf langen haarigen Stielen, gestrahlt; die Strahlen länger als der Kelch, ganz, und vortrefflich karmesinroth; die Scheibe gelb. Blühet im Jul. und Aug. Der Same wird im Sept. reif.

Den Samen dieser sehr schönen Sommer-Blumen-Pflanze säe man im Frühlinge auf ein temperirtes Mist-Beet; sorge dafür, daß die Pflanzen, welche sehr leicht aufgehen, kein freches Wachsthum annehmen; verdünne sie, wenn sie zu dicht aufgehen; gewöhne sie, sobald die Witterung es verstattet, an die freye Luft; begieße sie oft, doch jedes Mahl nur mäßig; und pflanze sie, wenn alle Gefahr übler Witterung vorüber ist, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde auf warme, gegen die volle Sonne gelegene Rabatten, auf welchen sie mit mehrerer Gewißheit reifen Samen geben.

21. Rautenblätteriges Kreuz-Kraut, dessen Stängel aufrecht, und dessen Blätter in gezahnte Querstücke zertheilt, und mit weit aus einander stehenden steifen Borsten besetzt sind; Senecio erucifolius, foliis pinnatifidis dentatis subhirtis, caule erecto *Linn.* Jacobaea altera *Dod.* Jacobaea incana altera *C. B.* Jacobaea altissima, foliis erucae artemisiaeve similibus & aemulis *Rupp.* Jacobaea artemisiae folio, radice repente *Vaill.* Jacobaea incana repens *Barrel.* Jacobaea marina *Dod.* & *Dalech.* Man findet es in den temperirten Gegenden Europens

auf Dämmen wild. Es ist sehr nahe mit dem Jacobs-Kreuzkraute verwandt, ist aber härter; seine ganze Oberfläche ist mit einem feinen Filze bekleidet, der aber in Gärten verschwindet. Der Blumenkelch ist unten filzig, und die Nebenschuppen sind fest daran angedrückt.

22. Bestäubtes oder weißgraues Kreuz-Kraut, mit flachen rundlichen Blumensträußen, und stumpfen Blättern, welche auf beyden Flächen filzig und beynahe gefiedert sind; Senecio incanus, corollis radiantibus, foliis vtrinque tomentosis subpinnatis obtusis, corymbo subrotundo *Linn.* Absinthium tertium alpinum vmbelliferum *Pen.* Absinthium alpinum vmbelliferum tenuifolium & minus *C. B.* Chrysanthemum alpinum incanum foliis laciniatis; alpinum Judenbergense, Jacobaeae foliis *Clus.* Jacobaea alpina absinthii folio humilior *Tourn.* Jacobaea alpina incana minor *Barrel.* & *Boccon.* Jacobaea pumila *Pluken.* Senecio tomentosus, foliis pinnatis, pinnis subrotundis, vmbella globosa *Hall.* Engl. hoary alpine Ragwort. Es wächst auf den schweizerischen, östreichischen und pyrenäischen Alpen, und bey Montpellier wild, und ist, wegen seines niedrigen Wuchses und filzigweißen Ansehens, unter allen Arten dieser Gattung eine der artigsten; sie ist nähmlich ganz mit einem weißen Filze bekleidet. Die Wurzel ist lang und holzig, mit langen Zasern. Der Stängel ist ungefähr einen Finger lang, fest, blattreich und in Zweige zertheilt. Die Blätter sitzen auf eigenen Stielen, und gleichen den Blättern der clavennischen Achillen-Pflanze oder der Strand-Othonna, nur sind sie klein. Die Blumen stehen an dem Gipfel des Stängels oder Zweiges in Dolden beysammen; der Kelch derselben ist dicht mit weißer Wolle bekleidet, und nach oben zu breiter, er hat nur eine Reihe Schuppen mit braunem

Ran-

Rande, und keine Neben-Schuppen; die Blumen haben an dem Strahle nur 2 oder 3 gelbe, in der Mitte auch wenige, aber große und bräunliche Blümchen. Die Samen haben eine sehr lange Krone.

23. Stabwurzblätteriges Kreuz-Kraut, mit flachen Blumensträußen, und nackenden Blättern, welche gefiedert, oder in viele gleichbreite und spitzige Abschnitte zerspalten sind; Senecio abrotanifolius, corollis radiantibus, foliis pinnato-multifidis linearibus nudis acutis, pedunculis subbifloris *Linn.* Chrysanthemum alpinum, foliis abrotani multifidis *C. B. Cluſ.* Achillea montana artemisiae tenuifoliae facie *Lobel.* Jacobaea alpina foliis ferulaceis *Vaill.* Jacobaea foliis ferulaceis, flore minore *Boerh.* Ageratum ferulaceum *Munting.* Solidago foliis vaginosis, pinnatis, pinnis perangustis acutis simplicibus & bifidis *Hall.* Man findet es auf den steyerischen, kärnthischen und pyrenäischen Gebirgen wild. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter gleichen den Blättern der Stabwurz; die Wurzelblätter sind doppelt federartig zerschnitten, die Stammblätter aber nur einfach in Querstücke zertheilt, nacket und spitzig. Die Blumen haben einen ausgebreiteten Strahl, und stehen oft doppelt auf 3 bis 4 haarigen Stielen.

Den Samen dieser sehr schönen Pflanze säe man im April in leichte sandige Erde, verdünne die Pflanzen, begieße sie fleißig, und pflanze sie im Herbste auf die Rabatten, wo sie dann im folgenden Sommer blühen.

24. Canadisches Kreuz-Kraut, dessen Blätter alle doppelt gefiedert und gleichbreit sind, und deren Blumenstiele flache Sträuße bilden; Senecio canadensis, foliis omnibus bipinnatis linearibus, pedunculis corymbosis *Linn.* Jacobaea chaerophylli foliis mariana *Pluken.* Sein Vaterland ist Canada.

Der Stängel ist glatt und aufrecht. Die Blätter sind glatt, und die obersten nur einfach gefiedert. Die Blumensträuße sind zusammengesetzt und horizontal gleich; sie stehen an dem Gipfel des Stängels und der Zweige; die Blumen haben eine gelbe Krone und einen fuchsröthlichen Kelch.

25. Jacobs-Kreuz-Kraut, mit aufrechtem Stängel und gefiedert leyerförmigen Blättern, deren Abschnitte wieder zerschnitten sind; Jacobs-Blume, Jacobs-Kraut; Senecio Jacobaea, foliis pinnato-lyratis, laciniis lacinulatis, caule erecto *Linn.*; s. Jacobs-Blume, im XXVIII Th. S. 24, fgg.

26. Goldgelbes Kreuz-Kraut, mit gekerbten Blättern, von welchen die untersten auf eigenen Stielen stehen, und herzförmig, die obern aber in Querstücke zertheilt und leyerförmig sind; Senecio aureus, corollis radiantibus, foliis crenatis, infimis cordatis petiolatis, superioribus pinnatifidis lyratis *Linn.* Jacobaea virginiana, foliis imis alliariae glabris, caulescentibus Barbareae *Moris.* Jacobaeoides foliis imis alliariae, caulescentibus Jacobaeae *Vaill.* Es kommt sehr nahe mit der Jacobs-Blume überein, und wächst in Virginien und Canada an nassen und schattigen Oertern. Seine Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter sind gekerbt, die untern herzförmig und gestielt, gleichen den Blättern des Knoblauch-Krautes; die obern geschlitzt und leyerförmig, und gleichen den Blättern des Barben-Krautes. Die Blumen, an den obern Theilen der Stängel, einzeln, auf langen dünnen Stielen, gestrahlt, gelb, im Jun. und Jul.

27. Doldenförmiges Kreuz-Kraut, dessen Blumenkronen gleichbreit, und dessen Blätter gefiedert-gezahnt und fein gezackt sind, und weit aus einander stehende Stücke haben; Senecio umbel-

bellatus, corollis linearibus, foliis pinnato-dentatis denticulatis, laciniis distantibus *Linn.* Senecio filifolius *Berg.* Es wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel ist 2 F. hoch. Die Blätter sind gleichbreit federförmig gezähnelt; ihre Abschnitte stehen weit von einander ab, und sind bandförmig. Die Blumen haben einen purpurrothen Strahl.

28. **Leinblätteriges Kreuz-Kraut, dessen Stängel krautartig, dessen Blätter gleichbreit sind und einen glatten Rand haben, und dessen Blumen in flachen etwas geschuppten Sträußen beysammen stehen;** Senecio linifolius, corollis radiantibus, foliis linearibus integerrimis, corymbo subsquamato, caule herbaceo *Linn.* Jacobaea Crithmi littorei foliis *Morif.* Jacobaea hispanica rosmarini folio *Tourn.* Jacobaea linifolia hispanica & italica *Bocc. & Barrel.* Doria, quae Jacobaea hispanica, folio rosmarini *Boerh.* Es wächst in Spanien, Italien und Rußland. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Der Stängel ist ästig, und wird $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Die Blumenstiele sind mit kleinen spitzigen Schuppen besetzt. Der Blumenkelch ist, wie bey den übrigen Arten dieser Gattung, nur ist die Spitze der Schuppen nicht brandig.

Diese Pflanze blüht zu einer Zeit, da die meisten andern abgeblühet haben, nähmlich am Ende des Oct. oder im Nov., und kann vom Herbste bis zum Frühlinge durch Zertheilung vermehret werden.

29. **Sumpf-Kreuz-Kraut, dessen Stängel senkrecht, und dessen Blätter schwertförmig und auf ihrer untern Fläche ziemlich rauh sind, an ihrem Rande aber spitzige und sägenartige Zähne haben;** Senecio paludosus, corollis radiantibus, foliis ensiformibus acute serratis subtus subvillosis, caule stricto *Linn.* Consolida palustris *Theod. Tabern.*

Conyza aquatica foliis longis & ferratis *Geſn.* Conyza aquatica maxima ſerratifolia *Thal.* Conyza paluſtris ferratifolia *C. B.* Conyza quarta *J. Camer.* Doria, quae Jacobaea foliis integris & mucronatis *Boerh.* Jacobaea foliis longis integris & mucronatis *Moriſ.* Jacobaea paluſtris altiſſima foliis ſerratis *Tourn.* Lingua ceruina maior *Dalech.* Solidago caule ſimplici, corymbo terminali, foliis ſubtus tomentoſis, floſculis femineis ſedecim *Leche.* Virga aurea ſ. Solidagini anguſtifoliae affinis, lingua auis Dalechampii *J. B.* Senecio foliis integris ſerratis *Guett.* Solidago paluſtris altiſſima incana & tomentoſa *Amman.* Engl. Marſh-Ragwort. Es wächſt in Europa, in Sümpfen, die nahe an der See liegen. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Stängel ſind ſchnurgerade, mehrere, dicht beyſammen, 3 F. hoch. Die Blätter ſind ſchwertförmig, ſpitz ſägeförmig, auf der Unterfläche faſt zottig. Die Blumen auf den obern Theilen der Stängel, auf langen dünnen Stielen, geſtrahlt, gelb, im Jun. und Jul.

Es gibt auch eine Abart: mit ſehr langen, filzigen, ſägeförmigen Blättern, welche mit ihrem weißgrauen Anſehen zwiſchen andern Pflanzen einen ſehr artigen Effect macht.

30. **Hain-Kreuz-Kraut, mit äſtigem Stängel, acht Blümchen an dem Blumenſtrahle, und lanzettförmigen, auf ihrer untern Fläche rauhen Blättern, welche an ihrem Ende doppelte ſägenartige Zähne haben;** Senecio nemorenſis, corollis radiantibus octonis, foliis lanceolatis biſerratis ſubtus villoſis, caule ramoſo *Linn.* Senecio nemorenſis, latiore rigidiore & hirſuto folio *Rupp.* Solidago foliis lanceolatis ſerratis, floribus ad pedunculum minimis *J. G. Gmel.* Senecio foliis ovato-lanceolatis ſerratis, ſubtus hirſutis, floribus vmbellatis *Hall.* Virga aurea, ſ. Solidago ſaracenica latifolia ſerrata *J. B.*

J. B. Es wächst in der Schweiz, in Deutschland und in Sibirien, in Wäldern. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Der Stängel ist ästig. Die mittlern Blätter werden breiter. Die Blumen haben zusammen geklebte Kelche, und an diesen unten 3 schmahle Schuppen, welche halb so lang, als die Kelche selbst, sind; ihre Krone ist gelb, und hat an ihrem Strahle 5 bis 8 Blümchen.

31. **Goldenes Kreuz-Kraut, dessen Blumen in flachen Sträußen beysammen stehen, und dessen Blätter ziemlich an den Zweigen herunter laufen, nacket, lanzettförmig und fein gezackt sind, und, wie weiter nach oben, desto kleiner werden;** Senecio Doria, floribus corymbosis, foliis subdecurrentibus nudis lanceolatis denticulatis, superioribus sensim minoribus *Linn.* Virga aurea vel Doria *C. B.* Alisma Monspelliensium s. Doria *J. B.* Dorea Narbonensis quasi aurea; Dorea s. Herba aurea *Pen. Besler.* & *Dalech.* Doria forte Panaces Chironium Narbonensium *Gesn.* & *Boerh.* Herba Doria *Lob.* & *Caesalp.* Panax Chironium *Theod.* Virga aurea maior, carnosis & succulentis foliis ad caulem latis *Morif.* Jacobaea pratensis altissima, limonii folio *Tourn.* Es wächst in Ost-Indien, Oestreich, Montpellier, und in verschiedenen deutschen Provinzen, in Wäldern wild. Es ist nahe mit der saracenischen Pest-Wurzel verwandt. Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter sind auf beyden Seiten glatt, und werden nach oben zu immer kleiner, so, daß sie unter dem Blumenkelche nur borstenartigen Neben-Blättern gleich sehen. Der Stängel ist einfach. Die Blumen haben einen Strahl, und stehen in einer Krone beysammen.

32. **Saracenisches Kreuz-Kraut, mit flachen Blumensträußen, und lanzettförmigen ziemlich glatten und sägenartig gezahnten Blättern;**

Goldruthe, heidnisches Wundkraut, Nachtheil; Senecio saracenicus, corollis radiantibus, floribus corymbosis, foliis lanceolatis serratis glabriusculis *Linn.* Virga aurea angustifolia serrata *C. & J. B.* Solidago saracenica *Trag. Dod. Fuchs. Lonic. Pen. Lob. & Dalech.* Consolida aurea s. Symphytum petraeum tertium *Theod.* Consolida saracenica *Thal. & Besl.* Jacobaea alpina foliis longioribus serratis *Tourn.* Doria, quae Jacobaea alpina, foliis longioribus serratis *Boerh.* Senecio foliis lanceolatis serratis, floralibus pedunculos aequantibus *Royen.* Senecio foliis lanceolatis serratis glabris, floribus vmbellatis *Hall.* Man findet es in der Schweiz, in Schwaben, und bey Montpellier, auf Bergen und in Wäldern. Aus der faserigen, weit um sich kriechenden, dauerhaften Wurzel, steigt ein aufgerichteter, 4 bis 5 F. hoher, einiger Maßen geflügelter, einfacher, und nur oberwärts in den Blumenstrauß verbreiteter Stängel. Die dicht bey einander stehenden, wechselsweise gestellten Blätter sind lanzettförmig, scharf eingekerbet, dunkelgrün, glatt, zuweilen unterwärts etwas rauch. Die Blüth-Zweige theilen sich in viele Stiele, welche fast alle einerley Höhe erreichen, und gleichsam einen Blumenschirm bilden. 6 oder 8 ganz schmahle Blättchen umgeben den Kelch. Eben so viel zungenförmige, große, gestreifte, blaßgelbe Blümchen machen den Rand aus. Die Samen sind lang, gestreift und gekrümmt.

Es blüht in unsern Gärten im freyen Lande im August, bringt auch reifen Samen, läßet sich aber leichter durch die Wurzel vermehren.

Diese Pflanze ist häufig mit der gemeinen Gold-Ruthe, Solidago Virga aurea *L.* (s. Wund-Kraut) verwechselt worden. Die Aerzte rühmten ihre Blätter als ein urintreibendes und Wund-Mittel, und sie wird in der Schweiz unter die so genannten Fall-Tränke

ke genommen; bey uns ist sie nicht im Gebrauche. An einigen Orten gebraucht man sie bey Pferden äusserlich, um ihre Wunden geschwinder zu heilen.

33. **Alpen-Kreuz-Kraut**, dessen Stängel gemeiniglich nur Eine Blume trägt, und unzertheilt ist, und dessen Blätter unzertheilt, und an ihrem Rande sägenartig gezahnt, die an der Wurzel aber eyrund, und auf ihrer untern Fläche rauh sind; Senecio Doronicum, caule indiuiso subunifloro, foliis indiuisis serratis, radicalibus ouatis subtus villosis *Linn.* Doronicum primum s. minus *Clus.* Doronicum austriacum anguſtifolium *Park.* & *Raj.* Doronicum longifolium, hirsutie asperum *C. B.* Jacobaea montana, croceo amplo singulari flore, spatulae flore elatior *Barrel.* Senecio foliis crassis, serratis, imis petiolatis subrotundis, caulinis lanceolatis *Hall.* Man findet es bey Montpellier, auf den pyrenäischen, italiänischen, schweizerischen, östreichischen und schwäbischen Alpen. Seine Wurzel dauert mehrere Jahre, und treibt aus einem dicken Knollen unzählige Haar-Zasern. Der Stängel wird 1 bis 2 F. hoch; er ist fest und filzig, und trägt nur selten 2 bis 6 Blumen. Die untersten Blätter sitzen auf eigenen Stielen, sind ziemlich dick und stumpf, und gemeiniglich auf beyden Seiten filzig; die obern sind klein, theils lanzett- theils pfriemförmig, und haben keine eigene Stiele. Die Blumen sind sehr groß; der Kelch an denselben ist mehr ausgebreitet, bald glatt, bald filzig; die Krone hoch pomeranzengelb mit vielen breiten Blümchen an dem Strahle.

34. **Langblätteriges Kreuz-Kraut**, mit staudigem Stängel, an welchem die gleichbreiten Blätter ohne bestimmte Ordnung stehen; Senecio longifolius, foliis linearibus sparsis, caule fruticoso *Linn.* Jacobaea aethiopica lauendulae folio *Breyn.* & *Pluken.* Jacobaea africana folio capillaceo viridi

Herm. Jacobaea africana frutescens lavendulae folio latiore *Commel.* Es kommt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Blätter sind sehr schmahl, lang, unzertheilt, nacket und rauh. Der Stamm ist staudenartig. Die Blumen stehen in flachen Sträußen beysammen.

35. Constantinopolitanisches Kreuz-Kraut, mit krautartigem Stängel, und länglichen auf ihrer obern Fläche nackenden Blättern, welche an ihrem Rande in einiger Entfernung von einander Zähne, und an diesen stachelige Zähnchen haben; Senecio byzantinus, foliis oblongis remote dentatis spinoso-denticularis supra nudis caule herbaceo *Linn.* Senecio foliis crenato-dentatis, inferioribus pinnato lyratis, superioribus pinnatifidis *Royen.* Solidago illatidis folio *R. j.* Hieracium montanum Conyzae s. Dentariae folio *Bocc.* Es wächst bey Constantinopel wild, und hat viele Aehnlichkeit mit der Haber-Distel, so wie mit dem steifen Kreuz-Kraute die Stellung gemein, nur daß es in allen seinen Theilen weit schmähler ist. Der Stängel wächst bis 4 F. hoch; er ist rundlich, gestreift, grün, und mit weißen Haaren bekleidet. Die Aeste entspringen aus dem untern Theile des Stängels, und stehen sehr weit von ihm ab. Die Blätter umfassen den Stängel, sind lanzettförmig, umgerollt, auf ihrer obern Fläche glänzend grün, und etwas rauh, auf der untern geadert und ziemlich rauch; sie tragen in ihren Winkeln Spuren von den Aesten. Die Blumenschafte stehen an dem Gipfel der Zweige, sind rundlich, weit schmähler als der Stängel, fadendünn, sehr lang, gestreift, und unten mit gleichbreiten, unzertheilten, ungezahnten und ziemlich nackenden Blättern besetzt; die flachen Blumensträuße stehen wechselsweise an dem Gipfel der Zweige, und sind ziemlich zertheilt; die Schuppen des Blumenkelches sind an ihrer Spitze gleichsam angeges

gebrannt; die Krone ist gelb, und hat 8 Blümchen am Strahle.

36. **Meerportalakblätteriges Kreuz-Kraut, mit staudigem Stängel, und fleischichten, gezahnten und umgekehrt eyrunden Blättern;** Senecio halimifolius, foliis obovatis carnosis dentatis caule fruticoso *Linn.* Doria africana arborescens foliis crassis & succulentis atriplicem referentibus *Dillen.* Es wächst in Aethiopien. Der Stamm ist strauchartig. Die Blätter sind saftig und etwas gezahnt. Die Blumen stehen in flachen Sträußen beysammen, die sich wieder in Aeste zertheilen.

37. **Stechpalmblätteriges Kreuz-Kraut, mit gezahnten und pfeilförmigen Blättern, welche den krautartigen Stängel umfassen;** Senecio ilicifolius, foliis sagittatis amplexicaulibns dentatis, caule herbaceo *Linn.* Jacobaea africana frutescens, foliis incisis & subtus cinereis *Commel.* & *Seb.* Es kommt, wie das folgende, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und hat an den Blättern eine graue untere Fläche.

38. **Starres Kreuz-Kraut, mit länglichen, unzertheilten, fein gezackten und nackenden Blättern, welche den staudigen Stängel umfassen;** Senecio rigens, foliis amplexicaulibus oblongis indiuisis denticulatis nudis, caule fruticoso *Linn.* Jacobaea africana frutescens, folio longo glauco *Commel.* Jacobaea africana perennis, integro oblongo folio glauco *Volkam.* Jacobaea ramosa, folio rigido glauco per limbum aspero *Raj.* Die Wurzel dauert mehrere Jahre. Die Blätter sind lang, meergrün, und an ihrem Rande gleichsam angefressen. Die Blumen sind klein.

39. **Steifes Kreuz-Kraut, mit spatelförmigen, ausgeschweiften, angefressenen und rauhen Blättern, welche den staudigen Stängel umfassen;**

Sene-

Senecio rigidus, foliis amplexicaulibus ſpatulatis repandis erosis ſcabris, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana, foliis integris vndulatis & criſpis *Tourn.* Jacobaea africana frutescens, foliis rigidis & hirſutis *Commel.* Jacobaea africana frutescens, hormini folio *Oldenland.* Jacobaea africana frutescens perennis rigoſo folio integro, floribus copioſis paruis *Raj.* Doria, quae Jacobaea africana frutescens folio rigido & hirſuto maior *Boerh.* Es iſt in Aethiopien zu Hauſe. Der Stängel iſt ſteif, rauh und ſtaudenartig. Die Blätter ſind an ihrem Rande mit feinen Stacheln beſetzt, auf ihrer obern Fläche gleichſam mit Oehl beſchmiert, aber nicht glatt, auf der untern beſtäubt und etwas rauch. Die Blumen ſind klein, und haben an ihrem Rande 5 gelbe Blümchen, welche in einiger Entfernung von einander ſtehen und unzertheilt ſind.

40. Pappel- oder Aeſpenblätteriges Kreuz-Kraut, mit ſtaudigem Stängel, und eyrunden, ſpatelförmigen, unzertheilten und ſtumpfen Blättern, welche, wann ſie älter ſind, oben glatt werden; Senecio populifolius, foliis ovatis ſpatulatis integris obtuſis, adultioribus ſupra glabris, caule fruticoſo *Linn.* Jacobaea africana populi albae foliis *Raj.* Man findet es bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Die ganze Pflanze iſt mit einer weißen Wolle überzogen. Die Blätter haben kaum einen oder den andern Zahn an ihrem Rande, und ſitzen auf eigenen Stielen, die mit ihrer erweiterten Grund-Fläche den Stängel umfaſſen.

41. Arabiſches Kreuz-Kraut, mit glatten, beynahe zweyfach geſiederten Blättern, welche auf eigenen Stielen ſtehen; Senecio arabicus, foliis ſubbipinnatis petiolatis laciniis *Linn.* Es wächſt in Arabien wild.

Den

* * *

Den Nahmen gelbes Kreuz-Kraut, führt die Valantia cruciata *Linn.* Siehe Vaillantische Pflanze, No. 6.

Kreuz-Kreisel, eine Art Kreisel-Schnecke, Trochus cruciatus; s. Kreisel-Schnecke, No. 5, im XLVIII Th. S. 568.

Kreuz-Kuß, Kreuz-Küssung; s. oben, S. 53.

Kreuz lahm, bey Pferden, lahm im Kreuze, hüftenlahm, ungeachtet im Kreuze wegen der starken Verbindung eben so wenig eine eigentliche Verrenkung möglich ist, als in dem Buge. Kreuz-lahm heißt also nur, mit einem Hinter-Fuße lahm gehend, so wie bug-lahm, ein solches lahm gehen mit dem Vorder-Fuße bedeutet. Siehe Lahm.

Kreuz-Maß. 1. Bey den Schrift-Gießern, ein Maß in Gestalt eines lateinischen T, mit einem oben beweglichen Quer-Eisen, die Theile des Gieß-Instrumentes damit zu bestimmen; das Richt-Maß. Siehe Schrift-Gießer.

2. In der Geometrie, die Art und Weise, die Fläche nach Quadraten zu messen; das Quadrat-Maß, im Gegensatze des bloßen Längen-Maßes sowohl, als auch des Schacht- und des Kubik-Maßes. Siehe Quadrat-Ruthe.

3. Ein geometrisches Instrument, dessen sich die Feld-Messer bedienen, allerley Land damit in den Grund zu legen und zu messen; Fr. Équerre d'arpenteur; Fig. 2909. Es besteht dasselbe aus einer kupfernen oder messingenen kreisrunden, ziemlich dicken Scheibe A, von 4, 5 bis 6 Z. im Durchmesser. Man theilt diese Scheibe oder diesen Zirkel durch zwey Linien, die einander im Mittel-Puncte in geraden Winkeln in vier gleiche Theile durchschneiden. An den vier Enden dieser Linien, und zwar mitten in dem

Rande

Rande, werden vier Absehen (Absichten oder Dioptern), welche wohl angenietet seyn müssen, in viereckige Löcher, die recht perpendikulär auf besagten Linien eingeschnitten sind, gesetzt, wobey dann unterhalb eines jeden Ausschnittes noch ein Loch ist, um die Gegenstände auf dem Felde desto besser zu entdecken. Die Scheibe wird in der Mitte ausgearbeitet, damit sie desto leichter werde. Unten, und zwar in dem Mittel-Puncte des Instrumentes, lässet sich eine Hülse einschrauben, welche dazu dient, daß man das Kreuz-Maß auf seinem Stocke B, welcher 4 bis 5 Fuß nach der Höhe des Auges des Abmessers groß seyn muß, fest halten könne. Dieser Stock muß zu äusserst mit einer eisernen Spitze beschlagen seyn, damit er leicht in die Erde zu stecken sey. Das andere Ende aber muß rund seyn, damit die Hülse genau daran gehe, so, daß also die Scheibe vermittelst einer Nuß, wie das Astrolabium auf einem Fuße aufgestellet werden kann. Die ganze Accuratesse dieses Instrumentes beruhet darauf, daß die Dioptern recht accurat in geraden Winkeln ausgeschnitten seyn; welches man leicht probieren und finden kann, wenn man auf ein weit entferntes Object durch zwey Dioptern, und auf ein anderes durch die zwey andern Dioptern zielt, hernach muß man das Kreuz-Maß auf seinem Stocke fein gerade umdrehen, und eben dieselben Gegenstände durch die gegenüber stehenden Dioptern abermahl ansehen; wenn nun solche recht accurat durch die Durchschnitte in einer geraden Linie sich zeigen, so ist es eine Anzeige, daß das Instrument richtig ist. Damit man aber das Kreuz-Maß nicht unrichtig mache, muß man erstlich den Stock allein in die Erde stecken, und, wenn er fest steht, die Scheibe in der Hülse vermittelst der Schraube darauf fest stellen.

Man macht auch einige von diesen Gattungen der Kreuz-Maße, an welche man 8 Dioptern, auf eben die Art, wie solche oben beschrieben worden ist, ansetzt;

diese

diese sind dienlich, die Winkel von 45 Grad zu bekommen. Sie nutzen auch den Gärtnern, um Spazier-Gänge in eine gerade Linie anzurichten, und mit Bäumen in Gestalt eines Sternes zu besetzen.

Gebrauch des Kreuz-Maßes.

Erster Nutzen. Wie man ein Feld oder eine Wiese, in welche man gehen kann, in Grund legen und ausmessen soll. Fig. 2910 a).

Es sey gegeben das Feld ABCDE, da man bey allen Winkeln bleyrechte Stäbe einsteckt, und die Linie AC stückweise, auf die Art, wie ich hernach zeigen werde, oder auf eine andere beliebige Art, genau abmißt, und zwar so, daß man alle die bey den Winkeln eingesteckten Stäbe sehen könne.

Man macht auf einem Blättchen Papier einen Entwurf, welcher beynahe die Figur der vorgegebenen Fläche vorstellt, auf welchem man alle Maße der Theile von der Linie AC. und der aus den Winkeln auf die Linie AC gezogenen Perpendikular-Linien, ansetzt. Wenn man z. B. bey dem Stabe A anfängt, sucht man, nach der Länge der Linie AC, den Punct F, auf welchen die senkrechte Linie EF fällt, mißt die Linien AF, und FE, und deutet ihre Länge auf den correspondirenden Linien des Entwurfes an. Damit man aber diesen Punct F finden möge, steckt man verschiedene Stäbe, nach der Länge der Linie AC, nach Belieben, setzt auch den Stock des Kreuz-Maßes auf eben dieser Linie ein, so, daß man durch die zwey gegen über stehenden Dioptern, zwey von diesen Stäben sehen, und dann durch die Abschnitte der beyden andern Dioptern, die mit den zwey ersten einen geraden Winkel machen, den Stab in E zu Gesicht bekommen möge. Sollte man aber gleich auf das erste Mahl diesen Stab nicht sehen können, muß man mit dem Fuße des Instrumentes entweder näher hinzu, oder weiter von dem Puncte A, so lange rücken, bis die zur Abzielung gehörigen Linien AF, und FE, im Puncte F einen geraden Winkel machen, mit dessen Beyhülfe man den Grundriß und die Fläche von dem Triangel AFE haben wird.

Auf

Auf eben diese Art findet man den Punct H, wo die senkrechte Linie DH hinfällt, und mißt solche wirklich, wie auch HF, deren Länge man auf dem Entwurfe bemerken muß, damit man den Grund und die Fläche des Trapezii EFHD bekommen möge.

Man mißt ferner die Linie HC, die einen geraden Winkel mit HD macht, so wird man den Grund und die Fläche des geradewinkeligen Triangels DHC haben.

Wenn man nun auf solche Weise die ganze Linie AC durchgemessen hat, ist nichts weiter zu thun mehr übrig, als daß man auf dieser Linie den Punct G, wo die senkrechte Linie BG hinfällt, finde, und dieselbe messe, damit man auch den Grund und die Fläche des geradewinkeligen Triangels AGB haben möge, als mit dessen Beyhülfe man noch den Grundriß des gegebenen Feldes ABCDE wird darlegen können. Man wird auch seine ganze Fläche bekommen, indem man die Flächen von den Triangeln und dem Trapezio, als welche die Theile des ganzen Entwurfes machen, zusammen setzt, welches alles gar leicht, nach den Regeln der Planimetrie, auf folgende Art wird geschehen können.

Gesetzt z. B. daß AF 7 Ruthen groß sey, und die senkrechte Linie EF 10; wenn nun 7 mit 10 multiplicirt wird, bekommt man das Product 70, davon die Hälfte 35 die Fläche des Triangels geben wird. Wenn ferner die Linie FH 14 Ruthen groß ist, und die senkrechte Linie HD 12, addiret man 12 zu 10, welche lezte die Parallel-Linie FE in sich hält, so bekommt man 22, davon die Hälfte 11 mit 14 multiplicirt, 154 Quadrat-Ruthen für die Fläche des Trapezii EFHD gibt; und wenn die Linie HC 8 Ruthen groß ist, multiplicirt man 8 mit 12, so ist das Product 96, davon die Hälfte 48 die Fläche des Triangels CHD seyn wird. Die ganze Linie AC beträgt 29 Ruthen, und die senkrechte BG 10; das Product ist 290, davon die Hälfte 145 die Fläche des Triangels ABC ist. Wenn man endlich stückweise die vier Flächen, als: 35, 154, 48 und 145 zusammen addiret, so wird die Summe von 382 Quadrat-Ruthen die ganze Fläche des Grundrisses ABCDE, nach Fig. 2910 a), seyn.

Zweyter Nutzen. Ein Stück Land in Grund zu legen, in welches man nicht wohl hinein gehen kann, dergleichen ein Wald, ein Weiher, ein Sumpf oder

Mo-

Moraſt, oder etwas anderes dergleichen wäre. Fig. 2910 b).

Es ſey gegeben der Sumpf EFGHI, bey welchem man in allen Winkeln Stäbe einſteckt, und dann alſo verfährt, daß ſeine Figur in ein längliches Viereck eingeſchloſſen werde, welches man meſſen muß, hernach aber die Triangel und Trapezien, welche ſich um die Fläche herum mit beygefügt befinden, davon abziehen, ſo wird das Uebrige die Fläche von dem gegebenen Stücke Land ſeyn.

Wenn man z. B. bey dem Stabe E anfängt, verlängert man mit dem Kreuz-Maße die Linie EF ſo weit hinaus, als nöthig iſt, damit man auf dieſe Verlängerung eine ſenkrechte Linie, welche den Stab in G treffe, wie hier die Linie KF iſt, ziehen möge. Ferner ſteckt man einen Stab in K ein, und verlängert dieſe Linie bis in L, d. i. ſo weit als nöthig ſeyn wird, um eine ſenkrechte Linie, die durch den Punct H, wie die Linie LH, geht, dorthin zu ziehen, welche Linie LH auch ſo weit verlängert wird, als es nöthig iſt; hernach kommt man wieder zu dem Stabe in E, damit man auf die Linie EF eine andere ſenkrechte Linie ziehen könne, welche, nachdem ſie verlängert worden iſt, die ſenkrechte Linie LH im Puncte M treffen wird. Wann dieſes geſchehen iſt, wird man das längliche Viereck EMLK bekommen, deſſen Länge und Breite mit der Kette oder mit der Ruthe gemeſſen werden muß.

Geſetzt, z. B. daß die Länge EK, oder ihre Parallel-Linie ML, welche jener gleich ſeyn muß, 35 Ruthen, die Breite EM hingegen, oder ihre Parallel-Linie LK, 10 Ruthen groß ſey; dieſe zwey Zahlen mit einander multiplicirt, geben 350 Quadrat-Ruthen für die ganze Fläche des beſagten länglichen Viereckes. Wenn nun die Verlängerung FK, 5, und KG 4 Ruthen gibt, ſo multiplicirt man 4 mit 5, wovon das Product 20 iſt, und alſo die Hälfte 10 Ruthen für die Fläche des Triangels FGK darlegt. Wenn die Linie GL, 6, und LH 4 Ruthen groß iſt, ſo iſt das Product, indem 4 mit 6 multipliciret wird, 24, davon die Hälfte 12 die Fläche des Triangels GLH iſt. Man muß überdies auf der Linie HM einen Punct finden, wo die ſenkrechte Linie, welche von dem Stabe I herkommt, hinfalle, die einen Triangel und ein Trapezium formiret, ſo daß, wenn die Weite HN, 24, und die ſenkrechte Linie NI 4 Ruthen gibt, das Product von 24 mit 4, 96 aus-

macht, wovon die Hälfte 48 die Fläche des Triangels HNI ist. Wenn nun endlich NM, 7, ME 10, und ihre Parallel-Linie NI 4 Ruthen macht, addiret man 10 und 4 zusammen, so beträgt die Summe 14, wovon die Hälfte 7, mit 7 multiplicirt, 49 für die Fläche des Trapezii EMNI darlegt. Wenn man also die Flächen dieser drey Triangel und des Trapezii zusammen addiret, so bekommt man 119 Ruthen, die, von 350 subtrahirt, welches die ganze Fläche des ablangen Quadrates ist, 231 Ruthen für die Fläche des gegebenen Stumpfes EFGHI übrig lassen. Auf gleiche Weise verfährt man bey allen andern Figuren.

Kreuz-Meise, siehe Meise.

Kreuz-Meissel, eine Art Meissel, deren sich verschiedene Holz-Arbeiter bedienen.

Auch die Schlösser haben Kreuz-Meissel, die Mittel-Brüche in dem Barte der Schlüssel damit zu machen. Siehe Meissel.

Kreuz-Muschel, Kreuz-Duplett, Crucifix, Hammer-Duplett, Ostrea Malleus *Linn.* Fr. Marteau tranchant, Couteau polonois, Croix indienne, *Holl.* Mes-hamer, poolsche Hamer, Kruys-doublet, eine zwar unansehnliche, aber seltene und kostbare Muschel aus der Classe der Austern. Sie stellt so ziemlich das Bild eines Kreuzes vor, und hat daher eben den Nahmen der Kreuz-Muschel; Andere haben sich diese Muschel als einen Hammer gedacht, und sie daher den Hammer, die Hammer-Duplette, genannt. Sie gehört unter diejenigen Muscheln, welche eben kein äusserer Schmuck empfiehlt: denn eine dunkle, dem Violett ähnliche, runzelig gestreifte Schalen-Fläche, ist alles, was man an dieser Muschel bemerken kann. Da sie wie ein Kreuz (†) gebildet ist, so geht natürlich ein Theil ihrer Schale quer durch, und ein anderer die Länge hinunter. Der erste Theil, welcher quer hindurch geht, hat eine verschiedene Länge und Breite. Zuweilen ist die eine Seite breiter, als die andere, zuwei-

weilen sind beyde Theile von gleicher Breite, und der Stiel (wie es die Konchyliologen nennen,) steht solcher Gestalt bald in dem Mittel-Puncte der Schale, bald an dem einen Ende derselben. Dieser Theil, welcher nähmlich quer hindurch geht, ist zugleich derjenige, wo sich das Schloß der Muschel befindet; und bey alten Schalen sieht man den Rand höckerig. Der andere, die Länge herunter gehende Theil ist nie ganz gerade, sondern vielmehr mehr oder weniger gefaltet, gebogen oder gekrummt. Dieser Theil besteht aus lauter Schuppen oder Blättern, die häufiger oder sparsamer vorhanden sind, nach dem die Konchylie älter oder jünger ist. Sie sind dunkelviolett oder schwärzlich, und haben einen schönen Glanz. Dieses Schloß ist eine gerade, breite, und in die Quere stark gestreifte, mitten der Länge nach ausgehohlte Rinne oder Vertiefung, welche bey dem Leben des Bewohners mit einer schwarzen lederartigen Materie ausgefüllt ist. Inwendig ist diese Muschel beynahe schwarz, glatt und glänzend, und unten mehr oder weniger regelmäßig abgerundet. Gerade unter dem Schlosse ist die Vertiefung, in welcher sich der Bewohner aufhält.

Diese Muscheln werden jezt noch theuer bezahlt. Klein versichert, daß das erste entdeckte Kreuz-Duplett mit 1000 Laub-Thalern sey bezahlt worden. Das kosten sie zwar nun jezt nicht mehr, allein sie werden doch, nach der Beschaffenheit ihrer Größe und Schönheit, von 7 bis 77 Gulden bezahlt. Sie erreichen eine Länge von 9 und mehr, eine Breite von 6 bis 7 Zoll. Rumph fand diese Muschel auf der Insel Klein-Keram, und in dem amboinischen Meer-Busen; auch auf der Insel Neu-Britannien werden sie gefunden. Wenn aber Sonnerat, in seiner Reise nach Guinea, vorgibt, daß auf Manilla ganze Wägen voll dieser Austern zu Markte gebracht würden, so ist dieses dar-

um nicht zu glauben, weil man sich in unsern Tagen dieser Gelegenheit gewiß bedienen würde, sie für die Cabinete, in denen sie noch immer eine große Seltenheit sind, gemeiner zu machen.

Kreuz-Nagel, eine kleine Gattung Nägel mit platten Köpfen, die zum Beschlagen der Kutschen und Koffer gebraucht werden. Siehe **Nagel**.

Kreuz-Naht. 1. Bey den Nähterinnen, eine Art vermittelst vieler **Kreuz-Stiche** zu nähen. Siehe **Nähen**.

2. An den Salz-Pfannen bey den Salzwerken, ist die **Kreuz-Naht** die Verbindung der Boden-Bleche mit den Ecken.

Kreuz-Netz, zur Korallen-Fischerey; s. im XLIV Th. S. 374, und die dazu gehörige Fig. 2566.

Kreuz-Orden, ein Ritter-Orden, welcher das Kreuz zum Zeichen hat.

1. Vor allen Ritter-Orden, welche das Kreuz zum Zeichen haben, führten dasselbe die **Constantiner-Ritter**, Equites Constantiniani, oder die **Ritter von der Constantinianischen Ritterschaft**, Equites militiae Constantinianae, welchen **Constantinus der Große** gestiftet, und den constantinopolitanischen Kaisern gleichsam erblich überlassen hat. Und nach diesem, als einem Muster, scheinen alle andere, welche in nachfolgenden Zeiten von verschiedenen Stiftern aufgekommen sind, eingerichtet worden zu seyn; wiewohl alle Einen Vorsatz und Eine Absicht hatten, nähmlich die Ehre des Kreuzes in der ganzen Welt auszubreiten, und solche aller Orten gegen die Feinde des Kreuzes zu vertheidigen.

Den Ursprung dieses Ordens, oder der Constantinianischen Ritterschaft, eignet man dem Kaiser **Constantin** dem Großen, im Jahr 313, aus Veranlassung des von ihm in der Luft erblickten Kreuzes (s. oben, S. 164, fgg.) zu; und es wird derselbe auch von **Joseph Michieli**, **Franc. Meunenius**, und **P. Laur. Finichiarus** aus

aus einem alten Marmor, welcher in dem römischen Schatze anzutreffen ist, bestärkt, wo der Bildhauer unter das Bildniß Constantin's, welcher auf dem kaiserl. Throne sitzt, und den Rittern das Kreuz ertheilt, folgende Worte gesetzt hat:

CONSTANTINVS MAXIMVS IMPERATOR
POSTQVAM MVNDATVS A LEPRA PER MEDIVM
BAPTISMATIS, MILITES SIVE EQVITES
DEAVRATOS CREAT IN TVTELAM
CHRISTIANI NOMINIS.

Dieses Bild stimmt mit der Historie Nicephori Callisti völlig überein, welcher, L. 7, c. 46, p. 515, nach der lat. Uebersetz. des P. Frontonis Ducäi, von dem Constantin schreibt: Vt memoria continua milites Christum colere assuefaceret, arma eorum signo crucis exornat. Und Prudentius thut an einem Orte, wo er die Ehre des h. Kreuzes besingt, auch des von Constantin erhaltenen Sieges Meldung, wenn er schreibt:

Christus purpureum gemmanti textus in auro
Signabat labarum, clypeorum insignia Christus
Scripserat, ardebant summis crux addita cristis.

Ueber welche Worte *Gretser*, de cruce, L. 2, c. 51, schreibt: Prudentium non tantum crucem in labaro, sed & in scutis & galeis militum Constantinianorum praedicare. Nec videtur tantum Prudentius ad morem sui saeculi respexisse, cum haec scriberet, sed ad veritatem, & ad ipsum Constantini exercitum. Dieses bekräftigt Sozomenus, welcher um das Jahr 440 zur Zeit Theodosii des jüngern gelebt hat, wenn er schreibt: In ipsis armis salutaris tropaei signum insculpi curavit.

Diesen so vortrefflichen Anfang hat, wie man glaubt, der Papst Sylvester, nebst den ansehnlichen Benennungen, durch seine Autorität noch mehr verherrlicht; denn er wurde Ordo angelicus (der englische), aureatus (der goldene), und Constantinianus imperialis (der kaiserliche Constantinianische) vom Kaiser Constantin selbst, und von

andern Kaisern, welche die Groß-Meister gewesen sind, genannt; auch Ordo S. Georgii, von dem Märtyrer, dessen Schutze er empfohlen war, wegen vielfältiger Erscheinungen, da er sich bey harten Treffen den Soldaten zeigte.

Diesen Orden haben die Ordens-Meister, nach dem Kaiser Constantin, mit guten Gesetzen versehen, welche in 10 Capitel verfasset, und aus den Regeln des h. Basilii gezogen sind. Kaiser Marcianus hat solche von dem h. Leo I. bestätigen lassen. Hernach hat *Isaacus Angelus Flavius*, der Groß-Meister, andere Regeln in 67 Capiteln vorgeschrieben, und auf dem allgemeinen Ordens-Conveute im J. 1190 zu Byzanz vorgelegt.

Die eigentlichen Urkunden dieses Ordens reichen nicht über die Zeiten des griechischen Kaisers Isaac Comnenus, und das J. 1190 hinauf, bey dessen Familie auch das Groß-Meisterthum bis in das J. 1699 blieb, da der Kaiser Leopold, dem es heimgefallen wäre, solches dem Herzoge von Parma übertrug. Es ist also einer der ältesten Orden, und ein wirklicher kaiserlicher Orden. Der Patron desselben ist, erwähnter Maßen, der h. Georg, und die Regel die des h. Basilius.

Wegen vieler und großer Thaten, stand diese Ritterschaft ehemahls in vorzüglichem Ansehen; sie hat aber mit der Zeit von dem alten Ruhme sehr viel verloren, doch ist dieser noch nicht ganz erloschen. Denn die Päpste und andere Fürsten in Europa haben es den ehemahligen Päpsten und Kaisern nachthun wollen, und diese Ritter gar gnädig erhalten, auch ihnen Schutz und Freyheiten ertheilt. Und zwar unter den Päpsten, sind in Leo des Großen Fußstapfen getreten: Calixtus III., Pius II., Paulus II., Sixtus IV., Innocentius VIII., Paulus III., Julius III., Paulus IV., Pius IV., Sixtus V., und Clemens VIII.

Un-

Unter den Kaisern aus dem Hause Oestreich, hat Ferdinand II. auf dem Reichs-Tage zu Regensburg, den Constantinianischen Groß-Meister mit seiner Ritterschaft in Schutz genommen, und Leopold I. hat solches bekräftigt. Auch haben die katholischen Könige in Spanien, Philipp II. III und IV. in ihren Königreichen die alten Freyheiten und Privilegien ihnen ungekränkt gelassen.

Es werden sonst 72 griechische und römische Kaiser als Groß-Meister gezählt, worunter, besage der päpstlichen Bullen, die vornehmsten aus der Familie Angela Flavia Comnena waren. Nachdem aber das griechische Reich zu Grunde gegangen war, bestand die Groß-Meisterschaft bey Andrea Angelo Flavio, dem lezten macedonischen Fürsten, der aus jenem Stamme entsprossen war, solcher Würde sich freywillig begeben, und sie an den Fürsten Farnese übertragen hatte; welche Abtretung Papst Innocentius XII. mit einer weitläuftigen Bulle: Sincerae fidei, v. 29 Oct. 1699 gutgeheißen, und solche Würde der Farnesischen Familie und deren Nachfolgern verliehen hat.

Die Gelübde, welche die Ritter thun müssen, sind: der Gehorsam gegen ihren Groß-Meister; die Liebe, Gott über alles zu lieben, und um seiner Ehre willen auch das Leben zu lassen; dem Nächsten zu allem Guten beförderlich zu seyn, Witwen und Waisen zu vertheidigen; und zwischen denen, die Zwiespalt mit einander haben, Frieden zu stiften. Ferner sind sie verbunden, wenn sie nicht selbst zu Felde gehen können, zwey Soldaten auf ihre Unkosten gegen die Feinde des Glaubens zu stellen.

Das Ordens-Zeichen ist ein an einer goldenen Kette hängendes Kreuz.

Die Ritter dieses Ordens werden in verschiedene Classen eingetheilt, die sich durch besondere Kleidung

und Zeichen von einander unterscheiden, sämmtlich aber unter einem Groß-Meister stehen, welcher seinen Sitz zu Briana, nicht weit von Venedig, hat; doch geht, nach andern actenmäßigen Nachrichten, dieser Orden die Republik Venedig nichts an, als daß im venetianischen Gebiethe sein Groß-Kanzler, und verschiedene demselben übrig gebliebene Güter angetroffen werden. Das Amt des Groß-Meisters, oder Groß-Kanzlers, ist, über die Verordnungen zu halten, neue Gesetze zu geben, die alten zu erläutern, und darin zu dispensiren, wenn er es für gut befindet. Er hat die Macht, Ritter, Grafen, Barone, Doctores, Poeten und Notarien zu machen; unehelich Geborne und sonst Unehrliche von der Makel zu befreyen, und ehrlich zu machen; doch nur in so fern, als die päpstlichen Constitutionen es ihm erlauben. Alle Ritter stehen unter seinem Gehorsam ihm zu Gebothe. Bey solennen Functionen trägt er einen Rock, Hosen und Strümpfe von rother Seide, auch rothe Schuhe; über demselben ein kurzes Ritter-Kleid, welches bis an die Knie reicht, von silbernem Stück, mit weiten Aermeln, daran auf der Brust ein roth sammtenes Ordens-Kreuz geheftet ist. Das Degen-Gehenk um den Leib ist gleichfalls von rothem Sammet. Auf dem Haupte trägt er eine runde Mütze, welche von gleichem Sammet, ½ Elle hoch, inwendig mit weißem Taffet gefüttert ist; das Gebräme daran ist viertheilig, und an dem vordersten Theile ist das Zeichen des Nahmens Christi mit Gold gestickt; bey dem Hinter-Theile sind schwarze Reiher-Federn auf die Mütze gesteckt. Der lange Mantel, welcher weit auf der Erde nachschleppt, ist von blauem Sammet mit silbernem Stoff gefüttert, und wird an dem Halse mit langen von rother Seide und Gold gewirkten Schnuren, woran Quasten hängen, befestigt. Gegen die linke Schulter ist das Ordens-Kreuz von rother Seide und Gold angeheftet.

geheftet. Ueber dies alles trägt er die goldene Ordens-Kette. Einen Groß-Meister in seiner festlichen Tracht, sieht man Fig. 2911 a) abgebildet; das Ordens-Zeichen aber, Fig. 2911 b) und c), und die goldene Ordens-Kette, Fig. 2911 d), besonders vorgestellt. Ausser den Fest-Tagen, führen sowohl der Groß-Meister als auch die vornehmsten Ritter, ein Kreuz von Sammet auf der Brust, und eines dergleichen auf dem Ordens-Mantel an der linken Seite, ungefähr in der Größe einer Spanne. Auch tragen sie an dem Halse ein goldenes Kreuz, woran der Ritter St. Georg, wie er mit der Lanze den Drachen erlegt, hängt; Fig. 2911 b).

Die Constantiner-Ritter führen ein doppeltes Kreuz; eines von rothem Sammet, mit Gold eingefaßt, auf der linken Schulter; das andere von Gold purpurroth emaillirt, auf der Brust. Die rothe Farbe soll sie erinnern, auch das Blut für die Lehre Christi bereitwillig zu vergießen. Beyde Kreuze sind mit Gold eingefaßt, zum Zeichen der Liebe, welche von den Rittern fleißig ausgeübet werden soll. In den lilienförmigen Enden des Kreuzes, Fig. 2911 c), sind die vier Buchstaben I. H. S. V. befindlich, zur Erinnerung der Worte: In Hoc Signo Vinces, welche, mehrerwähnter Maßen, den Kaiser Constantin des Sieges über den Maxentius vorher vergewissert haben sollen. Die vier Winkel dieses Kreuzes durchschneiden zwey Spieße, welche die Figur des griechischen Buchstabens Chi (X) machen, über welches der griechische Buchstabe R (P) gelegt ist, als die beyden Anfangs-Buchstaben des Nahmens Christi. Zu beyden Seiten dieser Chiffre stehen die Buchstaben A und ω, als der erste und lezte aus dem griechischen Alphabete, weil Christus der Anfang und das Ende ist, mit dem wir alle unsere Verrichtungen unternehmen, und auf welchen, als den Endzweck, dieselben allesammt abzielen sollen.

Bey hohen Festivitäten erscheinen sowohl der Groß-Meister, als die so genannten Ritter von dem großen Kreuze, in einer goldenen, mit Edelsteinen reich besetzten Kette, welche über beyde Schultern bis auf die Brust reichet. Sie besteht aus 15 runden Schildlein, um dadurch die 15

Geheimnisse der Menschwerdung des Heilandes zu bemerken. Sie sind alle blau emaillirt, und mit oben ausgedruckter Chiffre, auch Anfangs- und End-Buchstaben des griechischen Alphabetes, und vielen kostbaren Edelsteinen rings herum künstlich verziert. Das mittlere Schildlein, welches auf die Brust kommt, und etwas größer ist als die andern, fasset mit einem, halb von Eichen-Laube und halb von Oehl-Blättern geflochtenen Kranze das Ordens-Kreuz ein, und hält das das daran hängende Bildniß des Ritters St. Georg, wie er seinen Spieß dem Drachen in den aufgesperrten Rachen stößt; welches alles in Fig. 2911 d) abgebildet ist.

Nächst dem Groß-Meister, sind diejenigen, die man Equites iustitiae & probatae nobilitatis, Ritter der Gerechtigkeit, nennt, unter welchen vor andern einige Constantiner-Ritter von dem großen Kreuze genannt werden; Fig. 2912. Es sind dies meistens aus dem hohen Adel Personen vom ersten Range, 50 an der Zahl, so vielen nähmlich ehemahls der Kaiser Constantin das Labarum (die Reichs-Fahne) zu bewahren anvertrauete; s. oben, S. 165, f. Sie werden auch Räthe, und Torquati, oder Ritter der goldenen Kette, genannt, weil sie dergleichen, ob gleich nicht so kostbar, als oben beschriebene, ist, bey allen Solennitäten zu tragen pflegen. Ihr Mantel ist von türkiß-blauem Damast, mit weißem Seiden-Baste gefuttert, und reicht ebenfalls auf die Erde, doch nicht so lang, als die Schleppe des Groß-Meisters, und wird am Halse mit zwey blau und weißen seidenen Schnüren, woran eben dergleichen Quasten sind, angehängt. Diese Schnüre reichen bis auf die Erde, werden aber auf der linken Hand etwas hoch hinauf gebunden, und sind ein Merkzeichen des Joches der Religion. Auf der Achsel ist am Mantel das rothe Kreuz von Sammet mit goldenen Borten eingefasset. Ferner haben sie auch die goldene Kette, die aber nur an der Form und am Werthe etwas geringer, übri-

übrigens aber derjenigen in allem gleich ist, welche der Groß-Meister trägt. Der innere Rock oder das Camisol und Unter-Gewand sind von blauer, der kurze Ober-Rock, welcher bis an die Knie reicht, nebst den Strümpfen, von weißer Seide. Die Schuhe sind auch weiß, und werden mit blau seidenen Nesteln, oder silbernen Schnallen, befestigt. An dem Rocke ist das große Kreuz auf der Brust; über denselben gürten sie ein Degen-Gehenk von rothem Sammet.

Was die **Priester des Constantinianischen Ritter-Ordens**, Eques Constantinianus ecclesiasticus, Fig. 2913, betrifft: so können in diesen Orden auch Priester aufgenommen werden, welche bey Festivitäten das gewöhnliche Priester-Barret auf dem Haupte tragen; es wäre denn, daß sie unter die Ritter gezählet würden, alsdann ist ihr Barret von blauem Sammet mit dem goldenen Nahmens-Zuge unsers Heilandes geziert. Den Mantel tragen sie, wie die andern Ritter ihres Ordens. Diejenigen Ritter aber, welche Priester des Gehorsams und Capelläne genannt werden, tragen sonst, wie sie bey öffentlichen Aemtern erscheinen, einen Priester-Habit nebst dem gewöhnlichen Barret; über diesen aber ziehen sie ein anderes Gewand von blauer Seide, welches die Italiäner Cotta nennen, nähmlich ein Chor-Hemd, welches rings um mit seidenen Spitzen besetzt ist, mit sehr langen und an 4 Spannen weiten Aermeln, und an dem linken ist das sammtene Ordens-Kreuz ganz oben bey der Schulter angemacht. Ausser den öffentlichen Amts-Verrichtungen tragen sie ein goldenes Kreuz an dem Halse, und ein anderes von rother Wolle, welches mit dergleichen gelben Schnüren eingefasset ist, auf dem Mantel. Endlich tragen die Priester, welche mit päpstlicher Erlaubniß aus den Klöstern in diesen heiligen Orden aufgenommen werden, nicht ein sammtenes oder goldenes, sondern nur wollenes Kreuz

von

von rother Farbe, mit gelben Schnüren um die Enden besetzt, auf dem Mantel, worein das Zeichen mit Seide gestickt ist; es sey denn, daß sie, wegen des hohen Adels, von dem Groß-Meister in die Zahl der edeln Ritter der Gerechtigkeit eingeschrieben würden.

Unter den Rittern der Gerechtigkeit ist noch eine dritte Classe, nähmlich derjenigen, welche man Donatos oder Gratiolos (die Begnadigten) nennt, weil sie nicht durch ihrer Ahnen Adel, sondern durch ihre eigene Tugenden und Meriten, sich die Ehre erworben haben, daß sie, aus besonderer Begnadigung des Groß-Meisters, zu solcher Würde gelanget sind, wodurch sie, auch die höchsten Stellen dieses Ordens durch ihr Wohlverhalten sich zu erwerben, fähig geworden sind. Fig. 2914. Auf ihrer Brust hängt ein goldenes Kreuz mit allen oben beschriebenen Zierrathen, aber ohne das Bild des h. Georg, welches dem Groß-Meister und den vornehmsten Ordens-Gliedern allein zu tragen zusteht. Wenn sie öffentlich erscheinen, bedecken sie das Haupt mit einer blau seidenen Mütze, woran die goldenen Buchstaben des Nahmens Christi, und weiße Federn, aufgeheftet sind. Der Mantel ist von blauem gewässerten Taffet mit weißem Futter, auf gleiche Art gemacht, wie solchen die Ritter des großen Kreuzes, denen sie sonst in der Kleidung ganz gleich kommen, doch von bessern Zeuge, tragen. Auch ist die linke Seite des Mantels mit einem Kreuze von Sammet, doch nicht über eine Spanne groß, bezeichnet. Ein roth emaillirtes goldenes Kreuz hängt an einer goldenen Hals-Kette bis auf die Brust.

Die unterste Classe dieser Ordens-Leute besteht theils aus Schild- und Waffen-Trägern, welche der Ritter Waffen besorgen, mit ihnen zu Felde ziehen, und zu Pferde Dienste thun; theils aus andern Bedienten, welche die geringsten Kirchen-Dienste verwal-

walten, und noch geringer sind als die vorigen, daher sie weder Degen, Sporen, noch einiges anderes Kriegs-Zeichen tragen, auch nicht unter die adeligen Ritter gerechnet werden. Ihr gewöhnliches Zeichen ist eine blaue seidene Binde, welche von der rechten Achsel ab, über den Leib geht, und auf der linken Hüfte gebunden ist. Das Kreuz, welches daran gemacht ist, berührt die Brust, hat aber weder die obere Lilie, noch die vier bemerkten Buchstaben; Fig. 2915 a). Ausser diesem behalten sie ihren gewöhnlichen Hut und ihre ganze Kleidung. Die Soldaten gebrauchen im Felde, und wenn sie vor den Feind gehen, einen kurzen weißen Reiter-Mantel, woran das Ordens-Kreuz geheftet ist, und nebst diesem einen Helm, Schild, Harnisch, Spieß und Degen, zum Streit gerüstet. Wenn sie die Waffen abgelegt haben, müssen sie alle ein seidenes Kreuz auf dem Mantel, und ein goldenes auf der Brust tragen. Fig. 2915 b).

2. Der burgundische Kreuz-Orden, Ordo crucis Burgundicae, hieß derjenige Orden, welchen Kaiser Carl V, im J. 1535. zum Andenken seines Sieges über den berüchtigten See-Räuber Barbarossa, bey seinem Einzuge zu Tunis in der Barbarey, stiftete, und damit die Tapferkeit seines bey dieser Expedition gewesenen Adels belohnte, weil er damahls einen Wapen-Rock trug, auf welchem das burgundische Kreuz gestickt war. Das Ordens-Zeichen, Fig. 2916 a), war eine goldene Hals-Kette, welche aus viereckigen Gliedern von goldenem Blech, Flammen und Edelsteinen bestand, und woran ein burgundisches Kreuz, nebst einem Feuerzeuge oder so genannten Feuer-Stahle und Steine, mit dazwischen ausspühenden Feuer-Flammen, hing. In der Mitte derselben stand auf einem fliegenden Blatte: BARBARIA, (weil Tunis die Haupt-Stadt des Konigreiches und

der

der so genannten Barbaren ist,) und an diesem Blatte hing das aus zwey kreuzweise über einander gelegten ästigen Balken bestehende burgundische Kreuz, womit auf das Kreuz des Apostels Andreas, als des Schutz-Heiligen von Burgund, gesehen wurde. Und zwar waren diese Balken knorrig oder kolbig, und nicht gezimmert, um deswillen, wie Einige dafür halten, weil die Herzoge von Burgund, als nunmehr zugleich Herzoge von Brabant, Nachfolger vieler großen Helden, Carl's des Großen, Pipin's, und Anderer, deren Geschlecht ehemahls in gutem Flor gestanden hat, seyn. Uebrigens ist das burgundische Andreas-Kreuz grün emaillirt. Auf der Mitte dieses Kreuzes sahe man abermahl Stahl und Feuer-Stein, als das bekannte, von Philipp dem Guten auch bey dem Ordens-Zeichen des goldenen Vliesses angebrachte Emblem, von welcher Zeit an es der burgundischen Familie gar gemein war, als ein Bild, welches Flucht, Schrecken und Niederlage drohet.

3. Der Kreuz-Orden mit dem rothen Sterne, Ordo crucis cum rubra stella ist ein Ritter-Orden, dessen Ursprung in die Zeiten der übrigen, zur Vertheidigung und Verpflegung der zum h. Grabe wallenden Pilgrime errichteten Ritter-Orden zu setzen ist. Als die Ritter Palästina zu verlassen gezwungen waren, wandte sich dieser Orden, welchen man daselbst den Bethlehemiter-Orden genannt hatte, nach Aquitanien, und von da, um das J. 1217, nach Böheim, Mähren, Schlesien und Polen, wo er die Regel des heil. Augustin's annahm, und von dem Papste Gregor IX., Innocentius IV., Alexander IV., Benedict XII, und Innocentius XII., Bestätigungen erhielt. Anfangs führte dieser Orden, gleich vielen andern, ein rothes achtspitziges Kreuz; erst in Böheim setzte er, zu mehrerer Unterscheidung von andern Kreuz-

Trä-

Trägern, unter das rothe Kreuz auch einen rothen Stern mit 6 Strahlen; Fig. 2917. Dieser geistliche Ritter-Orden ist unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterworfen. Das Oberhaupt, oder der Groß-Meister und General desselben, hat seinen Sitz zu Prag, und ein anderer Groß-Meister desselben, welcher zugleich Visitator in Polen ist, und zu dieser Würde, mit Einwilligung des ordentlichen Groß-Meisters zu Prag, durch eine kanonische Wahl erhoben wird, residirt zu Breslau. Die Ceremonien-Kleidung des General-Groß-Meisters besteht in einem langen, rothen, mit Hermelin gefütterten Talar, mit langen Aermeln, worüber ein roth sammtenes Wehr-Gehenk mit dem Schwerte gegürtet ist, und eine reiche Binde (Schärpe) mit langen goldenen Spitzen hängt. Ueber diesen Talar trägt er einen schwarz seidenen Mantel mit einem langen Schweife. Auf der linken Seite des Mantels ist ein großes rothes Kreuz, und unter dem Kreuze ein rother sechseckiger Stern, zu sehen. Auf der Brust trägt er ein dergleichen mit rothen Steinen versetztes Ordens-Zeichen; auf dem Haupte einen Galerum oder Hut von weißem Atlaß, mit einer dicken goldenen Schnur und einem Knopfe von Edelsteinen, an den Händen aber weiße Hand-Schuhe, und an den Beinen Stiefel und Sporen. Sonst ist seine ordentliche Kleidung ein langes schwarzes Kleid mit einem goldenen Kreuze und Sterne auf der Brust, und darüber ein schwarzer Mantel mit dem großen rothen Ordens-Zeichen. Die andern Ordens-Glieder tragen gleichfalls ein schwarzes Kleid, und auf der linken Brust ein rothes Kreuz mit dem Sterne, von rothem Atlaß, ingleichem einen schwarzen Mantel, doch ohne Ordens-Zeichen.

Analekten zur Geschichte des Militärkreuzordens mit dem rothen Sterne. Von F. J. Ritter von Bienenberg. Prag und Wien, 1787, gr. 8. 8 und ein viert. Bogen.

Zu den Kreuz-Orden, kann man, gewisser Maßen, auch die oben, S. 145, fgg. beschriebenen Orden der Kreuz-Träger und Kreuz-Trägerinnen rechnen.

Kreuz-Pfanne, in den Salzwerken, eine Pfanne, welche aus den Blechen alter Pfannen gemacht wird.

Kreuz-Pfennig, eine Art alter, mit einem Kreuze bezeichneter Pfennige, welche zuerst 1022 im Würzburgischen geschlagen wurden, und von dem gemeinen Volke noch jezt zu allerley Aberglauben gebraucht werden. Siehe Pfennig.

Kreuz-Pflanze, siehe Kreuz-Kraut, oben, S. 213, fgg.

Kreuz-Possekel, ein Hammer der Grob-Schmiede; s. im XXI Th. S. 331.

Kreuz-Predigt, in den mittlern Zeiten, eine Predigt der Geistlichen, wodurch die Christen zu Unternehmung der Feld-Züge gegen die Saracenen, welche das gelobte Land inne hatten, oder auch gegen andere Ungläubige, sollten beredet und aufgemuntert werden. Diese Predigten hatten ihren Nahmen daher, weil diejenigen, auf welche sie Eindruck gemacht hatten, sich am Ende derselben mit dem Kreuze zeichnen liessen. Siehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Probe, siehe Kreuz-Gericht, oben, S. 175, f.

Kreuz-Punct, in der Mathematik, derjenige Punct, wo zwey Linien einander durchschneiden.

Kreuz-Qualle, Meduſa cruciata *Linn.*; s. Meduse.

Kreuz-Raute, ein Nahme der gewöhnlichen Garten-Raute, Ruta graueolens *Linn.*; siehe Raute.

Kreuz-Riemen, an den Pferde-Geschirren, Riemen, welche über das Kreuz an die Pferde-Geschirre geschnallet werden; siehe Pferde-Geschirr.

Kreuz-

Kreuz-Ritter, siehe Kreuz-Herr, oben, S. 176, und Kreuz-Orden, S. 244, fgg.

Kreuz-Ruthe, bey den Feld-Messern, eine Quadrat-Ruthe, d. i. eine Fläche, welche eine Ruthe lang, und eine Ruthe breit ist, und zur Bestimmung der Größe anderer Flächen dient; die Schacht-Ruthe. Ein solcher Schuh wird ein Kreuz-Schuh, und ein solcher Zoll ein Kreuz-Zoll genannt.

Kreuz-Salbey, ein Nahme der kleinen edeln Salbey mit schmahlen Blättern, welche unten am Stiele zwey kleine Anhänge haben, welche mit demselben ein kleines Kreuz vorstellen; Salvia officinalis *Linn.* Siehe Salbey.

Kreuz-Scepter, siehe oben, S. 77, und Scepter.

Kreuz-Schale, Venus decussata *Linn.*, eine Art von Venus-Muscheln, deren Schale mit Kreuz-Strichen besetzt ist. Der inwendige Theil ist weiß und saffranfarbig gefleckt. Sie kommt aus Ost-Indien.

Kreuz-Schenkel, über das Kreuz gehende Schenkel.

Bey den Uhrmachern, sind es die schmahlen Schenkel, welche durch die durchbrochenen Flächen der gegossenen Uhr-Räder entstehen. Siehe Uhr.

Kreuz-Schlag, Schläge über das Kreuz.

Bey den Hut-Machern, ist der Kreuz-Schlag, oder das Kreuzschlagen, (ins Kreuz schlagen, Fr. décroiser,) das Walken der Hut-Filze über das Kreuz. Siehe im XXVII Th. S. 100.

Kreuz-Schlage, Kreuz-Schläger, bey den Schlössern, ein großer Hammer, welcher mit beyden Händen geführt wird, und daher also genannt worden ist, weil er bey dem Ausdehnen eines Eisens bald in die Länge, bald in die Breite, und also über das Kreuz schlägt.

Kreuz-Schmid, eine Art der Messer-Schmiede; s. in M.

Kreuz-Schnabel, siehe Kreuz-Vogel.

Kreuz-Schock, eine ehedem in Meissen übliche Art, das Geld zu zählen und zu berechnen; ein Schock Kreuz-Groschen, d. i. 60 alter, mit einem Kreuze bezeichneter Groschen, welche gerade eine Mark machten.

Kreuz-Schraffierung, siehe Schraffieren.

Kreuz-Schraube, die lange Schraube eines Gewehres oder einer Flinte, die durch den Schwanz der Schwanz-Schraube, und zugleich durch den Schaft geht, und den Lauf mit der Schwanz-Schraube im Schafte befestigt.

Kreuz-Schuß, s. im XXIII Th. S. 670.

Kreuz-Schwelle, siehe Schwelle.

Kreuz-Segel, auf den Schiffen, das an der Kreuz-Stange befindliche Segel; siehe Segel.

Kreuz-Seite, auf Münzen; s. oben, S. 71.

Kreuz-Soldat, siehe Kreuz-Zug.

Kreuz-Spillen, nennt man die zwey Stäbchen, welche kreuzweise in die Mitte eines Bienen-Korbes gesteckt werden, die Wachs-Tafeln zu halten.

Kreuz-Spinne, eine Art großer Spinnen, welche ein weißes Kreuz auf dem Rücken haben; im gem. Leben auch Kreuz-Ranker. Siehe Spinne.

Kreuz-Stab, Fr. Baton de croisure, bey den Tapeten-Wirkern, runde Stäbe, womit die Ketten-Fäden einer hochschäftigen Hautelisse-Tapeten-Kette durchkreuzet werden, um zwischen ihnen den Einschlag-Faden durchstecken zu können. Siehe Tapete.

Kreuz-Stange, auf Schiffen, die Stange auf dem hintern oder Besan-Maste, an welcher sich das Kreuz-Segel befindet; bey den Schiffern, die Kreuz-Stenge; Perroquet d'artimon, Perroquet de fougue. Siehe Mast-Baum.

Kreuz-Steg, bey den Buch-Druckern, die, die Columnen einer Form von einander absondernden hölzernen Lineale (Stege), welche den Mittel-Steg in seiner Mitte durchkreuzen, oder welche quer durch die Form gehen. Siehe im XIV Th. S. 476.

Kreuz-Stein, Gr. und Lat. Staurolithus, Lapis crucifer s. cruciformis, Fr. Pierre de croix, eine Art Steine, welche zu den Natur-Spielen gehören, und das Bild eines Kreuzes haben. Es sind mehrentheils schwarze oder graue Kiesel, mit einem, mehr oder weniger, regulären Kreuze, welches gemeiniglich aus Feld-Spath besteht, und breiter oder schmähler ist. Siehe im XXXVII Th. S. 473.

Eine gewisse Art der Kreuz-Steine, die man in Bretagne in Frankreich, wie auch um Compostela in Spanien, findet, wird in Frankreich Macle (*), genannt. Von dem bretagnischen, sagt Romare (2); Elle ressemble parfaitement aux armes de Rohan qui sont aussi des macles; on soupçonne que les pierres de mâcle sont des pyrites spatheuses d'étain. Elles ressemblent encore à ces pierres en croix que les Pélerins nous apportent de St. Jaques de Compostelle en Espagne. Derer in Spanien, gedenkt Cortubia (3);

(*) Die Kreuz-Steine werden schon von *Roch le Baillif*, der im Jöcherschen Gelehrten-Lexikon *Riviere* genannt wird, in seinem 1577, unter dem Titel: Antiq ité de Bretagne gedruckten Buche, Macles genannt. Und *Jean Cecile Frey*, welcher 1631 starb, schreibt: In Britannia Gallica non longe a civitate, quae iam dicitur Quimpercorentin, lapis crucifer reperitur frequens. S. Les anciens Minéralogistes du royaume de France, par M. *Gobet*, (à Paris, 1779, 8.) S. 311.

Mémoire sur les Mâcles, par Mr le Président *de Robien*.

Macle heißt sonst Seilwerk, welches sich durchkreuzet; folglich könnte ein jeder Kreuz-Stein diesen Nahmen führen.

(2) Dictionn. d'histoire naturelle, To. VI. p. 462.

(3) In seiner Vorbereitung zur Naturgesch. von Spanien, nach der Uebersetz. des Hrn. v Murr. Halle, 1773, 4.) S. 91, deren auch einer S. 118 abgebildet ist.

die Gallicier verfertigen artige Rosen-Kränze daraus; das schwarze Kreuz ist auf aschgrauem Grunde, dennoch sollen sie kiesartig seyn. De Morveau (4) hält die Kreuz-Steine als Andeutungen auf Zinn, und als zinnhaltig.

Hr. Superint. Schröter (5) besitzt, aus Nieder-Bretagne, einen grauen kieselartigen, mit Feld-Spath gemischten Würfel, auf dessen Oberfläche, die ganz Feld-Spath ist, ein graues reguläres Kreuz liegt, welches nicht stärker, als ein feines Haar, ist.

Diese Steine werden, dieser Bildung wegen, Kreuz Steine genannt, und kommen unter den Kieseln zuweilen vor. Man hielt in den vorigen Zeiten auf diese Steine überaus viel, und es ist ihnen so gar die Ehre der Abbildung wiederfahren.

Ein Beyspiel davon findet man in Lochner's Museo Besleriano, Tab. 38, unten, mit der Beyschrift: Lapis lydius, in quo crux alba. Da Lochner zugleich die Gedanken einiger Alten über diese Steine anführt, so will ich Dessen Beschreibung, S. 106, mittheilen. Lapis lydius, in quo Crux alba. Staurolithus siue crucifer lapis, a crucigeris lapidibus, qui viginti milliaribus a Fano diui Jacobi Compostellae dicto eruuntur, & ab Ambrosino in Museo Metall. Aldrouandi describuntur, multum distans, cum enim 1. omnes hi lapides per transuersum secti, figuram cordis ostendant, 2. lapides molles sint; noster hic Staurolithos e genere lydiorum (6), duritiei extremae est, cui crux tantum in superficie impressa, coloris albicantis in lapide nigro.

Quoad

(4) Anfangsgründe der theoret. und pract. Chemie, nach den neuern Entdeckungen in eine neue Ordnung gebracht von den H. de Morveau, Maret und Durande, aus dem Franz. übers. von C. E. Weigel. 1 B. (Lpz. 1779, 8.) S. 95.

(5) S. Dessen litholog. Real- und Verbal-Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, 8.) S. 311.

(6) Unten sagt Lochner, es sey ein Kiesel. Die Alten nannten alle schwarze Steine, auf denen man Gold oder Silber streichen kann, Probier-Steine.

Quoad duritiem melius conueniret cum silice Staurophoro, ab eodem Ambrosin. Mus. Metall. Aldrovand. p. 735, n. 2, descripto. An illis lapidibus noster hic similis? qui in regno Chilensi in exiguo flumine, Flamgvete ab incolis dicto, prope oppidum de Petegvelea inueniuntur, signo crucis signati. Figura equidem irregularis est, sed vbi crux visitur oualis, formatur ea per intersectionem rectangularem diametri maioris & minoris, atque sanguinis instar rubet.

Dieser beschriebene Kreuz-Stein hatte also ein röthliches Kreuz.

Entdeckung einer dem Kreuzsteine wesentlichen Entstehungsart der Kreuzfigur. An Se Exc. Freyherrn von Heinitz. Mit einer ausgemahlten Kupfertafel. Hamb. (1780) gr. 4. 6 Bog.

Dieses ist also die eigentliche und gewöhnliche Bedeutung dieses Wortes. Von uneigentlichen Bedeutungen desselben, merke ich Folgendes an. Kundmann (7) beschreibt einen Stein unter dem Nahmen Lapis crucifer siue Jaspis, Kreuz-Jaspiß, auf welchem Zeichnungen von Kreuzen sind; s. Th. XXIX. S. 224, und 234; Hr. Prof. Gmelin aber bemerkt, daß dieser Stein mehr unter die Speck-Steine oder unter die Porphyre, als unter die Jaspiße, gehöre. Cronsted (8) beschreibt unter seinem krystallisirten Schörl, Basaltes crystallisatus, Schörl-Krystallen, auch röthlichbraune, die zu Sörwick in Gränge, und Glantshammer in Nerike, gefunden werden, und sagt: „Von dieser Farbe ist der Basler Taufstein. Er besteht aus zwey sechseckigen Schörl-Krystallen, die „über einander quer hindurch gehen. Daher gleicht „er einem Kreuze, und wird deswegen von den Katholiken getragen, und lateinisch Lapis crucifer, der kreuztragende Stein, genennet."

(7) S. Gmelin Linnäisches Natursystem, Th. 1, S. 593.

(8) Versuch einer neuen Mineral. Neue Ausg. S. 90, §. 75.

Kreuz-Stenge, siehe Kreuz-Stange.

Kreuz-Stich. 1. Bey den Nähterinnen, ein Stich, welcher kreuzweise über einen andern geführt wird, und die Art mit solchen Stichen zu nähen; die Kreuz-Naht. Siehe Nähen.

2. Bey den Stuhl-Machern, die zweyte Leitung der Rohr-Fäden, wenn solche nähmlich in die Fäden des Aufzuges geschlungen und verflochten werden. Sie führen diesen Nahmen deswegen, weil sie die gerade liegenden Aufzug-Fäden durchkreuzen. Siehe Stuhl.

Kreuz-Stock. 1. In der Bau-Kunst, die steinerne Einfassung einer Fenster-Oeffnung, weil sie die Stelle des holzernen Fenster-Kreuzes oder Rahmens vertritt.

2. Bey den Klempnern, ein Amboß, Sachen von Messing- oder Eisen-Blech darauf umzuschlagen; s. im XI. Th. S. 351.

Kreuz-Strasse, siehe Kreuz-Gasse.

Kreuz-Tag, siehe Kreuz-Woche.

Kreuz-Thaler, ein Nahme derjenigen Thaler, welche das Gepräge eines Kreuzes haben.

Ein solcher ist diejenige niederländische Silber-Münze, die von ihrem Urheber Albrecht, oder Albert, Erz-Herzoge von Oestreich, und Herrn der spanischen Niederlande (*), der sie 1618. hat ausprägen lassen, den Nahmen Albertiner, Alberts- oder Albertus-Thaler führt, und, von dem auf der Bild-Seite darauf geprägten burgundischen oder Andreas-Kreuze, mit dem goldenen Vließe, auch burgunder Thaler, und

(*) Der Erz-Herzog Albrecht, war K. Maximilian's II. fünfter Sohn. König Philipp II. in Spanien, hatte ihm, im J. 1598. die Niederlande und Grafschaft Burgund, bey der Vermählung seiner Tochter Clara Eugenia, zur Mitgabe, aus einer großen, wiewohl fruchtlosen, Stats-Absicht abgetreten.

und Kreuz-Thaler, L. Vncialis belgicus, Fr. Ecu d'Hollande, genannt wird, wiewohl ihr dieser Nahme nicht allein zukommt, denn es hat auch Dessen Schwieger-Vater, K. Philipp II. in Spanien, vorher in den J. 1567, 68, 69, 84, 90 ꝛc. seine in den Niederlanden geschlagene Thaler auf gleiche Weise bezeichnen lassen. Es gibt aber noch eine andere Gattung der Kreuz-Thaler dieses Königes daselbst, die eine Bild-Seite haben, und auf der Gegen-Seite ist, nach der heraldischen Anweisung, das Wapen auf das Andreas-Kreuz gelegt.

Der Albertus- oder Kreuz-Thaler ist nach dem burgundischen Fuße gemünzet, und gilt daher insgemein nur 30 Ggr. sächsischer Münze (*); wiewohl er in Polen und andern Orten, den Species-Thalern gleich, und also 32 Ggr., oder 2 Gulden gilt. Man hat davon nicht nur ganze, sondern auch halbe und Viertel-Stücke. Die ganzen halten 10 Pf. fein, und gehen, nach dem in den spanischen Niederlanden üblichen tyrolischen Gewichte, deren auf die rauhe Mark $8\frac{2}{3}\frac{4}{7}$, oder meist $8\frac{2}{3}$ Stück, und auf die feine Mark $10\frac{1}{3}\frac{4}{7}$ St., welches nach cölnischem Gewichte $8\frac{8}{3}\frac{}{7}$ St. und respective $9\frac{1}{1}\frac{2}{8}\frac{9}{5}$ Stück beträgt. Sie sind auf 48 Stüber gesetzt, daher werden sie in der Bank zu Amsterdam mit einem Rabatt von 4 pro Cent angenommen.

In Holland werden diese Thaler noch heut zu Tage ausgemünzt, und gelten daselbst 50 Stüber, oder $2\frac{1}{2}$ Gulden. Nach der zu Regensburg damit gemachten Probe, gehen davon $8\frac{1}{3}\frac{3}{8}\frac{5}{3}$ Stück auf die rauhe cölnische Mark, und in der Feine halten sie 13 Loth 15

(*) Churf. brandenb. Patent, daß die zu münzen angefangene so genannte Creutz- oder Albertus-Thaler zu 30 gute Groschen das Stück angenommen und ausgegeben werden sollen, v. 11 Sept. 1695, ſt. in Mylius Corp. Const. March. 4 Th. 1 Abth. No. 88, Col. 1327, f.

Grän Silber. Daher ist die feine cölnische Mark Silber in den Alberts-Thalern auf $9\frac{200}{312}\frac{72}{9}$ Stück ausgebracht worden. Wenn nun die cölnische Mark aus 4864 Asen besteht, so hält ein jedes Stück von Alberts-Thaler $580\frac{1}{3}$ Asen im Schrot, d. i. in seinem ganzen Gewichte, und $502\frac{57}{80}$ Asen im Korn, oder im feinen Silber-Gehalte. Nach dem Richt-Pfennig, der in den deutschen Münz-Städten zur Bestimmung des Gewichtes in Schrot und Korn der Münzen gebraucht, und in 65536 gleiche Theilchen auf die cölnische Mark eingetheilt wird, hat 1 Stück Alberts-Thaler $7825\frac{4}{9}\frac{9}{5}$ solcher Richtpfennig-Theilchen im Schrot, und $6765\frac{107}{243}\frac{37}{20}$ solcher Theilchen an feinem Silber, oder im Korn. Da man aber die Feine des Silbers, und der silbernen Münz-Sorten, in der Münz-Wissenschaft gewöhnlich nach Gränen rechnet, von welchen 288 auf eine Mark gehen, so muß man auch von dieser Seite den Werth des Alberts-Thalers genau kennen. Es gingen, wie oben bemerkt worden ist, $8\frac{13}{36}\frac{6}{3}$ Stück auf die rauhe Mark, und hielten in der Feine 13 Loth 15 Grän, oder 249 Grän. Dies macht auf das Stück $29\frac{222}{312}\frac{72}{0}$ Grän an feinem Silber, welches Resultat sich gleichfalls zeigt, wenn man durch die $9\frac{200}{312}\frac{67}{9}$ Stück, die auf die feine Mark ausgemünzet werden, den Gehalt der feinen Mark, oder die Summe von 288 Grän, dividiret. Wie sich nun der Alberts-Thaler zu unserm deutschen Conventions-Thaler in seinem wahren innern Werthe verhält, dies läßet sich durch die Vergleichung von beyden ganz bestimmt erkennen. Der Conventions-Thaler hält in seinem Silber ganz genau $28\frac{4}{9}$ Grän, wenn er nähmlich gesetzmäßig ausgemünzet worden ist; der Alberts-Thaler aber $29\frac{222}{312}\frac{72}{0}$ Grän, welches $\frac{28}{312}\frac{35}{0}$ Grän mehr beträgt.

Der Gebrauch der Alberts- oder Kreuz-Thaler ist für die großen Commerzien in Europa, besonders für Holland, von der größten Beträchtlichkeit, und

höchst

höchst bemerkenswürdig. In Rußland und Liefland, Kurland und Preussen, sind diese Thaler zum Maß-Stock der Waren angenommen; so gar müssen die russischen Zölle auf der Ost-See in dieser Münz-Sorte abgetragen werden; auch sind sie in der Türkey nebst den Löwen-Thalern das beste Geld. Wenn man nun bedenkt, welch eine erstaunliche Quantität von Juchten, Pott-Asche, Rhabarber, Hanf, Talg, Eisen, und andere Waren mehr, alle Jahr aus Rußland in die übrigen europäischen Staten gehen, so wird man sich nicht verwundern, daß zu Führung des russischen Handels, und zu Saldirung der russischen Waren, eine sehr große Summe an Alberts-Thalern gesucht und verwendet werden müsse. Daher müssen alle europäische Nationen, um solche Thaler zu bekommen, die Holländer angehen, und ihnen für diese Münz-Sorten nicht nur das Münzer-Lohn, sondern auch noch, wegen der starken Nachfrage nach diesem Gelde, ein beträchtliches Geld- und Wechsel-Agio bezahlen, welches den holländischen Commerzien und Handels-Leuten zum großten Vortheil gereicht.

Im J. 1767 ließ der verstorbene König von Preussen, Friedrich II. zweyerley von dem preußischen Courent-Fuße abweichende Thaler prägen, davon der eine der Alberts- oder Kreuz-Thaler, welcher zum Behuf des Handels nach der Ost-See dienen sollte, nach dem burgundischen Fuße, der andere aber, der levantische Compagnie-Thaler, welcher zum Behuf der damahligen levantischen Compagnie und ihrem Handel nach Smirna, geschlagen war, nach dem Conventions-Fuße ausgemünzet ist. Beyde Thaler sind rar, und befinden sich jezt bloß noch in den Kabineten der Münz-Sammler. Von den Alberts- und Kreuz-Thalern, deren Gepräge in Fig. 2918 vorgestellt ist, sollten $8\frac{1}{4}$ Stück auf die rauhe cölnische Mark von 13 Loth 16 Grän fein, folglich $9\frac{6}{12}\frac{3}{5}$ Stück circa $9\frac{1}{2}$ Stück, auf

die feine cölnische Mark gehen; hiernach würde also das Stück höchstens 7944 Richtpfennig-Theile äusserliches Gewicht haben müssen; der kön. preuß. Haupt-Banco-Buchhalter, Hr. Gerhardt (*) aber, hat solches 7980 Richtpfennig-Theile schwer, also 36 Theile schwerer, befunden. Ihr Werth beträgt in Conventions-Courent 1 Rthlr. 9 Gr. 8 Pf., und in preuß. Courent 1 Rthlr. 11 Gr. 4 Pf.

Siehe auch Gülden-Thaler, im XX Th. S. 312.

Kreuz-Träger. 1. In der römischen Kirche, ein bischöflicher oder erzbischöflicher Kapellan, oder anderer Geistlicher, der diesen Prälaten bey feyerlichen Umgängen, und andern Gelegenheiten, das Kreuz vorträgt; s. oben, S. 52.

2. Die Benennung gewisser Orden. Von den Orden der Kreuz-Träger und Kreuz-Trägerinnen, s. oben, S. 145, fgg.

3. In der biblischen Schreib-Art, diejenigen, die durch Leiden und Trübsale geübt werden; s. oben, S. 16, f.

4. In der Jägerey, nennt man Kreuz-Träger, diejenigen Füchse, welche von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen schwarzen Strich haben, welcher von einem andern über die Schulter an die zwey Vorder-Füße durchkreuzt wird; Kreuz-Fuchs. Siehe oben, S. 172.

5. Eine Benennung verschiedener Insecten, als: der Cassida cruciata, der Cicada cruciata, und des Curculio crucifer *Linn.*

Kreuz-Trift, s. im XXVII Th. S. 233.

Kreuz-Tritt, siehe Kreuz-Fahrt, oben, S. 171.

Kreuz-

(*) S. Dessen Handbuch der deutschen Münz-, Maaß-, und Gewichtskunde, (Berl. 1788, gr. 8.) S. 63.

Kreuz-Verrenkung und Zerbrechung, bey Pferden; s. oben, S. 6, fgg.

Kreuz-Verzimmerung, heißt, im Bergbau, bey den Schächten, eine Verzimmerung und Verbindung der Wände desselben, da man Bühn-Löcher in das Hangende und Liegende hauet, und die Stämpel kreuzweise, oder eines um das andere, gegen das Hangende und Liegende mit Anpfählen legt. Sie ist nöthig, wenn das Liegende eines Schachtes nicht fest genug ist.

Kreuz-Vogel, Kreuz-Schnabel, Krumm-Schnabel, ein Vogel, welcher zu der Classe der Dick-Schnäbel (Dick-Schnäbeler), d. i. derjenigen Vögel, welche die dicksten und stärksten Schnäbel zum Zerbeißen der Kerne und anderer steinigen Samen haben, gehört, und dessen Schnabel bey der Spitze gleichsam kreuzweise getheilt ist, indem der untere Schnabel sich auf der einen Seite in die Höhe, der obere aber auf der andern Seite niederwärts krümmet. Weil er sich auf den Tannen aufhält, den Samen aus den Zapfen klaubt, und diese dabey, wie ein Papagey mit den Füßen hält, wird er auch **Tannen-Papagey, Tannen-Vogel, Zapfen-Beißer**, und **Zapfen-Näger**, genannt; im gem. Leben vieler Gegenden auch **Grienitz, Grinitz, Grönitz, Grünitz, Krinitz, Krünitz**, weil er zu gewissen Zeiten einen grünen oder grüngelblichen Kopf und Rücken hat; Loxia *Gesn. Aldrov.* Curviroſtra *Schwenkf.* Coniroſor *Raj.* Avis crucifera, s. cruciata; Coccothrauſtes curuiroſtra *Klein.* Loxia verticolor, remigibus rectricibusque 12 fuscis, oris exterioribus viridi-oliuaceis *Briſſ.* Loxia curuiroſtra, roſtro forficato *Linn.*; Fr. Bec croisé; Engl. Croſs-bill, Croſs-beak; Poln. Krzywonos, Schwed. **Korsnäbbar, Korsnaef, Kiaegelrifvare**; Ruſſ. Selenoi-Kleſt. Nach Briſſon ist er $6\frac{3}{4}$ Z. lang; der Schnabel beträgt 8 Lin.; der Schwanz, $2\frac{1}{4}$ Zoll; die mittlere Zehe, 10 Lin.; die Flügel-Breite $10\frac{2}{3}$ Z.;

und

und die Flügel reichen, zusammen geschlagen, etwas über den halben Schwanz. Eigentlich gibt es in Ansehung der Größe, zweyerley, davon die größten am Leibe stärker, als eine Winter-Drossel, die kleinen aber, wenn man die Federn wegthut, nicht viel grösser, als ein Haus-Sperling, sind. Dieses Unterschiedes wird weiter unten noch besonders Erwähnung geschehen.

Der Kreuz-Vogel hat mit dem im XXXIX Th. S. 191, fgg. beschriebenen Kern-Beißer oder Kirsch-Finken, Loxia Coccothraustes *Linn.* einerley Gestalt, Natur-Triebe und Begierden; nur im Schnabel sind sie unterschieden. Der Schnabel des Kreuz-Vogels, welcher dunkelbräunlich ist, im Vogel-Hause aber mehr und mehr blaß und grün wird, ist doppelt gekrümmt, und legt sich vorn mit den Spitzen über einander, und zwar bey einigen so, daß der obere Schnabel auf die rechte, und der untere auf die linke Seite; bey andern aber so, daß der obere Schnabel auf die linke, der untere aber auf die rechte Seite steht, welches Anlaß gegeben hat, daß Einige die ersten für Männchen, und die andern für Weibchen halten wollen; auch vorgeben, die ersten, wo nähmlich der obere Schnabel die rechte Seite behält, seyn zur Arzeney für die fallende Sucht besser, wenn man täglich austrinkt, was der Vogel in seinem Wasser-Trögelein übrig lässet. Es ist aber ein bloßer Irrthum, indem bekannt ist, wenn sie zu Anfange des Decembers parweise fliegen und gefangen werden, daß ein rechtes Männchen, wie man sie zu nennen pflegt, mit einem linken Weibchen, und ein linkes Männchen mit einem rechten Weibchen sich gattet. Wegen der Aehnlichkeit des unterwärts gekrümmten Ober-Schnabels mit dem Papagey, nennen ihn Einige den deutschen Papagey. Hr. Graf v. Büffon hält den Bau des Schnabels für einen Fehler oder Irrthum der Natur;

der

der Schnabel hätte, nach seiner Meinung, billig gerade seyn sollen; wie aber nichts ohne Nutzen ist, sagt er, so dient er nur dem Vogel dazu, um die Schuppen der Tannen-Zapfen aufzubrechen, und die unter denselben verborgen liegenden Samen, sehr geschickt heraus zu klauben, und sich desselben auch noch bey dem Klettern zu bedienen. Allein, man findet keinen Kreuz-Vogel ohne solchen gebogenen Schnabel, und es ist derselbe kein Fehler, sondern bey dieser Art Vögel würde ein gerader Schnabel eine Abweichung von der Natur seyn. Es wird ein Fehler, wenn er im Käfiche übermäßig anwächst, wie solches auch wohl bey den geradeschnabeligen Canarien-Vögeln und Stieglitzen geschieht, die so gar an dieser Krankheit sterben. Im Käfiche werden die Spitzen der Schnäbel bisweilen ausserordentlich lang, oder fallen auch gar ab.

Der Kopf des Vogels ist breit und stark, auch seine Kinnladen sind stark, der Hals ist kurz, die Brust breit, und die Füße sind kurz; der Schwanz ist mittelmäßig, doch gegen andere Vögel ebenfalls mehr kurz, als lang, zu nennen.

Die Männchen sind von verschiedener Farbe. Es gibt rothe mit schwärzlichen Flügeln und Schwanze; man findet auch grüngelbe mit schwärzlichen Flügeln und Schwanze, und gelbe mit Roth durchmengt. Indessen weiß man nicht, ob diese Verschiedenheit etwa nur vom Mausen (Maustern) herkomme; denn der Vogel ändert die Farbe wohl drey Mahl des Jahrs (*), und es könnte daher immer einerley und dieselbe

(*) Nach Hrn. Prof. Grillo Bemerkung, (im 22 St. des Naturforschers, Halle, 1787, gr. 8. S. 142,) ändert er seine Farbe nicht jährlich. Er meldet: „Ich bekam den Kreuz-„Vogel roth, und nach einem halben Jahre wurde er „grüngelb, und so ist er bis jezt in das 5te Jahr geblieben. „Es ist also falsch, daß er jährlich ändre, es müßte dann in „seinem wilden Zustande anders seyn.“

dieselbe Art des nähmlichen Vogels seyn. In den pyrenäischen Gebirgen hat man zweyerley Arten bemerken wollen; eine schwärzliche mit purpurfarbener Brust und Bauche, und eine röthlich schwärzliche mit scharlachfarbenem Kopfe und Nacken (*). Die gewöhnlichen Farben sind orange- oder citrongelb. Nach der ersten Mause sollen die Männchen allezeit roth seyn, und nach der zweyten erst die pomeranzen- oder citrongelbe Farbe bekommen. Die Weibchen sind durchaus grau, mit etwas Grün vermengt. Die schwärzlichen Flügel geben dem Vogel eine schöne Zierde, und die kurzen Deck-Federn der Flügel fallen röthlich und grünlich mit Schwarz vermischt, wie die Haupt-Farbe des Leibes.

Hr. Pehr G. Tengmalm meldet, in seinen auf Almare-Stäk in Upland gemachten ornithologischen Bemerkungen (**):

„Tallbitar (Loxia enucleator) und Kreuzschnäbel (Korsnäbbar, Loxia curuirostra) kommen manche Jahre in großer Menge, in andern zeigt sich nicht ein einziger. So fand sich 1779 im Herbste, und fast den ganzen Winter durch, hier eine unglaubliche Menge der leztern, aber gar keiner der ersten. Das folgende Jahr 1780, fanden sich die lezten in gleich großer Anzahl ein, die ersten waren verschwunden. In 1781 zeigte sich kein einziger von beyden Arten. Merkwürdig ist, daß von der Menge Kreuz-Schnäbel, die sich 1779 im Herbste zeigten, sehr wenig roth waren, die meisten grüngrau. Ich hatte damahls, wie mehrmahl seitdem, Gelegenheit, mich von der Wahrheit dessen zu versichern, was Edward angibt, daß die rothen Hähne und die grauen Sieen sind, denn die Geburts-Theile beyder Geschlechter sind sehr deutlich. Frisch glaubt, nur die ältern Hähne wären roth, welches doch schwer-

(*) Loxia pyrenaica, ex subrufo nigricans, cervice & capite coccineis, *Barrere.* Le bec croisé rougeatre *Briss*

(**) Im 4' B. der übers. Neuen Abhandl. der kön. schwed. Acad. der Wiss. für das Jahr 1783, (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 49.

schwerlich zu zugeben ist; denn 1. scheint es den allgemeinen Natur-Gesetzen zuwider, nach welchen man gefunden hat, daß eines Vogels Farben desto matter werden, je älter er wird; man hat Vögel gesehen, die im Alter grau, ja ganz weiß wurden. 2. Stimmt das nicht mit der Erfahrung überein, man hat nie einen Hahn grau gefunden. Eben so ungegründet ist derer Meinung, die glauben, die Farben ändern sich nach den Jahrszeiten; ich habe rothe und graue, im Herbste, Winter und Frühjahre gefunden."

Der Kreuz-Vogel scheint in Deutschland nicht ordentlich sich aufzuhalten, sondern nur zuweilen unsere Gegenden zu besuchen, wenn viele Fichten- und Tann-Zapfen wachsen; deshalb wohnt er auch meistens in Fichten- und Föhren-Wäldern, wo er von dem Samen dieser Bäume lebt. Findet man diese Samen nicht in genugsamer Menge, so frißt er das Gesäme von Disteln. Er ist demnach zwar kein Zug-Vogel, er wandert aber, jedoch zu unbestimmten Zeiten, scharenweise herum. Da er sich in kalten Ländern aufhält, so glaubt Hr. v. Büffon, daß er sich, zu Folge der Bemerkung, daß alle Thiere, welche die Kälte nicht scheuen, sowohl der alten als neuen Welt gemein sind, auch in Nord-Amerika finden müßte; allein, diese Muthmaßung ist bis jezt noch durch keine Beobachtungen bestätigt worden.

Nach Hrn. Diac. Goeze (*) Bemerkung, sind die Kreuz-Vögel, so wie die Seidenschwänze, Vorbothen eines kalten Winters, wenn sie in solcher Menge unsere Harz-Wälder besuchen, daß sie in den umliegenden Städten zu Markte gebracht werden. Dieses geschahe z. B. vor dem frühen und kalten Winter $\frac{1}{1}\frac{7}{7}\frac{8}{8}\frac{8}{0}$. Vor dem kalten Winter $\frac{1}{1}\frac{7}{7}\frac{7}{7}\frac{5}{6}$ liessen sie sich ebenfalls sehr häufig sehen.

Eben

(*) Natur, Menschenleben und Vorsehung, für allerley Leser, von J. A. E. Goeze, 1 B. (Lpz. 1789, 8.) S. 614.

Eben dieses bestätigt auch Hr. D. Kühn, in Eisenach, in seinen Beyträgen zur Geschichte der Vögel (*), die er 1784 geschrieben hat, als wir den ebenfalls strengen Winter $\frac{1}{1}\frac{7}{7}\frac{8}{8}\frac{3}{4}$ gehabt hatten.

„So häufig im vergangenen Herbst die Seidenschwänze (Ampelis L.) in unsere Hecken und Wälder um Eisenach einfielen, daß sie von den Bauern korbweise zu Markte gebracht wurden: eben so stark und ungewöhnlich war die Menge der Kreuzschnäbel, die gleich nach Johannis des verwichenen Sommers in den Gärten und Wäldern zugweise sich einfanden. Sowohl die eine, als die andere Gattung dieser Vögel ist von jeher sehr rar bey uns gewesen; ungeachtet die gemeine Sage ist: sie kämen alle 7 Jahr zu uns, so weiß ich gewiß, daß sich seit 20 Jahren keine Züge davon hier haben sehen lassen, und man mußte einen solchen Vogel mit 6 bis 8 Gr. den Leuten bezahlen, die sie manchmahl vom Harz, oder aus dem thüringer Walde, in Käfichen zu uns brachten.

Die unter den Schuppen der Fichten- und Tannen-Aepfel befindlichen Kerne, machen, erwähnter Maßen, die hauptsächlichste Nahrung des Kreuz-Vogels aus. Denn mit dem obern Schnabel drückt er eine Schuppe des Fichten-Zapfens nieder, mit dem untern hebt er die obere auf, und leset solcher Gestalt den Kern aus, welchen er verzehrt. Man kann solches sehen, wenn man einen reifen Tann-Apfel in seinen Käfich hängt. Er pflanzt solcher Gestalt auch die Fichten durch Ausstreuung ihres Samens fort.

Hr. D. Kühn beschreibt ihre Wirthschaft in den Wäldern, auf folgende Art.

„Da ich eine gute Gelegenheit gehabt habe, diese Kreuzschnäbel in einem Fichten-Wäldchen, worin sie zu 2 bis 300 an der Zahl lagen, fast täglich zu beobachten, so hat mir die fast unglaubliche Stärke und Geschicklichkeit, wodurch sie sich Nahrung verschafften, besonders bemerkungs-

(*) In Lichtenberg's Magazin für das Neueste aus der Physik ꝛc. 1 B. 3 St. S. 663 und im 5te St. der gelehrten Beytr. zu den braunschweig. Anz. v. J. 1782.

ungswürdig geschienen. Die größten im Gipfel der hohen Fichten hängenden Zapfen, die mehrentheils händelang sind, packten sie an den kurzen Stielen ernsthaft an, dreheten und kneipten sie so lange, bis sie herunter auf die Erde fielen. Wenn man eben an einem solchen Orte steht, wo die ganze Vogel-Colonne die Vorbereitung zu einer guten Mittags-Mahlzeit macht, so muß man den Kopf wahren, weil es in einem fort gleichsam Fichten-Zapfen regnet; und man kann nicht begreifen, wie solche Vögel, die man, ihrer nicht bedeutenden Größe wegen, in den Spitzen der Fichten kaum gewahr werden kann, solche kurze Wirthschaft machen können, daß, in Zeit von einer halben Stunde, mehr als ein Korb voll Zapfen unten liegen. So bald sie merken, daß nun Vorrath genug auf dem Boden liegt, und ihr Tisch nun gedeckt sey, so kommen sie, unter Anstimmung angenehmer Freuden-Töne, mit einander herunter. Hier faßt nun ein jeder mit den Krallen seinen Zapfen fest, dreht durch das spitzige Kreuz seines Schnabels die Schuppen von einander, und hackt darnach den Fichten-Samen zu seiner Nahrung heraus. Oft geschieht es, wann dieses Thierchen an den Zapfen selbst angeklammert ist, die es abbeißt, daß dieser zu früh durch seine vermehrte Schwere abreißt, und es im Fallen mit herunter stürzt. Diese Vögel wissen sich auf die Gewalt ihrer Kinnladen im Streit und in allen Nothfällen zu verlassen. Ich schoß einen derselben mit dem Blase-Rohr flügellahm, er half sich aber gleich dadurch von den obern Aesten zu den untern, daß er sich mit seinem Kreuz-Schnabel an der Spitze des schwankenden Astes anhing, und denselben, durch sein Gewicht, zu einem andern Aste, an welchen er sich wieder anhängen konnte, herunter bog."

Es sind aber nicht die unter den Schuppen der Fichten- und Tann-Aepfel befindlichen Kerne allein, weshalb die Kreuz-Vögel eine Menge Zapfen abbrechen, sondern es ist auch, nach Hrn. Kölreuter Bemerkung (*), eine schwarzbraune Wanze, welche sich die

(*) S. Historia & commentationes Academiae electoralis scient. & elegant. liter. Theodoro-Palatinae Vol. III, physicum, (Manhem. 1775, gr. 4.) S. 62.

die Zapfen der Roth-Tanne zu ihrem Winter-Lager erwählt, und gegen diese Jahrs-Zeit den Vögeln zur täglichen Speise dient. Hr. K. fand zuerst in dem Magen eines Kreuz-Vogels diese Wanzen, die einen häßlichen Geruch von sich gaben; er suchte nun in den noch an den Roth-Tannen hangenden oder von den Kreuz-Vögeln herab geworfenen Zapfen nach, und fand sie darin zwischen den Schuppen; in den längst herab gefallenen Zapfen hingegen fand er sie nicht. Hr. K. meint, vielleicht bedienten sich die Vögel dieser Wanzen als eines Aphrodisiacum zu ihrer bald darauf eintretenden Begattungs-Zeit. Die hier abgebildete Wanze scheint Linné's Cimex abietis zu seyn.

Im Käfich hält sich der Kreuz-Vogel ziemlich lange, und wird sehr zahm, lernt auch gemeiniglich singen. Nach Zorn und Frisch hat er einen Gesang, der aber nicht lieblich ist. Nach Halle, ist die Stimme wenig reizend, wenn die Neugierde, einen deutschen Papagey zu erziehen, nicht das Vorrecht bekommt. Nach Blumenbach hingegen, lernt das Männchen artig pfeifen. Helwing ließ einen auf der Brust röthlichen Kreuz-Vogel, nebst einem Weibchen, den Winter durch, unter andern Sing-Vögeln, im Zimmer herum fliegen, und fand seinen Gesang so angenehm, als einer Acker-Lerche; und bey Hrn. Grillo sang er Winter und Sommer, einen der Nachtigall ähnlichen Gesang, und hörte nur nach Johannis einige Wochen auf, wenn er sich mauserte. Er ist ein freundlicher Vogel, der dem Menschen auf die Hand fliegt; wie der Papagey Nüsse und Obst aus der Hand ißt, auf den Kleidern herum klettert, mit seiner Gattinn stets beysammen sitzt, und sich wie eine Taube schnäbelt. Man gibt ihnen zerdrückten Hanf-Samen (*), Lein-Sa-

(*) Nach Frisch verursachet diese Nahrung, daß er schneller die rothe Farbe verliert.

Samen, Rübe-Samen, und allerley andere Körner, und zur Erfrischung Grünes, insonderheit Salat. Man pflegt ihnen auch zuweilen einen Fichten-Zapfen in den Bauer zu hängen, damit sie sich an Herausbrechung des Samens erlustigen können. Sie schälen auch den Hafer gern aus.

Nach Hrn. D. Kühn Bemerkung (*), geben diese Vögel, wenn man sie in den Stuben hält, im Oct. und Nov. ein sehr unangenehmes lautes Geschrey von sich, und zwar dergestalt, daß sie, so lange sie wachend sind, kaum einige Minuten damit aufhören; dabey sind sie sehr unruhig, und rennen beständig hin und her. Es ist nicht zu zweifeln, daß ihr Natur-Trieb, sich kurz vor dem Winter zu paren, die Ursache davon sey. Eben Derselbe versichert, daß sie nicht allein fast übernatürliche Gewalt in ihren krummen Kreuz-Schnäbeln, sondern auch dabey in ihren Handlungen ausserordentliche List und Verschlagenheit besitzen. Ein merkwürdiges Beyspiel sahe er in seiner Stube. Ein unter andern Vögeln herum laufender sehr kirrer Kreuz-Vogel, bekam manchmahl von ihm eine wälsche Nuß. Diese bohrte er an der Seite an, wo die Nuß keine Fuge hat, und nicht einmahl mit dem Messer geöffnet werden kann, und hohlte sich dann und wann einen guten Lecker-Bissen heraus. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß mehrere Gäste, unter andern auch Meisen, sich über die Nuß hermachten, und sie mit ausleerten, wann er so nachlässig war und davon ging; daher nahm er nun die Nuß allenthalben in dem Schnabel mit sich fort; so lange er soff, legte er sie dicht neben sich; so bald er satt war, packte er sie wieder an, und trug sie an einen sichern Ort, wo er sie immer vor den Augen hatte. Uebrigens lief er wie ein Hund allenthalben hinter Hrn. D. K. her, und

(*) Im 21 St. des Naturforschers, S. 197, f.

so bald er die Tassen klingen hörte, so bald kam er als ein ordinärer Kaffe-Gast auf den Tisch, und liebkoseте gleichsam seines Herren Hand durch das Pinken mit dem Schnabel so lange, bis er ein Stückchen Zucker erhielt; alsdann hüpfte er freudig davon.

Zum Aus- und Einfliegen ist der Kreuz-Vogel leicht zu gewöhnen, wenn man nahe bey einem Walde wohnt, sonst verliert er sich bald, und zieht seinen Holz-Samen dem Hanf- und Lein-Samen vor.

Bastarte zu ziehen, möchte mit einem Dompfaffen oder Blut-Finken wohlgefärbte Vögel geben; es ist aber darum unmöglich, weil die Zeit der Brut nicht zusammen trifft, indem die Monathe, die der Kreuz-Vogel erwählt, der December, Jan. und Febr. sind, der Dompfaff hingegen im May, Jun. und Jul. brütet. Zahm machen lässet er sich leicht, nicht nur wenn man ihn aus dem Neste nimmt, sondern auch, wenn man ihn in der Stube fliegen lässet, und ihm auf der Hand sein Fressen zeigt; aber ihn etwas lernen zu lassen, ist, aller Vermuthung nach, vergeblich.

Daß dieser Vogel, wider die Gewohnheit anderer Vögel, seine Jungen mitten im Winter ausbrüte, wußten zwar die meisten Ornithologen aus Erfahrung; sein Nest aber und die Eyer waren noch vor 15 bis 16 Jahren völlig unbekannt. Endlich entdeckte es Hr. Hofr. Günther, in Kahle, wovon er im 2 St. des Naturforschers, (Halle, 1774, gr. 8.) S. 66, fgg. folgende Nachricht ertheilt.

„Ich bin so glücklich gewesen, am 8 Jan. 1774, da eben der Schnee fast Ellen hoch lag, aus hiesigen Waldungen ein wohl erhaltenes Nest des Kreuz-Vogels mit 3 Eyern zu erhalten. —

Schon lange wußte man zwar, daß der Kreuz-Vogel seine Brut im tiefsten Schnee und in der größten Kälte verrichte, und die, durch einen Zufall aus dem Neste in den Schnee gefallenen, und von den Landleuten öfters entdeckten Jungen dieses Vogels, überzeugten die Vogel-

Beschreiber von der Wahrheit dieser Begebenheit. Das wußte schon Jonston (1). Zorn (2) sagt: der Krumm-Schnabel brütet, wider alle Gewohnheit, mitten im Winter, dessen erstere Jungen bereits im Febr., und vielleicht noch früher, abfliegen. In der unten befindlichen Note führt er den angenehmen Zeitvertreib mit Vögeln an, und setzt hinzu: Dieses wissen wir nun auch aus der Erfahrung, da, als 1740 im Herbst sehr viele dieser Vögel in hiesigen Gegenden gewesen und über Winter geblieben, verschiedene Paare ihre Jungen bald nach Lichtmeß ausgeführt hatten.

Allein das Nest und die Eyer hat bishero kein Natur-Kündiger von Profession zu sehen bekommen, noch weniger eine wahrhafte Beschreibung davon geben können. Denn was Hr. Frisch und Hr. Halle vom Neste aufgezeichnet haben, ohne der Eyer zu gedenken, scheint nichts weniger als Autopsie zu seyn, wie ich unten zeigen werde.

Man muß sich wundern, daß man in so vielen Jahrhunderten, diesem Neste gar nicht nachgespüret hat. Man würde zuverlässig dasselbe eben so gut entdeckt haben, als die Entdeckung des Zeißlein-Nestes, das ich nunmehr mit allen dahin gehörigen Umständen, und mit Vernichtung aller Fabeln, in meiner Sammlung von Nestern und Eyern (3) ausführlich beschrieben habe, bereits von mir bewirket worden ist. Die größte Verhinderung bey dieser Nachspürung hat wohl die Zeit, in welcher man ein Krünitz-Nest aufsuchen muß, in den Weg gelegt. Es muß solches um das neue Jahr, just wenn es am kältesten ist, aufgesuchet werden. Wer geht aber da wohl gern aus der warmen Stube in den Wald? und noch mehr, wer steigt

(1) Denn er schreibt, in seiner *Hist. natur. de Avibus.* p. 46. c. 7: nidificat in abietibus, & verisimile est, a cauda de ovo exire, seu quod, si reliquarum more prodiret, exitus a rostri curuitate impediretur, seu quod, *cum media hyeme nascatur*, subinde ab ambientis inclementia, calor animalis suffocaretur &c. Diese lächerliche Demonstration führe ich bloß des Zusammenhanges wegen ganz an.

(2) Im 2ten Th. seiner Petinotheol S. 90.

(3) Sammlung von Nestern und Eyern verschiedener Vögel ꝛc. von D. Fr. Chr. Günther, herausgeg. von Ad. Ludw. Wirsing. Nürnb. 1772, gr. fol. m. illum. Kupfert. Siehe Tab. XIII. die untere Figur.

um diese Zeit, wenn die Hände von Frost erstarren, auf hohe mit Schnee bedeckte Fichten und Tannen, um da Nester aufzusuchen? Ich hatte seit 20 Jahren bey den Bauern der Wald-Dörfer große Belohnungen auf ein solches Nest gesetzt, und alle Forst-Bediente, die mir Beyträge liefern, hatten eben so lange zu dieser Eroberung Anstalt gemacht; allein, der Erfolg war immer so schlecht, daß mir weiter nichts als zuweilen junge Krünitze, die aus dem Neste gefallen waren, gebracht wurden. Das Nest selbst, und noch weniger die Eyer, konnte ich nicht zu sehen bekommen, ungeachtet verschiedene Mahl die Bäume, unter welchen der junge Krummschnabel gefunden worden war, niedergefället und durchsuchet worden sind. So sauer wird es einem Naturkündiger um eine einzige Entdeckung! Ich halte daher mein Nest und meine Eyer wirklich für eine große Seltenheit.

Das Nest selbst, fand man auf einer hohen Fichte am 3ten des Jenners, nahe bey dem allhiesigen Amts-Dorfe Trockenborn. Ein fleißiger und forschender Landmann, welcher, anderer Verrichtungen halber, sich im Walde aufhielt, bemerkte, daß ein Krummschnabel beständig allerley Mos und dürre Reiser von andern Bäumen zusammen klaubte, und diese Materialien auf einen gewissen Platz eines dick bemoseten Astes der oben bemerkten Fichte zusammen legte. Zum guten Glück war diese Gegend der Fichte nicht über 24 Ellen hoch vom Boden entfernt. Der Mann konnte also mit bloßen Augen sehen, daß es ein Nest war, welches der Krummschnabel verfertigte. Es war fast völlig fertig, da die Entdeckung gemacht wurde. Um aber desto sicherer zu gehen, und dem Vogel nicht Anlaß zu geben, daß er das Nest verlassen möchte, durfte der Baum nicht eher bestiegen werden, als den 8ten Jan., da man denn in dem Neste 3 Eyer antraf; und ob man schon deutlich vermuthen konnte, daß der Vogel noch nicht ausgelegt habe, so wurde doch aus Vorsorge das Nest mit sammt den Eyern weggenommen und in Sicherheit gebracht.

Es stand auf und zwischen einer Zwiesel, mitten auf dem Aste, und also in einer guten Entfernung von dem Stamme. Ein Seiten-Aestchen der Zwiesel ging mitten durch den Boden des Nestes, und war durch grünes Baum-Mos, welches um dasselbe herum gelegt worden,

mit

mit dem Neste genau verbunden, so daß das ganze Gebäude durch diese Befestigung ausnehmend sicher auf der Zwiesel ruhen konnte, ohne durch Schnee, Wind, oder einen andern Unfall, von der Stelle bewegt zu werden.

Die Grundlage des Nestes besteht aus einer großen Menge schlanker und dünner Fichten- und Tannen-Reischen. Die stärksten darunter übertreffen die Dickigkeit einer Raben-Feder nicht; die übrigen sind noch dünner. Die meisten haben keine Nadeln mehr, an einigen wenigen aber stehen noch grüne Nadeln oder Blätter, welche zwischen das Mos, in welches sie eingeflochten sind, hindurch stechen. Mit eben solchen Tannen-Reisern ist die äusserste Fläche des Nestes, rund herum von dem Boden an bis oben an den Rand, bekleidet, und sie sind zum Theil sehr ordentlich in die Runde herum gebogen, zum Theil aber fassen sie auch das Nest nur unordentlich ein. Auf diesen rohen Ueberzug hat nunmehr der Krummschnabel eine gute Partey grünes Baum-Mos getragen, und mit diesem warmen Bau-Material sein Nest vor Frost und Kälte völlig in Sicherheit gestellt. Der Boden des Nestes ist wohl 2 Zoll hoch von solchem Mos aufgeführt, und die Wände, die aus eben solcher Materie bestehen, sind nicht weniger als einen starken Zoll dick. Dieses grüne Mos ist so dick in einander gearbeitet, als ein Filz, und es verschaffet dem Neste selbst eine erstaunliche Wärme. So viel war nöthig, um ein rechtes warmes Winter-Nest zu verfertigen. Nunmehr kam es aber auf eine noch weichere Ausfütterung des Lage-Platzes für die Eyer an. Auch für diese hat der Krünitz gesorget. Der ganze Napf, oder die halbkugelförmige Höhlung, in welcher sich die Eyer befinden, ist mit den weichsten und zärtesten Spitzen des weißgrünen Korallen-Moses, das häufig auf bejahrten Fichten und Tannen wächst, wohl eines halben Zolles dick, dicht ausgefüttert, und die Aestchen dieses niedlichen Moses sind mit einer großen Geschicklichkeit so fein in die Ründung herum gelegt, daß der Napf von innen, ungemein glatt und weich sich anfühlt, von aussen aber die krausen Spitzen dieses Moses, welche rund um den Rand herum hervor ragen, dem ganzen Neste ein überaus angenehmes Ansehen geben. Weder Haare, noch Federn, noch Pflanzen-Wolle, war an diesem Nest-Gebäude wahrzunehmen. Noch weniger habe ich etwas vom Harze der Tannen- und Fichten-Bäu-

me finden können, mit welchem die Materialien des Nestes, wie Hr. Halle, mit Beziehung auf Hrn. Frisch (4), bekräftigt, verkittet seyn sollen, damit der Schnee sie nicht auflösen und erweichen könne. Auch nicht ein Gran solchen Kitts ist an dem Neste befindlich. Man muß daher urtheilen, daß diese Schriftsteller das Nest nicht selbst gesehen haben, sondern daß Leute, welche diese Verkittungs-Kunst, der Nässe halber selbst ausgedacht, ein solches Nest aber, wenn sie es auch gesehen, doch niemahls mit Aufmerksamkeit betrachtet, ihnen diese falsche Nachricht erzählt haben. Denn es bleibt allemahl ausgemacht, daß bey allen Individuis einer Gattung Vögel, die Bau Art des Nestes allezeit gleichförmig sey. Hätte nun das oben benannte Nest wirklich eine Harz-Verkittung gehabt, so müßte zuverlässig an dem meinigen eben dieses wahrzunehmen gewesen seyn (5).

Man wird aus der bisher fortgesetzten Beschreibung schon von selbst darauf verfallen, daß dieses Nest, nach der von mir anderswo (6) mitgetheilten Classification der Vogel-Nester, zu der Classe der halbkugel- oder korbförmigen gehören werde. Das ganze Nest hat, von oben quer übergemessen, von der äussern Oberfläche der einen Wand bis zur andern, $7\frac{1}{2}$ Zoll. rheinl. Der Napf, oder die Höhlung für die Eyer hingegen, allein gemessen, hat nur $2\frac{1}{2}$ Z. im Durchmesser. Man sieht daher, daß die Dickigkeit der Wände ein beträchtliches Maß ausmachen. Sie beträgt an den meisten Orten, den Ueberzug von Baum-Reisern mit eingeschlossen, bis auf $2\frac{1}{2}$ Zoll.

Durch diesen Umstand ist das Nest nicht nur in den Stand gesetzt worden, alle Kälte abzuhalten, sondern auch allem Schnee und Nässe Trotz zu biethen, ohne eine Verkittung nöthig zu haben. Dieser lezte Umstand war auch desto

(4) Das Nest bauet er zwischen Tannen-Aeste, und verkittet es mit Harz, damit der Schnee es nicht erweichen und ablösen könne, denn er brütet mitten im Winter oder im Jenner ꝛc. sagt Hr. Prof. Halle, in seiner Vogelgeschichte, (Berl. 1760, gr. 8.) n. 416, S. 405.

(5) Hr. Blumenbach behauptet, daß es mit Harz bereitet sey, und sagt in der ersten Ausgabe: wie wir sicher wissen.

(6) Sammlung von Nestern und Eyern ꝛc. Einleit. S. 4. 6. §. 10. 12.

desto überflüssiger, da der Krummschnabel sein Nest allemahl auf einem solchen Baum-Aste anzulegen pflegt, der von obenher durch andere Fichten-Aeste sattsam bedeckt ist, welche auf ihrer Menge Nadeln, womit sie besetzt sind, den Schnee aufnehmen, ohne daß etwas auf das Nest selbst davon fallen könne.

Die Eyer haben nicht völlig die Größe einer Hasel-Nuß, doch sind sie größer als die Eyer des Gimpels oder Blut-Finken, und geben den Eyern des Kernbeißers an der Größe nur sehr wenig nach. Man wird von ihrer Größe einen deutlichern Begriff erhalten, wenn wir sagen: daß ihre Länge vom stumpfen Theile an bis an die Spitze gemessen, 10 rheinl. Linien im Durchmesser betrage, und daß der Durchmesser ihrer Dicke, am stumpfen oder dicksten Theile beynahe 7 dergleichen Linien ausmache. Ihre Grund-Farbe ist matt weiß, und den stumpfen Theil des Eyes umgibt ein Kranz von rothbraunen oder vielmehr schwarzrothen Fleckchen, Strichen und Puncten, darunter die größten einen Nadel-Knopf nicht übertreffen. Man kann sie am besten mit schwarzen geronnenen und wieder abgetrockneten Geblüt vergleichen. Es ist doch wirklich ein anmerkungswerther Umstand, daß fast alle Gattungen des Geschlechts der Dickschnäbel, der Finken und der Hänflinge, bis auf den Canarien-Vogel, auf ihren Eyern dergleichen schwarzrothe Flecken führen. Einige dieser Flecken sind rund, andere eckig, wieder andere mit gleichen Strichen und Haken, und zwischen diesen sind hellere, grauröthliche Fleckchen und Puncte einzeln eingestreuet. Ausser dieser kranzförmigen Einfassung, findet man nur ganz sparsam hin und wieder auf der übrigen Oberfläche des Eyes ein einzelnes kleines schwarzrothes Fleckchen oder Pünctchen.

Wir zweifeln nicht daran, daß der Krummschnabel, wie andere Gattungen seines Geschlechts, wohin er gehört, 5 oder 6 Eyer lege, und bloß die Sammlungs-Begierde hat mich mit 3 Eyern vorlieb nehmen heißen. Ob er aber mehr als Ein-Mahl im Jahre brüte, wie Hr. Halle angibt (7), getraue ich mir noch zur Zeit ohne Erfahrung nicht zu behaupten." —

(7) Er sagt: S. 406: Die ersten Jungen sind um Weihnachten, die andern um Lichtmesse erwachsen.

Warum dieser Vogel im Winter hecke, erklärt Hr. Prof. Hanow (*) auf folgende Art. „Die Vögel hecken alsdenn, wenn die ihren Jungen dienliche Nahrung in der Natur am häufigsten vorhanden ist. Nun geben die bequemste Nahrung für diesen Vogel die reifen Kerne der Fichten- und Tannen-Aepfel. Darum ist ihr ganzer Bau von dem weisen Schöpfer so eingerichtet, daß sie gegen diese Zeit sich paaren oder begatten, ihre Nester auf die hohen Fichten oder Tannen zwischen die Zweige bauen, und es mit dem Harze, das noch nicht hart ist, da ankleben und befestigen, und darin ihre Eyer legen. Wenn dies geschehen ist, kommt ihre Brut-Hitze, und sie fangen an, ihre Eyer zu besitzen und auszubrüten.

„Eines von beyden kann dazu behülflich seyn, entweder daß sie eine ungemein große Brut-Hitze haben, die durch den kalten Winter selbst so viel gemäßiget wird, daß sie weder ihnen, noch ihren Eyern und Jungen schadet; oder daß zur Ausbrütung ihrer Jungen nicht so viel Grade der Hitze erfordert werden, als bey andern. In beyden Fällen würde der Winter die bequemste Brut-Zeit für sie seyn; aber das erste ist glaublicher, als das leztere. Denn vermöge eines größern Grades der Hitze können sie im Winter bey uns aushalten, auch wann er sehr strenge ist, bey dem Bebrüten der Eyer selbst, besser dem Froste widerstehen, und in so stille sitzendem Zustande beym Leben bleiben. Sie können auch so den Schnee, der auf sie fällt, eher abschütteln, und, was nicht abfällt, zum Schmelzen bringen, daß er nicht an die Federn oder an das Nest anfriert, sondern abtröpfeln, oder in Eis-Zapfen frieren muß. Endlich können sie auch durch ungemeine Hitze ihre Jungen wider den starken, von allenthalben sehr zu-

(*) Im 1 B. seiner Seltenheiten der Natur und Oekon (Lpz. 1753, 8.) S. 278, f.

zudringenden Frost besser bewahren und wärmen, als wenn es ihnen selbst an Wärme gebräche.

„Sind die Jungen ausgebrütet, so kann die Nahrung für sie alsdann in der Nähe gefunden und herbey gebracht werden, von dem, der jezt nicht über den Jungen sitzt. Auch haben sie in solcher Zeit weniger von den Krähen und andern Raub-Vögeln zu befürchten, die des Tages nach den Wohnungen der Menschen fliegen, und daselbst ihre Nahrung zu suchen gewohnt sind".

Obige Beschreibung von dem Brüten des Kreuz-Vogels, widerspricht gänzlich der Erfahrung des Hrn. Prof. Otto (*) von dem Brüten dieses Vogels in Pommern, der nähmlich niemahls seine Jungen daselbst im Jan. oder Febr., sondern im May, wie die ersten Zug-Vögel, hervor bringt. „Ich würde," sagt er: „desfalls obige Behauptungen, daß der Kreuz-„Vogel mitten im Winter brüte, dem Hange zum „Sonderbaren beymessen, wenn nicht die sichersten und „besten Beobachter, als: Zorn und Günther, mich „von der Wahrheit überzeugt hätten. Um dieser vor-„züglichen Naturkündiger ihre Beobachtungen mit den „meinigen zu vereinigen, weiß ich keinen andern Aus-„weg, als die Vermuthung, daß ihr Kreuz-Vogel „mit den unsrigen nicht einerley Art ausmache". Wenigstens gibt es eine große und eine kleine Art, deren Beschreibungen ich jezt nach Hrn. Otto anführen werde.

Schon im 12ten St. des Naturforschers, hatte Hr. Otto zweyerley Kreuz-Vögel beschrieben, nähmlich den kleinen und den großen. Die kleinern waren aus Halle, und die er aus Göttingen brachte, vom Harz. Sie haben die Größe eines Dompfaffen. Ihr Schnabel ist so lang wie

(*) S. Dessen Ausgabe von Hrn. v. Büffon Naturgesch. der Vögel, 10 B. (Berl. 1784. gr. 8.) S. 46. f.

wie ihre mittlere Zehe, an der Spitze pfriemenförmig, nicht auf einander liegend. Die Schwung- und Schwanz-Federn sind schwarzbraun, mit einem gelblichen Saume am äussern Rande. Die Farbe des Leibes ist, nach der Jahrs-Zeit, dem Alter und Geschlechte, sehr verschieden. So war: 1. ein junges Weibchen vom Harz, braun mit weissen Flecken und Strichen; 2. ein junges Männchen von Halle, braungrau; am Kopfe, Bauche und Steiße aber gelblich; 3. ein Weibchen, von gleicher Farbe mit vorigem Männchen; 4. ein altes Männchen war feuerroth und gelb, weil die Spitzen der grauen Federn diese Farbe hatten; 5. ein altes Männchen vom Harz, war meist ganz feuerroth, wenn es die grauen Federn dicht an den Leib legte, und nur die rothen Enden derselben zu sehen waren. In No. 1, 2 und 5 geht die Spitze des obern Kinnbackens an der rechten Seite des untern herunter, in No. 3 und 4 aber an der linken Seite. Man sieht daraus, daß sich solches nicht nach dem Geschlechte richtet. Diese kleine Kreuz-Vögel kommen aber auch seltener, als die größern, in unsere Fichten-Wälder.

Der große Kreuz-Vogel hat die Größe eines Seidenschwanzes. Der Schnabel ist sehr verschieden von andern, selbst von dem Schnabel des kleinen Kreuz-Vogels. Er ist fast noch einmahl so dick, als dieser, in Verhältniß des Leibes kürzer, kürzer als die mittelste Zehe, die bey dem kleinen gleiche Länge mit dem Schnabel hat. Die Spitze des Schnabels ist auch kürzer und mehr gebogen, als bey dem kleinen, und die untere steht nicht, wie bey diesem, über die obere Kinnlade hervor, und verdient daher auch nicht den Nahmen eines Kreuz-Schnabels. Der ganze Schnabel ist unten und oben mehr gewölbt, und hat deswegen vielmehr Aehnlichkeit mit den Papageyen-Schnäbeln, als dem Schnabel des kleinen Kreuz-Vogels. Die Flügel und der Schwanz sind fast wie bey den bekannten Kreuz-Vögeln beschaffen. Die Farbe ist auch nach dem Alter und Geschlechte sehr verschieden. Das Rothe an dem Männchen ist doch sehr verschieden von dem Rothen des kleinen Kreuz-Vogels. Hr. Otto hat folgende große Kreuz-Vögel von verschiedenem Geschlechte und Alter mit einander verglichen.

1. Ein

1. Ein junger ist aschgrau mit gelbem Steiße. Die Spitze der obern Kinnlade geht an der linken Seite herunter. Die Kopfplatte ist hell- und dunkelgrau gewellt.
2. Ein ausgewachsenes Weibchen ist oben grau mit gelblichen Spitzen der Federn; die Brust, der Bauch und Bürzel sind gelb, der Steiß unten braun und weiß. Die obere Spitze des Schnabels geht an der linken Seite des untern Kinnbackens herunter.
3. Ein ausgewachsenes Männchen war am Kopfe, der Brust, dem Bauche und oben auf dem Bürzel, karminroth, fast wie ein Hänfling. Die obere Spitze geht links herunter.
4. Ein ausgewachsenes rothes Männchen, dem die Spitze des obern Kinnbackens an der rechten Seite des untern liegt.

Am 22 Dec. 1783, erhielt Hr. O. vier von diesen größern Kreuz-Vögeln vom Dars, von welchen 2 Männchen der Schnabel zur Rechten, einem Männchen und einem Weibchen aber zur Linken, stand. Er nahm den von mittlerer Größe zur Beschreibung und Ausmessung.

5. Dieses Männchen wog 1 Unze und 7 Drachmen. Die Ausmessungen waren, nach paris. Maß, folgende. Die Länge von der Spitze des Schnabels betrug bis zum Ende des Schwanzes oder der Füße 7 Zoll; die Flügel-Breite 11 Z., und die Flügel reichten, in ruhiger Lage, über die Deck-Federn des Schwanzes. Die Länge des Kopfes war $1\frac{1}{2}$ Z.; der Ober-Schnabel mit den bedeckten Nase-Löchern, oder bis zum Mund-Winkel, $\frac{3}{4}$ Z.; der Unter-Kinnbacken, $\frac{5}{12}$; die obere gebogene Spitze, $\frac{2}{12}$; die untere aufgebogene, $\frac{1}{12}$; die Höhe des Schnabels, $\frac{7}{12}$; und der Umfang $1\frac{1}{2}$ Z.; die Lenden, $1\frac{1}{4}$; und die kurzen Daum-Beine nur $\frac{3}{4}$ Z.; die mittlere Zehe mit dem Nagel, 1 Z., und dessen Nagel, $\frac{4}{12}$ Z.; die hintere Zehe $\frac{3}{4}$, und dessen Nagel $\frac{5}{12}$ Zoll.

Der Kopf und Leib sind roth, mit graubraunen Flecken auf dem Kopfe, Halse und Rücken, weil die graubraunen Federn nur röthliche Ränder haben. Der Bürzel ist einfarbig mennigroth, wie der Hals unten und die Brust. Der Steiß oder die untern

Deck-

Deck-Federn des Schwanzes sind grauweiß. Die Schwing- und Schwanz-Federn sind unten graubraun, oben schwarzbraun, mit feinen olivengrünen äussern Rändern; die braunen Deck-Federn der Flügel und des Schwanzes haben braunrothe Ränder. Die innern Schwanz-Federn sind kürzer, als die äussern, oder der Schwanz ist etwas ausgeschnitten. Der Schnabel und die langen Nägel sind hornfarbig schwärzlich. Die Nase-Löcher werden von gelblichen, kleinen, vorwärts gerichteten Federn bedeckt. Der obere Kinnbacken weicht nicht sehr zur Seite ab, ist gewölbt, und hat nur eine kurze, viel kürzere Spitze, als der am kleinen Kreuz-Vogel. Der untere Kinnbacken ist am Ende mehr zur Seite gebogen; die kurze Spitze steht fast senkrecht an dem übrigen Theile des untern Kinnbackens hervor. Die Höhe des Schnabels ist viel beträchtlicher, als bey der kleinen Art.

6. Ein anderes Männchen war nicht völlig so roth.
7. Ein drittes war oberhalb noch sehr mit olivengrüner Farbe gemischt, und an der Brust gelblichroth.
8. Ein Weibchen hatte mit dem vorigen einerley Schnabel, Füße und Schwanz. Es war grau, mit braunen und grüngelben Flecken auf der Kopfplatte. An der Brust und auf dem Rücken ist eine grüngelbliche Farbe, welche die Ränder der grünen Federn haben. Der Bürzel ist gelb, der Bauch und Steiß weißlich.

Wegen des Kletterns und Fressens hat man die kleinen Kreuz-Vögel Tannen-Papageyen genannt. Mit mehrerm Rechte, könnte man, nach Hrn. O. Urtheil, die größern, wegen des gewölbten Schnabels und der gewellten Kopfplatte, also nennen. Doch gehört dieser Vogel auch gar nicht zu den Papageyen. Will man ihn von der kleinern Art unterscheiden, so kann man ihm schicklich den alten Nahmen Krumm-Schnabel, Loxia curuirostra, lassen, und die kleine Art mit Recht den Kreuz-Schnabel, Loxia crucifera, mit Klein nennen. Die Größe, der dickere kürzere Schnabel, und bey den alten Männchen die mennigrothe Farbe, unterscheiden schon den größern Krumm-Schnabel genug von dem kleinern gemeinen Kreuz-Schnabel. Da aber beyde in Pommern beobachtet werden können, hat man sie auch in ihren Sitten verschie-

schieden gefunden. Sie fliegen auch nicht leicht beysammen, und unterscheiden sich durch ganz verschiedenes Geschrey und Art zu fliegen.

Der große Kreuz-Vogel bauet sein Nest auf der Halb-Insel in Pommern, dem Dars, auf dem Gipfel der höchsten Fichten (Pinus sylvestris), und ist daher nicht leicht zu finden. Er brütet im May, und hat gewöhnlich 4 bis 5 Junge. Die kleinen Kreuz-Vögel nisten in Pommern vielleicht nicht, wenigstens sieht man sie nicht mit diesen zusammen. Nichts als der Mangel an Nahrung, vertreibt den größern Krumm-Schnabel aus diesen Wäldern; wenn aber der Fichten-Same in einigen Jahren nicht geräth, sieht man sie hier fast gar nicht.

Ihren Magen hat Hr. O. auch mit Erlen-Samen angefüllt gefunden. Auf dem Dars sind keine Pechtannen-Wälder (Pinus Abies *L.*), wie auf dem Harz, in Schweden ꝛc. und vielleicht sind die Schnäbel des kleinen Kreuz-Schnabels, welche Hr. O. in gedachten Gegenden von Pommern gesehen hat, nicht stark genug, die Fichten-Zapfen aus einander zu brechen. An andern Orten von Pommern, als dem Dars, sind die Krumm-Schnäbel selten, und auch hier kommen die kleinen Kreuz-Schnäbel seltener, als die großen Krumm-Schnäbel, vor.

Den größern Krumm-Schnabel hat Pennant schon gekannt; er bekam ihn aus Shropshire, und sagt, daß er seltener, als der kleine, sey. Seine Abbildung fehlt in Ansehung der Stellung, zeigt aber den sehr gut gezeichneten Schnabel der größern Art.

Hr. Otto liefert, a. ang. O. nebst dem Kreuz-Schnabel, auch eine nach der Natur verfertigte Zeichnung und Abbildung des Krumm-Schnabels; allein es ist nur der Kopf und Schnabel natürlich, der Leib aber ist zu klein gerathen; man sieht aber doch daran deutlich den Unterschied des Schnabels in beyden Arten.

Die Kreuz-Vögel, welche so viele Aehnlichkeit mit dem Kern-Beißer haben, sind auch eben so wenig schlau, und auch dümmer, als andere Vögel. Man nähert sich ihnen leicht, schießt sie, ohne daß sie fliehen, und kann sie bisweilen mit den Händen greifen. Zu ihrer Streich- und Wiederstreich-Zeit können sie mit

Lock-

Lock-Vögeln, entweder auf der Kletten-Stange, daran man etwas lange Leim-Spindeln steckt, oder mit einer Schlag-Wand, nahe bey den Harz-Wäldern, und überhaupt wie die Finken auf den Herden, häufig gefangen werden.

Man findet sie unter andern auch in Sibirien. Bey dem am Iren-Flusse gelegenen tatarischen Dorfe Jenapai-aul, geht ein unbewohnter sehr bergiger Wald-Strich an, welcher unter dem Nahmen Aterskoi-wolok bekannt, und 75 Werst breit ist. Dieser Wald-Strich, welcher hier die permische und ufische Provinz scheidet, besteht meist aus Tannen-, und abwechselnd auch aus Fichten- und Laub-Holze. Nirgends hat Hr. Ritter Pallas eine solche Menge Kreuz-Vögel, als in dieser und einigen Waldungen an der Ufa, gesehen. Im ersten Weg-Hause (Isbuschka), welches im Walde, 22 Werst von Jenapai, zum Ausruhen der Reisenden angelegt und sehr elend ist, wohnt ein Bauer, welcher Heu verkauft, und den Fang dieser Vögel als ein Neben-Geschäft treibt. Er begießt auf einigen Stellen den Schnee mit gesalzenem Quas, oder auch mit Urin, und stellt eine Menge Haar-Schlingen darauf. Die Kreuz-Vögel, welche nach allem Salzigen sehr begierig sind, lassen sich schwarmweise auf diese Stellen nieder, und verwickeln sich in den Schlingen. Ein kungurischer Apicius kauft ihm dieselben ab, nnd man kann ihm diesen elenden Lecker-Bissen gern gönnen (*).

Gesner und Frisch behaupten, daß das Fleisch dieser Vögel im Sommer ziemlich gut zu essen sey. Weil sie aber stark nach Harz riechen, werden sie nicht leicht ge-

(*) Allg. Geschichte der neuesten Entdeck. welche von verschgelehrten Reisenden in vielen Gegenden des ruß. Reichs und Persien sind gemacht worden, 6 Th. (Bern, 1786, gr. 8.) S. 241, f.

gebraten, sondern meistentheils auf folgende Art marinirt oder eingemacht. Man wirft sie, wenn sie vorher sauber gerupft und ausgenommen worden sind, in siedendes Wasser, damit sie ein wenig anlaufen, thut sie darnach heraus, trocknet sie ganz rein ab, steckt sie auf hölzerne Spießchen, legt sie auf einen Rost über Kohlen, beschmiert sie ein wenig mit Butter, und lässet sie halb gar braten. Hierauf nimmt man die Vögel von den Spießchen, daß sie erkalten, und hält unterdessen Fäßchen, in der Größe wie die Möstrich-Fäßchen sind, in Bereitschaft, legt unten auf den Boden erst Lorbeer-Blätter, Citron-Schale und ganze Würze, hernach eine Lage Vogel, und das so lange wechselsweise, bis die Fäßchen voll sind. Endlich macht man dieselben zu, bohrt oben Löcher hinein, lässet Essig sieden und wieder verkühlen, gießt ihn zu den Löchern hinein, schlägt diese fest zu, setzt sie an einen kühlen Ort, und kehrt sie öfters um, so werden sie sich eine lange Zeit gut halten.

Da dieser Vogel nicht sehr schnell und mißtrauisch ist, so wird er die Beute aller Raub-Vögel.

In Abyssinien führt den Nahmen Kreuz-Vogel, eine gewisse Art Sperling, welcher gemeiniglich am Kreuz-Erhöhungs-Tage in dieser Gegend ankommt, wo er das Ende der Regen-Zeit ankündigt.

Kreuz-Volte, in der Reit-Kunst; siehe Reit-Kunst.

Kreuz-Vortragen, s. oben, S. 52.

Kreuz-Wage, siehe Wasser-Wage.

Kreuz-Wanze, siehe Wanze.

Kreuz-Webung, siehe Kreuzen.

Kreuz-Wechsel, bey den Jägern, der Wechsel oder Gang eines Hirsches oder Thieres quer über einen andern Gang.

Kreuz-Weg, L. Compitum, Quadrivium, Trivium, im mittlern Lat. Crucichium; im Ital. Crocicchio; Fr. Carrefour, Chemin qui ſe croiſe, Chemin croiſé, Traverſe in oder über das Kreuz gehende Wege; der Ort, wo ſich Wege oder Straßen auf der Land-Straße und in den Städten durchſchneiden.

Kreuz-Wein, ſ. Kreuz-Bignonie.

Kreuzweiſe, L. cancellatim, in modum crucis, decuſſatim, Fr. en croix, in Geſtalt eines Kreuzes, ſo daß ein Theil den andern nach einem gewiſſen Winkel durchſchneidet. Die Arme kreuzweiſe über einander legen.

Kreuz-Wirkung, ſiehe Kreuzen.

Kreuz-Woche, Hebdomada crucis, nennt man die Woche, welche auf den 5ten Sonntag nach Oſtern folgt, und in welche das Himmelfahrts-Feſt fällt; ſie wird auch die Bitt- oder Bet-Woche genannt. Sie iſt in der Kirche öffentlichen Gebeten geweihet, welche an einigen Orten mit Faſten oder Enthaltungen, z. B. in Klöſtern, verbunden werden, und mit Wallfahrten, oder Kreuz-Gängen, d. i. feyerlichen Umgängen und Proceſſionen, welche in einer bußfertigen Geſtalt und mit vorgetragenem Kreuze geſchehen, um den Wohlſtand der irdiſchen Güter und die Entfernung der Uebel, mit denen wir heimgeſuchet werden können, von Gott zu erbitten. Beſonders geſchieht dieſes auf den Montag, Dinstag und Mittwoch dieſer Woche, welche daher auch Kreuz-Tage genannt werden. An dieſen Tagen müſſen auch alle jene, welche zu den prieſterlichen Tagzeiten verbunden ſind, die große Litaney unter einer ſchweren Sünde beten, weswegen auch dieſe Tage im eigentlichen Verſtande Bitt-Tage, Dies rogationum, genannt werden.

Kreuz-Wurzel, Kreuzwurz. 1. Eine Art des Rapunzels, Phyteuma ſpicata *L.*; ſiehe Rapunzel.

2. Ein

2. Ein Nahme des Kreuz-Krautes, Senecio vulgaris *Linn.*; s. oben, S. 217, fgg.

3. Eine Art des Enzianes, Gentiana cruciata *L.*; s. im XI Th. S. 101.

4. In einigen Gegenden, eine Benennung des im XIII Th. S. 333, fgg. beschriebenen Fieber-Klees, Menyanthes trifoliata *L.*

Kreuzwurz-Baum, Baccharis halimifolia *L.*; s. in den Supplem. Bachus-Pflanze.

Kreuz-Zerbrechung und Verrenkung bey Pferden, s. oben, S. 6, fgg.

Kreuz-Zeug, bey den Jägern, ein in das Kreuz gehendes Jäger-Zeug, wo das Horn-Fessel über die linke, der Hirsch-Fänger aber über die rechte Schulter getragen wird, da sich dann beyde Fessel auf dem Rücken und an der Brust durchkreuzen.

Kreuz-Zoll, siehe Kreuz-Ruthe.

Kreuz-Zug, Kreuz-Fahrt, L. Expeditio sacra, s. cruciata in terram sanctam; foederatum bellum contra Infideles; sacra Crucigerorum militia; Tesserarius Sanctae Crucis exercitus; Fr. Croisade, Guerre sainte. Ueberhaupt genommen, nennt man Kreuz-Züge, die Feldzüge der Christen gegen die Ungläubigen; insonderheit aber werden diejenigen kriegerischen Unternehmungen also genannt, welche veranstaltet wurden, um das gelobte Land durch einen so genannten heiligen Krieg von der Gewalt der Saracenen zu befreyen. Die Benennung kommt daher, weil diejenigen, welche durch die Aufforderung der Geistlichen, oder durch das so genannte Kreuz-Predigen, zu dieser Unternehmung sich hatten bereden lassen, und sich dazu verbindlich machten, an der rechten Schulter mit einem Kreuze von weißer, rother, grüner Wolle, oder von Gold, Silber, Kupfer, Holz, auch wohl mit einem auf die Haut eingebrannten Kreuze sich bezeichnen liessen. Diese Feldzüge sind vom Ende des 11ten

bis zum Ende des 13ten Jahrh. vorgefallen, und von so wichtigen Folgen gewesen, daß ganz Europa dadurch eine fast gänzliche Veränderung seiner Sitten und Denkungs-Art erfahren hat.

In den Jahrbüchern der menschlichen Handlungen ist keine Geschichte sonderbarer, und, zur Erläuterung der ausserordentlichen Entwürfe und Thorheiten der Seele, denkwürdiger, als die Erzählung von den so genannten Kreuz-Zügen. Nie zeigte sich die Menschheit erobernd-thätiger, als zur Zeit der Völker-Wanderung; niemahls schwärmerisch-thätiger, als bey den Kreuz-Zügen. Die Geschichte dieser Kreuz-Züge enthält die wichtigsten Begebenheiten von der furchtbaren Macht des hierarchischen Roms; — die schauervollesten Nachrichten von dem Kampfe Europens, um ein kleines verödetes Land in Asia, wo ein Jahrtausend zuvor des Glaubens-Stifter der Christen wandelte, lehrte und starb; — die lehrreichsten Urkunden von menschlicher Leidenschaft, Großmuth und Kleinheit, von National-Haß, Tyrannen-Wut, Sclaverey, Freyheits-Sinn, Helden-Geist und Donquixoterie.

Der Schauplatz, wo Saracenen, Kreuz-Prediger und europäische Fürsten diese Rollen spielten, war Asia; da fochten die Schüler des Evangelii und des Korans zu tausend Mahl Tausenden, um den Besitz eines Landes, welches nicht viel größer, als Korsika, ist. — Ehe ich zur Geschichte selbst komme, muß ich meine Leser bitten, einen Blick auf den Ort zu werfen, von welchem die Funken der Schwärmerey aufstiegen, welche die Hälfte der Halbkugel mit einem heiligen Feuer entzündeten, und die in der andern Hälfte in dem aus beyden vermengten Blute erloschen. Seitdem Hildebrand seine Dictatus (*) in die Welt donner-

(*) Dictatus Hildebrandini, sind gewisse Sätze, welche dem Papste Gregor VII. der vorher Hildebrand hieß, und den päpst-

nerte; seitdem andere Hildebrande vor ihm mit Bann-Flüchen um sich schleuderten, Könige von ihren rechtmäßigen Thronen stürzten, und kriechende Scepter-

päpstlichen Stuhl von 1073 bis 1085 besessen hat, zugeschrieben werden. Sie befinden sich auch wirklich in seinen Werken, zwischen dem 55 und 56sten Brief des 2ten Buches. Indessen behaupten doch verschiedene angesehene Gelehrte, daß sie in Absicht auf Form und Einkleidung nicht von ihm selbst herrühren, indem es ihnen an Ordnung, Deutlichkeit und Bestimmtheit fehle, womit gedachter Papst sonst zu schreiben pflegte. Sie meinen daher, daß irgend jemand diese Sätze aus den Briefen dieses Papstes, sowohl aus denen, die noch vorhanden sind, als aus andern, die verloren gegangen seyn möchten, allenfalls auch zum Theil aus mündlichen Aussprüchen des Papstes gesammelt habe; denn in Absicht auf die Sache und Materie stimmten sie mit der Denkungs-Art des Papstes, und dessen anderwärtigen Aeusserungen, allerdings größten Theils überein. Es sind 27 Sätze, oder gleichsam Macht-Sprüche, daher sie auch den Nahmen Dictatus erhalten haben. 1. Daß die römische Kirche von Gott allein gegründet worden; 2. daß der Papst zu Rom von Rechts wegen der allgemeine Bischof heiße; 3. daß sein Gesandter auf den Concilien den Vorsitz vor allen Bischöfen habe; 4. daß der Papst allein die Bischöfe absetzen und wieder zu Gnaden annehmen, 5. auch die Abwesenden absetzen könne; 6. daß niemand mit denen Personen, welche von dem Papste in den Bann gethan sind, in Einem Hause wohnen dürfe; 7. daß der Papst allein die Macht habe, nach erheischender Nothdurft der Zeit neue Gesetze zu geben, neue Völker oder Gemeinen zu versammeln, aus einem Canonicat-Stifte eine Abtey, und umgekehrt, zu machen, die reichen Bisthümer zu vertheilen, und die armen zu vereinigen; 8. daß der Papst allein die Reichs-Insignien führen könne; 9. daß alle Fürsten die Füße des Papstes allein küssen müßten; 10. daß nur des Papstes Nahme in den Kirchen genennet werden dürfe; 11. daß kein anderer als der römische Papst, den Titel: Papst führen dürfe; 12. daß er allein Macht habe, die Kaiser abzusetzen; 13. daß er, bey erheischender Nothdurft, die Bischöfe von einem Orte in einen andern versetzen könne; 14. daß er Geistliche in allen Kirchen ordiniren könne; 15. daß derjenige, welcher von ihm ordinirt worden ist, auch andern Kirchen vorstehen, aber von keinem andern Bischofe einen höhern Grad erlangen könne; 16. daß kein allgemeines Concilium ohne seinen Befehl gehalten werden könne; 17. daß ohne sein Ansehen und Ausspruch kein Capitel oder Buch für kanonisch gehalten werden dürfe; 18. daß sein Ausspruch überhaupt von niemand widersprochen oder aufgehoben werden dürfe; wogegen er allein aller andern Aus-

Räuber darauf erhoben, seit dieser Schand-Zeit des europäischen Menschen-Verstandes, galt keine weltliche Macht mehr in Wälschland, und auswärtige Fürsten mußten Decrete und Interdicte aus Rom erwarten. Mönche und Beicht-Väter hatten gewonnenes Spiel, es mochte ihnen nun gleissende Ueberredung oder Gift-Mischerey und Meuchelmord, den Weg dazu bahnen. Die ärgerlichen Nahmen der Marozia und Theodora; des Sergius und Anderer, sollte die Welt in ewige Vergessenheit vergraben können. Sie lagen im Arme der Unzucht und Büberey; in einer Hand hielten sie den Becher der Wollust, und in der andern das Schicksal der Welt.

Manchmahl fühlten die Fürsten Muth genug, dem allgewaltigen Despotismus der anmaßlichen Statthalter Christi sich ernstlich zu widersetzen. Aber nun war man auch in Rom darauf bedacht, ihre Entwürfe vor der Zeit zu vernichten. Man fand einen Vorwand: das Land Gottes wäre in den Händen der Ungläubigen; die nach dem heiligen Grabe wallfahrenden Pilgrimme würden muselmännisch verfolgt und gedrückt, u. s. w. Es wäre also die höchste Pflicht für die Christenheit, das Erbtheil der Jünger Christi (wovon doch nichts in seinem Testamente steht,) wieder an sich zu reis-

sprüche verwerfen könne; 19. daß er von niemand könne gerichtet werden; 20. daß sich niemand unterstehen solle, diejenigen zu verdammen, welche an den apostolischen Stuhl appellirten; 21. daß alle wichtige Sachen aller Kirchen an den Papst gebracht werden müssen; 22. daß die römische Kirche niemahls geirrt habe, noch auch irren werde; 23. daß ein römischer Papst, wenn er kanonisch ordinirt worden ist, durch das Verdienst des heil. Petrus ganz ungezweifelt ein Heiliger werde; 24. daß die Untern auf seinen Befehl, oder mit seiner Erlaubniß, ihre Obern auflagen dürften; 25. daß er auch ohne eine Synode Bischöfe absetzen und mit der Kirche versöhnen könne; 26. daß derjenige nicht katholisch sey, welcher nicht mit der römischen Kirche eins wäre; 27. daß der Papst die Unterthanen gottloser Regenten von dem Eide der Treue lossprechen könne.

reissen. — Wer nun Lust dazu bezeigte, dies Abenteuer in Asia zu bestehen, bezeichnete sich mit einem rothen Kreuze; die Mönche trugen, statt der Fahnen, Crucifixe voran; die Werber nannte man Kreuz-Prediger, und die erste unsinnige Unternehmung den ersten Kreuz Zug. Kaum war eine Million solcher Schwärmer auf dem Wege, so fingen die Päpste und ihre Gehülfen an, ihre wahre Absichten zu entdecken, und die Hildebrandischen Dictatus in das Werk zu setzen. Die meisten deutschen Fürsten mit ihrer unübersehlichen Mannschaft, und einer, ach! so herrlich blühenden Jugend, waren entfernt; etwas dawider zu thun, wagten es nicht, denn die Bann-Flüche von der Engelsburg fürchteten sie mehr, als die rächenden Blitze des Himmels. In dem Vaterlande ihres Glaubens-Stifters versiegelten sie seine göttliche Lehren des Friedens und der Wahrheit, und ihren Glauben und ihre Schwärmerey mit dem Blute.

Doch, zur Geschichte selbst! Die Kreuz-Züge waren eine Folge der Tyranney der Saracenen gegen die christlichen Pilger im heiligen Lande, und der schwärmerischen Predigten Peter's des Einsiedlers. Seit den gepriesenen Zeiten des Kalifen Harun al Raschid, eines Zeit-Genossen und Freundes von Karl dem Großen, hatten die Christen, die so gern und häufig am Grabe ihres Glaubens-Stifters ihre Andacht verrichteten, keine Ruhe mehr zu genießen. Denn kaum hatte der fatimitische Chalif Hakem die Herrschaft über Syrien und Palästina erlangt, so fingen sich für die Christen in diesen Ländern die traurigsten Zeiten an. Gewaltthätigkeiten aller Art, ließ der Tyrann an ihnen ausüben. Der Religions-Haß — wer zittert nicht vor diesem weit und tief eingewurzelten Uebel der Menschheit? — bediente sich aller schleichenden List und öffentlichen Wut. Die unerhörten

Grausamkeiten toller Wüteriche, wie Hakem war; die unzähligen Drangsale, womit die Christen zu kämpfen hatten, und unwiderstehliche Triebe, das Land Gottes in die Hände seiner Glaubens-Genossen zu spielen, bewogen schon im J. 986 den Erz-Bischof von Ravenna, Gerbert, nachmahligen Papst Sylvest r III., im Nahmen der Kirche zu Jerusalem einen Brief an alle Christen zu schreiben, der eine förmliche Ermahnung an ganz Europa, die Waffen gegen die ungläubigen Unterdrücker zu ergreifen, und die heilige Stadt ihrem Joche zu entreissen, enthielt. Der verwegene Versuch einiger vornehmen Republikaner in Pisa, gegen die Muselmänner in Syrien einen Einfall zu thun, lief zwar fruchtlos ab, aber der Orient gerieth doch darüber in Bestürzung. Denn die Sage war um das Jahr Christi 1010 allgemein, daß alle Mächte der Christenheit sich vereinigen wurden, die Muhamedaner aus dem Lande zu verjagen. Ferner setzte gegen das Ende des 10ten und den Anfang des 11ten Jahrh. eine Vermuthung, welche sich auf jene 1000 Jahr gründete, deren der h. Johannes, Offenb. 20, 4. erwähnt, die christliche Welt in allgemeine Bestürzung, daß nähmlich die lezte Zukunft Christi zum Welt-Gericht nahe sey; und dies war ein merkwürdiger Grund, nach Jerusalem zu pilgern. Man wallfahrtete in der Absicht dahin, um durch ein Bad im Jordan die Flecken der Seele auszulöschen. Es war ein Heil, in der Nähe des Oehl-Berges zu sterben, oder hier die Zukunft des Herrn zu erwarten. Dieser Glaube machte, daß Könige, Fürsten, Grafen, Bischöfe, und so gar eine große Menge von Frauenzimmern und mancherley Leuten geringern Standes, ihre Güter verliessen, und scharweise, ohne Rücksicht auf Freundschaft und Familie, eiligst nach dem gelobten Lande gingen. Ehe also noch der Zeitpunct der allgemeinen Raserey erschien, wimmelte schon, das ganze

11te Jahrh. hindurch, der Weg nach Palästina von einzelnen Pilger-Scharen. Unter andern zeichnet sich ein großer Zug von heiligen Abenteurern aus, die im J. 1026 den Grafen von Angouleme begleiteten. — Von weniger Andacht und Buße, und nur von menschlichen Absichten beseelt, unternahm im J. 1065, eine weit größere Anzahl, die 7000 Pilger, diese Wallfahrt, unter Anführung Siegfried's, Erz-Bischofes von Maynz. Sie wurden aber, als sie in das Gebieth der Saracenen kamen, von einem Haufen unternehmender Muselmänner überfallen, und aller ihrer Habseligkeiten beraubet. Nur 2000 von ihnen sahen ihr Vaterland wieder; diese waren aber ausgezehrt, arm und abscheulich entstellt.

Palästina ward vorzüglich in diesem Zeitpuncte, ein Schauplatz innerer Zerrüttungen. Die Wallfahrten wurden nun immer gefahrvoller. Dieses Land kam im J. 1075, aus den Händen der Fatimiten unter die Gewalt des furchtbaren Sultans Malek Schach. Nun ward das Joch der Christen so drückend, wie unter den Neronen und Diokletianen von Rom. Nur das Zeit-Alter Ludwig's und der Hugenotten stellt eine ähnliche Betriebsamkeit, die mannigfaltigen Plagen noch zu vermehren, dar. Nur zwey Kirchen blieben den Christen übrig, die vom heil. Grabe und St. Maria, weil die Sieger sonst hätten befürchten müssen, die unermeßlichen Einkünfte der frommen Schwärmer aus Europa zu verlieren. Jeder Wanderer, der von Palästina zurück kam, erzählte die Gefahren, die er ausgestanden hatte, und beschrieb, mit mancherley Vergrößerungen, die Grausamkeiten und das Ungemach bey den frevelnden Türken. Auch war es eine Gewohnheit vieler Christen, die in Jerusalem und andern morgenländischen Städten wohnten, daß sie als Bettelnde durch Europa reiseten, und mit einer kläglichen Beschreibung des jammervollen Zustandes, in

welchem die Bekenner des christl. Glaubens unter der Herrschaft der Ungläubigen sich befanden, Almosen erpresseten, und eifrige Thäter des Christenthumes anreizten, einen Versuch zu machen, sie aus dieser Unterdrückung zu retten.

Und in Europa war damahls ein Herrscher, welcher die weitläuftigsten Entwürfe ersann und ausführte. Gregor VII., jener Erz-Feind der weltlichen Souveränität, und der hitzigste Verfechter der Kirchen-Freyheit und Rechte des römischen Stuhles; ein unter fünf Päpsten geübter Stats-Mann und unausforschlicher Heuchler — Hildebrand der das System der Unterwerfung von Grund aus im Kopfe, und im Herzen Vermessenheit hatte, es auszuführen, wurde von Michael Dukas, einem gekrönten Thron-Räuber auf dem Throne von Constantinopel, aufgefordert, Europa wider Asia zu waffnen. Er schmeichelte dem Papste mit einem Ruhme, der seinen Hoffnungen entsprach, und seinen Stolz gar angenehm kitzelte. Kirchen-Vereinigung und Besitz des heiligen Landes, war dem Ehrgeize des geistlichen Dictators eine zu herrliche Aussicht, als daß er nicht mit aller Lebhaftigkeit seines unbändigen Geistes das große Werk hätte unternehmen sollen. Er ließ deswegen Briefe mit Ermahnungen an die Christen ausgehen, beschrieb ihnen darin „die Gräuel, welche die Ungläubigen gegen „die Christen im Orient verübt hätten, und forderte „sie bey dem Glauben und der Liebe zu dem Gott, der „für sie gestorben sey, auf, das klägliche Schicksal ih„rer Brüder zu mildern, die Beschwerden einer lan„gen Reise nicht zu scheuen, und ihr Blut für die hei„ligen Oerter und das unterdrückte christliche Kaiserthum „zu vergießen". Gregor's Ermahnungen hatten die gehoffte Wirkung. Dies- und jenseit der Alpen rotteten sich Völker zusammen, die leicht ein Heer von 50,000 Mann hätten formiren können. Der Papst war,

war, wie aus einem heuchlerisch schmeichelnden Briefe an seinen nachherigen Tod-Feind, Kaiser Heinrich IV., erhellet, entschlossen, sich an die Spitze dieser heiligen Krieger zu stellen. Allein, aus wichtigen Ursachen, unter welchen die Absicht, Heinrich IV. zu demüthigen, wohl die vornehmste war, vergaß er den vorgegebenen göttlichen Trieb, die Bedrängten zu befreyen, und machte dagegen seine Hildebrandischen Dictatus (s. oben, S. 292, Anm.) bekannt, zu deren Annahme er durch pontifikalische Bann-Flüche die Priester und Laien verpflichtete.

Die Christenheit war einmahl in allgemeine Bewegung gesetzt, und aller Augen und Herzen nach Palästina gerichtet. Da kam aus den Mauern von Amiens das seltsame Werkzeug hervor, dem es vorbehalten war, um einer Stadt und ihrer Gegend willen, zwey Welt-Theile gegen einander aufzuhetzen. Peter, der Einsiedler, insgemein Kukupeter (Petrus cucullatus) genannt, ein pikardischer Pilger, schien für sein Jahrhundert ausdrücklich geboren, so wie dieses Jahrhundert für ihn gebildet zu seyn. Mutter Natur war übrigens gegen seine ganze Gestalt sehr geizig gewesen. Häßlich von Kopf bis zu Fuß, bedeckt mit den Lumpen der Armuth, verrieth er nichts weniger, als den Urheber einer großen Revolution; aber seine lebhafte Augen verriethen einen feurigen Kopf und eine ausschweifende Einbildungs-Kraft. Herz und Mund war empfindsam und beredt. Durch die Strenge seiner Enthaltsamkeit und durch die Stärke des Nachsinnens, wurde seine noch mehr erhitzte Seele der Brennpunct, in welchem alle Leidenschaften sich verstärkten, um nachher in eine Art von Wut auszubrechen. Sein kühnes und unruhiges Wesen war in beständigem Aufruhr. Seinen Stolz und seine Eitelkeit verbarg er in der härenen Kleidung und im hanfenen Stricke. Und, im Vertrauen auf eine unmittelbare

bare Verbindung mit dem Himmel, dünkte sich der arglose Mann ein Werkzeug seiner Absichten und der Siegel-Bewahrer seiner Geheimnisse zu seyn. — Dieser ausserordentliche Mensch war 1053 geboren, mithin in dem Auftritte, wo er seine Rolle zu spielen anfing, noch in einem Alter, da die Leidenschaft am heftigsten wirkt. Seine Jugend war den Wissenschaften gewidmet, und sein überaus veränderlicher Geschmack wählte den Kriegs-Stand. Er wurde aber in Flandern gefangen, und legte, nach seiner Befreyung, Harnisch und Schwert nieder. In seinem Ehestande mit der alten häßlichen Beatrix von Roussy fand er aber die gesuchte Ruhe nicht, und suchte sie also in der Priester-Weihe. — Aber auch hier ward er nicht befriedigt, sondern flohe in die Wüste, wo es keine Menschen gibt, und hier soll er als Einsiedler gelebt haben. Das Gerücht von den Wallfahrten störete auch hier unsern h. Peter auf, und er pilgerte 1093 gerades Weges nach Jerusalem. Der Anblick dieser Stadt, die Vorstellung der Vergangenheiten, stürmten mit heftigem Nachdruck auf seine offene Empfindung. Mit jedem Schritte, den er in die Stadt that, entbrannte sein Zorn. Ueberall Gang und Spur eines Gottes, und überall dieser Gang, von den Tritten der Ruchlosen entweihet. Der Oehl-Berg und alle Stätten, wo Christus gewandelt hat, alles in dem Besitze der Ungläubigen! Solche und ähnliche Betrachtungen bestürmten seine Seele. Jeder Gegenstand drückte einen Stachel in sein Herz, besonders, da er an der Stelle des Salomonischen Tempels, jene prächtige Moschee der Moslenim (Muselmänner) sahe. Sein Herz blutete bey dem Anblicke aller der traurigen Scenen, und nun denkt er Tag und Nacht darüber nach, wie er allen den Abscheulichkeiten ein Ende machen könne. In dem damahligen Patriarchen von Jerusalem, Simeon II., fand er ganz den Mann, wie

er

er ihn wünschte. Diesen wußte er durch seine Reden so für sich einzunehmen, daß derselbe kein Bedenken trug, sein Herz in den Schooß des jungen Schwärmers auszuschütten. Der Greis, ganz gerührt, machte ihm eine sehr traurige Schilderung von den Verwüstungen des heiligen Landes, sahe dieses aber für eine gerechte Strafe des Himmels an, für die Lasterhaftigkeit der Christen, und setzte die einzige Rettung aus dieser betrübten Lage in den Beystand der Abendländer, d. i. der Europäer.

Man denke sich die Gemüths-Bewegungen und aufgeregten Leidenschaften in Peter's Seele. Alles schien ihm leicht, was Simeon doch noch für sehr schwer hielt. Da er einmahl ein rüstiges Werkzeug der Vorsehung zu Befreyung der morgenländischen Christen zu seyn wähnte, so zweifelte er im geringsten nicht, daß er auch seine Absichten glücklich durch ihn ausführen würde. Unser martialischer Apostel gerieth in immer höhere Aufwallung. In einem Traume dünkte ihm so gar, durch Jesum Christum selbst aufgemuntert zu werden, sein Werk muthig zu beginnen. Er erpreßte nun gleichsam von dem alten Simeon Briefe an den Papst und an die christlichen Fürsten, die Freude beflügelte seinen Abzug aus Jerusalem, und nach einer kurzen See-Reise, auf welcher er sich unaufhörlich über die Langsamkeit der Winde beklagte, stieg der Held, der es wagte, Welt und Nachwelt in Erstaunen zu setzen, zu Bari an das Land, und ohne sich einige Rast von den Beschwerlichkeiten der See-Reise zu erlauben, eilte er ungesäumt zum Papst nach Rom.

Urban II. — weiland Gregor's VII. innigster Vertrauter — saß damahls auf dem päpstlichen Throne. Dieser Mann würde ohne die hartnäckige Ausübung ächt Hildebrandischer Stats-Theorie, den Rang unter den größten, ja eine Stelle unter den besten

sten-Päpsten verdienen. Das Schatten-Bild der Gregorischen Hierarchie zu realisiren, war seine fortbrausende Bemühung, ob er gleich späterhin als ein Verbannter und Geächteter herum irren mußte. Er wußte, als ein Busen-Freund Gregor's, die Gründe, worauf dieser einst den Entwurf der Kreuz-Züge gebauet hatte. Jezt bat auch der Kaiser Alexius von Constantinopel, in wiederhohlten dringenden Bitt-Schriften an den Papst und mehrere christliche Fürsten, um ihren thätigen Beystand gegen den allgewaltigen Strohm, welcher Asia überschwemmte. Die ganze Angelegenheit eröffnete dem Urban die schmeichelhaftesten Aussichten, seine Macht zu vermehren, seine Plane durchzusetzen, und doch zugleich als Helfer der leidenden Menschheit zu erscheinen. Nach einiger Ueberlegung ward sein Entschluß reif. Er gab nun im Ernst dem Pilger von Amiens den Befehl, die Gemüther zu einer so frommen Unternehmung vorzubereiten, die Gebiethe der christlichen Fürsten zu durchlaufen, und die Fürsten und ihre Unterthanen zur Erfüllung des göttlichen Willens zu ermahnen. Peter's Herz hüpfte vor Freuden, daß er der Vorläufer des Papstes seyn sollte, und er eilte, seine Gesandtschaft zu vollziehen. Mit einem Crucifixe in der Hand, barfuß und mit bloßem Kopfe, mit einem wollenen Unter-Kleide, einer langen Mönchs-Kutte von dunkler Farbe, und über derselben einen kleinen Einsiedler-Mantel von grobem Zeuge, bekleidet, und mit einem großen Stricke umgürtet, befliß er sich der strengsten Enthaltsamkeit, kasteyete seinen Leib, und übte, wo er nur konnte, gute Werke. Nun durchlief er alle Straßen, und seine Erwartungen wurden allenthalben übertroffen, man sahe und bewunderte in ihm einen Gesandten Gottes; so gar sein Esel hatte Theil an der übertriebenen Verehrung, die man dem heiligen Reiter erzeigte. In Jahres-Frist durchstrich er beynahe ganz

Euro-

Europa, redete alle Fürsten und Große an, beschwor das Volk, und zündete in allen Seelen das Feuer an, welches ihn schon längst verzehrte.

Es ist über allen Begriff eines gesunden Verstandes, was für eine allgemeine Bewegung dieser Kupferstich im größten Theile von Europa verursachte. Wo man hinblickte oder wandelte, sahe man lauter begeisterte Menschen, die, so wie er, nach dem Blute der Ungläubigen dursteten. Türken und Rache! Christen-Freyheit und Jerusalem! war die allgemeine Losung. Alles seufzte nach einem allgemeinen Bunde.

Papst Urban schritt nun mit Nachdruck zum Werke. Eine allgemeine Kirchen-Versammlung schien ihm das anständigste Mittel zu seyn, die angegebenen und geheimen Absichten seiner Entwürfe durchzusetzen. Und so kam denn eine solche im J. Chr. 1095, in Piacenza zu Stande. Eine ungeheure Anzahl von Geistlichen und mehr als 30,000 Laien, stellten sich hier ein, in Hoffnung, hier würde der Krieg gegen die Ungläubigen erkläret werden. Der Menge wegen hielt man die Sitzungen im freyen Felde. Die Gesandtschaften des griechischen Kaisers verlasen öffentlich die Schreiben ihres bekümmerten Monarchen, und schilderten mündlich das Elend und die Leiden im Morgenlande. Der Papst hielt eine lange rührende Ermahnungs-Rede, und: „Lasset uns aufmachen, die dul„denden Brüder zu befreyen" — dies war Ein Gedanke, war Eine Stimme bey Allen.

Jeder kehrte mit dem wärmsten Entschlusse, bey dem Drang-Gefühle der unterdrückten Menschheit ein Mit-Erretter zu seyn, in sein Vaterland zurück; und jeder ward, ohne es selbst zu wissen, ein neuer Werbe-Commissarius des Papstes.

Auf den 18 Nov. eb. dess. Jahres, wurde durch ein Circular-Schreiben des Papstes an alle Prälaten und weltliche Fürsten der Christenheit, zu Cler-

mont

mont in Auxerre eine abermahlige Kirchen-Versamml-ung festgesetzt. Auf diesem für alle Zeit-Alter denk-würdigen Congreß kamen aus allen Gegenden Euro-pens eine unglaubliche Menge von vornehmen und geringen Geistlichen, Laien vom höchsten bis zum niedrigsten Range, zusammen. Es wurde hier gleich als ein unverbrüchlicher Kanon festgesetzt, daß die Rei-se nach Jerusalem statt aller andern Büßungen gelten sollte. Zu Piacenza hatte man die Gesandten des griechischen Kaisers reden lassen; — hier sollte ein an-derer seine Rolle spielen. Peter erschien in seinem ge-wöhnlichen Anzuge, mit dem Crucifixe in der Hand, mit traurigem Blicke und trüber Stirn, und hielt eine herzerschütternde Rede, in welcher er alles erschöpfte, um das traurige Schicksal der morgenländischen Chri-sten mit lebendigen Farben zu schildern, um jedes Herz seiner Zuhörer zu rühren, und um die Gemüther von neuem zu einer Unternehmung gegen die grausamen Unterdrücker der armen Christen zu begeistern.

Seine Rede that Wunder. Ein kalter Schauder durchlief die Versammlung. Rührung und Seufzer theilten sich mit, wie elektrische Funken. Herz, Mit-leiden, Einbildungs-Kraft, — jedes Sensorium des menschlichen Elendes ward rege; — nur dem Ver-stande fehlte noch Ueberzeugung, und dies Werk hatte der Papst sich vorbehalten. Seine Rede an die ver-sammelte Christen-Schar durchdrang aller Herzen. Unwiderstehlich riß er alles mit sich fort, und der Au-genblick, den er mit Ungeduld erwartete, war da. Die Gemüths-Bewegung seiner horchenden Zuhörer war auf den höchsten Grad gestiegen. Thränen flossen, Seufzer wurden laut, und verwandelten sich am Ende seiner Rede in ein lautes: **Gott will es haben! — Gott will es haben!** Dies war Eine Stimme, Ein Geschrey bey Allen. Urban konnte kaum seine Freude verbergen, und machte sich diese Einmüthigkeit zu Nu-

ße.

ße. Voll Rührung erhob er sich von seinem Throne, winkte mit der Hand zum Stillschweigen, und setzte seine Rede mit der empfindendsten Zuversicht fort; zeigte ihnen, wie augenscheinlich es wäre, daß hier Gott selbst im Werke sey, und daß sie, um zu zeigen, daß sie Soldaten Jesu Christi seyn, ein unterscheidendes Zeichen, und zwar das ehrwürdigste und schicklichste unter allen: die Abbildung des heiligen Holzes, an welchem Christus gekreuzigt worden ist, tragen sollten. „So schmücke sich dann", sprach er: „ein Jeder, der „sich zu dieser ruhmwürdigen Unternehmung gesellen „will, mit diesem heiligen Bilde, er trage auf der rechten Schulter, oder auf der Stirn, oder auf der Brust, „ein rothes Kreuz!" Nun noch einige nachdrückliche Ermahnungen, sich gegen den Frühling bereit zu halten, und — er hatte, was er wünschte; — wie ein Lauf-Feuer waren Entschließungen und Maßregeln bey allen Zuhörern von Herz zu Herz gegangen. — Die ganze Versammlung fiel auf die Knie, der Papst ertheilte Allen die Vergebung der Sünden, den apostolischen Segen, und die Erlaubniß nach Hause zu gehen. Wahrscheinlich geschahe es auf Verabredung, daß sich gleich darauf Adhemar von Monteil, Bischof von Puy, fußfällig vom Papste die Bezeichnung mit dem Kreuze ausbat, und sie auch mit vielen andern vornehmen Personen erhielt. Zum Beschluß wurden auch die Privilegien und Freyheiten der Kreuz-Fahrer bekannt gemacht. Sie konnten, während ihres Dienstes im heiligen Kriege, nicht Schulden halber angeklaget werden (*); von entlehnten Geldern durften sie keine Zinsen bezahlen; sie waren ganz, oder zum Theil, von Steuern und Auflagen befreyt; sie konnten ohne Einwilligung ihres Lehens-Herren ihre Ländereyen ver-

(*) Dies allein trieb viele Tausende fort.

veräussern; ihre Personen und Habseligkeiten standen unter dem Schutze des h. Petrus, und keiner durfte sie und die Ihrigen während ihrer Abwesenheit im mindesten zu beleidigen wagen, wenn er nicht den Bann-Strahlen der Kaiser bloß gestellt seyn wollte; sie waren, gleich den Geistlichen, keinem weltlichen Gerichts-Hofe unterworfen, und erhielten endlich, welches noch das Beste war — einen vollkommenen Ablaß, d. h. alle ihre Sünden wurden ihnen vergeben, und die Pforten des Himmels in optima forma eröffnet, wenn sie nur an diesem heiligen Kriege Theil nahmen (*). Der Papst gab zugleich allen Geistlichen die Macht, allen denen, welche sich in diese heilige Miliz begeben würden, Vergebung der Sünden anzukündigen; und damit dieser heilige Anschlag einen bessern Fortgang haben möchte, so sollten alle Geistliche täglich eine gewisse Anzahl Vater Unser beten, und an einer Reihe hölzernen Kügelchen Gott gleichsam vorzählen, wodurch die so berühmten Paternoster aufgekommen sind.

Nach der zehntägigen Dauer der Kirchen-Versammlung ging Jeder heim in seine Stadt; Jeder predigte, wo er konnte, das Kreuz, und sammelte sich Gefährten nach Jerusalem. Unterdessen war auch der Aberglaube und die Unwissenheit nicht müßig, mancherley wunderseltsame Dinge auszubrüten. Die kühnsten und abgeschmacktesten Dinge wurden erdacht und geglaubt, und alles auf die große Sache der christlichen Schwärmer angewendet.

Nicht

(*) Wem fällt hierbey nicht ein, wie abscheulich zum Theil, wie alle menschliche und bürgerliche Ordnung zerstörend, wie sittenverderblich, alle Moralität zernichtend und bloß nach dem leidigen Interesse des römischen Hofes zugeschnitten, diese Sätze waren! Schrecklich ist es zu denken, daß es einst eine Zeit gab, wo solche und noch abscheulichere Satzungen für Europa verbindend waren.

Nicht lange, und eine unzählige Menge von Kleidern war mit Kreuzen geziert; und wehe dem, der es sich nur von weitem merken ließ, daß ihm das Ding nicht behagte! Eine Orange-Kokarde konnte bey der neulichen Revolution in Holland, und eine National-Kokarde bey der in Frankreich, nicht kräftiger gegen die Mißhandlungen des antipatriotischen Pöbels schützen, als das rothe Kreuz gegen die Angriffe schwärmerischer Kreuz-Brüder. Nur der war geachtet, der dieses Zeichen trug. —. Diese Kreuze wurden aus Tuch, oder Stoff, oder auch aus Seide verfertigt, und waren im ersten Kreuz-Zuge von rother Farbe; im vierten hatten die Franzosen noch dieselbe Farbe, die Engländer aber weiße, und die Flamländer grüne Kreuze. Sie wurden auf der rechten Seite des Kleides, Fig. 2919, oder Mantels, oder vor die Stirn auf dem Helme, befestigt, vorher aber erst geweihet. Auf dem Rückzuge nahm man das Zeichen von der Brust oder Schulter ab, und trug es auf dem Rücken, oder am Halse. Einige Schwärmer liessen es sich so gar mit glühenden Eisen auf den Leib brennen; andere machten, vermittelst einiger Säfte, Wunden in das Fleisch, welche die Gestalt der Kreuze hatten.

Es heißt genug gesagt, um die brennende Begierde der Menschen aus allen Ständen, nach Jerusalem zu gehen, zu bezeichnen, wenn man weiß, daß jeder diesen Gang für den einzigen Weg zum Himmel hielt. Auch das weibliche Geschlecht sehnte sich innigst, dies Abenteuer zu bestehen. Kein Band der Freundschaft und Liebe war stark genug, die Rasenden aufzuhalten. Kein häusliches Interesse, keine zärtliche Empfindung, kein Gefühl von Patriotismus, war zur Aenderung eines unsinnigen Entschlusses vermögend. Der Haupt-Bewegungsgrund bey vielen war gewiß: ihr Schicksal zu verbessern, sich mit der Beute der Reise-Gefährten und Feinde zu bereichern, und ihren Wollüsten

und Leidenschaften zu fröhnen. Räuber und Mörder durften an dem heiligen Zuge Theil nehmen; sie beichteten ihre Verbrechen, und sie wurden ihnen vergeben. Weltgeistliche, Mönche und Nonnen, Weiber und Kinder, kehrten sich nicht mehr an das Verboth Urban's, der sie zu Clermont von dem Zuge nach dem heil. Lande ausschloß, sondern liefen den kreuzfahrenden Heeren scharenweise zu. Schrecklich ist es zu lesen, welch eine Mischung der Stände, Geschlechter und Leidenschaften, der Tugend und des Lasters, hier Statt hatte.

Die Kosten, so zahlreiche Haufen von Menschen aus Europa nach Asia zu führen, waren, natürlicher Weise, ganz enorm groß. Die öffentlichen Einkünfte einer jeden Nation waren damahls noch sehr geringe. Alle, die sich zur Reise rüsteten, waren, um sich Lebens-Unterhalt verschaffen zu können, gezwungen, ihre Habe zu verkaufen. Wohl dem, der Klugheit genug besaß, oder durch Verhältnisse gezwungen war, zu Hause zu bleiben, da man bey so vielen Verkäufern um ein geringes Geld Käufer werden konnte! Fürsten und Geistliche machten sich dieses ins besondre zu Nutze. Aller Orten wurde verkauft und gekauft. Ganze Provinzen, Städte, Felder, Wiesen und Hütten, alles kam in gierige, fremde Hände. Der Handel erhielt eine gänzliche Revolution. Auf der einen Seite sahe man ausserordentlichen Einkauf, auf der andern den lächerlichsten Verkauf dessen, was man auf die Reise brauchte, oder entbehren konnte. Um eine Kleinigkeit sagte man sich von allen seinem Erb-Gute los, in der Hoffnung eines eingebildeten größern Gewinnes in einem entfernten Lande.

Unterdessen verstrich der Winter, der mit Ermunterungen und Zurüstungen zu einem Vorhaben, welches seines Gleichen nicht hat, zugebracht wurde. Kaum erwachte die Natur aus ihrem Schlummer,

kaum

kaum blickten die Erstlings-Tage des Frühlinges in das Thal, so ward alles lebendig bey Allen. Empfindung im Blick und Munde, Schwärmerey und Hoffnung im Herzen! Europa ward die Bühne von den ausserordentlichsten Auftritten — lauter handelnde Personen erschienen, und kein Zuschauer war da! Hier segnete eine Mutter ihren Gatten und Sohn zur Pilgerschaft ein, dort führten Väter ihre Söhne nach den Versammlungs-Plätzen; da machten wilde Edelleute nur blutige Anschläge, indem sie ihre liebenswürdige Gemahlinnen auf immer verliessen, oder sie auch zwangen, an den Beschwerlichkeiten ihrer neuen Laufbahn Theil zu nehmen. Man sahe Bauern mit ihren Weibern und Kindern und Geräthschaften auf elenden Karren mit langsamen Schritten zu den Versammlungs-Plätzen hinziehen. Auf den Gassen und Land-Straßen, bey Städten und Festungen, in den Ebenen und auf Bergen, allenthalben erhoben sich Fahnen und Gezelte. Alle Heer-Straßen waren mit Kriegern von allen Ständen, Altern und Geschlechtern bedeckt. Alle waren, trotz der Beschwerlichkeiten der Reise, munter und fröhlich, und liessen die Luft von ihrem Kriegs-Geschrey erschallen. Man denke sich die wunderbare Mischung von Haus-Geräth und Kriegs-Werkzeugen, von Trompeten und Ziaken des Helden, mit den Schalmeyen und Flöten des Hirten; Jagd- und Fisch-Geräthe, u. s. w.

Man kann leicht erachten, daß sich keiner thätiger bewies, als Peter. Er nahm alles, was Frankreich und Deutschland entbehrliches liefern konnte, zu seinem ehrenvollen Gefolge — einen erstaunlich zahlreichen Schwarm Lumpen-Gesindels — auf. Mit diesem kam er zu dem alten Bekannten, Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen. Dieser Prinz erstaunte bey dem Anblicke einer solchen Horde, ohne Nahmen, Zucht und Sitten. Statt aber eine Auswahl unter

ihnen zu treffen, schlug er dem wackern Kukupeter vor, mit seinem Pöbel voran zu gehen, und dieser, noch verrückt von dem aus dem Morgenlande mitgebrachten Wahne, lehnte den Vorschlag, der seinem Herzen und Verstande doch eigentlich schrecklich seyn mußte, keineswegs ab. Er war indessen noch so klug, seine Haufen, die aus mehr als 300,000 Köpfen bestanden, zu theilen, um Unruhe und Verwirrung und Hunger mehr zu verhindern.

Ein Edelmann aus Bourgogne, Walther von Pereio, tapfer, aber so arm, daß Dummheit oder Bosheit ihm den Sport-Nahmen Walther ohne Habe (*) beylegte, wurde von Peter zum Anführer eines Haufens von 15 bis 20,000 Mann bestimmt; noch zwey andere Haufen hatten sich ebenfalls abgesondert. Bis an die ungarischen Gränzen ging Walther's Zug noch ziemlich gut, hier aber nahm Kreuz und Noth ihren Anfang; unter der größten Unordnung und den schändlichsten Ausschweifungen, rückten sie über Belgrad an die Gränzen der Bulgarey. In einer Stadt, die Malleville genannt wird, wurden 16 Kreuz-Soldaten von den Einwohnern überfallen und gemißhandelt, und Walther hatte alle mögliche Ueberredungs-Künste nöthig, um das Heer von der blutigsten Rache gegen die Ungarn (die damahls von dem Konige Kalomann beherrschet wurden,) abzuhalten. Die Bulgaren betrachteten diese Heer-Schar als eine Rotte von Land-Läufern, aber ihre daher bewirkte Verweigerung der nöthigen Unterstützung, zog eine allgemeine Verbreitung der Kreuz-Armee im Lande herum, und allgemeine Räubereyen nach sich. Nun ging eine wütende Verfolgung von Seiten der Bulgaren an, so, daß selbst Walther ohne Habe, mit denen, die ihm folgen konnten, in größter Eile, stets vom Hunger und

den

(*) Walterus senzavehur, senſaveir (sans avoir), sine pecunia.

den schrecklichsten Beschwerlichkeiten begleitet, durch die Wälder fliehen mußte. Endlich kam er zu Nissa an. Die große Gruppe von menschlichem Wahnsinn und Elend rührte den Statthalter zum Mitleiden; er ließ die nöthigen Bedürfnisse verabfolgen, und die Kreuz-Fahrer durch Weg-Weiser nach Constantinopel führen. Hier blieb Walther mit Erlaubniß des Kaisers Alexius, bis Peter zu ihm stieß. Dieser war nähmlich auch nicht minder thätig auf seiner Laufbahn fortgeschritten. Kaum nahm er sich Zeit, sein Heer, welches aus 40,000 Menschen, ohne die Weiber, Greise und Kinder, bestand, mit Mund-Vorrath zu versorgen. Gegen Versprechung barer Bezahlung und strengster Kriegs-Zucht, erlaubte man ihm den Durchzug durch Ungarn. In schrecklichen Grimm gerieth aber der General in der Mönchs-Kutte, als er zu Malleville noch die als Sieges-Zeichen aufgesteckten Waffen jener 16 Soldaten erblickte; und nur Ein Wort, so thaten seine Kreuz-Fahrer den hitzigsten Angriff gegen die Stadt, erstiegen ihre Mauern, und in Kürzem war die ganze Stadt von ihnen überschwemmt. Die Einwohner flohen auf einen Berg, wurden aber von den Kreuz-Brüdern eingehohlet, und — die Streiter unter der Fahne Jesu, des Menschen-Freundes, des Friede-Fürsten, erwürgten von 7000 Menschen über 4000, kehrten zurück in die Stadt, und begingen, 5 Tage lang, die abscheulichsten Ausschweifungen und gräulichsten Handlungen. Nach sieben Tage-Reisen kam das Heer bey Nissa an. Bey dem Weiterrücken zündeten einige Soldaten 7 Mühlen und einige Häuser an; nun aber fielen die Ungarn und Bulgaren wütend in den Nachtrab des Heeres, und richteten diesen gänzlich zu Grunde. Peter kehrte, auf erhaltene Nachricht, gleich nach Nissa um, in der Absicht, die Gefangenen auf eine gute Art wieder zu erhalten. Da er aber die Hitze seiner Leute

nicht bändigen könnte, so kam es wider seinen Willen zu einem Hand-Gemenge. Die Schlacht und das Blutvergießen ward immer wütiger und stärker; alles, auch so gar Peter's heilige Kriegs-Casse, welche den ganzen Schatz enthielt, den er durch seine Predigten in Europa zur Unterstützung seines Vorhabens gesammelt hatte, ging für die Kreuz-Armee verloren. Mit dem Ueberreste von den 40,000 Menschen, etwann 7000, setzte Peter nun in der kläglichsten Verfassung seinen Marsch durch Tyracien fort, vermehrte aber durch den steten feyerlichen Trompeten-Schall und andere Mittel, sein Heer wieder bis zu 30,000 Mann. Zu Philippopoli war er so glücklich, durch seine Gaukeley seine Casse ziemlich wieder zu füllen, und endlich am 1 Aug. 1096 langte der Abenteurer, unter dem Jubel-Schalle der Trompeten, vor Constantinopel an. Hier vereinigte er sich mit seinem Freunde Walther, welcher nichts weniger erwartet hatte, als seinen General in einem noch traurigern Zustande, als sein eigener war, zu erblicken.

Der Kaiser war neugierig unsern Kukupeter persönlich zu sehen. Er empfing ihn überaus gnädig, und entließ ihn mit einem ansehnlichen Geschenke, befahl ihm aber, sich, der lieben Ordnung wegen, bis zu der Ankunft der europäischen Fürsten, nicht aus dem Lager zu entfernen.

Ein Priester, Gottschalk aus der Pfalz, mit seinem Haufen von 15,000 Menschen, lauter Lumpen-Gesindel und Pöbel, verdient kaum Erwähnung. Er hauste mit seiner Horde in Ungarn so arg, daß Kalomann ohne Barmherzigkeit über sie herfiel, und von 15,000 kaum 3000 übrig ließ.

Ungeachtet aller der Unglücks-Fälle, ging die Werbung der Kreuz-Soldaten in Europa noch immer fort. Eine ausserordentliche Menge, die Wilhelm von Tyrus auf 200,000 zu Fuße und 3000 zu

Pferde

Pferde angibt, that sich aus Frankreich, Deutschland, England ꝛc. zusammen; aber gröſsten Theils Leute vom niedrigsten Gesindel, und der Abschaum der Nationen, welche alle Schand-Thaten verübten, die sich von einer solchen Brut erwarten liessen. Und diese elende Rotten unterwanden sich die unvergängliche Ehre der besten Religion vor den Völkern zu retten! Sie begingen eine schreckliche That, vor welcher die Menschheit zurück schaudert. Sie wollten nicht allein die Mißhandlungen der Christen an den Türken in Palästina rächen, sondern sie richteten auch ihre Wut gegen die Juden, gegen das Volk, welches erst Canaan besessen hatte, und nun seit der Kreuzigung des Religions-Stifters der Christen unter allen Völkern ohne eigene Stats-Verfassung und Herrschaft herum irrt. Sie glaubten, weil die Groß-Aeltern dieses Volkes Jesum Christum gekreuzigt hätten, so müßte sich ihr heiliger Eifer auch gegen diese erstrecken, und diese unschuldige Nachkommen müßten die Schlacht-Opfer für die Missethaten ihrer Väter werden. Sie erwürgten also alle Juden, welche ihnen auf ihrem Zuge in die Hände fielen. In Speyer, Worms, Maynz, Cöln, Verdun, erlitten sie die gröſste Marter. In dieser Gegend hatte ein gewisser Graf Emich 12000 Straßen-Räuber unter dem Nahmen der Kreuz-Fahrer zusammen gerottet. Seine heilige Bestimmung fing mit Ermordung der Juden an. Nicht einmahl in dem erzbischöflichen Pallaste, worein sich 700 Juden geflüchtet hatten, fanden sie eine Frey-Stätte. Selbst vor den Augen des leutseligen Bischofes Rothhard, der diese Unglückliche in Schutz nahm, wurden sie mit Weib und Kindern elend ermordet. Auch widersetzten sich einige Bischöfe dieser Grausamkeit der Kreuz-Fahrer ernstlich. Der Bischof von Speyer, der Bischof von Worms, und der Erz-Bischof von Trier, nahmen

sich ihrer an; sie mußten aber ihre Religion zur Bedingung abschwören. Als aber die Gefahr vorbey war, kehrten sie, mit Einwilligung Heinrich's IV., zu ihrem Glauben wieder zurück. Durch diese unmenschliche That nun verloren 12,000 Juden elend ihr Leben. Nun aber fing auch der Zug dieses Heeres an. Diese Mörder rückten, voll Hoffnung eines friedlichen Durchzuges, gegen die ungarischen Gränzen an; allein der Durchzug wurde ihnen verwehret, weil die Ungarn aus der Erfahrung wußten, daß auch dieses Heer nicht mit Wahrheit im Nahmen des Herrn käme. Sie versperrten ihnen daher alle Zugänge, und besetzten alle Gegenden mit Bewaffneten. Graf Emich und die übrigen Führer dieses Heeres fasseten den Anschlag, entweder durchzudringen, oder zu sterben. Es kam nun bey Mersburg zum schrecklichsten Hand-Gemenge; die Kreuz-Fahrer wurden aber geschlagen, und erlitten eine gänzliche Niederlage. In der Donau und in dem Moraste vor der Stadt schwamm europäisches Schwärmer-Blut. Tage lang soll der ungarische Haupt-Strohm davon gerö-thet gewesen seyn. Einige hatten die Rettung der Geschwindigkeit ihrer Pferde zu danken, und selbst der wilde Graf Emich kam lebendig davon. Einige Flüchtlinge retteten sich durch Kärnthen nach Apulien, und schweiften mit ihren Rotten verheerend umher, bis sie endlich wieder an ihr Gelübde gedachten. Sie stiegen deswegen mit Verlangen und Hoffnung an Bord, und segelten nach Constantinopel, wo sie sich dann mit dem Kreuz-Heere vereinigten.

Peter's Heer war unterdessen durch die herbey gewanderten Haufen von Longobarden, Genuesern, Piemontesern ꝛc. ansehnlich verstärkt worden; und Alexius war froh, als er diese fürchterliche Leute, die in Constantinopel und der Gegend ärger hauseten, als selbst die Türken bey ihren Streifereyen, über die

Meer-

Meer-Enge von Constantinopel nach Bithynien hinüber setzen sahe. Er gab ihnen noch den ernstlichen Rath auf den Weg, sich nicht von Nikomedien zu entfernen, und daselbst die Ankunft ihrer Nachfahrer zu erwarten, mit dem Versprechen, ihnen Lebens-Mittel genug zu übersenden. Zwey Monathe lang blieben sie auch ziemlich ruhig, alsdann aber fingen sie die gewöhnlichen Räubereyen wieder an, und mordeten Griechen und Türken. 7000 Mann gingen einst auf Beute aus, und wagten sich bis in die Gegend von Nicäa; es kam zum Treffen mit den Saracenen, die Kreuz-Fahrer siegten, und plünderten und raubten überall. Der Geist der Zwietracht aber, welcher Gesellschaften und Reiche zerstört, fand sich auch bey ihnen ein, und zündete ein unglückliches Feuer unter den Kreuz-Fahrern an. Die Ursache war der große Uebermuth der Franzosen; diese sahen sich nähmlich für den einzigen furchtbaren Haufen im Heere an, und begegneten den Deutschen und Italiänern mit Stolz und Verachtung, daß es beynahe zu einem förmlichen Bruche gekommen wäre. Ein Corps von 3000 Mann zu Fuße, und 300 zu Pferde, unter einem gewissen Reinhold, trennte sich wirklich im Unwillen, und schlug, zum Beweise seiner Herzhaftigkeit, sein Lager im feindlichen Lande bey dem Schlosse Xerigorde, 2 Meilen von Nicäa, auf, erschlug alle Türken, und ließ den Griechen allein das Leben. Der Sultan von Nicäa, Kilidge Arslan, griff nun zu den Waffen, und überfiel sie mit 15000 seiner auserlesensten Leute. Alle fielen theils unter der Schärfe des Schwertes, theils geriethen sie in die Gefangenschaft und härteste Sclaverey. Der Sultan suchte aber einen noch vollkommenern Sieg über die Kreuz-Fahrer zu erhalten. Das große Heer derselben stand bey Helenopel; dieses wußte der Sultan durch allerley Mittel, eb sich gleich Walther auf

das

das äusserste dagegen setzte, in dichte Wälder und Gebirge von Nicäa zu locken. Ueber 25,000 Unbesonnene machten sich zur Wallfahrt nach ihrem Grabe auf. Sie geriethen, 3 Meilen von Kibot in einen Hinterhalt, den der Sultan ihnen gestellt hatte; hier brach er mit seinen Leuten auf sie los, und lieferte das blutigste Treffen. Alles sank unter ihrem Schwerte, und ein gewaltsamer Tod war das Los aller Kreuz-Fahrer. Von der ungeheuern Menge Christen, vor welchen einige Monathe vorher ganz Constantinopel gezittert hatte, kamen nicht mehr als 3000 Mann davon. Auch Walther ohne Habe fand in diesem Treffen sein Grab; er sank mit 7 Pfeilen im Herzen, und mit rühmlichen Wunden bedeckt. Die 3000, die so glücklich waren, dem mörderischen Schwerte der Feinde zu entrinnen, gingen nun ungesäumt auf das wehrlose Lager bey Helenopel los; und hier wurde, ausser den hübschen Kindern, Mädchen und Nonnen, alles ohne Gnade abgeschlachtet. Das war das Schicksal des furchtbaren Heeres. Aber, wie schlugen die schrecklichen Nachrichten von diesen Unglücks-Fällen unsern Peter, welcher gerade damahls in Constantinopel war, zu Boden! Die ersten Thränen dieses gebeugten Jammer-Mannes wurden dem Andenken seines Walther's und der andern Erschlagenen gewidmet; dann kochte Wut in seiner Brust über die Ungläubigen; und endlich bat er demüthig und wehmüthig den Kaiser, jene übrig gebliebene 3000 Mann, die sich noch in einer alten Schanze hielten, zu retten, und nach Constantinopel bringen zu lassen. Solcher Gestalt blieben demnach drey Mahl hundert tausend Menschen in diesen ersten Zügen, und wurden hingeopfert, ohne daß sie einen Schritt in ihrem Vorhaben gethan, und ohne daß sie das Geringste zur Befreyung der Christen in Palästina beygetragen hätten. Indessen mußte dieses Unglück den nachkommenden Schwärmern

mern lehrreich werden, in ihren Maßregeln vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Unterdessen hatten sich mehrere Heere, im J. C. 1096, auf den Weg nach Palästina gemacht. Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen — unstreitig der merkwürdigste unter den Kreuz-Fürsten — brach, im Aug. 1096, an der Spitze von 90,000 Mann aus allerley Nationen, auf, um einen Kreuz-Zug zu wagen. Der berühmteste und in Schlachten geübteste Adel, und Ritter mit Weibern und Kindern, begleiteten ihn, und das Heer war mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen. Der Zug ging immer vorwärts, bis Kalomann ihm an den Gränzen seines Reiches Einhalt that. Der fromme Gottfried, der mit Gewalt leicht durchgedrungen wäre, wollte die Waffen, welche wider die Saracenen und Türken gewetzet waren, nicht gegen seine Glaubens-Brüder kehren, sondern brachte, durch gütliche Unterhandlungen, den freyen Durchzug zu Stande. So ging das Christen-Heer, bey Beobachtung der strengsten Manns-Zucht, die zur Haupt-Bedingung gemacht war, ungehindert und frohen Muthes durch Ungarn und die Bulgarey, an deren leztern Gränzen man Abgeordnete des griechischen Kaisers antraf, welche in seinem Nahmen, auf eine gute Kriegs-Zucht auf dem Marsche nach Thracien dringen sollten. Dieses würde unter Gottfried's Anführung keine Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er nicht durch andere wichtige unvorhergesehene Zufälle zu einem andern Verfahren wäre gebracht worden. Hugo der Große, Graf von Vermandois, ein Bruder des damahligen Königs von Frankreich, und ein Mann von vieler Rechtschaffenheit und sanften Tugenden, dessen Stolz und Uebereilung aber wieder das ehrenvolle Andenken davon verdunkeln; Dieser war der Anführer eines neuen, größten Theils aus Franzosen bestehenden,

Hau-

Haufens Kreuz-Fahrer. Man glaubte, durch den kürzern Weg zur See, eher an Ort und Stelle kommen zu können, und so ging denn der Zug, im Sept. 1096, gerade nach Italien. In diesem zahlreichen Heere waren wichtige Männer, deren Entfernung theils ihrer zu fürchtenden Macht, theils ihrer Besitzungen wegen, dem Könige von Frankreich sehr angenehm war, z. B. Graf Robert von Flandern; Stephan Graf von Chartres und Blois, und mehrere. Alexius fing an, bey der Annäherung solcher Heere, unter solchen Anführern, wegen der Absichten derselben, Argwohn zu schöpfen; er hatte nähmlich den Verdacht, die Fürsten im Abendlande kämen nicht deswegen, um ihm die erbetene Hülfe gegen die Ungläubigen zu leisten, sondern ihm sein Reich zu entreissen. Ihm ward besonders nicht wohl zu Muthe, als er hörte, daß Boemund, der älteste Sohn des normannischen Helden, Robert Guiscard, unter den Hunderttausenden wäre; dieser hatte sich sonst schon als seinen Feind gezeigt. Oeffentlich durfte der Kaiser sich nicht widersetzen; er gab also dem Statthalter von Durazzo Befehl, sich des französischen Anführers mit guter Manier zu bemächtigen, und ihn nach Constantinopel zu schicken. Dieses geschahe, und Alexius überhäufte ihn bey seiner Ankunft ganz à la Grecque mit Liebkosungen und Ehren-Bezeigungen, daß der Graf endlich dem Begehren des Kaisers nachgab, und ihm den Eid der Treue schwor. Gottfried von Bouillon, der seine Reise zu Lande machte, rückte indessen immer näher gegen Constantinopel an, und um ihn zu gewinnen, schickte Alexius Gesandte mit dem Auftrage an ihn ab: er sollte mit seinen vornehmsten Heer-Führern so lange in dem Pallaste des Kaisers abtreten, bis das Heer sein Lager ausserhalb der Stadt Constantinopel aufgeschlagen hätte. Gottfried handelte nicht so unüberlegt, daß er gleich folgte, weil ihm

die

die List des Kaisers bekannt war, und schlug daher diese Forderung aus. Alexius war darüber so entrüstet, daß er die Zufuhre in das christliche Lager verboth. Ja der Unwille und die bösen Absichten des Kaisers schritten so weit, daß er auf die Kreuz-Fahrer einen Angriff wagte; er wurde aber durch den Muth derselben zurück geschlagen. Durch diesen Angriff nun wurden die Bande der Freundschaft zerrissen, und nun plünderten sie die prächtigsten Gebäude, und raubten alles, was sie bekommen konnten. Da aber Alexius die Kreuz-Fahrer sich wieder zu Freunden machen wollte, weil er, ihren Gewaltthätigkeiten zu widerstehen, nicht im Stande war, so wendete er sich an Hugo den Großen. Dieser übernahm willig den Auftrag des Kaisers, seinen Freund Gottfried wegen des Eides der Treue, den der Kaiser auch von ihm begehrte, zu erforschen; Gottfried und seinen Kreuz-Fahrern schien aber diese Forderung, und zwar mit Recht, bedenklich. Wie konnten sie einem Fürsten, dem man zu Hülfe kam, Huldigung leisten? Sie waren insgesammt Vasallen des Königs von Frankreich, oder des abendländischen Kaisers; sie konnten also mit Recht befürchten, daß ein Eid der Treue für einen fremden Fürsten ein Eid-Bruch gegen den wahren Landes-Herrn wäre. Gottfried wies also Hugo's Vorschlag mit einem edeln Unwillen zurück. Um Gottfried aber zu überzeugen, daß er kein Bedenken tragen dürfe, dem Kaiser den verlangten Eid der Treue zu schwören, brachte ihm Hugo folgende Gründe vor: Er sollte bedenken, sagte er, daß die Gegenden um Constantinopel herum nicht unerschöpflich wären, wo wollte er sich also in Zukunft Lebens-Mittel verschaffen, wenn ihm der Kaiser Alexius dieselben nicht reichen wollte? Der Uebergang von Europa nach Asia sey zwar unbedeutend, er müßte aber doch geschehen, und ohne die kaiserlichen Schiffe könne er ihn nicht wagen. Es könne

also wohl geschehen, daß er die geforderte Huldigung, ohne sich wegzuwerfen, leisten könne. Auch glaube er nicht, setzte er noch hinzu: daß die Lehens-Hoheit eines Herrschers verletzet würde, wenn man sich gegen einen mindermächtigen Fürsten lehenspflichtig mache. Durch diese Gründe wurde Gottfried einiger Maßen überzeugt. Er brannte überdies vor Begierde, nach Asia zu kommen, und sahe doch wohl ein, daß der Uebergang ohne die Hülfe des Kaisers sehr schwer wäre; deswegen schwur er dem Kaiser den verlangten Eid der Treue. Gottfried erkannte sich für einen Sohn und Vasall des Kaisers, und gelobte ihm, die Städte, die zum Reich gehört hätten, und die er den Ungläubigen entreissen würde, wieder unter den Scepter des Kaisers zu bringen; Alexius dagegen versprach den Kreuz-Fahrern zu Wasser und zu Lande beyzustehen, ihrem Heere Lebens-Mittel zu reichen, und seine Macht mit der ihrigen zu vereinigen. Dem Kaiser schien es aber doch endlich gefährlich, daß sich so nahe bey seinen Mauern ein solcher Haufen von Fürsten versammeln sollte; er überredete daher seinen Sohn und Vasall Gottfried zum Uebergange über die Meer-Enge, unter dem Vorwande, die Lebens-Mittel wären in Asia wohlfeiler. Gottfried willigte ein, und durch Hülfe der kaiserlichen Schiffe gelangte er glücklich über die Meer-Enge, und schlug, bey seiner Ankunft in Asia, sein Lager zu Güfekan, in der Gegend von Chalcedon, auf. Am 10 März 1097, kam nun also dieses Kreuz-Heer in dieser Gegend an, und ihre Zahl belief sich, den Rest des ersten Kreuz-Zuges mitgerechnet, nebst vielen andern Tausenden, die bisher zu ihnen gestoßen waren, auf 500,000 Mann zu Fuße, und 130,000 Reiter. Hier blieben sie bey einander, bis die andern Kriegs-Scharen, von welchen ich jezt sprechen werde, zu ihnen stießen.

Meh-

Mehrere Heere hatten sich nähmlich wieder auf das neue gesammelt, davon das eine Graf Robert von Flandern, mit 1500 Mann zu Fuße und 80 Reitern, das andere Marcus Boemund, Prinz von Tarent, mit 10,000 Reitern und einer stärkern Anzahl Fuß-Volkes, anführte. Der vornehmste seiner Begleiter war Tancred, sein Geschwister-Kind, ein berühmter Held in Tasso's befreyetem Jerusalem (*). Graf Robert von Flandern wurde auf seiner Reise von dem kaiserl. Generale Maurocatacalon angegriffen, von demselben überwältigt, und nach Constantinopel geführt, und mußte dem Kaiser den Huldigungs-Eid schwören. Indessen näherte sich Boemund Constantinopel, und weil ihm der Kaiser Gesandte zuschickte, mit dem Auftrage, er möchte doch eilen,

(*) Il Goffredo overo la Gierusalemme liberata, ist ein Helden-Gedicht des **Torquato Tasso**, (welches von Kennern für das beste Stück nach des *Virgilii* Aeneis gehalten wird,) darin er die Befreyung Jerusalems von dem Joche der Saracenen besingt. Es ist dieses Gedicht zu Paris 1644 in fol., zu Rom 1646 in 24, und zu Amsterd. 1652 in 12, auch sonst viel Mahl herausgekommen. Die neue venetianische Ausgabe aber ist die schönste. Man hat dieses Gedicht auch in die polnische Sprache gebracht, welche Uebersetzung zu Krakau 1618 in 4. heraus gekommen ist. Ferner hat man dasselbe in die neapolitanische Mund-Art 1689 übersetzt, und nebst dem Grund-Texte in fol. zu Napoli heraus gegeben. Hernach ist auch eine holländische Uebersetz. in ungebundener Rede vorhanden, u. d. T. Het verloste Jeruzalem van Torquato Tasso, vertaald door J. Dullaart, tor Rotterd. 1658, 8. m. Kupf.; sie besteht aus 2 Alphab. und 3 Bogen. Endlich ist auch eine deutsche Uebersetz. dieses Gedichtes vorhanden, deren Verfasser ein kaiserl. Oberster, **Dietrich von dem Werder** gewesen ist, und welche 1626 zuerst im Drucke erschien, u. d. T. Gottfried, oder Erlöstes Jerusalem, deutsch. Die 2te und verbesserte Auflage davon, kam zu Frf. a. M. 1651, in 4. mit feinen Kupfern heraus. In **Jo. Fr. Koppens** Versuch einer poetischen Uebersetzung des **Tasso**ischen Heldengedichtes, genannt: Gottfried, oder das befreyete Jerusalem, Lpz. 1744, 8. ist dieses Gedicht weit angenehmer zu lesen, als in der alten Uebersetzung.

eilen, nach Constantinopel zu kommen, der Kaiser erwarte ihn mit Ungeduld, um mit ihm Freundschaft zu machen, so übertrug er seinem Vetter Tankred die Aufsicht über das Heer, und beschleunigte seine Reise. Nach vielen erwiesenen Ehren-Bezeigungen forderte er einen Eid der Treue von ihm, den er um so eher dem Kaiser abzulegen geneigt war, damit das Mißtrauen, welches der Kaiser gegen ihn hatte, weil sein Heer in seinem Reiche einige Gewaltthätigkeiten verübt hatte, hinweg fallen sollte. Unterdessen kam Tankred in Constantinopel an, und weil er sich mit dem Kaiser durch den Eid der Treue nicht verbinden wollte, ungeachtet er dadurch seinen höchsten Unwillen auf sich laden würde, setzte er bey Nacht heimlich über die Meer-Enge, und vereinigte sich jenseit desselben mit dem Kreuz-Heere. Nun kam auch Raimund IV., **Graf von Toulouse** mit seinem Heere, dessen Leute man insgemein Provenzalen nennt, in Constantinopel an. Ihn begleiteten **Adhemar, Bischof von Puy**, als päpstlicher Legat, und viele andere Männer von Wichtigkeit. Raimund war einer der ersten, die das Gelübde auf sich nahmen, zur Büßung ihrer Sünden, ihre übrige Lebens-Zeit im Streite wider die Türken zu zubringen. Nach unendlich vielen überstandenen Widerwärtigkeiten, welche auf dieses Heer vornehmlich eindrangen, kam er endlich in Constantinopel an; den begehrten Eid der Treue aber mochte er nicht schwören; er sey nicht in den Orient gekommen, sagte er: einen Herrn zu suchen, noch sich einem andern, als Jesu Christo, zu unterwerfen. Alexius nahm nun seine gewöhnliche Zuflucht zur Treulosigkeit. Die Griechen griffen nähmlich einst bey Nacht das Lager der Kreuz-Fahrer an, wurden aber gänzlich zurück geschlagen. Gottfried nahm nun, auf Ansuchen des Kaisers, über sich, den Unwillen Raimund's zu besänftigen.

Durch

Durch seine weise Vorstellungen brachte er auch bey ihm zuwege, daß er von seinem Hasse abstand, und dem Kaiser den verlangten Eid der Treue schwor.

Gottfried von Bouillon rückte nun mit seinem Heere bis nach Nikomedien fort. Er kam nun auch auf die grausenvolle Ebene, wo der Sultan von Nicäa ein so schreckliches Blut-Bad unter Walther's Hausen angerichtet hatte. Ein jammervoller Anblick für die Kreuz-Fahrer, die zerstreueten und haufenweise herum liegenden Leichname und Gebeine ihrer gefallenen Brüder! Rache, schreckliche Rache, schwor Jeder dem Sultan und allen Türken; man rückte, doch mit Behutsamkeit, gegen Nicäa, damahls die Haupt-Stadt Bithyniens, und der Sitz des seldschuckischen Reiches, an, und schlug am 6 May 1097, das Lager vor der Stadt auf. Nach einer Musterung fand man, daß es sich auf 600,000 Streiter zu Fuße, und 100,000 Reiter, die Priester, Mönche, Greise, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet, belaufe. Mit diesen verband sich auch Tatices, General des Kaisers, mit 2000 Griechen. Eine solche Armee hätte unermeßliche Eroberungen machen können, aber es fehlte ihr an demjenigen, was gewisse Siege verspricht: an Einigkeit unter den Anführern, an Klugheit und an Kriegs-Zucht.

Die ausserordentlich starken Festungswerke, und die zahlreiche tapfre Besatzung, machten die Stadt Nicäa beynahe unüberwindlich, und man mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Am 15 und 16 May unternahmen die Christen den heftigsten Sturm, richteten aber nichts damit aus. Ein zweymahliger wütender Angriff des Sultans, wurde durch die Wachsamkeit Gottfried's, Boemund's, Tankred's, Hugo's, und der beyden Roberte (von der Normandie und Flandern), lauter Helden von geprüfter Stärke, durch die den Feinden beygebrachten

Niederlagen vereitelt, und die Stadt endlich, nach einer siebenwöchentlichen Belagerung, zur Uebergabe gezwungen. Der Zug ging nun gegen Tarschisch, Edessa und Thessalonich. War es Nothwendigkeit, oder Nachlässigkeit, daß das Heer sich in zwey Theile theilte? Genug, es hätte für die Christen zum großen Nachtheil gereichen können, denn der Kilidge Arslan, der seine und seiner Alliirten ganze Macht zusammen gezogen, und jezt 200,000 Mann auserlesener Truppen bey sich hatte, überfiel die schwächere Hälfte des Kreuz-Heeres. Ein schreckliches Gefecht begann; Graf Robert von Flandern fiel unter dem Pfeil-Regen der Saracenen; die Noth des geängstigten Christen-Heeres stieg schon auf das höchste, als gerade in dem entscheidendsten Augenblicke Gottfried und Hugo der Große mit 60,000 Reitern von dem andern Haufen zu gutem Glücke herbey sprengten, und nun die Feinde gänzlich geschlagen wurden. Das ausserordentlich reiche Lager derselben, welches alles enthielt, was nur Leuten in ihrer Lage behagen konnte, ward eine Beute der Sieger. Auf dem weitern Fortrücken mußten die Kreuz-Fahrer, besonders in den Gebirgen und engen Wegen von Pisidien, unaussprechliches Elend erdulden, da es so oft an allen Nothwendigkeiten gebrach, bis sie sich endlich bey Antiochette, welche Haupt-Stadt sich gleich ergab, erhohlen konnten. Aber auch nachher, da man weiter ging, war nahmenloses Ungemach das Los der heiligen Krieger. Hunger und Durst — Fuß-Pfade, wie über den Gotthard und Mont Cenis, links und rechts mit Dornen bewachsen, führten am schwindeligen Rande von Abgründen hin. Endlich langten sie bey der Stadt Maraschi an, eroberten bald nachher Ralchis, einen wichtigen Ort zur Sicherheit von Antiochien, und hatten die Freude, den vorher detaschirten tapfern Tankred von seiner Eroberung Ciliciens glücklich

lich wieder zurück kommen zu sehen. Balduin, Gottfried's Bruder, trennte sich, zur Unzufriedenheit der übrigen Heer-Führer, mit einem Haufen raubbegieriger Leute vom Heere, und machte in Mesopotamien ansehnliche Eroberungen. Edessa, die Haupt-Stadt, ergab sich ihm; der kinderlose Fürst von Edessa erklärte ihn zum Erben seines Landes; und nicht lange darauf, nach der vom Pöbel vollbrachten Hinrichtung ihres bisherigen Regenten, ward Balduin wirklicher Fürst eines ansehnlichen States, den er nach und nach beträchtlich erweiterte.

Das Haupt-Heer lagerte sich, am 21 Oct. 1097, in der schönsten Ordnung vor den Thoren von Antiochien. Diese Haupt-Stadt Syriens war lange der Wohnsitz der Seleukiden, wurde ehedem die Königinn des Morgenlandes genannt, und, wie Rom und Constantinopel, für eine der drey vornehmsten Städte des römischen Reiches gehalten. Nach vielen erlittenen, oft harten Schicksalen, war sie jezt seit 14 Jahren in den Händen der Türken, denen man sie nun entreissen wollte. Die Belagerung dieser mit den stärksten Festungswerken und der tapfersten Garnison versehenen Stadt, wurde sogleich beschlossen. Die Christen fanden fast unübersteigliche Hindernisse. Sieben ganze Monathe gingen hin, unter einer steten Abwechselung vom höchsten Ueberfluß aller Bedürfnisse und dem quälendsten Mangel; vom herrlichsten Wohlleben und dem schrecklichsten Elende; von frugaler Mäßigkeit und viehischer Unmäßigkeit in allen Begierden und Neigungen; von Thaten ächter Großmuth und der schimpflichsten Niederträchtigkeit; von schöner Ordnung und Disciplin, und der zügellosesten Wildheit; von der schwärmendsten Andacht und dem begehrlichsten Ehrgeize, oder vielmehr der boshaftesten Heucheley, und dem aufgeblasensten Uebermuthe; — von den hitzigsten Angriffen auf die Festungswerke, und den

heftigsten Ausfällen der Belagerten. Ich muß nicht vergessen, hier zu melden, daß Kukupeter den unerwarteten Einfall bekam, mit einem Ritter, Wilhelm Charpentier, durchzugehen; Tankred aber hohlte diese Ausreisser wieder ein, und sie mußten im Angesichte des ganzen Heeres schwören, zu bleiben, bis das heil. Grab erobert seyn würde.

In zwey hitzigen Treffen, welche im Febr. und März 1098 zwischen den Belagerern und einem anrückenden Entsatze vorfielen, wurden die Türken gänzlich geschlagen. In dem zweyten vorzüglich legte Gottfried die bewundernswürdigsten Proben seines Helden-Muthes und seiner Stärke ab. Sein Schwert traf wie Roland's Schwert. Noch fürchterlicher, als Skanderbeg und Sobieski, wühlte der Kraft-Mann, seine tödtende Faust schwebte blutig über dem Leben der Saracenen. Auch der Herzog von der Normandie bewies eine ausserordentliche Bravour.

Endlich ging Antiochien durch Verrätherey eines gewissen Phiruz über. Dieser Böswicht, welchem bey ihrer Vertheidigung ein wichtiger Posten anvertrauet war, öffnete den Christen eine Pforte, und das Kreuz-Heer drang in der Nacht in die Stadt ein. Aber nun beginnen gräßliche Scenen. Alle Wohnungen der Türken wurden Schlachtbänke, wo alles, was Odem hatte, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, fallen mußte, ohne daß die wimmernde Unschuld, oder flehende Schönheit, oder goldreiches Anerbieten, den Arm des Mörders zurück hielt; und nur dann hörte man erst auf zu würgen, bis für den Mord kein Opfer mehr da war. Diese Ueberrumpelung von Antiochien geschahe in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Jun. 1098. Der unglückliche Emir Baghi-Sian fand auf der Flucht seinen Tod. Boemund wußte es nach vielen Schwierigkeiten dahin einzu-

einzuleiten, daß er zum Fürst von Antiochien erkläret wurde.

Indessen zogen sich die Kreuz-Fahrer durch die Unmäßigkeit aller Art, welcher sie sich in der eroberten Stadt im höchsten Grade überliessen, das drückendste Elend, besonders des Hungers, zu. Ihre ganze Lage ward nun die jämmerlichste, in welche ein Heer gesetzet werden kann, und das Elend wurde noch durch die Ankunft eines furchtbaren Heeres von 200,000 Mann unter dem Sultan von Plonien und dem Könige von Mosul, erhöhet. Aller Muth sank dahin, und es mußten die verzweifeltsten Mittel gebraucht werden, um die Soldaten zu zwingen, auf ihren Posten zu bleiben. Man hatte mit Schwärmern zu thun, deren Feuer-Eifer bey dem mannigfaltigen Elende beynahe erkaltet war. Schwärmerey mußte also wieder rege gemacht, oder, wie hier geschahe, durch Aberglauben angefachet werden; besonders durch das Vorgeben von wundervollen Erscheinungen, die der eine von Jesu Christo selbst, ein Anderer von der heil. Jungfrau, ein Dritter vom Apostel Petrus, gehabt hatte, am meisten aber durch das Vorgeben, die heilige Lanze erhalten zu haben, mit welcher die Seite Jesu durchstochen worden, und die der h. Andreas bey seiner dreymahligen Erscheinung ausdrücklich zum Wunder-Pfande von dem Schutze, dessen der Himmel von nun an die Kreuz-Fahrer würdigen wollte, erklärt habe; — durch diese und mehrere fromme Betriegereyen wußten die Fürsten und Priester des Kreuz-Heeres die Gemüther so einzunehmen, und alles so zu beleben, daß der schon gesunkene Muth neukräftig wieder empor stieg. Man fand eine eiserne Lanze, und schrie: Wunder! Kukupeter war der Erste, welcher dieses Wunder für wahr hielt, und sich vor dem vermeintlichen Unterpfande des Himmels niederwarf.

Jezt wurde eine Schlacht mit der weit überlegenen Armee der Feinde beschlossen, in der man zu siegen oder zu sterben entschlossen war. Alles, was man in seiner Gewalt hatte, wurde aufgebothen, um Leib und Seele zu guter Lezt noch ein Mahl zu laben — jenen, indem man alles, was noch von Lebens-Mitteln da war, verzehrte, und diese, indem man die Einbildungs-Kraft des gemeinen Mannes auf das höchste spannete.

Bey dem Anbruche des 29 Jun., am Feste Peter's und Paul's, brach das Heer, und zwar, zur Ehre der 12 Apostel, in 12 Colonnen auf. Man vergaß vor allem andern die heilige Lanze nicht. Ein komisches Gemisch von Reitern und Fußvolk, deren trauriger Anblick und ausgezehrte Körper, Mitleiden erweckten, die indessen von einer Schwärmerey beseelt waren, welche in dem folgenden höchst merkwürdigen Treffen ihre ganze Gewalt äusserte, und deren Wirkung hier auf mehr als Eine Art beweiset, wie gefährlich und fürchterlich sie sey, wenn ihr die Waffen in die Hände gegeben werden. Mit einem offenen frohen Herzen, welches allenthalben die unmittelbare Hand Gottes, und alles in Wunderwerke verändert zu sehen glaubte, kamen die Kreuz-Fahrer in der Ebene zwischen dem Flusse Orontes und dem Gebirge an, und wählten eine sehr vortheilhafte Stellung. Karboga, der König von Mosul, wußte wirklich nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, als man ihm die in guter Schlacht-Ordnung stehenden Christen zeigte, da man ihm noch gestern sagte, daß diese Leute in der kläglichsten Verfassung wären. Seine Macht war der christlichen doppelt überlegen, aber die Schwärmerey siegte über die Menge. Das Treffen nahm mit aller Hitze seinen Anfang. Der Sultan erhielt schon einige Vortheile, aber ein neuer Zufall raubte sie ihm alle wieder; und dies war der Beystand, der nach des

Bi-

Bischofes Adhemar Versprechen, in der größten Noth vom Himmel kommen sollte. Die Häupter der Kreuz-Fahrer machten sich den Irrthum, der sich in diesen Gegenden von den heiligen Rittern Georg, Moritz und Theodor, verbreitet hatte, zu Nutze, und hielten einige Reiter versteckt, ihre übernatürliche Rolle zu spielen, und himmlische Legionen vorzustellen. Diese Reiter, in prächtiger, glänzend weißer Rüstung, erschienen; ein neues Feuer durchdrang Aller Herzen. „Gott will es haben! Gott will es haben!“ war das allgemeine Kriegs-Geschrey, und — um es kurz zu sagen, vollkommen erkämpft war der Sieg. Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände, auf deren Transport nach Antiochien, obgleich 15,000 Kamele zusammen gebracht wurden, sie 30 Tage zugebracht haben sollen. Uebrigens bestand der wahre Nutzen dieses Sieges wohl eigentlich nur darin, daß man sich das fürchterliche feindliche Heer vom Halse geschaffet hatte; denn bey dem ungewohnten Ueberflusse versank das Christen-Heer in eine Unthätigkeit und Unordnung, die ihm nicht anders, als höchst nachtheilig seyn konnte. Dazu gesellete sich die Pest, die täglich eine große Menge Menschen wegraffete, wovon, wie auch von dem übrigen Elende, mit welchem die Kreuz-Fahrer fast beständig zu kämpfen hatten, man klüglich nur wenig nach Europa berichtete, um die neuen zahlreichen Wagehälse, die sich auf den Weg nach dem heil. Lande machen wollten, nicht abzuschrecken.

Nach einigen Streifereyen, Plünderungen und Eroberungen von beträchtlichen und unbeträchtlichen Städten, rückten die Kreuz-Fahrer gegen die Stadt Warra-el-Noomen (jezt Warreh), südlich von Alep belegen, an. Bey der blutigen Belagerung dieser Stadt wütete unter den Belagerern abermahl der Hunger mit allen seinen Schrecknissen, bis man sich

in einem wiederhohlten Sturme dieses Ortes bemeisterte. Aber — traurig ist es zu sagen — auch hier übertrafen sich beynahe die angeblichen Streiter des größten Menschen-Freundes, den je die Welt gesehen hat, in allem, was man Grausamkeit, Treulosigkeit und abscheuliche Büberey nennen kann. Ganz ihrer Wut und tobenden Raserey überlassen, würgten sie mit kaltem Grimme die Einwohner nieder. Man wollte hier abermahl zaudern, aber das Heer verlangte mit Ungestüm, nach Jerusalem geführt zu werden, und diejenigen Fürsten, welche gern erst ihr Privat-Interesse in Begründung einiger Besitzungen besorget hätten, mußten es sich gefallen lassen.

Es ist hier zu bemerken, daß die heilige Lanze jezt bey weitem nicht mehr in dem alten Geruche der Heiligkeit stand; man scherzte laut über diese Betriegerey, und die Verachtung dieses wunderthätigen Eisens zog der Sache der Kreuz-Herren einen augenscheinlichen Nachtheil zu. Man nahm also seine Zuflucht zu neuen Mährchen und wunderseltsamen Erscheinungen, die derjenige, welcher sich an ihren Erzählungen weiden mag, in den ergetzlichen Kreuzzugs-Fabeln Raimund's von Agile (*) nachlesen kann. — Die Kreuz-Fahrer mußten, gleich Muhamed's Publicum, durch Wunder gegängelt werden. Hier dichtete man, da die Lanze nunmehr allen Credit verloren hatte, unter andern eine Erscheinung des, bald nach der Schlacht vor Antiochien verstorbenen, allgemein ver-

(*) *Raymundus d'Agiles*, oder *Agilæus*, oder *Raymundus de Podio*, war Dom-Herr zu Puy-en-Velay, des Bischofes daselbst, der auch zugleich Graf von Toulouse war, Capellan, und zog mit demselben 1095 in das gelobte Land, schrieb auch hernach als einer, der alles mit seinen Augen angesehen hatte, Historiam hierosolymitanam von 1096 bis 1099, welche in dem Vol. I. Gestorum Dei per Francos steht, darüber man die Anmerkungen des *Barthii* in Hrn. v. Ludwig Reliquiis antrifft.

verehrten Bischofes Adhemar, der den heiligen Streitern befahl, sich künftig des Kreuzes, welches er ehedem dem Heere hatte vortragen lassen, zu bedienen. Es kam — und die Kreuz-Fahrer entbrannten von einem neuen Eifer zur Beschleunigung des Marsches nach Jerusalem. Unter mancherley Vorfällen kamen sie nach Cäsarea, wo am 29 May das Pfingst-Fest gefeyert wurde; von da rückte man nach Emaus (ehedem Nikopolis), und hier fand man Abgeordnete mit einer Einladung von den Christen aus Bethlehem vor. Tankred ging mit einem Corps dahin, die übrigen Fürsten zogen jenseit Nikopolis auf eine Höhe, und — genossen das unaussprechlichste Entzücken. —

Jerusalem lag vor ihren Augen ausgebreitet wie ein Teppich. — — Man denke sich hier die Wallungen, welche hier zwischen Erde und Himmel den Herzen der Christen entquollen! Nur Kolom konnte etwas Aehnliches nachempfinden, als man vor Guanahami rief: Land! Land!

Jerusalem, die Stadt Gottes! — „Gott will es haben! Gott will es haben"! und der Wiederhall von den Bergen umher, tönte tausend Mahl dieses jauchzende Kriegs-Geschrey wieder. Nach und nach ging das laute Frohlocken in stillere Ausbrüche der Frömmigkeit über. Die Andacht bog ihr Knie; im Auge zitterten die Perlen der Empfindung; ihre Demuth küßte den Boden, den Jesus Christus betrat. — Hier der Bach Kidron, da Gethsemane, dort Maria — dort Golgatha! —

Die Christen lagen hier, — es war am 9 Jun. 1099 — niedergebeugt in den Staub. Das Kreuz, womit sie bezeichnet waren, schien sie zu drücken; das Blut des Gekreuzigten schien noch aus der Erde zu dampfen, und seine Verehrer zur Rache anzufeuern. — Ihre Wut nahm Flügel, sie wollten ohne Ordnung hin-

hinein rasen, zu zerschmettern die Heiligthümer der Ungläubigen. Aber noch hielt der zurück kommende tapfre Tankred ihre brausende Hitze bis auf den folgenden Tag auf, und unter fröhlichen Liedern und Lob-Gesängen beschloß man, alsdann die Belagerung der heiligen Stadt anzufangen.

Der Sultan von Aegypten war jezt Besitzer von Jerusalem, und hatte die Stadt in einen sehr guten Vertheidigungs-Stand gesetzt. Die Besatzung war zahlreich und tapfer genug, um dem angreifenden Christen-Heere, welches um diese Zeit nur noch aus ungefähr 60,000 Mann bestand, aber durch einen starken Haufen Engländer Zuwachs erhielt, einen langen Widerstand zu leisten. Rings in der Gegend umher hatten die Saracenen wohlbedächtlich alles verwüstet, die Brunnen zugeworfen, u. s. w. um die Christen zu ihrem Unterhalte nichts vorfinden zu lassen. — Der erste Sturm auf die Stadt mißlang, und Hunger und Durst und andere Leiden und Mühseligkeiten brachten die Kreuz-Fahrer bald fast an den Rand der Verzweifelung. Nichts desto weniger setzten sie ihre Arbeiten bey der Belagerung muthig und unverdrossen fort. Man brachte auch wieder unsichtbare Mächte in das Spiel, und zwar so glücklich, daß alle schwärmerische Vorstellungen mit aller Stärke wieder erwachten, und man den Sieg für ganz gewiß hielt. — Aber unsern theuern Kukupeter nicht zu vergessen! Seine Seele schwebte in einer Unendlichkeit von himmlischen Aussichten, daß er, zur heiligsten Begeisterung hingerissen, in einer herzbrechenden Rede, der Heerschar des Herrn kräftig bewies, wie sie die „eitle „Rotte von Teufels-Soldaten zertrümmern, wie sie „diese feindselige Diener der Hölle noch erstarret und „unbeweglich vor dem Kreuze würden niederfallen se„hen", u. s. w.

Schwärm-

Schwärmerisch wütend thaten die Belagerer am 15 Jul. einen Angriff — wurden aber zurück geschlagen. Der Sturm wurde am folgenden Tage mit vermehrter Wut erneuert; bis gegen Mittag war der Angriff eben so fruchtlos, als grausam; der unbeschreiblichste Jammer von Mordsucht und Zerstörungs-Geist, war auf beyden Seiten angerichtet. Keine Kraft lag in den Kreuz-Fahrern verborgen, die nicht voll Thätigkeit zum Vorschein gekommen wäre. Der Widerstand, der die Anstrengung ihres Muthes vor Salems Mauern zurück donnerte, war entsetzlicher, als sie befürchtet hatten, und schon fangen die christlichen Streiter an, zu wanken, als plötzlich, auf der Fürsten wohlbedächtliche Veranstaltung, ein Reiter in völliger Rüstung auf dem Oehlberge erscheint, der seinen sonnenstrahlflammenden Schild gegen die Stadt bewegt, um den Christen damit anzudeuten, daß sie eindringen sollen. Der himmlische Anblick des heil. Georg — denn wer konnte es sonst anders seyn? — entflammte das Heer mit neuem Muthe. Man kämpft mit neuer Hitze, endlich wird die Vormauer erobert, die Vertheidiger müssen weichen. Gottfried dringt ein, und treibt alles zurück. Gott will es haben! tönt die Luft wieder. Andere dringen unterdessen in eine Lücke der Mauer, und — Jerusalem war erobert.

Aber in diesem Jerusalem wurde auch das abscheulichste Blutbad angerichtet. Kambyses, Bajasid, las Casas, Pizarro, und die Ausmärzer des Edictes von Nantes, können nicht grausamer verfahren seyn, als hier die christlichen Eroberer, welche mit dem Kreuze bezeichnet waren. Tankred und Gottfried selbst entehrten den Adel ihrer Seele durch unaufhörliches Morden. In Omar's prächtiger Moschee, wohin die Ueberwundenen ihre Zuflucht nahmen, wurden allein 10,000 Menschen getödtet, und — doch mir entsinkt, indem ich weiter lese, die Feder aus der

Hand,

Hand, bey den, wie man leider zu glauben Ursache hat, nicht übertriebenen Nachrichten von allen dem schrecklichen Gräuel, den unerhörten Schand-Thaten, und den schimpflichsten Treulosigkeiten, womit die Christen ihren Nahmen befleckten. Ich ziehe einen Vorhang vor diesen gräßlichen Scenen. An diesem unglücklichen Tage fielen über 100,000 Menschen, von denen der größte Theil erst nach der Eroberung der Stadt niedergemacht wurde, und Jerusalem war mit Leichnamen dermaßen angefüllt, daß man kaum noch darin wandeln konnte.

Von dem einen Extrem verfielen die wütenden Schwärmer auf das andere. — Eine Erscheinung, die sich, zumahl bey Leuten dieses Gelichters, leicht erklären lässet, ungeachtet dessen, was Voltaire in seiner Histoire des Croisades, dawider sagt. Auf die Ausbrüche der Mordlust und auf die Stillung des Durstes nach Rache dieser Saracenen-Würger, folgten, aber leider nur auf eine sehr kurze Zeit, — Reue und Buße, ja so gar lebhafte Empfindungen der Frömmigkeit. Die Waffen weggeworfen, die Hände gewaschen, die mit Blut besprützten Kleider gereinigt — seufzen, weinen und wehklagen sie, und gehen in dem feyerlichsten Zuge alle mit bloßen Füßen zur Kirche des heiligen Grabes. Und bald darauf fielen diese Menschen in ihre erste Wut zurück, und fingen das Niedermetzeln mit kaltem Blute wieder an, gleich, als glaubten sie den Himmel zu beleidigen, wenn sie einen Saracenen am Leben liessen. Noch am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt, ermordeten sie die Gefangenen mit einer Bedächtlichkeit, als wenn es ein Versöhnungs-Opfer gewesen wäre. Dieser Contrast von schrecklicher Barbarey und mißverstandener Frömmigkeit, schildert die Sitten der damahligen Zeit auf das natürlichste.

Man

Man war nun darauf bedacht, unter den Fürsten des Kreuz-Heeres einen **König über Jerusalem** zu wählen. Nach langen Berathschlagungen erhielt **Gottfried, Herzog von Lothringen**, am 20 Jul. 1099, diese Würde. Man begleitete ihn sogleich nach der Kirche des heil. Grabes, wollte ihn hier auch salben, und eine goldene Krone auf sein Haupt setzen. Er lehnte aber diese Ehren-Bezeigungen mit einer frommen Bescheidenheit ab, und betheuerte, daß er nie eine Krone in einer Stadt tragen wollte, wo der König aller Könige eine Dornen-Krone getragen hätte. Selbst statt des Königs-Titels, bat er sich nur den Nahmen eines Vertheidigers des heil. Grabes aus, den er auch bis an seinen Tod beybehielt. — Nach einiger Zeit bekam der neue König Nachricht, daß das furchtbare Heer unter dem Sultan von Aegypten, Al-Aphdal, mit welchem die Kreuz-Fahrer schon vor der Eroberung Jerusalems waren bedrohet worden, wirklich im Anzuge begriffen sey. Ungeachtet der Schwäche seines Heeres, welches nur aus 20,000 Mann bestanden haben soll, ging er ungesäumt den 200,000 Saracenen entgegen, und lieferte ihnen, am 12 Aug. 1099, bey **Askalon** eine Schlacht, in welcher seine von aller Zuversicht der Schwärmerey begeisterte Krieger sie völlig schlugen.

Nach einer vergeblichen Belagerung von Askalon und Arsuf, kehrten die Fürsten nach Jerusalem zurück, um den neuen König zu verlassen. Sie hatten jezt ihr vornehmstes Gelübde erfüllt, und zogen nun mit mehrern Tausenden Kreuz-Brüder fort, mit Palmen in den Händen anstatt der Waffen. Sie walleten über Tyrus, Sidon, Oschiebele, u. s. w. Nur der edelmüthige **Tankred** blieb mit seinen Völkern bey **Gottfried**. Lezterer empfand nun die drückende Herrschaft in ihrer ganzen Schwere, indessen unterstützte ihn der edle **Tankred** mit Rath und That, so, daß sie

ihre

ihre Besitzungen noch ansehnlich vermehrten. Aber Schade um den erst aufblühenden Stat, daß der, als Regent wegen seiner erhabenen Tugenden verehrungswürdige König, nach einer nur einjährigen Regierung, im 40sten Jahre seines Alters schon mit Tode abging. Sein Verlust wurde von den Moslemin so sehr, als von den Christen, bedauert. Sein Bruder, **Balduin Fürst von Edessa**, war sein Nachfolger.

Bey den herrlichen Nachrichten, die man in Europa aus dem heiligen Lande erhielt, wandelte die Kreuzfahrer-Wut mehr, als je, auch das deutsche Volk an. Ein Heer, über 200,000 Mann stark, mit einem unglaublichen Schwarme von Weibsleuten, deren Ausschweifungen am meisten den schlechten Erfolg dieses Feldzuges bewirkten, setzte sich in Bewegung, und kam um Ostern 1102, in Nikomedien an. Nach nahmenlosen Widerwärtigkeiten kamen diese Leute nach Paphlagonien, und schlugen ihr Lager auf einer Ebene auf, erblickten aber, zu ihrem nicht geringen Schrecken, ein starkes Heer Türken. Die Franken und Lombarden schlugen den ersten Anfall derselben ab, zogen aber bey den folgenden Scharmützeln gewöhnlich den Kürzern, bis endlich eine allgemeine Muthlosigkeit einriß, welche die Türken sich so gut zu nutze zu machen wußten, daß sie das ganze Heer völlig zerstreueten. Ein ihnen nachfolgender Haufen von 15,000 Franzosen schmolz in der Gegend von Heraklea, unter den mordenden Händen der Moslemin, bis auf einige kleine Ueberbleibsel zusammen. Nicht viel besser kam ein starkes Heer, welches unter **Herzog Wolf von Bayern**, und dem Grafen **Wilhelm von Poitou**, in Ikonien eingefallen war, weg.

Die Christen in Palästina mußten sich unaufhörlich mit den Türken und Saracenen herum schlagen. Balduin I. schlug sie indessen in mehrern großen Treffen, welche in den Jahren 1101 und 1103 vorfielen, er-

eroberte Ptolemais (Akra) und Tripoli (Tripoli di Soria), und vermehrte überhaupt sein Reich mit 4 Provinzen. Als er im J. 1118 starb, so folgte ihm Bruder Balduin von Bourg, welcher 4 Jahr nachher die Saracenen völlig besiegte, in einem andern minder glücklichen Feldzuge aber gefangen wurde. Er starb 1131, da er bereits wieder in Freyheit war. Ihm folgte Fulko von Anjou, und diesem Balduin III., deren Regierung in einen Zeitpunct fiel, da ihr kleines Königreich von tausend Gefahren umgeben war. Die Uneinigkeit der morgenländischen Fürsten, (von Jerusalem, von Edessa, Antiochien, Laodicäa ꝛc.) und ihre Eifersucht ward allmählich der Haupt-Grund ihres näher rückenden Unterganges. Die Umstände wurden immer trauriger und verwirrter. Edessa ging um diese Zeit schon verloren. Dieses und viele andere Unglücks-Fälle veranlasseten einen neuen Kreuz-Zug, den der Papst Eugen III., und sein Nachfolger Lucius II., betrieben.

König Ludwig VII. von Frankreich glaubte, seine Sünden durch einen Feldzug nach dem gelobten Lande abbüßen zu können. Der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux, in Champagne, ein zweyter Kukupeter, predigte das Kreuz, und trug kein Bedenken, im Nahmen Gottes einen ganz unfehlbar glücklichen Feld-Zug zu versprechen. Viele Fürsten und Ritter erbothen sich, den König zu begleiten. Auch Kaiser Conrad III. wurde im J. 1146 von Bernhard aufgefordert, weigerte sich aber, das gewisse Wohl der Deutschen einem ungewissen Schicksale aufzuopfern, bis es endlich dem Kreuz-Prediger gelang, ihn zu überreden. Unter andern Fürsten, welche mit diesem Monarchen Partie machten, waren auch: sein Neffe, der streitbare Krieger Friedrich Barbarossa, Conrad's Nachfolger, und Herzog Heinrich, Bruder des Kaisers, nebst Welf I., Herzog von Bayern. Auch der Kö-

nig Vladislav von Böheim, der Markgraf Odoaker III. von Steyermark und andere mächtige Fürsten, erklärten sich für die abenteuerliche Reise. Im Frühlinge des J. 1147, traten Ludwig und der deutsche Conrad, und die sie begleitenden Fürsten, mit ihren Heeren, den wichtigen Zug an. Die Franzosen beschlossen, den Weg zu nehmen, den Gottfried von Bouillon gegangen war. Der Kaiser setzte seinen Zug ungehindert fort. In Polen versahe ihn der König Boleslav mit allen Bedürfnissen. Aber ein trauriger Tag für diese Kreuz-Fahrer war es, als sie sich in einem angenehmen Thale bey dem Städtchen Kernvach gelagert hatten, als es Jedem in der Seele so recht wohl war, und nach dem herrlichsten Wetter ein tobender Sturm und ein gewaltiger Regenguß einbrach. Der Fluß im Thale schwoll hoch an, und die lachende Flur war in kurzer Zeit unter Wasser gesetzt. Das wogende Wasser riß eine Menge Menschen, Gezelte, Gepäck, allen Mund-Vorrath ꝛc. mit sich weg; denn Jeder war nur auf die Rettung seines Lebens bedacht. Welch ein Anblick des Jammers und Wehklagens, da man am folgenden Morgen Verwüstung, statt des paradiesischen Gefildes, überschauen mußte!

Da die Heer-Führer dem griechischen Kaiser versprachen, die genaueste Manns-Zucht zu beobachten, so wurden sie bey ihrem Weiterrücken in allem unterstützt. Bis Sardika hielten die Herren Wort; hier aber hatte die bisher beobachtete Ordnung, und damit auch das gute Vernehmen mit den Griechen, ein Ende. Wie froh mochte Emanuel, der in seinem Herzen den furchtbaren Heeren ihren Untergang wünschte, seyn, da er endlich die Deutschen mit ihrem stolzen Conrad wieder aus den Gränzen seines Gebiethes wußte! Seine arglistige Weg-Weiser mußten das Heer, bey seinem Eintritt in Ikonien, in die gefährlichsten Gegenden führen, und dann heimlich davon ge-

gehen. Nun wurde das traurige Schicksal der Deutschen bald entschieden. Sie wurden in den kappadocischen Wüsteneyen von den Türken umzingelt, und dermaßen in die Pfanne gehauen, daß von 70,000 kaum der zehnte Theil übrig blieb, das ganze Lager verloren ging, und Conrad sich nur mit genauer Noth retten konnte.

Ludwig VII. war unterdessen mit 200,000 Mann auch in Constantinopel angekommen; und weil er überhaupt ein besseres Betragen beobachtet hatte, so fand er bey den Griechen eine günstigere Aufnahme. Er setzte im Nov. 1147, über die Meer-Enge bey Constantinopel, und richtete seinen Zug gegen Nicäa. Hier erfuhr er das Unglück seines Vorgängers. Er vereinigte sich mit Conrad, dessen Deutsche sich aber größten Theils für das Verdienst und die Ehre des heiligen Zuges bedankten, und klüglich in ihr Vaterland heimkehrten. Die Kreuz-Fahrer rückten nach Ephesus; Kaiser Conrad, unzufrieden über den Mangel einer standesmäßigen Begleitung — denn die meisten deutschen Fürsten hatten ihn verlassen — verließ hier die Franzosen, und belustigte sich, den Winter über, an dem kaiserlichen Hofe von Constantinopel, in Thracien.

Die Franzosen hatten, einige Tage-Märsche von Laodicäa, das Unglück, in einer sehr nachtheiligen Stellung von den Türken angegriffen, und nach einer blutigen Schlacht fast gänzlich zerstreuet zu werden. Ludwig kam mit dem kleinen Ueberreste in kläglichen Umständen endlich zu Antiochien an. Von hier aber trieb ihn die Eifersucht über das zweydeutige Betragen seiner zur Galanterie sehr geneigten jungen Gemahlinn Leonore, bald wieder weg, und er eilte nach Jerusalem, wo er den Kaiser Conrad mit dem Herzoge Welf und dem jungen Friedrich wieder antraf. Man schritt nicht lange darauf zur Belagerung der wichtigen

Stadt Damaskus. Aber Uneinigkeit, die von Türken und einländischen Christen gleich stark angefachet wurde, und Verrätherey der leztern, durch welche die Fürsten auf das schändlichste hintergangen wurden, nöthigten diese, die Belagerung aufzuheben. Aufgebracht über die entdeckten Treulosigkeiten, sehnten Conrad und Ludwig sich aus einem Lande weg, wo die Christen so voll tückischer Bosheit waren. Der Kaiser ging 1149, und nicht lange nach ihm auch Ludwig, in seine Staten zurück.

Nach diesem, nur 2 Jahr währenden und so unglücklich abgelaufenen Zuge, kamen die Angelegenheiten der palästinischen Christen gänzlich in Verfall. Was tausend Mahl tausend Hände mit unzähligen Gefahren und unaussprechlichen Mühseligkeiten erbauet hatten, das stürzte nun allmählich durch einige nichtswürdige Menschen wieder zusammen.

In Aegypten fiel, um das J. 1163, eine Revolution vor, da der Herrschaft der Fatimiten ein Ende gemacht wurde, und bald nachher der furchtbare Eroberer, Sultan Salaheddin (Saladin) zur Regierung kam. Dieser trieb die Christen sehr in die Enge, und ward dem sinkenden Reiche Jerusalems überhaupt immer fürchterlicher. Balduin IV. schickte daher eine Gesandtschaft nach Europa, um Hülfe zu suchen; aber, welch eine Bestürzung verbreitete sich bey ihrer Zurückkunft, als kein Trost für ihre Erwartung erschien! Nach Balduin's Tode entstanden schreckliche Zerrüttungen über den Besitz der armseligen Krone, in welchen Guy von Lusignan, ein französischer Graf, zum größten Mißvergnügen der inländischen Fürsten, die Oberhand behielt. Graf Raimund von Tripoli, sein größter Antagonist, war so erbittert, aber auch zugleich so niederträchtig, daß er mit Salaheddin ein Bündniß schloß, worauf dieser, im J. 1187, die Christen mit Heeres-Macht überzog, und sie in einem zweytägigen

Tref-

Treffen völlig besiegte. Der König, der Groß-Meister der Tempel-Herren, und viele Andere, wurden gefangen. Tiberias ging im Rauch auf, das feste Ptolemais, Askalon — kurz, das ganze christliche Syrien fiel in Saladin's Hände, und Jerusalem wurde, nach einer Belagerung von 33 Tagen, erobert. Der Sultan, der sich schon längst den Ruhm nicht nur eines tapfern, sondern auch gerechten und sanftmüthigen Fürsten erworben hatte, ging auch hier nicht, wie vormahls die christlichen Wüteriche, sondern mit aller nur möglichen Schonung, zu Werke. Nur die abendländischen Christen mußten die Stadt räumen. — Wie brach ihr Herz — wie bebte ihr Fuß bey den Thoren der heiligen Stadt! Der Sultan, von dem traurigen Aufzuge gerührt, tröstete selbst die Königinn Sibylle, und versprach ihr ihres Gemahls Freyheit; — auch alle übrige Gefangene wurden losgelassen, und den Ihrigen wiedergegeben. Der abscheuliche Verräther Raimund aber nahm den Verbannten, bey ihrer Ankunft in Tripoli alles wieder ab, was sie der Güte des Sultans zu danken hatten.

So machte also Saladin, im Oct. 1187, dem Königreiche Jerusalem ein Ende, nachdem es 88 Jahr von christlichen Fürsten war beherrscht worden. Er führte den muhamedanischen Gottesdienst wieder ein, litt aber durchaus nicht, daß seine Soldaten mit den Kreuzen und Bildern der Christen schnöde umgingen, und erwarb sich bald ganz das Zutrauen und die Liebe seiner treuen Unterthanen. **Tyrus**, welches von ihm vergebens belagert wurde, blieb also, da auch **Antiochien** erobert wurde, die einzige Christen-Stadt in Asia. In Europa verursachten diese Begebenheiten eine allgemeine Bewegung. Man predigte überall, daß diejenigen unwürdig wären, ein Erbtheil im Himmel zu haben, die das Erbtheil Gottes auf Erden nicht von der Herrschaft der Ungläubigen befreyeten.

Die Könige von England und Frankreich, Richard II. und Philipp August, sammelten, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, ein furchtbares, mit allem reichlich versehenes Heer, welches sie im Jun. 1190, auf dem Gefilde von Vezelay, an den Gränzen von Burgund, musterten, und es über 100,000 auserlesener Männer stark fanden. Philipp ging mit seinen Völkern nach Genua, Richard nach Marseille, wo sie im Sept. zu Schiffe gingen, aber beyde durch Sturm genöthiget wurden, in Messina ihre Zuflucht zu nehmen.

Auch die Deutschen wandelte abermahl die Lust an, wider die Türken zu streiten. Kaiser Friedrich der Rothbart (Barbarossa) hielt es für ein Verdienst, seine Laufbahn der Ehre mit eben dergleichen Zuge zu endigen, mit dem er sie unter seinem Oheim, Conrad III. angefangen hatte. Ueberhaupt muß man die Bemerkung nicht aus den Augen lassen, daß die Päpste alles Mögliche thaten, um die Kreuz-Züge zu befördern, weil sie ihre gewisse Vortheile daraus zogen, die Völker-Kräfte schwächten, die Regierungs-Verfassungen in Europa zu ändern fähiger wurden, und sich nach und nach, unter dem besten Scheine der Religion, jene ansehnliche Macht anmaßen konnten. — So wie in dem vorigen zweyten Kreuz-Zuge unter Kaiser Conrad und Ludwig VII. mehr als 400,000 Menschen hingeopfert waren, so rechnet man, daß dieser dritte unserm deutschen Vaterlande über eine halbe Million gekostet hat. — Schreckliche Verblutungen der besten Länder unsers Welt-Theiles!

Im J. 1182 trat der Kaiser, unter Begleitung vieler deutschen Fürsten, seinen Zug an. Er fand in Ungarn die beste Aufnahme; bey Belgrad wurde das Kreuz-Heer gemustert, und 150,000 streitbare Männer stark befunden. Während des Marsches wurde stets die strengste Manns-Zucht beobachtet, und, ohne Rücksicht auf Stand und Person, jede Unordnung

scharf

scharf geahndet. Nach mancherley ernsthaften Auftritten mit den argwöhnischen und verrätherischen Griechen, setzte Friedrich, im Frühlinge des J. 1190, nach Asia über. Er rückte den Staten des Sultans von Ikonien, mit welchen er ein Bündniß geschlossen hatte, näher. Er sahe aber bald, daß die eigentliche Absicht des Sultans gewesen war, die Deutschen durch sich selbst und durch Argliſt zu Grunde zu richten, denn die Gesandten des tückischen Mannes führten das Heer durch rauhe, unwegsame Gegenden, und versetzten es dadurch in den kläglichsten Zustand, so, daß der Kaiser sich endlich genöthigt sahe, den Sultan als offenbaren Feind zu behandeln, und seine Deutsche hielten sich so wacker, daß er nicht nur die Haupt-Stadt Kogni durch seinen Sohn Friedrich eroberte, sondern auch selbst zu gleicher Zeit den Sultan in einer blutigen Schlacht zur Flucht, und zu einem Frieden, wie der Kaiser ihn dictirte, nöthigte. Ohne durch wichtige Vorfälle unterbrochen zu werden, ging der Zug weiter, bis man am 30 May 1190, Laranda an den Gränzen von Cilicien, am Fuße des Taurus, erreichte. Man überstieg die Gebirge, und es kamen Gesandte von dem Beherrscher derselben, gemeiniglich der Alte des Berges genannt, durch welche dieser sich mit seinen Assassinen — so hieß das Banditen-Volk — zum Dienst des Kaisers anboth. Ein Anerbiethen, welches für das kaiserliche Heer sehr vortheilhaft war, da diese Leute ihm auf den rauhen, steilen und gefährlichen Wegen zu Weg-Weisern dienten. Aber, dem ungeachtet fand der gute Kaiser in dieser Gegend seinen Tod. Er hatte nähmlich noch einen sehr steilen Berg zu übersteigen, an dessen Fuße der Saleph (Kalykadnus) vorbey floß, und der siebenzigjährige Greis hatte das Unglück, hinunter zu stürzen; er wurde halbtodt wieder heraus gezogen, mußte aber am folgenden Tage, den 10 Jun. seinen Geist

aufgeben (*) — Dies war das Ende eines der größten und verehrungswürdigsten Kaiser, den Europa und Asia ehrten. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, übernahm nun die Anführung des Heeres; aber auch dieser liebenswürdige, tapfre Fürst, fand vor Ptolemais, in der daselbst fürchterlich wütenden Pest, seinen Tod. Er hatte sich vor dieser Stadt heldenmüthig hervor gethan. Bewahrung seiner Unschuld, und Eifer, sie nie zu verletzen, schildern die Geschichtschreiber als einen Haupt-Zug in seinem vortrefflichen Charakter; er starb, von Jedem geliebt, bewundert und beweint. — Das große furchtbare Heer, welches, wie oben gemeldet worden ist, bey Belgrad aus 150,000 Mann bestand, war nun bereits bis auf einige tausend zusammen geschmolzen. Wie dankten diese Wenige dem Himmel, als unvermuthet zwey starke Flotten mit Europäern ihnen zu Hülfe kamen! Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer; denn es währte nicht lange, so befanden sich die Kreuz-Fahrer wieder in den kläglichsten Umständen. Daher wurden es die meisten Europäer überdrüssig, länger im Lande des Todes und der Verwüstung zu harren. Sie zerstreueten sich, und suchten, jeder so gut als möglich, nach Hause zu kommen; viele aber erreichten nicht einmahl die lange ersehnte Heimath.

Die Hunderttausende von Menschen waren abermahl aufgerieben; die unermeßlichen Kosten waren verwendet, und das alles — vergebens. Deutschland empfand davon nichts, als Schaden, und das Ende einer so mühseligen Reise war — Elend und Tod. — Von Constantinopel bis Jerusalem — welch ein unübersehliches Todten-Gefilde! —

Man

(*) Nach Andern war ein unvorsichtiges Bad in dem Flusse, die Ursache seines Todes.

Man erwartete nun mit Schmerzen die Ankunft der Könige von Frankreich und England, die den Winter 1190 in Cilicien zugebracht hatten. Diese beyde, auf einander stets eifersüchtige und gleich ehrsüchtige Monarchen, fanden schon hier die nächste Veranlassung zu ihren nachherigen Feindseligkeiten. Groll und Widerwille gegen einander, schlugen in ihren Herzen tiefe Wurzeln. — Philipp segelte, am 30 März 1191 von dannen, und landete schon am 12 Apr. vor Ptolemais. Am 10 Apr. brach auch Richard auf, seine Flotte aber wurde durch Sturm an die Küste der Insel Cypern verschlagen, welche Richard bey dieser Gelegenheit erst eroberte. Am 8 Jun. kam er im Lager der Christen vor Ptolemais, und zwar noch zu rechter Zeit, an. — Der Wett-Eifer der Franzosen und Engländer erzeugte nun ausserordentliche Thaten, wovon die Uebergabe der Stadt am 13 Jul. ein redender Beweis ist. Zehn Tage nachher erklärte Philipp August, daß er entschlossen sey, nach Europa zurück zu kehren, und er setzte auch wirklich, ungeachtet Richard sich alle ersinnliche Mühe gab, ihn umzustimmen, diesen Vorsatz am 1 Aug. ins Werk, indem er von seiner Armee 10,000 Mann zurück ließ. Richard ging indessen auf seiner ruhmvollen Laufbahn unaufhaltsam fort. Er war im Begriff, von Ptolemais nach Askalon zu marschiren, um die Stadt zu belagern, als sich Saladin ihm mit 300,000 Mann entgegen stellte. Ungeachtet der Ueberlegenheit des Feindes an Truppen — denn Richard hatte nur etwa das Drittel dieser Zahl — hatte der Held Muth genug, die Feinde anzugreifen. Hier erfolgte dann eine der größten, hartnäckigsten und blutigsten Schlachten des damahligen Zeit-Alters, und die berühmteste, wenn man den kriegerischen Muth der Anführer, die Anzahl und Tapferkeit des Kriegs-Volkes, und die große Mannigfaltigkeit der

Vorfälle betrachtet, welche mit derselben verbunden waren. Nach einem fürchterlich anhaltenden Schlacht-Gewühle erhielt Richard den vollständigsten Sieg über die Saracenen, und in einem harten Zwey-Kampfe überwand er auch, zum größten Erstaunen aller, die den saracenischen Held kannten, den Sultan Saladin selbst. Aber, leider wurde der Sieg nicht so ganz genutzet; Richard ging nicht auf Jerusalem los, sondern Askalon und andere Eroberungen hielten ihn auf. Dieser Aufschub war dem Christen-Heere wieder verderblich; die Hitze der Kreuz-Brüder verrauchte, und die meisten sehnten sich bald nach ihrem Vaterlande zurück. Auch Richard sahe sich durch die Ränke des Königes von Frankreich, welche derselbe in seiner Abwesenheit spielte, genöthigt, wieder umzukehren. Er segelte durch das adriatische Meer, um hernach durch Deutschland nach seinem Reiche gehen zu können, litte bey Aquileja Schiffbruch, und zog hier, um unerkannt durch Deutschland wandeln zu können, eine Pilgrims-Kleidung an. Er wurde aber in Wien erkannt, und auf Befehl des Herzoges Leopold von Oestreich, aus Rache, weil ihm Richard bey der Einnahme von Ptolemais seine Fahne von einem Thurme hatte abreissen lassen, festgesetzt. Leopold war unedel genug, sich noch jezt für jenen vermeintlichen Schimpf zu rächen; zugleich aber rechnete sein Geiz auch auf eine fette Ranzion. Kaiser Heinrich VI. erklärte den gefangenen König für seinen Feind, und ließ sich denselben, gegen eine Summe Geldes, ausliefern, begegnete dem edeln Manne mit niederträchtiger Härte, und setzte ihn, gleich dem ruchlosesten Verbrecher, in ein elendes Gefängniß. Auf einem Reichs-Tage so gar, der zu Worms gehalten wurde, ließ er den großen Mann vorführen, und beschuldigte ihn schwerer Verbrechen. Richard nahm aber die versammelten Fürsten durch seine ernste männ-

liche

liche Rede und durch seine Standhaftigkeit so sehr für sich ein, daß sie das Verfahren des Kaisers laut mißbilligten. Endlich im Febr. 1194 erhielt der als ein Corsar behandelte Held des Kreuz-Zuges, gegen ein Löse-Geld von 150,000 Mark (ungefähr 300,000 Pf. Sterl.) seine Freyheit wieder. Mit vieler Aufopferung, aber gern, gab sein Volk diese Summe her.

Die Uneinigkeiten der Türken unter einander nach des großen Saladin's Tode, das Interesse der Päpste, der Aberglaube, der Geist der Ritterschaft, und die Hoffnung, Fürstenthümer in Asia zu erwerben, gaben wieder Anlaß zu einem neuen Kreuz-Zuge, zu welchem der Kaiser Heinrich VI. mit vielen deutschen Fürsten sich im J. 1195 rüstete. Der Zulauf war wieder ausserordentlich groß, und das Heer ging daher in drey Haufen auf verschiedenen Wegen nach dem Orient ab. Der Kaiser aber kam nicht so weit, denn er wurde zu Messina vergiftet. Die übrigen Kreuz-Fahrer waren größten Theils glücklich in Palästina angekommen, und es ging ihnen hier ziemlich nach Wunsch. Nur zögerten sie zu lange mit ihren Haupt-Expeditionen, und liessen dadurch dem Sultan Saphadin (Sala-heddin's Bruder und Nachfolger) Zeit genug, ein ansehnliches Heer zu sammeln. Dieser wußte auch, durch Bestechungen der Tempel-Herren und Johanniter-Ritter, so viele Uneinigkeiten unter den christlichen Fürsten zu stiften, daß er aus ihren Mißverständnissen die größten Vortheile zog. Theils aus Ueberdruß, theils wegen der kritischen Lage der deutschen Reichs-Angelegenheiten nach des Kaisers Tode, gingen die meisten Fürsten 1198 wieder nach ihrem Vaterlande zurück, nachdem sie mit Saphadin einen Stillstand auf 10 Jahr geschlossen hatten.

Dieser Ruhe ungeachtet, wurde in Frankreich noch in demselben Jahre ein neuer Kreuz-Zug gepredigt.

digt. Fulko Nuceli vertrat die Stelle Kukupeter's und Bernhard's, sel. Andenkens, und zwar mit eben dem reissenden Beyfalle. Ein sehr großes Heer zog, unter dem Ober = Befehl des Markgrafen Bonifacius von Montferrat nach Venedig, von wo diese Kreuz = Fahrer zur See nach Constantinopel gehen wollten, um den durch seinen Bruder Alexius III. vom Throne gestürzten, der Augen beraubten, und im Gefängniß schmachtenden Isaak Angelus, der die Kreuz = Fürsten durch seinen Sohn Alexius um Hülfe gebeten hatte, erst zu befreyen, und zum Kaiser wieder einzusetzen. Die herrlich ausgerüstete Flotte bestand aus 300 Schiffen, und kam, am Johannis = Tage 1203, in schöner Schlacht = Ordnung vor Constantinopel an. Die vor der Stadt sich widersetzenden Griechen wurden bald geschlagen, und am 17 Jul. die Stadt selbst in einem allgemeinen Sturme erobert, der alte Isaak Angelus aus seinem Gefängnisse befreyet, und nebst seinem jungen Prinzen Alexius wieder auf den Thron gesetzt. Aber von nun an geht eine schändliche Periode in der Stadt an, in welcher Murtuphlus die vornehmste Rolle spielte, und die meiste Veranlassung zu den schrecklichen Zerrüttungen gab. Auf seine Veranstaltung wurde der junge Kaiser, den er längst bey seinen Unterthanen verächtlich gemacht hatte, gefesselt, in ein Gefängniß geworfen, und hingerichtet. Der alte Vater Angelus erfuhr von den eigenen abscheulichen Händen des Bösewichtes ein gleiches, und nun wußte es dieser so einzuleiten, daß man ihn selbst zum Kaiser ausrief. Für diese unerhörte Tyranneyen übernahmen die Fürsten des Kreuz = Heeres, die ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, die Rache. Am 11 Aug. griffen sie die unglückliche Stadt an, und eroberten sie im Sturm. Die Kreuz = Soldaten wüteten mit aller Grausamkeit und Raubsucht, die sich nur denken lässet, und die zusammen geraffte Beute belief

sich

sich auf 400,000 Mark Silbers. Die Urheber, oder diejenigen, welche zu dieser traurigen Katastrophe Veranlassung gegeben hatten, Murzuphlus und sein Anhang, flohen, und die Herren des Kreuz-Heeres glaubten berechtigt zu seyn, den erledigten Thron mit einem aus ihrer Mitte wieder zu besetzen. Dies geschahe denn auch wirklich in der Person Balduin's, Grafen von Flandern und Hennegau (*). Man glaube aber nicht, daß die übrigen Fürsten leer ausgegangen wären; sie bedachten sich, indem sie das Reich zerstückten, mit ansehnlichen Provinzen. Bey dieser Gelegenheit entstand auch das Duodez-Kaiserthum Trebisonde. Ueber alle diese Eroberungen aber wurde, natürlicher Weise, der Zug nach Palästina vernachlässiget, ja ganz vereitelt. Der so genannte König von Jerusalem empfand dies am nachdrücklichsten, denn er wurde immer mehr und mehr in die Enge getrieben. Papst Innocentius III. verkündigte zwar einen neuen Kreuz-Zug, fand aber nur Eingang bey Kindern, welche wähnten, Gott wolle sich ihrer Unmündigkeit bedienen, um Jerusalem den Ungläubigen zu entreissen. Aber diese Kinder-Armee, welche man auf 50,000 Leutchen angibt, wurde jämmerlich zertrümmert, ehe sie einmahl ihren Helden-Muth zeigen konnte. Die aus Deutschland kamen meistentheils in den Schweizer-Gebirgen elend um das Leben, und die aus Frankreich litten theils Schiffbruch, theils fielen sie den Saracenen in Aegypten in die Hände.

So war nun Europa seit 130 Jahren durch diese schreckliche Raserey verarmt und entvölkert worden; und

(*) Diese neue Herrschaft, welche man das Kaiserthum der Lateiner nannte, dauerte nur 57 Jahr, da nähmlich Michael Palälogus wieder das byzantinische Kaiserthum erhielt.

und doch drang Papst Honorius III. wieder auf einen neuen Kreuz-Zug. Dieses veranlaßte, daß im J. 1218, eine große Anzahl Menschen wieder nach Palästina zog. Aber auch hier schien es, als wenn die Vorsehung beschlossen hätte, die Bemühungen der Kreuz-Fahrer stets zu vereiteln. König Andreas von Ungarn, der sich mit unter dem Heere befand, ward der vielen Cabalen, mit welchen er täglich zu kämpfen hatte, überdrüssig, und ging wieder heim. Der Herzog Leopold von Oestreich, und der Graf Wilhelm von Holland, setzten ihre Bemühungen fort, und nahmen den Türken, im J. 1219, Damiata in Aegypten weg, welches man aber nachher gegen das heilige Kreuz, welches sich noch immer in den Händen der Ungläubigen befand, zurück gab, da der Sultan von Aegypten schon, als die Sachen der Kreuz-Fahrer noch auf einem bessern Fuße standen, das ganze genommene Land nebst Jerusalem, gegen diese wichtige Stadt angebothen hatte. Das Ende von ihrem Unternehmen war auch das gewöhnliche. Sie mußten wieder nach ihrem Vaterlande zurück gehen, da sie ihre Macht eingebüßt hatten.

Kaiser Friedrich II., der eine fast unüberwindliche Abneigung gegen die Kreuz-Züge bezeigte, konnte erst nach mehrjährigen Unterhandlungen und durch den Bann-Spruch des heil. Vaters, im J. 1228, bewogen werden, sich zu einem Zuge nach Palästina wirklich zu entschließen. Die Angelegenheiten der Saracenen waren, wegen eines Einfalles der Tatarn, in einer so kritischen Lage, daß sie sich zu einem für die Christen sehr vortheilhaften Vergleiche bereitwillig finden liessen, daß ein Waffen-Stillstand auf 10 Jahr geschlossen, und dem deutschen Kaiser die Stadt Jerusalem, mit ganz Palästina und allen Oertern, welche Saladin, Balduin IV. abgenommen

hatte,

hatte, abgetreten wurde (*). Weil der Kaiser, wegen seiner vorigen Zögerung noch immer im Bann war, so wollte ihn der Patriarch von Jerusalem nicht krönen; er setzte sich daher, unter dem lautesten Frohlocken der Deutschen, selbst die Krone auf. Aber, die niederträchtigen Verräthereyen des Patriarchen, der Tempel-Herren und der Johanniter-Ritter, mußten ihn, natürlicher Weise, sehr entrüsten, noch mehr die Unruhen, welche der Papst in der Lombardey und in Deutschland wider ihn erregte. Es war also wohl der Klugheit gemäß, daß er (im J. 1229) wieder zurück ging, und den Papst nöthigte, ihn im folgenden Jahre von dem Banne loszusprechen.

Noch hatte die Kreuzfahr-Wut kein Ende. Theobald, König von Navarra, und eine starke Anzahl vornehmer Herren und Ritter, unternahmen, da der durch Friedrich II. geschlossene Stillstand aufhörte, nach dem J. 1240, mit einer Armee von 40,000 Mann, einen, und zwar sehr unglücklichen, Kreuz-Zug. Bloß Uneinigkeit, Eigennutz und Eifersucht, schwächten die Kräfte, welche verbunden immer im Stande gewesen wären, bey den Mißhelligkeiten der Muhamedaner, sich in Palästina zu behaupten. Theobald ging wieder nach Hause; dagegen kam Prinz Richard, Bruder des Königes von England, und schloß einen Waffen-Stillstand, den die Christen aber 3 Jahr nachher brachen, und sich dadurch so wohl, als durch die mit dem Sultan von Damas eingegangene Allianz, des Sultans von Aegypten höchsten Zorn zugezogen hatten. Es kam bey Gaza zu einer zweytägigen, sehr blutigen Schlacht, in

(*) Durch seine zweyte Gemahlinn Jolanta, welche die Tochter und Erbinn des leztern Königs von Jerusalem, Johann von Brienne war, hatte er ein Recht auf dieses kleine Königreich.

in welcher das syrisch-fränkische Heer den Kürzern zog, und man konnte es bloß der Uneinigkeit, welche unter den Feinden herrschte, zuschreiben, daß die Christen nicht schon jezt ihren völligen Untergang fanden.

Es schien indessen in Europa, als wenn die schon so lange wütende Raserey, um ein kleines Land in Asia den Ungläubigen zu entreissen, nur durch die häufigen Unglücks-Fälle neu angefachet würde. — Ein trauriger Beweis von der Schwäche des menschlichen Herzens, und lehrreich für unsere Zeiten, wo Schwärmerey anderer Art leider so tief Wurzel gefaßt hat, und, wie eine ansteckende Seuche, sich verbreitet! — Ludwig IX. oder der Heilige, tritt jezt auf den Schauplatz. Alle Vorstellungen seiner patriotischen Räthe konnten ihn nicht von dem thörichten Gelübde, das heilige Grab zu befreyen, zurück bringen. — 2800 Reiter, lauter Sprossen aus den vornehmsten Häusern, waren in seinem Gefolge, und — wie traurig! fast alle wurden das Opfer ihres Enthusiasmus; sie fanden, bis auf einige Wenige, ihr Grab in Aegypten und Palästina.

Am 25 Aug. 1248, ging Ludwig zu **Aigues Mortes**, mit dem schönsten Kriegs-Heere und einer wohl ausgerüsteten Flotte, unter Segel. Nach 3 Wochen landete er in **Cypern**, verlor aber hier bald, durch eine Art von Pest, drittehalb hundert wackere Ritter und eine Menge Soldaten. Die von allen Seiten bedrängten Ueberbleibsel der Christen im heil. Lande, waren noch: Ptolemais, Tyrus, Tripoli und Antiochien. Im folgenden Frühlinge gingen die Franzosen, durch einen Haufen Engländer verstärkt, wieder von Cypern ab, um **Damiata** in Aegypten anzugreifen. Die Feinde, welche die Landung verwehren wollten, wurden tapfer zurück geschlagen, und

ihre

ihre Flotte zerstöret. Das Heer lagerte sich nun, 50,000 Mann stark, vor Damiata, und nahm diesen wichtigen Platz bald darauf ohne Schwert-Streich in Besitz. Unglücklicher Weise befolgte Ludwig, als ihm der wieder zurück getretene Nil freyes Feld zu seinen Operationen gab, den Rath der jüngern Ritter, welche, an statt auf Alexandrien, als einen sichern Hafen und Waffen-Platz, gleich auf Kahira los gehen wollten. Zwar schlug er, auf dem Marsche dahin, die feindliche Armee in die Flucht, aber die übertriebene Hitze des Grafen Robert von Artois und einiger Andern, in Verfolgung des Feindes, brachten das christliche Heer wieder in eine nachtheilige Lage; das Treffen begann von neuem, und dauerte unter einem fortwährenden, aber unentschiedenen, Gefechte bis in die Dunkelheit der Nacht. Am folgenden Morgen ging das Schlacht-Getümmel wieder an, in welchem beyde Theile gar sehr einbüßten, bis der türkische Heer-Führer zum Rückzuge blasen ließ. Ein Unglück für die Christen war es, daß sie jezt nicht gleich nach Damiata zurück marschierten, denn durch die nunmehrige Zögerung gerieth das ganze Heer in die traurigsten Umstände. Eine verheerende Seuche, welche durch die Menge der verwesenden Leichname entstand, mit einer schrecklichen Hungers-Noth vergesellschaftet, raffte Tausende weg. Man schlug nun den Saracenen einen Waffen-Stillstand vor; als es aber auf Geisseln zur Festhaltung des Vertrages ankam, so verlangte der Sultan den König selbst; aber das wollte das Heer nicht zugeben, sondern entschloß sich, den allenthalben versperrten Weg nach Damiata mit Gewalt zu eröffnen. Bey der Ausführung dieses Entschlusses aber wurde der König, nach einem hitzigen Gefechte, mit seinem ganzen Heere gefangen genommen. Er mußte sich nun zur Rückgabe von Damiata, und

800,000 goldener Byzantiner (*) bequemen, um seiner und seiner Ritter Freyheit zu erkaufen. Nach dieser harten Gefangenschaft und nach unzähligen Mühseligkeiten, ging er nach Ptolemais. Für seine zurück bleibende Truppen hatte die neue Revolution in Aegypten, da die Mammelucken gerade jezt die Herrschaft des Landes an sich rissen, äusserst traurige Folgen. Die meisten wurden hingerichtet, wenn sie nicht ihren Glauben abschwören wollten. Ludwig aber ging, nach einigen unglücklichen Unternehmungen in Palästina, endlich 1254 wieder nach Frankreich zurück.

Nicht lange nach seinem Abzuge machten sich die Mammelucken von ganz Syrien und Palästina Meister. Dieses Unglück rührte den frommen König so sehr, daß er, ob er gleich sehr schwach war, den Vorsatz fassete, einen abermahligen Kreuz-Zug vorzunehmen. Anfangs erregte sein Vorhaben tiefe Bestürzung, bald nachher fand es so vielen Beyfall, daß viele Fürsten und Herren einen gleichen Entschluß nahmen. Auch in England schlug diese Raserey von neuem Wurzel. — Der heil. Ludwig zog sein Heer wieder bey Aigues Mortes zusammen, und am 1 Jul. 1270, ging er mit 60,000 Mann unter Segel. An statt aber gleich nach Palästina zu gehen, befand er für gut, vorher Tunis, an der afrikanischen Küste, zu besetzen. Man landete ohne viele Schwierigkeiten, säumte aber mit den ernstlichen Anstalten zur Belagerung der Stadt, weil Ludwig erst den König von Sicilien erwarten wollte. Während der Zeit aber wüteten allerley Krankheiten; diese nebst andern widrigen Zufällen, rieben das Heer bis zur Hälfte auf, und am 15 Aug. raubte auch eine heftige rothe Ruhr dem Könige das Leben. Seine lezte Gedanken waren noch eine

(*) Nach damahligem Fuße ungefähr 100,000 Mark Silbers.

eine Sorge für die Bekehrung der Ungläubigen. Seinem Sohne, Philipp dem Kühnen, wurde sogleich gehuldiget. — An eben diesem Tage kam der König von Sicilien mit einer ansehnlichen Flotte an, und erhob dadurch den sinkenden Muth der Franzosen. Die Saracenen wurden hierauf in 3 blutigen Schlachten gänzlich besiegt, wodurch der König von Tunis zur Anerbiethung eines vortheilhaften Friedens auf 10 Jahr, den man auch annahm, genöthiget wurde. Gerade jezt kam Eduard, Kronprinz von England, mit seiner Flotte vor Tunis an, und weil er hier nichts mehr zu thun fand, so segelte er gleich weiter nach Palästina. Hier fehlte ihm nur Richard's Armee, um gleiche Lorbeeren über die Ungläubigen zu ärnden. Weil aber sein Heer sich zulezt zu einem Häufchen verminderte, so entschloß sich der tapfre Prinz zur Rückreise, nachdem er im J. 1272 mit dem Sultan von Aegypten einen Stillstand eingegangen war, nach welchem Jeder das Seinige behalten sollte. Nicht lange nach seinem Rückzuge aber ging nun alles, was die Christen je in Palästina besessen hatten, an die Mammelucken verloren. Tripoli, Tyrus, Beryt und Sidon wurden erobert, und endlich ging auch 1291 die stärkste Schutz-Mauer der Christen, die Stadt Ptolemais, wo sich seit 110 Jahren die Johanniter-Ritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen über. — Alles wurde geschleift, damit die Christen weiter keinen Aufenthalt finden möchten, und alles, was Christ hieß, mußte entweder den Wander-Stab ergreifen, oder seinen Glauben abschwören. Gut war es für die drey geistliche Ritter-Orden, die Johanniter, Tempel-Herren und deutschen Ritter, daß sie sich in Europa hinlänglich bedacht hatten, um nicht mit dem heiligen Lande alles einzubüßen.

Den Völkern Europens waren nun endlich die Augen geöffnet, und so viele Mühe sich verschiedene

Päpste, insonderheit Nikolaus IV. 1292, und Clemens V. 1311, gaben, ihren Eifer anzufachen, und die Christen zu neuen Kreuz-Zügen zu reizen, so arbeiteten sie doch umsonst, und seitdem haben die Kreuz-Züge aufgehört. Das heilige Land sank wieder in die alte Sclaverey zurück, die vielleicht erträglicher war, als die Herrschaft habsüchtiger und zügelloser Christen. Die Kreuz-Fahrer hatten nunmehr nichts gewonnen, ob sie schon im Mutter-Lande ihres Glaubens-Stifters seine göttliche Lehre mit ihrem Blute versiegelt hätten.

Dies ist der Ausgang der **heiligen Kriege**, oder der frommen Rasereyen, welche zwey Jahrhunderte allgemein, insonderheit in Frankreich, und zu dessen großtem Nachtheil, gewütet, und, ausser den unermeßlichen Kosten, an 6 bis 7 Millionen Europäer aufgerieben haben. Frankreich hat bey den 5 **großen Kreuz-Zügen** am meisten geblutet, da es immer größern Antheil, als Deutschland und das übrige Europa, daran hatte; keiner war, der Europa nicht unermeßliche Kosten und großes Elend zugezogen hätte. „Reines „Christen-Blut," sagt Maully: „in Einfalt des Glau„bens und der Schwärmerey hingegossen, wie Bäche, „für Knochen und Kreuzes-Reliquien; — hinsterben „der edelsten Geschlechter, des Kernes der Söhne von „Deutschland, Frankreich, Brittannien, Spanien, „Ungarn und Venedig, die im Orient ihr Blut ver„sprutzten; — öde Städte, menschenarme Länder, „verrasete Felder, abscheuliche Sitten, Leib und See„le verderbende Krankheiten; — wilde Denkungs„Art, geheuchelte Frömmigkeit, ausgeartete Stats„Kunde, System der Unterdrückung und der Fehden, „Ketten der Lehens-Dienste, Ritterschaft und Ordens„Innungen, dies waren Früchte der heiligen Kriege". Kurz, dieses einzige allgemeine Unternehmen, in welchem sich die europäischen Nationen jemahls vereinigt,

und

und welches fast alle mit gleicher Hitze betrieben haben, ist am Ende nichts weiter, als ein seltsames Denkmahl der menschlichen Thorheit.

Und der Nutzen dieser fürchterlich großen Begebenheiten? — Er ist freylich nicht so ganz auffallend sichtbar, obgleich, was Wissenschaften, Künste und Handel betrifft, gar nicht unverkennbar; aber bey dem allen können wir es doch gewiß der gütigen, über die Schicksale der Menschen und Länder wachenden Vorsehung, die in dem Kleinsten, wie in dem Größten, und zwar zum Besten des Ganzen stets wirksam ist, zutrauen, daß auch aus diesen für jeden, der Gefühl für Menschen-Glück und Menschen-Elend hat, schauderhaften Scenen, im Stillen und von unsern kurzsichtigen Augen unbemerkt, vielleicht schon jezt, Revolutionen erfolgt sind, und sich fernerhin noch entwickeln werden, die der eingeschränkte menschliche Geist gerade nicht als Folgen jener Begebenheiten betrachtet, und die durch ihre Wohlthätigkeit und ihren auf Jahrtausende fortdauernden glücklichen Einfluß, allen den Jammer und alles das Elend, welches jene Auftritte damahls verbreiteten, vielfach aufwiegen. Aber auch schon damahls hat die Vorsehung, welche alle thörichte Unternehmungen der Menschen mit Güte und Weisheit lenkt, doch aus diesen ausschweifenden Feld-Zügen manche für Europa wohlthätige Folgen entstehen lassen, welche hier kurz angemerkt zu werden verdienen.

Die Kreuz-Soldaten gingen, auf ihrem Zuge nach dem gelobten Lande, durch mehr angebauete und besser gesittete Länder, als diejenigen waren, aus denen sie kamen. Ihr erster Sammel-Platz war gemeiniglich Italien, wo Venedig, Genua, Pisa und andere Städte angefangen hatten, sich auf den Handel zu legen, und dadurch sowohl dem Reichthume, als

auch der Verfeinerung der Sitten, näher gekommen waren. Sie gingen daselbst zu Schiffe, und landeten alsdann wieder in Dalmatien, von da sie ihren Weg bis Constantinopel zu Lande fortsetzten. Diese alte und berühmte Stadt hatte bis dahin noch nie die zerstörende Wut wilder Eroberer empfunden, und in so fern weit günstigere Schicksale, als Rom, gehabt; sie war die größte und schönste von allen europäischen Städten, und die einzige, in welcher noch ein Bild der Artigkeit alter griechischer und römischer Sitten, und prächtige Denkmäler des Geschmackes und der schönen Künste waren. Auch die See-Macht des morgenländischen Kaiserthumes war nach damahliger Art beträchtlich. In dem Gebiethe desselben waren ferner vortreffliche Manufacturen und Fabriken (*) angelegt. Constantinopel war der einzige Markt-Platz in Europa, wo man mit ostindischen Waren handelte. Der Reichthum, welcher sich aus diesen Quellen in die

(*) Daß die Manufacturen und Fabriken bey Gelegenheit der Kreuz-Züge in Aufnahme kamen, beweiset unter andern auch der, unter Roger'n, König von Sicilien, 1131 durch diese Revolution zuerst aus Griechenland nach Italien gekommene Seidenbau. Er hatte aus verschiedenen griechischen Städten Manufacturiers weggenommen, und legte nun in Palermo Seiden-Manufacturen an, welche guten Fortgang gehabt haben müssen, weil man bald darauf Seiden-Zeuge in Italien immer gemeiner werden sieht. Auch andere Künste wurden ausgebreitet. Faucher sagt von Ludwig VII. Folgendes: „Dieses war der erste König „seines Hauses, der durch einen Zug nach Jerusalem, auch „ausser Landes seine Reichthümer zeigte. Auch fing Frankreich seitdem an, sich durch die prächtigsten Gebäude zu „verschönern. Man fand nun Geschmack an Juwelen und „andern Kostbarkeiten, welche entweder dem Könige oder „seinem Gefolge in der Levante gefallen hatten. Man „kann daher füglich von diesem Fürsten sagen, daß er den „ersten, eines so großen Königes würdigen Hof-Stat hatte, „welcher so glänzend war, daß seine Gemahlinn die Einfalt unserer vorigen Regenten verließ, und ihm ein silbernes Grabmal setzen ließ, da man ehedem nur steinerne „kannte."

die Stadt ergoß, unterhielt darin eine Pracht-Liebe und Neigung zu Künsten und Wissenschaften, welche ihr den Vorzug vor allen andern Städten der damahligen Welt erwarben. Aber auch ausser ihr fanden die Kreuz-Fahrer in Asia noch beträchtliche Ueberbleibsel der Wissenschaften und Künste, welche das Beyspiel und die Aufmunterung der Caliphen in ihrem Gebiethe geschützt und ausgebreitet hatte. Selbst die eigenen Geschichtschreiber der Kreuz-Fahrer mischen in ihre Erzählungen rührende Beweise von Menschlichkeit und Großmuth in dem Betragen des Sultans Saladin, und einiger anderer Anführer der Türken, die uns auch einen hohen Begriff von ihren Sitten machen können. Es war nicht möglich, daß die unzählbare Menge der Kreuz-Fahrer das alles hätte sehen sollen, ohne vieles davon zu lernen, und sich zu Nutze zu machen. Ihre Aussichten wurden erweitert, ihre Vorurtheile nach und nach geschwächt, neue Begriffe drängten sich haufenweise in ihre Seele, und sie mußten bey manchen Gelegenheiten das Bäuerische ihrer eigenen Sitten fühlen, wenn sie dieselben mit der feinern Lebens-Art dieser Völker verglichen. Diese Eindrücke konnten bey der Rückkunft in ihre Heimath nicht sogleich vertilget werden. Die genaue Verbindung zwischen den Morgen- und Abend-Ländern, welche die Kreuz-Züge veranlasset hatten, war auch nicht vorüber gehend, sondern dauerte zwey ganze Jahrhunderte hindurch; neue, nach Asia ziehende Kriegs-Heere begegneten den daher zurück kommenden Abenteurern, welche manche von den Gewohnheiten des Orientes, die ihnen durch einen langen Aufenthalt darin eigen geworden waren, mit sich nach Hause brachten. Diesem gemäß finden wir auch kurz nach dem Anfange der Kreuz-Züge eine größere Pracht an den Höfen der Fürsten, größern Pomp in allen öffentlichen Cerimonien, einen feinern Geschmack in Lustbarkeiten und Zeitver-

treiben, und daneben einen romanhaften Unternehmungs-Geist, welchen nicht nur das diesen Feldzügen eigenthümliche Wunderbare einflößte, sondern auch das Beyspiel der erhitzten Einbildungs-Kraft der Araber gar sehr stärkte, und nach und nach über ganz Europa ausbreitete. Auf diese Weise haben wir jenen thörichten wilden Feldzügen den ersten Anbruch des Lichtes zu danken, welches die Barbarey und Unwissenheit vertreiben sollte.

In der Lebens-Art der Europäer beobachtet man die Spuren der wohlthätigen Folgen der Kreuz-Züge nur langsam. Der Einfluß derselben auf den Stand des Eigenthumes, und folglich auch auf die Macht der Regenten, war plötzlicher und bemerkbarer. Sie brachten beträchtliche Veränderungen in dem Bauern-Stande hervor. Ein Land, darin, nach der Predigt der Geistlichen, Milch und Honig fließen sollte, als freyer Eigenthümer zu besitzen, und für dessen Befreyung von der Gewalt der ungläubigen Saracenen, sich noch dazu völligen Ablaß aller seiner Sünden und den Himmel zu verdienen, — dieses mußte, natürlicher Weise, für die Phantasie des in bruchigen und rauhen Gegenden von Deutschland unter dem Joche der Leibeigenschaft seufzenden Bauern eine unwiderstehliche Reizung seyn, sich mit dem Kreuze bezeichnen zu lassen, und mit Weib und Kind von dannen zu ziehen. Wollten nun die Guts-Herren die Bauer-Höfe nicht ganz verödet stehen sehen, so waren sie genöthigt, entweder dem gegenwärtigen Besitzer durch Ertheilung einer gänzlichen, oder wenigstens persönlichen, Freyheit, und Erlassung eines großen Theiles seiner Zins- und Dienst-Pflichten, die Vorstellung von jenem irdischen und himmlischen Paradiese, welches Peter der Eremit ihnen versprach, aus dem Kopfe zu bringen, oder sie mußten die verlassenen Höfe mit freyen Leuten besetzen, die sich nur

auf

auf billige Bedingungen annehmen liessen. Der Adel, welcher damit schon viel von seiner bisherigen Gewalt verlor, büßte noch mehr von seinem Ansehen dadurch ein, daß er zu Bestreitung der ungeheuern Kosten, welche diese Feldzüge erforderten, viele seiner Güter verkaufen mußte. Die Menge derer, die sich mit romantischen Hoffnungen von prächtigen Eroberungen in Asia schmeichelten, verminderte selbst durch das häufige Feilbiethen seiner vaterländischen Besitzthümer den Werth derselben; und dieses gab den Regenten Gelegenheit, die größten Ländereyen für geringe Summen anzukaufen, und in Domänen zu verwandeln, wozu dieselben desto eher im Stande waren, da im Anfange kein einziger Regent der europäischen Staten für seine eigene Person auf diese abenteuerliche Unternehmungen sich einließ. Auch erloschen oft ganze Familien vieler mächtigen Vasallen durch diese gefahrvolle Unternehmungen, und dann fielen ihre Besitzthümer an den Regenten, als Lehens-Herrn, zurück. Die Gewalt der Leztern ward dadurch immer unumschränkter, je mehr die bisherige aristokratische Verfassung abnahm. Wie denn auch ferner die lange Abwesenheit so mancher mächtiger Herren, die gewohnt waren, ihren Regenten vorzuschreiben, den Königen eine Gelegenheit gab, ihre Vorrechte auszudehnen, und in der Regierung ein neues Gewicht zu gewinnen.

Zu diesen Umständen kam auch noch dieses, daß alle, die das Kreuz nahmen, dadurch unter den unmittelbaren Schutz der Kirche versetzt wurden, welche allen denen, die diese heilige Krieger und ihre Güter befehden, oder ihnen Schaden und Unrecht thun würden, mit ihren schwersten Flüchen drohete. Hieraus wurden die Privat-Händel und Feindseligkeiten, welche sonst die öffentliche Ruhe störeten, sehr gemindert und eingeschränket, und eine allgemeinere und festere Ju-

stiz-Pflege fing dagegen an, eingeführt zu werden. Alles dieses waren die ersten Schritte zu Errichtung einer regelmäßigen Regierung in den europäischen Staten.

Eben so wichtig waren auch die Wirkungen der Kreuz-Züge in Ansehung des Handels. Die ersten Kreuz-Heere, welche Peter der Einsiedler und Gottfried von Bouillon durch Deutschland und Ungarn nach Constantinopel geführt hatte, litten sowohl durch die Länge des Marsches, als auch von der Grausamkeit der in diesen Ländern wohnenden, und durch das eigene schlechte Betragen der Kreuz-Fahrer gereizten Völker, so viel, daß andere abgeschrecket wurden, eben diesen Weg zu nehmen. Sie wählten also lieber den Weg zu Wasser, wozu Venedig, Genua und Pisa ihnen die Schiffe gaben. Schon die Summen, welche diese Städte für die Schiff-Fracht zogen, waren erstaunlich groß; indessen waren sie doch nur ein geringer Theil des Gewinnes, den sie aus den heiligen Kriegen zogen. Sie lieferten, vermöge eines mit den Kreuz-Fahrern geschlossenen Contractes, alle Bedürfnisse derselben, und bemächtigten sich dadurch aller Vortheile dieses einträglichen Handels-Zweiges. Jeder glückliche Erfolg, den die Kreuz-Züge hatten, eröffnete neue Quellen des Handels und des Gewinnes. In denen Colonien, welche die Christen in Asia anlegten, wurden den Venetianern, Genuesern und Pisanern, die vorzüglichsten Freyheiten bewilliget. Alle Waren, die sie ein- und ausführten, wurden von Abgaben frey erklärt; ihnen wurde das Eigenthum ganzer Vorstädte in den See-Plätzen, ganzer Straßen und großer Gebäude in andern Orten zuerkannt. Alle Rechts-Händel unter Personen, die in ihrem Bezirke wohnhaft waren, oder unter ihrem Schutze Handel und Gewerbe trieben, durften von ihren hierzu bestellten Richtern nach eigenen Gesetzen untersucht

und

und geschlichtet werden. Bey der Eroberung von Constantinopel hatten die Venetianer gleichfalls die wesentlichsten Vortheile. Sie machten sich auch ferner Meister von einem Theile des alten Peloponnesus in Griechenland, und von einigen der fruchtbarsten Inseln im Archipelagus. Verschiedene schätzbare Zweige des Handels, die ehemahls Constantinopel besaß, zogen sich nun nach Venedig, Genua und Pisa. So öffnete eine Reihe von Begebenheiten, welche dieser heilige Krieg verursachte, mancherley Quellen, aus welchen der Reichthum strohmweise in diese Städte floß, welche sie unter dem Beystande anderer wichtigen Einrichtungen in Stand setzte, ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu befestigen.

Aber nicht nur die Italiäner und die Franzosen, sondern auch die Deutschen, wußten von der neuen Richtung des morgenländischen Handels Vortheile zu ziehen. Die Bremer thaten sowohl zu Wasser, als zu Lande, bey der Eroberung Jerusalems große Dienste, und wurden deswegen IIII. von Kaiser Heinrich IV. mit dem Vorrechte begnadigt, daß ihre Proconsuln und Consuln auf den Kleidern und Mänteln, gleich dem Ritter-Stande, Gold und Grauwerk tragen dürften (*), welches eine Art von Standes-Würdigung war. Sie und die Lübecker hatten 1188 bey der Belagerung Accon's oder Ptolemais, von ihren Schiffen, womit sie dieselbe deckten, die größten Segel-Tücher abgenommen, und davon Gezelte für die verwundeten Kriegsleute gemacht, die sie sorgfältig verpfleg-

ten

(*) *Dipl. ap. Lünig* im Reichsarchiv, P. sp. cont. 4, P. 1. p. 219. Ceterum propter viriles actus ac non mod eos labores & expensas, quos & quas ciues Bremenses per mare suis nauibus & per terram fecerunt, in passagio vltra mare ad terram sanctam, quando ciuitas Hierosolymitana tempore praecl. record. Henrici genitoris nostri ab ill. Ducibus Godfrido & Balduino capta fuerat & obtenta, — — Procoss. & Coll. dignos facimus, — vt se ipsos eorum vestes & indumenta auro & vario opere, vt militibus concessum est, possint & valerent adornare.

ten (*), und dadurch die Stiftung des deutschen Ordens veranlasseten; s. oben, S. 179. Es ist kein Zweifel, daß unter den vielen fremden Kaufleuten, die sich in den beyden reichen Handels-Städten Accon (**) und Damiata (***) aufhielten, Bremer und Lübecker gewesen seyn, die beständig eine Anzahl Schiffe in den dortigen See-Häfen liegen hatten, um auch auf dem Oceane levantische Güter nach der Ost-See zu bringen. Die Anwohner der Ost-See hatten also ihre alte Gewohnheit, das mittelländische Meer zu besuchen, noch nicht abgelegt, und ihre Flotten waren bey den Kreuz-Fahrten in diesen Gewässern eben so häufig, als die italiänischen, französischen, spanischen und englischen. Beynahe scheinen die Deutschen selbst den Italiänern bey diesem neuen Gewerbe das Beyspiel gegeben zu haben. Denn Kaiser Friedrich II trieb aus seinen sicilischen Staten einen Handel, der durch ganz Asia ging, und sich bis in Indien erstreckte. Er erhielt kurz vor seinem Ende 12 mit Gold und Silber beladene Kamele aus dem Oriente (****).

Die durch die Kreuz-Predigten veranlaßte Verfolgung der Juden hat ebenfalls zur Aufnahme des Handels in Ober-Deutschland nicht wenig beygetragen, indem das Gewerbe dieser Gattung von Menschen von je her dem Groß-Handel nachtheilig gewesen ist. Da sie sich nun in großer Anzahl in den oberländischen Städten aufgehalten haben, so mußte ihre Vertreibung dem dortigen Handel eine andere und bessere Gestalt geben.

Von der Revolution im europäischen Handel durch die Kreuz-Züge, s. Hrn. Prof. Fischer Geschichte des teutschen Handels, 1 Th. (Hannov. 1785, gr. 8) S. 393, fgg.

Ausser demjenigen, was jezt angeführt worden ist, haben die Kreuz-Züge auch noch andere wichtige Folgen gehabt, von welchen ich nur noch einige des-

we-

(*) *Chron. ord. Teuton.* §. 39. *s. ap. Matthaei. To. V. Anal. vet. aevi, p.* 655. S. auch den histor. diplomat. Unterricht von des teutschen Ordens Balley Hessen, 1751, §. 2, p. 2.

(**) *Chron. ord. Teuton.* §. 265, p. 751.

(***) *Godefrid. Mon. ad a.* 1217.

(****) Häberlin's Reichshistorie, B. 2, S. 518.

wegen nahmhaft machen will, weil sie bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben.

Es gehört hierher das **Ritter-Ordens-Wesen**, wozu bey Gelegenheit der Kreuz-Züge der Grund gelegt wurde, indem die noch blühenden ansehnlichsten unter allen Ritter-Orden, nähmlich der Johanniter- oder Maltheser-Orden sowohl, als auch der Marianer- oder deutsche Orden, darin gestiftet worden sind. Siehe oben, S. 177, fgg.

Ferner sind die **Geschlechts-Wapen** auch eine Erfindung der Kreuz-Züge. Unter der einförmigen Rüstung würde man einen Ritter und Streiter von dem andern nicht haben unterscheiden können, wenn es nicht mit Hülfe der Zeichen, die jeder auf seinem Schilde hatte, wäre erleichtert worden. Von diesen Zeichen nahmen auch viele Ritter die nach und nach aufgekommenen Geschlechts-Nahmen her; und der Sohn machte sich eine Ehre daraus, mit eben dem Schild-Zeichen im Felde zu erscheinen, welches durch die tapfern Thaten seines Vaters berühmt geworden war.

Daß für **Künste und Wissenschaften**, insonderheit für die Geschichte, Sprachen, mathematische, physikalische und geographische Länder-Kunde, die Kreuz-Züge von großer Wirkung gewesen seyn, ist aus dem Obigen leicht einzusehen. So gar unsere jezt übliche gemeine deutsche Zahlen sind aus Arabien durch die Kreuz-Züge zu uns gebracht worden.

Unter den Wissenschaften hat **insonderheit die Arzeney-Gelahrheit durch die Kreuz-Züge großen Nutzen erhalten**, welcher aber erst nach einigen Jahrhunderten in Deutschland erkannt worden ist. Durch die Kreuz-Züge wurden die Schriften der arabischen und einiger griechischen Aerzte in Europa eingeführt. Die erstere Sprache war zu der Zeit den Europäern durch die Wallfahrten, und durch die Saracenen oder

Mau-

Mauren in Spanien, bekannt geworden. Die Uebersetzungen der arabischen Aerzte machten diese Wissenschaften zuerst in Italien, und hernach in Frankreich, bekannt. In beyden Ländern wurde sie öffentlich zu Salerno, Montpellier und Paris, gelehret. Die einige Jahrhunderte nachher erfolgte Eroberung von Constantinopel, trieb verschiedene gelehrte Griechen nach dem Occident; und da sie viele Handschriften der griechischen Aerzte mitbrachten, aus welchen die arabischen Aerzte ihre medicinische Weisheit geschöpft und sie öfters in ihren Schriften angeführt hatten, so wurde die griechische Sprache erlernet, und die Arzeney-Wissenschaft, durch die Uebersetzungen dieser Schriften in die lateinische Sprache, allgemeiner gemacht, so, daß in der Folge die von den Arabern genutzten griechischen Schriftsteller in der Grund-Sprache selbst gelesen wurden.

Der erste Nutzen, welchen die Kreuz-Züge brachten, war die **Einführung der öffentlichen Kranken-Häuser**, die zuerst in den Morgenländern errichtet, und in welchen arme Kranke aufgenommen und verpfleget wurden. Sie verdienen aus der Ursache angemerkt zu werden, weil die Arzeney-Wissenschaft durch deren Stiftung in Aufnahme gekommen und verbessert worden ist. Siehe im XLVII Th. S. 123, f. und 499, fgg.

Endlich ist auch selbst von den **Religions-Gebräuchen** manche willkürliche Anordnung aus diesen Zeit-Umständen herzuleiten. Dahin gehören: die Titular-Bischöfe in partibus infidelium, die Privat-Capellen, der Rosen-Kranz (s. oben, S. 306), u. s. w.

Bened. de Acoltis de bello a christianis contra Barbaros gesto pro Christi sepulcro & Judaea recuperandis Libri IV. Venet. 1532, 4

Historia di *Roberto* Monaco della guerra fatta da principi christiani contra Saracini per l'acquisto di terra santa, tradotta per M. *Franc. Baldelli*, Fiorenze, 1552, 8.

Jac.

Jac. Bongars Gesta Dei per Francos, s. orientalium expeditionum historia, Hanoviae 1611, f. 2 Bände. Ist eine Sammlung von 20 Schriftstellern damahliger Zeiten, die den heiligen Krieg beschrieben haben.

Histoire des croisades pour la delivrance de la Terre Sainte, par le P. *Louis Mambourg*, à Par. 1686, 4. 2 Bände.

Ad. Rechenberg diss. de prima expeditione cruciata, st. im 2 Th. seiner Dissertatt. histor. politic. S. 474, fgg.

Gothofr. Aug. Meerheim diss. de utilitate expeditionum cruciatarum. Vitemb. 1776, 4.

Jo. Cph Maiers Versuch einer Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen. Zwey Theile. Berl. 1780, gr. 8.

Esprit des Croisades, à Par.

D. übers. u. d. T. Geschichte der Kreuzzüge, oder Staats- und Kriegs-Begebenheiten der Unternehmungen der Christen wider die Mohammedaner, im 11, 12 und 13ten Jahrhunderte, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Erster Band, welcher die Einleitung, nebst einem historisch-kritischen Verzeichnisse der Quellen dieser Geschichte enthält. Lpz. 1782, gr. 8. 710 S.

Zweyter Band, welcher die Geschichte des ersten Kreuz-Zuges enthält. 652 S.

Ausser den jezt beschriebenen Zügen wider die Ungläubigen in den Morgenländern, wurden auch diejenigen Krieges-Unternehmungen Kreuz-Züge genannt, welche die europäischen Christen, auf Antrieb der Päpste, wider solche, die für Ketzer und Feinde der Kirche erklärt waren, bisweilen unternahmen. Man erhielt dadurch gleichen Ablaß, wie bey jenen, ließ sich auch wohl auf ähnliche Art mit dem Kreuze bezeichnen.

Seit den Zeiten der Kreuz-Züge, ist nie wieder eine Epoche gewesen, wie die neue Epoche des menschlichen Geschlechts in Europa, deren Anfang im J. 1789, dem merkwürdigsten seit vielen Jahrhunderten, begann, in welcher eine politische Meinung so durch ganz Europa sich mit solcher allgemeinen Heftigkeit und Theilnahme verbreitete, und ausschweifte. Der Geist der Freyheit ward, am Ende des 18ten Jahrhundertes, wie der Geist der Reli-

gion,

gion, am Ende des 11ten, kriegerisch. Damahls eroberte man das heilige Land, jezt die heilige Freyheit. Damahls stritt man gegen Saladine, jezt gegen seine eigene Fürsten. Die Franzosen nahmen damahls dem Ungläubigen Könige seine Schlösser, jezt nahmen sie dieselben dem Allerchristlichsten. Wie damahls, so ward auch jezt der Enthusiasmus in vielen Köpfen Schwindel und Fanatismus. Man schlug den Leuten die Köpfe ab, man plünderte und zerstörte Häuser und Schlosser, um die Rechte der Menschheit zu zeigen. „Im J. 1725, ist die Welt „toll geworden," schrieb Chesterfield. — „Ich „glaube, in diesem Jahre wird man sie müssen in das „Tollhaus schicken," — schrieb Friedrich der Große an Voltaire, im J. 1740 (*). Beyde erwähnte Jahre zeichneten sich doch nicht durch so viele unsinnige Scenen aus, wie das vorige (1789) Jahr. — Aber bey heftigen Revolutionen kann es an tollen Ausschweifungen nicht fehlen. Wenn die Politik dem Volke mit Beyfall predigt, so geräth ein Theil der Zuhörer in Ueberspannung der Schnellkraft. Der Freyheits-Drang ward in Paris Schwindel, und er zog von Paris nach Osten, Süden und Westen, drang nach West-Indien, und die schwarzen Sclaven in den heißen Inseln wurden davon unsinnig. Die Freyheit ist eine schöne Nahrung, aber es gehört ein guter Magen dazu, um sie zu verdauen, sagte Rousseau. Und den haben nicht alle Menschen.

Kreuz-Zügel, s. Pferde-Geschirr.

1. **Kreuzen**, mit dem Hülfs-Worte haben, Fr. croiser.

1. Ein

(*) S. Oeuvres de *Voltaire*, To. 52, S. 468.

1. Ein Manufactur-Wort, welches sonderlich in den Zeug- und Seiden-Manufacturen gebraucht wird.

In den Zeug-Manufacturen, heißt einen Zeug kreuzen, Fr. croiser une Etoffe, ihn mit vier Schemeln oder Tritten arbeiten, um dadurch die Fäden fest und derb zusammen zu ziehen, und dasjenige, was man die Kreuz-Webung, die Kreuz-Wirkung, das Kreuz-Gewirk, das Köpern, Fr. Croisure, nennt, heraus zu bringen.

In den Seiden-Manufacturen, heißt es, die Seide, vermittelst einer Mühle oder Winde, oder eines andern dazu dienlichen Instrumentes, gelinde zusammen drehen; die Arbeit selbst heißt das Kreuzen, Fr. Croisement. Es ist solches die nothwendigste Zubereitung der Seide, die man von den Cocons abwindet. Sie geschieht, indem man die 10 oder 12 zarten Fäden, woraus man denjenigen seidenen Faden macht, den man zur Seidenzeug-Manufactur bestimmt, kreuzweise über einander legt. Durch dieses Kreuzen, welches vermittelst einer Mühle oder Winde geschieht, werden solche Fäden mit einander vereinigt und befestigt. Bey der umgedreheten Seide ist diese Zurichtung nicht nöthig.

Solche Zeuge nun werden gekreuzt, Fr. croisé, genannt. Unter den seidenen Zeugen sind die seidenen Sarsche, und die Ras von St. Maur; unter den wollenen die Rasche, Ratines und Sarschen, und unter den baumwollenen und leinenen, die Basins und Barchente auf solche Art gekreuzt. Alle diese gekreuzte Zeuge sind besser zu gebrauchen, als die ungekreuzten.

2. In der See-Sprache wird dieses Wort von Schiffen, und besonders von bewaffneten Schiffen, gebraucht, wenn sie sich einige Zeit, in einer gewissen Gegend der See, auf einer gewissen Höhe, vor einer

gewissen Rehde, Hafen u. s. w. aufhalten, und daselbst hin und wieder segeln, in einer gewissen Absicht, um z. B. daselbst ankommende Schiffe zu erwarten, Corsaren von Plünderung der Kauf-Fahrer und die contrabanden Schiffe abzuhalten, feindliche Schiffe zu beobachten und wegzunehmen, Zufuhre abzuschneiden, Nachrichten von der feindlichen Seite zu sammeln, Häfen zu sperren, Landungen abzuhalten, u. d. gl. Auf See-Räuber kreuzen. In der See kreuzen. Fr. croiser, Engl. to cruise.

Entweder von dem hin und wieder fahren, da die Wege des Schiffes sich gleichsam durchkreuzen, oder auch von kreisen, im Kreise herum fahren, welches im gem. Leben gleichfalls Kreizen gesprochen wird. Siehe Kreisen 2, im XLVIII Th. S. 583.

Die Gegend, wo das Kreuzen, oder die Kreuz-Fahrt, geschieht, wird der Sammel-Platz oder die Höhe des Kreuzens, Engl. cruising latitude, genannt. Wenn die zu solcher Absicht bestimmten Schiffe, welche daher den Nahmen Kreuzer, Fr. Croiseur, Engl. Cruiser, führen, auf der ihnen angewiesenen Station, Fr. Croisière, angelanget sind, durchstreichen sie die See, vor- und rückwärts mit halben Segeln, in einer begränzten Weite, wo sie vermuthen, dem Striche, den ihre erwartete Gegner halten, nahe zu seyn.

Vom Assecuriren der Kreuzer, s. Joh. Weskett Theorie und Praxis der Assecuranzen, nach Hrn. Engelbrecht Uebersetz. 1 Th. (Lübeck, 1782, gr. 4.) S. 346, fgg.

2. Kreuzen, welches von Kreuz abstammet, und in doppelter Gestalt vorkommt.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben.

(1) Hin und wieder fahren, sich hin und her bewegen, so, daß die Richtungs-Linie der Bewegung sich nach gewissen Winkeln durchschneidet. Die We-

ge

ge kreuzen sich, wenn sie sich nach Winkeln durchschneiden.

(2) In einigen oberdeutschen Gegenden, eine Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen halten.

2. Als ein Activum.

(1) Mit dem Kreuze bezeichnen, das Zeichen des Kreuzes machen. Siehe Kreuzigen.

(2) An das Kreuz schlagen, eine veraltete Bedeutung für kreuzigen, welches noch bey dem Opitz vorkommt.

Daher durchkreuzen, kreuzweise durchschneiden. So durchkreuzen sich die Linien in der Wapen-Kunst und Mathematik, wenn sie sich in Gestalt eines Kreuzes durchschneiden.

Figürlich, ohne einen gewissen Weg durchreisen, durchirren. Die See durchkreuzen.

Kreuzenach, Creuzenach, oder Kreuznach. L. Crucenacum, vor Alters Cruciniacum, oder Crucianiacum, ein Ober-Amt und eine Stadt, in dem churpfälzischen Antheile an der vordern Grafschaft Sponheim, im ober-rheinischen Kreise.

Das Ober-Amt enthält 4 Städte, 31 Flecken und Dörfer, und 26 Meier-Höfe, und ein Salzwerk, welches das stärkste in der ganzen Pfalz ist, und, nach Abzug aller Kosten, auf 30,000 Fl. Ueberschuß tragen soll. Das eine Salzwerk liegt diesseit der Nahe, wo man von Alzey kommt, eine Viertel-Stunde von der Stadt, ist 1729 angelegt, heißt Karlshalle, und hat ungefähr 10 Gradier-Häuser. Zwey andere liegen an jener Seite, davon aber eins, welches 1743 angelegt ist, und Theodorshalle heißt, nicht dem Churfürsten, sondern einer Familie in Frankfurth, mit Nahmen Bartels, gehören soll, die dasselbe vermuthlich als ein Lehen, oder unter einem andern Titel besitzen werden. Die Sole von der churfürstl. Sa-

line wird zu zehnlöthig angegeben, die also ziemlich reichhaltig ist.

Die Stadt Kreuzenach wird durch den Fluß Nahe in die Alt- und Neustadt abgetheilt. Sie ist eigentlich die Haupt-Stadt der Grafschaft Sponheim, und der Sitz des churpfälzischen Ober-Amtes. Sie hatte zur Zeit der ersten fränkischen Kaiser einen Königs-Hof. Nach Mannheim und Heidelberg, ist dieser Ort die größte Stadt in der Pfalz, die aber doch nicht über 550 Häuser hat. Ueber den Fluß, welcher, gedachter Maßen, die Stadt in 2 Theile absondert, führt eine steinerne Brücke, der man das Alterthum aus allen Ecken ansieht. In dem vordersten Theile der Stadt liegt ein wohl gebauetes Franciscaner-Kloster; in dem andern Theile, gleich an der Nahe, ist die katholische und reformirte Kirche, welche inwendig, wie die zu Heidelberg, durch eine Mauer abgesondert ist. In derselben ist ein schönes Monument des lezten Grafen von Sponheim, Symon IV., mit der Inschrift: Anno Dni. MCCCCXIIII. Cal. Septembr. Nobil. Dominus Symon Comes in Spanheim & Vienne hic sepultus. Cuius anima requiescat in pace. Amen. Die Lutheraner haben eine besondere Kirche, und an Einwohnern ist der katholische Theil der geringste, Lutheraner und Reformirte sind einander gleich, und die stärksten. Die Straßen sind mehrentheils schmahl, die Häuser gut und schlecht durch einander, doch ist der Ort noch ziemlich lebhaft. Es wird hier auch wöchentlich ein starker Frucht-Markt gehalten, welcher der Stadt nebst der herum liegenden schönen Landschaft viele Nahrung verschaffet. Das Schloß wird der Kautzenberg genannt; es wurde 1689 von den Franzosen ruinirt; es liegt auf einem hohen felsigen Berge, dicht an der Nahe, in seinen völligen Ruinen. Nahe am Schloß-Berge herum, und an einer Seite der Stadt wird ziemlich viel Wein gebauet,

sonst

sonst aber besteht die Haupt-Nahrung der Stadt in Ackerbau und Viehzucht. Die Einwohner handeln mit Wein, Salz, Korn, Mehl, Wolle und Tobak, zu deren Ausfuhre die Mosel und der Rhein sehr bequem sind. Fabriken und Manufacturen aber kennt man hier nicht.

Kreuzer. 1. Ein auf der See kreuzendes Schiff; s. oben, S. 370.

2. Eine deutsche Scheide-Münze, welche ihren Nahmen von dem vor Alters her darauf geprägten Kreuze hat (*), L. Crosatus, Crucifer, Cruciger, Cruciatus. Fr. Cruche. Es ist eine kleine Münze von Silber, die in den östreichischen Landen, Bayern, Schwaben, am Rheine, in Franken, Böheim und

(*) Nach Joh. Mattheſius Bericht, in der 14ten Predigt, in seiner Sarepta, sollen die Kreuzer ihren Ursprung von dem römischen Gelde haben. Denn, weil die Denarii der Römer 10 Asses, d. i. ein römisches Quent Silber ungefähr gegolten haben, so sey auf diese Geldstücke, ein lateinisches X, welches bey den Römern in der Zählung 10 bedeutet, und auf die halben Denarios ein lateinisches V, welches 5 bedeutet, gepräget worden; da nun X ein Kreuz, wie das Andreas-Kreuz auf einigem clausthalischen beschickt- und feinem Gelde steht, und V ein halbes Kreuz vorstellt, und denn nachgehends solches X oder Kreuz auf einige Geld-Sorten, und noch ein, oder noch mehr römische Zahl-Zeichen dabey gepräget worden, wie viel ein Stück an Kreuzern gelte, so sey daher die Benennung der Kreuzer entstanden.

Hr. Prof. Köhler, in Göttingen, widerlegt dieses, und schreibt: „Die Kreuzer-Münze kann nicht von dem „römischen Zahl-Zeichen, das einen Denarium bedeutet, „herkommen; denn auf den alten Kreuz-Pfennigen, da„her der Kreuzer-Nahme entstanden, steht kein X von „Andreas-Kreuz, sondern ein ordentliches Kreuz in dieser „Form †, mithin führt diese kleine Münz-Sorte den Nah„men von der darauf geprägten Kreuz-Figur, nicht aber „von dem römischen Zahl-Buchstaben, der 10 bedeutet. „Man setzte aber deswegen ein Kreuz auf diese alte Reichs„Münze, weil das Kreuz das eigentliche Wapen des deut„schen Reiches ist.“

Uebrigens ist das Kreuz auf den Kreuzern unterschieden, einfach, oder sternweise, wie auf den nürnberger Kreuzern.

Schlesien, sehr gebräuchlich ist. Man hat davon dreyerley Gattungen, nähmlich: leichte, schwere und Wechsel-Kreuzer. Die leichten Kreuzer sind die gewöhnlichsten, und in allen vorhin erwähnten Ländern gänge und gebe. Ihr Werth ist, nach unserm Gelde, $3\frac{1}{7}$ Pfenn. oder 4 leichte Pfennige; 3 machen einen Kaiser-Groschen; 5 einen guten Batzen; 10, ein halbes Kopfstück; 15, vier gute Groschen; 20, ein Kopfstück; 30, ein Achtgroschenstück; 60, einen Kaiser-Gulden, und 90 einen Reichs-Thaler Courant, aus. Sie werden verschiedentlich ausgemünzt, indem man halbe, ganze, Drey-, Sechs-, Sieben-, Zehn-, Zwölf-, Funfzehn-, Siebenzehn-, Zwanzig-, Dreyßig-, und Sechzig-Kreuzerstücke hat. Die schweren oder guten Kreuzer sind in Franken, insonderheit in dem Bambergischen und Würzburgischen, desgleichen in den östreichischen Kreis-Landen, aber nicht so häufig, als die leichten Kreuzer, zu finden. Sie sind am Werthe 4 gute Pfennige, daß also 3 einen guten Groschen; 4, einen schweren Batzen; 48, einen Kaiser-Gulden, oder 16 Sgr.; und 72, einen Reichs-Thaler machen. Die Wechsel-Kreuzer sind nur eine fingirte Münze, nach welcher an einigen Orten gerechnet wird, und deren 74 einen Reichs-Thaler machen.

Diese Münze hat, allem Vermuthen nach, in den kaiserlichen Erb-Landen, besonders in Tyrol, ihren Ursprung genommen, woher man dergleichen schon vom 13ten Jahrh. findet, denen das Zeichen eines Kreuzes aufgeprägt ist. Die Etscher Kreuzer findet man schon im 15 Jahrh. Erweislich falsch werden dieselben in Hirschens Münz-Archiv, Th. 1, S. 161, in Ao. 1490, 124 Stück auf die rauhe Mark von $7\frac{1}{2}$ löthigem Silber angegeben, und ihnen S. 188, 190, 216 und 221, der Cours gleich 4 bamberger und würzburg. Pfennigen gestattet, deren à 28

Stück

Stück pr. 1 Lt. von $4\frac{1}{2}$ löthigem Silber 1593 Stück aus der feinen Mark Silber ausgebracht waren, und 6 Stück dieser Pfennige den Werth eines solchen Kreuzers noch nicht erreicht haben würden; es müssen also wohl 240 Stück derselben Kreuzer, wie Adelung die in großer Menge zu Meran geschlagenen Etscher Kreuzer de Ao. 1473, 15 auf ein Lt. angibt, 1 Mark rauh gewogen haben, wie denn auch Ao. 1533 zu Augsburg von den Bundes-Ständen, und Ao. 1535 nach dem Münz-Vertrage zwischen dem römischen Könige Ferdinand, den Pfalz-Grafen Wilhelm, Ludwig, Otto Heinrich, und Philipp, dann den beyden Städten Augsburg und Ulm, verordnet wurde, 250 Kr. auf die rauhe Mark von 7 löthigem Silber auf die nürnberger, und $294\frac{1}{2}$ St. auf die wiener Mark rauh auszumünzen, mithin die nürnb. Mk. fein Silber darin zu 9 Fl. 31 Kr., und die wiener feine Mk. zu 11 Fl. 12 Kr. rheinisch ausgebracht war, und dieses betrug 9 Fl. 20 Kr. auf die cölnische Mark fein Silber, war also ein solcher Kreuzer de Ao. 1533 und 1535, $2\frac{1}{7}$ Kr. im 20 Gulden-Fuß werth.

In den Reichs-Gesetzen kommt der Kreuzer am ersten in der zu Eßlingen von K. Karl V. im J. 1524 aufgerichteten Münz-Ordnung vor, wo 3 Kreuzer für einen neuen Groschen, und 21 solcher Groschen für einen Gulden gesetzt werden. Auch der tyrolischen Kreuzer wird daselbst gedacht, deren auch 3 für einen Groschen, 63 aber für einen Gulden kommen sollen. Die Kreuzer wurden gar bald so beliebt, daß man sie, besonders da die Pfund- und Häller-Rechnung immer mehr in Abnahme kam, zu einem Münz-Rechnungs-Fuß annahm, der sich bis auf unsere Zeiten aufrecht erhalten hat. Schon 1535 findet sich, daß 4 Häller einen Kreuzer, 60 Kreuzer einen Gulden rheinisch, oder 20 Schill. in Gold, gethan haben. In K.

Karl V. zu Augsburg 1551 errichteten Münz-Ordnung sowohl, als in dem K. Ferdinandischen Münz-Edicte von 1559 scheinen die Kreuzer in ihrem Reichs-Werthe und Nahmen eigentlich autorisirt und bestärkt worden zu seyn, indem in der ersten nicht nur verordnet wird:

> Zum Achten, zwey und siebenzig Stück, die einen Goldgulden und derselben Stück einen Kreutzer gelten, sollen auf die Kölnisch Mark gehen 237 Stück und fein halten 6 Loth 1 Gren, wird die feine Mark ausgebracht um 10 fl. 26 kr. $\frac{3}{4}$ pf. solche Stücke sollen durch das Reich Kreutzerer genennet werden;

sondern auch der Kreuzer zugleich zum Fuß anderer Münz-Sorten bestimmt wird, die unter dem Nahmen der Zwanzig- Zwölf- Zehen- Sechs- und Drey-Kreuzerer gepräget und genommen werden sollen. Daher wurde auch verordnet, daß alle diese Reichs-Kreuzer auf dem Averse mit dem kaiserl. Adler, dem Zeichen J. C., und der Umschrift: Caroli V. Imp. Aug. P. F. Decreto, ausgemünzet werden sollten. Nach dem Ferdinandischen Münz-Edicte von 1559, gingen der Kreuzer schon mehrere, nähmlich $243\frac{1}{2}$ Stück, auf die cölnische Mark, hielten fein 6 Lt. 4 Grän, und wurde die feine Mark ausgebracht zu 10 Fl. $26\frac{1}{7}$ Kr. so, daß ein solcher Kreuzer im Conv. 20 fl. Fuß am Werthe $1\frac{13}{14}\frac{30}{7}$ Kr. betrug, nach demselben aber Zehen- Fünf- Zweyeinhalb- und Zwey-Kreuzerer gepräget und genannt. Auch in dem K. Maximilianischen Reichs-Abschiede, zu Speyer 1570 errichtet, sind die Kreuzer unter die Reichs-Münze gerechnet, und ihrer nachher immer mehrere, auch von auswärtigen Reichen, als z. B. polnische Kreuzer, gepräget, und in den neuern Zeiten die Welt damit dermaßen überschwemmet worden, daß man in man-

mancher Periode fast nichts als Kreuzer gesehen hat, und öfters große, ja selbst Capital-Zahlungen, wider alle Reichs-Grundgesetze vom Münz-Wesen, in Kreuzern anzunehmen sich gezwungen sahe. Wie nun die Gulden und Thaler der Reichs-Richtpfennig der großen silbernen Sorten waren, so waren es die Kreuzer bey den kleinen, mit dem schon bemerkten Unterschiede, daß man die Kreuzer auch zum Richt-Pfennig der Gulden und Thaler gebrauchte, so, daß 60 Kreuzer einen Gulden rheinisch, 72 einen Gulden meißnisch und fränkisch, und 90 einen Reichs-Thaler ausmachten. Es wurden aber die Kreuzer nach und nach, mit den übrigen kleinen Münz-Sorten immer schlechter, bis sie endlich im J. 1693, nach dem Schlusse der V. Stände, 400 St. pr. rauhe Mark von $5\frac{1}{3}$ Loth haltigen Silber, und folglich die Mark, fein zu 20 Fl. auszuprägen, verordnet wurde. In Franken gab es, wie ich bereits erwähnt habe, auch schwere Kreuzer, deren 72 auf einen Reichs-Thaler gingen; im Reiche sind sie schon seit 1551, 60 auf 1 Fl. gesetzt, und an denen Orten, wo der Conventions 24 fl. Fuß zulassungsweise eingeführt ist, werden deren 375 Stück auf die rauhe cöln. Mark von 4 löthigem Silber geschrotet, wobey die cöln. Mk. fein Silber mithin zu 25 Fl. ausgebracht ist. Seit 1760 hat man nun auch angefangen, kupferne Kreuzer auszumünzen, wobey die Mark Kupfer gemeiniglich zu 30 Kr. ausgebracht ist.

Bey Gelegenheit der in die kön. preuß. Staten häufig eingebrachten schlesischen und andern Kreuzer, worauf kein Bildniß oder Kopf befindlich war, und welche weder in Schlesien selbst, noch anderwärts, weiter für voll, sondern $7\frac{1}{2}$ Kreuzer nur für 1 Ggr. genommen wurden, verordnete K. Friedrich Wilhelm I. daß gedachte Kreuzer im Handel und Wandel nicht

höher, als das Stück zu einen halben Dreyer, oder 8 auf 1 Ggr., genommen werden sollten.

Edict, wegen der frembden geringhaltigen kleinen Scheide-Münze, insonderheit wegen der Kreuzer, worauf kein Bildniß oder Kopf befindlich. Sub dato Berlin, d. 11 Mart. 1732, st. in Mylius Corp. Const. March. 4 Th. 1 Abtheil. No. CIX, Col. 1351, f.

Berechnung der Kreuzer gegenwärtiger Zeit,

nach den Stücken, die zu Folge der verschiedenen Münz-Fuße auf eine cölnische Mark fein Gold und Silber gehen, und des Werthes eines jeden Stückes in Passier-Pistolen, à 5 Rthlr. nach dem 20 fl. Fuße, und in preußischem Courent-Gelde (*).

	Folgende Stücke gehen auf eine cölnische Mark fein		Werth eines Stückes Convent. 20 fl. Fuß, die Pass. Pistole à 5 Rthl.		in dem preußischen Courent-Fuß.	
	Gold.	Silber.	Gr.	Pfenn.	Gr.	Pfenn.
Kreuzer, 90 auf 1 Rthlr. nach dem						
a) augsburger Giro-Fuß, Pass. Pistolen à $3\frac{119}{127}$ Rthlr.	$13972\frac{56}{127}$	$944\frac{112}{127}$	—	$4\frac{1}{12\,7}$	—	$4.^{3}$
b) Convent. 20 fl. Fuß, Pass. Pistolen à 5 Rthlr.	17745	1200	—	$3\frac{1}{7}$	—	$3\frac{9}{7}$
c) Preuß. oder Tyroler Cour. Fuß, Pass. Pistolen, à $5\frac{1}{4}$ Rthlr.	$18632\frac{1}{5}$	1260	—	$3\frac{1}{21}$	—	$3\frac{1}{7}$
d) Convent. 24 fl. Fuß, dergl. à 6 Rthlr.	21294	1440	—	$2\frac{2}{3}$	—	$2\frac{4}{7}$
e) Convent. 25 fl. Fuß, dergl. à $6\frac{1}{4}$ Rthlr.	$22181\frac{1}{4}$	1500	—	$2\frac{1}{2}\frac{4}{7}$	—	$2.^{7}$

Jo. Ge. Schoapps Tabellen der Reichskreuzer, reducirt gegen funfzigerley in- und ausländische Münzen. Nürnb. 1712, f.

(*) S. Hrn. Gerhardt Handbuch der deutschen Münz-, Maaß- und Gewichtskunde, (Berl. 1788, gr. 8.) S. 124.

Kreuzigen. 1. Bey den Tuch-Machern, die vollen Gänge mit einem Stocke bemerken, welcher die Fäden kreuzweise geschlungen hält, und das Ende eines Ganges bezeichnet.

2. Das Zeichen des Kreuzes mit den Fingern in der Luft machen, doch nur im gem. Leben, und in der R. A. sich kreuzigen, sich mit dem Zeichen des Kreuzes segnen. Man möchte sich kreuzigen und segnen! Siehe oben, S. 54, fgg.

3. An das Kreuz schlagen, eine ehemahlige schimpfliche und schmerzhafte Art der Hinrichtung; s. oben, S. 20, fgg.

(1) Eigentlich. Christus ist gekreuziget worden. Jesum den Gekreuzigten suchen, Matth. 28, 5.

(2) Figürlich in der deutschen Bibel und biblischen Schreib-Art. Sein Fleisch kreuzigen, den alten Menschen kreuzigen, die sinnlichen Begierden, der unangenehmen damit verbundenen Empfindungen ungeachtet, unterdrücken.

Daher die Kreuzigung, in allen obigen Fällen.

Bekreuzigen, mit einem Kreuze versehen. In den Rechten der mittlern Zeiten bedeutete ein Haus bekreuzigen, dasselbe durch Aufsteckung des Kreuzes befrohnen, d. i. den Gerichts-Zwang daran ausüben; s. oben, S. 15.

In der dritten Bedeutung bey dem Ottfried cruzen, und noch bey dem Opitz kreutzen, bey dem Notker chriucigen, der auch das Haupt-Wort Chrucigunga hat.

Kreuznach, siehe Kreuzenach, oben, S. 371.

Kreyendorf, ½ Meile von Moritzburg, im meißnischen Kreise des Churfürstenthumes Sachsen, ist wegen seiner besonders mächtigen Torf-Lager, welche in der dortigen Gegend mit Vortheil genutzet werden, merkwürdig.

Kreyer,

Kreyer, Fr. Craie, eine Art niederdeutscher und nordischer (insonderheit schwedischer und dänischer) Last-Schiffe, welche drey Masten, aber ohne Mast-Korb und Stenge, d. i. Ober-Mast, führen.

Siehe auch Caracke, im VII Th. S. 644.

Kreyfeld, siehe Krefeld, im XLVIII Th. S. 429.

Kreyscha, ein churf. sächsisches schriftsässiges Kammer-Gut, im Amte Schweinitz, im Chur-Kreise, mit einem Dorfe und einer Kirche, an der alten Elbe, Torgau gegen über. Hier ist eine churfürstliche Stuterey, welche der zu Torgau untergeordnet ist. Dieses Kammer-Gut nebst den churfürstl. Vorwerken Döbrichau und Görnewitz müssen, wenn es nöthig ist, das Heu und Rauch-Futter in die torgauer Stuterey liefern.

Auf der Güssefeldischen Karte steht Kreischau, Döbrichen, welches leztere auf der Seuterischen ganz fehlt.

Kribbel-Krankheit, siehe Kriebel-Krankheit.

Kribbeln, Kribbel-Kopf; siehe Kriebeln.

Kricklich, siehe Gricklich, im XX Th. S. 18.

Kriebel-Kopf, siehe Kriebeln.

Kriebel-Krankheit, Kribbel-Krankheit, Kribbel-Sucht, die Korn-Staupe, der krumme Jammer, die krumme Krankheit, die steife Krankheit, die ziehende Seuche, L. Convulsio cerealis, Necrosis cerealis, Fr. Maladie produite par le seigle ergoté, eine epidemische Nerven-Krankheit, in welcher nach einem starken Schweiße kleine Blattern über den ganzen Körper hervor kommen, und ein heftiges Jucken verursachen, wobey der Kranke ein Kriebeln (Kribbeln) der äussern Haut, welches der Bewegung laufender Ameisen gleich kommt (Formicatio), in den Spitzen der Finger, und oft unter der ganzen Haut des Körpers, empfindet, welche, wo nicht vom Mutter-Korne oder den Korn-Zapfen, doch von ganz frischem

schem in Menge genossenen Rocken, und überhaupt von schlechter und verdorbener Nahrung, entsteht.

Diese epidemische, und von andern allgemein herrschenden Krankheiten gar sehr verschiedene, Krankheit, wird mit dem alten deutschen Nahmen: **Kriebel-Krankheit**, oder die **Krampfsucht**, belegt. Der lateinische Nahme: Morbus epidemicus convulsivus malignus, welchen Horst zuerst gebraucht hat, ist mehr eine aus dem Haupt-Zufalle hergenommene Beschreibung der Krankheit, und daher der Krankheit gut angemessen. Die Benennung: Morbus spasmodicus vagus aber, welche Hoffmann (1), zu Anfange des jezigen Jahrh., dieser Krankheit gab, ist eben so wenig schicklich, als der neue; denn es dürfen nicht alle krampfhafte Krankheiten, die aus besondern, und einem jeden Menschen eigenen, Ursachen entstanden sind, unter der Kriebel-Krankheit begriffen werden, sondern nur die, welche epidemisch herrschen, und daher eine allgemeine, weit ausgebreitete Ursache haben. Daher scheinen auch alle die Kranken-Geschichten, die Hoffmann seiner Beschreibung als Beyspiele beygefügt hat, wenig zur Erklärung derselben beyzutragen, und gehören also nicht hierher.

Linné (2) definirt die Kriebel-Krankheit durch Contractio spastica, cum agitatione convulsiva dolore violentissimo periodica. Vogel's (3) Definition: Convulsio cum spastica articulorum contractione & dolore immani, periodica, weicht eben nicht sehr von jener ab. Meisterhaft ist aber des Leztern Paraphrase: „Im Anfange findet sich in den Gliedmaßen dämmerisches Wesen, und im Rücken Schmerz mit einer Empf-

(1) Med. ration. system. To. IV. P. 3, Sect. 1, c. 3.

(2) Gen. morb. no. 145.

(3) Gen. morb. no. 192.

„Empfindung von Stechen und Ameisenkriechen, die „sich durch den ganzen Leib verbreitet. Kurz nachher „werden die Glieder bald steif, bald verzückt, bald zu„sammen gezogen, und zugleich sind die Augen bald „starr, bald verdreht, bald ist der Mund verzerret, „der Schlund zusammen geschnürt, und die Zunge rück„wärts gezogen. In den Muskeln sämmtlich ist ein „so heftiger Schmerz, daß die Kranken schreyen, de„liriren, und, wenn sie nicht gefesselt werden, wütend „umher laufen und sich selbst Schaden thun. Einige „werden blind, andere blödsinnig, andere schwermüthig, „wieder andere rasend. Zuweilen kommt Fieber und „Ochsen-Hunger symptomatisch dazu. Bey vielen „ist Ekel und Erbrechen vorhanden, bey nicht wenigen „die Krankheit hindurch ein Durchfall. Zuweilen „schwellen nach mehrern Convulsionen die Glieder an, „und oft brechen daselbst Wasser-Bläschen und Beu„len, auch Friesel-Ausschlag, aus. Zuweilen findet sich „auch Nasenbluten, oder Blut-Husten. Manchmahl „entfallen den Fingern und Zehen ihre Nägel. Die „Paroxysmen finden sich 2, 3, und mehr Mahl des „Tages ein, dauern 1 bis 2 Stunden, worauf Schweiß „und Schlummer folgen, und Betäubung nachbleibt. „Die Periode dieser ganzen Krankheit ist manchmahl „nur 1 Woche, manchmahl 1, 2, auch mehr Mona„the, so daß viele bald daran sterben, manche, wenn „sie auch das Leben fristen, in andre Nerven-Uebel, „als: fallende Sucht, Lähmungen, Tetanus, oder in „Krankheiten des Geistes, oder in Auszehrung, ver„fallen. Schweiß und Krätze sind als heilsame Kri„sen bemerkt worden. Zuweilen bleibt, nach erlang„ter Gesundheit, Schwindel, schwaches Gesicht, Blind„heit, Ohrengällen, eine Zeitlang nach. Den Rück„fall verkündigt eine widernatürliche Eßlust."

Diese Krankheit ist keine so neue Krankheit, als Einige vermuthet haben. Wenn man in die entfern-

testen Zeiten des Welt-Alters zurück sieht, wird man Spuren davon entdecken. Vielleicht ist, da Gott dem jüdischen Volke die Krankheiten des Getreides zur Strafe ankündigt, auch die Krampf-Sucht daraus entstanden. Denn die Worte der Bibel, welche die Krankheit des Getreides in unserer Sprache ausdrücken, sind zwar überall Brand (4); allein, der Grund-Text sowohl, als die LXX Dolmetscher geben es nicht überall mit gleichen Ausdrücken.

Der erste unter den alten Schriftstellern, welcher uns einige Nachrichten von den Getreide-Krankheiten überliefert hat, ist der ältere Plinius. Aus dem von dem Könige Numa Pompilius angeordneten Brandkorn-Feste (Robigalia oder Rubigalia) lässet sich leicht schließen, daß die Römer der damahligen Zeit dieses Uebel nicht geringe geachtet haben (5); und vielleicht hatte das Ofen-Fest (Fornacalia), welches von eben dem Könige gestiftet wurde, auch die Absicht, das Korn von dem Gifte durch Dörren zu reinigen, wiewohl Andere diesem Feste einen andern Ursprung zuschreiben (6). Daß aber diese Krankheit des Getreides sehr gewöhnlich und fürchterlich bey den Römern

(4) 5 Mos. 28, 22. 1 Kön. 8, 37. 2 Chron. 6, 28. Amos 4, 9. Haggai 2, 17.

(5) Robigalia waren ein Fest zu Rom, welches man d. 25 Apr. dem Robigo zu Ehren beging, damit er nicht den Brand in das Getreide kommen lassen sollte. Schon Numa hatte solches eingeführt, und es wurden daran ein Hund und Schaf geschlachtet, und deren Eingeweide mit Weihrauche geopfert. *Plin.* Hist. nat. L. 18, c. 29. *Varro* de L. L. Lib. 5, c. 3. *Ovid.* Fast. 4, v. 901. *Gyrald.* Synt. Deor. 17, p. 495. *Alex. ab Alex.* L. 6, c. 8. *Struv.* Antiqu. rom. c. 1, p. 57.

(6) Fornacalia waren ein Fest zu Rom, welches Numa einführte. Es wurde den 18 Febr. der Deae Fornaci zu Ehren gehalten, damit das Getreide wohl und glücklich gedörret, und zum Stampfen vorbereitet werden könne. *Plin.* L. 18, c. 2. *Gyrald.* 1, p. 41. *Alex. ab Alex.* L. 4, c. 12.

mern gewesen sey, beweiset die Stelle (7): „Die ge„meine Seuche aller Saaten ist der Kornbrand.“ Und kurz vorher: „Das von der Luft herrührende „Uebel der Feldfrüchte und der Weinberge, der Brand, ist schädlicher, als irgend eines.“ Vielleicht ist auch die Krankheit, welche zu Athen kurz vor dem Tode des Perikles herrschte, und, nach dem Berichte des Thucydides (8), der sie selbst überstand, mit dem trocknen kalten Brande überein kam, hierher zu rechnen, obwohl den Kranken nach ausgestandenen vielen Schmerzen, Hände und Füße, Arme und Beine abfielen, und wogegen die Aerzte gar kein Mittel auszufinden vermochten.

Galenus (9) empfiehlt den Bäckern, mit dem fremden Gesäme im Brod-Korne vorsichtig zu seyn, es vorher zu sieben, und nicht zu glauben, wenn man etwann nicht sogleich üble Folgen davon sähe, daß es keinen Schaden verursache, welcher sich nachher erst äussern könne. Er meint zwar eigentlich nur das Schwindel-Korn (Lolium temulentum); allein, da er überhaupt schädliche Folgen vom Brode bemerkt, so kann allerdings die Ursache der Kriebel-Krankheit mit darunter verstanden werden.

Die ersten Nachrichten, die man in den jüngern Zeiten von der Kriebel-Krankheit findet, sind von den Jahren 1587 und 1592, so wie sie um Hirschberg, Schmiedeberg und Landshut sich eräugnet hat. Diese beschreibt Casp. Schwenkfeld (10), als ein sehr gefährliches Uebel, und leitet die Ursache von dem in den Gebirgen erbaueten Korne her, welches durch Hagel-Wet-

(7) *Plin.* L. 18, c. 17.

(8) *Thucydides* de bello pelopones. & attico, L. 2.

(9) De alimentis, L. 1, c. 37.

(10) Theriotropheum Silesiae. Lign. 1604.

Wetter von einer Manna aërea maligna, s. rore venenato & acri, überfallen wurde, so, daß die Menschen, welche Brod davon genossen, besonders alte Leute, Weiber und Kinder, krumm davon geworden seyn.

Aus der Beschreibung einer Krankheit, welche im J. 1579 im dem heidelbergischen Waisen-Hause und um Worms wütete, sollte man fast schließen, daß keine andere, als die Kriebel-Krankheit, darunter verstanden werde, ob sie gleich nicht genannt wird. Die Kinder hatten Zuckungen in der Brust, Krämpfe im Magen, waren wechselsweise stumm und redeten dann wieder irre, wurden von Spul-Würmern geplagt, und genasen sehr langsam (11). Die Aerzte legten die Schuld auf üble Speisen, und auf die wegen der Nässe nicht reif gewordenen Früchte.

Im J. 1596 herrschte in Hessen, in den benachbarten Gegenden, eine convulsivische Krankheit, welche die medicinische Facultät zu Marburg dem Mutter-Korne zuschrieb. Sie gab im J. 1597 ein kleines Werk über die Zufälle, die Ursache und die Behandlung dieser Krankheit deutsch heraus (12). Aus dieser Quelle scheint Sennert die lange Beschreibung genommen zu haben, die in seinem Werke von den Fiebern vorkommt (13).

In

(11) *Jo. Phil. Brendelii* Consil. med. p. 407.

(12) Das marburgische Consilium kam im J. 1596 heraus. Eine Uebersetz. desselben hat Gregor Horst, Opp. med. To. 2, L. 8, p. 422. Dieses Consilium ist das erste erhebliche Actenstück, welches wir über diese Krankheit haben; und dies hat auch gemacht, daß man die hessische Seuche für die erste Erscheinung der Kriebel-Krankheit gehalten, und die Zeit, wann sie zuerst beobachtet wurde, auf das J. 1596 gesetzt hat.

(13) De febrib L. 4, c 16. de febre maligna cum spasmo, p. 562. Willis und Cartheuser haben diese Krankheit nach dem Sennert beschrieben.

In dieser Epidemie, machte, nach der Beschreibung der Marburger Aerzte, ein heftiges Jucken in der äussern Haut, welches bald in den Händen, bald in den Füßen, bald in den Händen und Füßen zugleich, und bald in einer, bald in beyden Seiten war, und der Bewegung laufender Ameisen gleich kam, den Anfang der Krankheit, und es war den Kranken, als wenn ihre Glieder voll Ameisen, und eingeschlafen wären. Bald darauf folgten Verzuckungen und seltsame Bewegungen der Glieder. Die Verzuckungen fingen in den Fingern und Händen an, breiteten sich nachher weiter aus, stiegen die Arme hinauf, und verbreiteten sich in den ganzen Körper, welcher so zusammen gezogen wurde, daß er einer Kugel ähnlich war, oder der Länge nach ausgestreckt, und gleichsam gewalsamer Weise ausgedehnt auf dem Bette lag. Diese Krämpfe dauerten zuweilen in einer Reihe fort, zuweilen aber kamen sie in Anfällen wieder. Bisweilen dauerte die Bewegung nur in den Händen, oder am Munde, oder in den Lippen und Augen fort. Dieser Krampf währte, nach der Menge und Beschaffenheit der angesteckten Säfte, eine bald längere, bald kürzere Zeit, und hörte nicht eher auf, als bis alle dampfende Materie durch diese Bewegung und Erschütterung der Glieder ganz ausgetrieben und zerstöret worden war. So bald diese ausgetrieben war, hatten die Gliedmaßen so lange Ruhe, bis von neuem solche Dünste rege wurden. Diese Spannungen und Zuckungen begleitete ein grausamer, nicht zu besänftigender Schmerz, so, daß die Kranken, wegen der Heftigkeit desselben, entsetzlich schrien. Diejenigen, welche mit Zuckungen befallen waren, verlangten, man möchte die zusammen gezogenen Theile ausdehnen, oder die ausgedehnten einwärts biegen; denn auf diese Weise schien der Schmerz an Heftigkeit nachzulassen. Einige hatten in dem ganzen Körper die Empfindung des

äusserſten Froſtes; andere empfanden die ſtärkſte Hitze, und dieſe Leztern bekamen nachher hitzige Fieber. Der Krampf befiel die Leute ſo plötzlich und unvermuthet, daß ihnen bey Tiſche das Meſſer oder der Löffel aus der Hand fiel, und ſie auf die Erde niederfielen. Andere wurden auf dem Felde, oder in den Wäldern, gleichſam wie vom Donner gerührt, von dieſen Krämpfen befallen. Einige brachen Schleim von ſich, bey Einigen wurden nur die Gliedmaßen von Verzuckungen befallen; Andere, bey denen nicht zeitig genug ſchickliche Heil-Mittel gebraucht wurden, befiel eine wahre Epilepſie, mit Abweſenheit der innern Sinne. Nach dem Anfalle waren Einige wie vom Donner gerührt, und gleichſam todt; Andere befiel eine 3 bis 4 Tage lang dauernde Schlafſucht, oder ſie wurden närriſch, ſo, daß ſie, ihres Verſtandes gänzlich beraubt, die Speiſen, die ſie, um ihren Hunger zu ſtillen, gefordert hatten, in die Miſt-Grube warfen, und alle Schamhaftigkeit ablegten. Andere liefen furchtſam, und die Einſamkeit liebend, mit oder ohne Hemd, durch die Felder und an die Flüſſe; wieder andere fielen, wie Raſende, die Beyſtehenden wütend an, und gingen ſelbſt auf ihre Anverwandte los, ſo, daß man Einige durch Banden im Zaum halten mußte. Noch andere hatten einen lächerlichen Wahnwitz. Dieſe nach der Verſchiedenheit der Temperamente verſchiedene Zerrüttung des Gemüthes dauerte viele Tage, und bey Einigen eine ſehr lange Zeit fort; und ob ſie ſchon, wenn die Anfälle vorüber waren, wieder zu Verſtande kamen, ſo führten ſie ſich doch wie Betrunkene auf, gingen ſtolz einher, gaben ihren Füßen eine ſeltſame und närriſche Stellung, erinnerten ſich deſſen, was in dem Anfalle mit ihnen vorgegangen war, nicht, und klagten über keinen gegenwärtigen oder vorhergegangenen Schmerz. Dieſe Verwirrung des Verſtandes endigte ſich ſelten, ohne eine Folge zurück zu laſſen;

sen; denn es blieben nach überstandener Krankheit, Ohrenbrausen, schweres Gehör, eine Verdunkelung des Gesichtes, und ähnliche Krankheiten, zurück. Bey Einigen wurden die Gliedmaßen gelähmt und unbrauchbar. Wenn der Anfall vorüber war, wurden fast alle Kranke von dem heftigsten Hunger und Eß-Begierde geplagt, so, daß sie nicht zu sättigen waren, und eine unglaubliche Menge Speisen zu sich nehmen konnten, ohne daß einige Empfindung einer Beschwerlichkeit, oder Ueberladung, erfolgt wäre. Diese bekamen hernach einen Durchfall, der bis zu Ende der Krankheit dauerte, und desto heftiger war, in je geringerer Menge die Kranken die Speisen zu sich nahmen. Bey andern entstanden ausserordentlich große Geschwülste an den äussern Gliedmaßen, mit großen erhabenen Blasen; öffnete man diese, so floß eine Menge Gauche heraus, ohne daß die Krankheit davon vermindert worden wäre. Diese Krankheit war insgemein ansteckend, und fiel diejenigen, die beysammen wohnten, zugleich an, obschon bey Einigen der Same des Giftes viele Monathe, ja ganze 2 Jahr lang, verborgen lag, ehe er sich offenbarte. Einige, die gut geheilt worden waren, erlitten in dem darauf folgenden Jahre, vornehmlich im Jänner, einen Rückfall.

Die Krankheit hatte schon ganze 2 Jahr, nähmlich 1595 und 1596, in ganz Westphalen, Hessen und den benachbarten Orten, geherrscht. Es war jene Zeit die traurigste; denn der Krieg in den Niederlanden schränkte sich nicht auf die Niederlande allein ein; die Tyranney der Spanier, die Mordbrennereyen, häufige Todtschläge, und die Zerstreuung der Gemüther, hatten sich auch in andere Provinzen verbreitet; die muthwilligen Soldaten verwüsteten alles, so, daß die unbebaueten Felder zur Erhaltung der Einwohner nicht hinlänglich waren. Zu derselben Zeit richtete eine grausame Pest in ganz Italien und in dem obern Theile Deutschlandes die grausamste Verwüstung an. Die marburgischen Aerzte sagen in ihrem Antwort-Schrei-

ben, der Mangel des Getreides sey in Westphalen so groß gewesen, daß das gemeine Volk mit zur Nahrung ganz ungeschickten Dingen den Hunger zu stillen gesucht habe. Eben diese Krankheit scheint in dem Kriege, der Deutschland im vorigen Jahrhundert ganze 30 Jahr hindurch zum Aufenthalt so vieler unbändigen Völker machte, epidemisch geherrscht zu haben.

Die zwey Heilungs-Anzeigen, welche die marburger Aerzte zu befolgen riethen, bestehen in dem Gebrauche der Purgier- und gifttreibenden Mittel, und solcher, die das Nerven-System stärken. Bey dieser Seuche wurden noch folgende zwey Bemerkungen gemacht, die hier angeführt zu werden verdienen. 1. Diejenigen, die während des Verlaufes der Krankheit von der Epilepsie befallen wurden, genasen fast niemahls. 2. Die Kranken, welche närrisch wurden, blieben es, bis sie starben. 3. Obschon viele Personen noch lange, nachdem sie diese Krankheit überstanden hatten, lebten, so hatten sie doch alle Jahr im Jänner und Febr. einige Empfindung davon. 4. Diese Seuche war nicht völlig von aller Ansteckung frey, welches man an andern Orten nicht gesehen hat. 5. Die Leichname der an dieser Krankheit Verstorbenen gingen weit eher in Fäulniß über, als die nach jeder andern Krankheit gestorben waren (14). 6. Sie schonte so gar einige Thiere nicht; besonders wurden die Hirsche von derselben, wie die Menschen, befallen. Man sahe sie auf der Erde in einer großen Starrung liegen.

Von dieser Zeit an, bis 1647, findet man keine Nachricht von irgend einer, dieser ähnlichen Epidemie. Joh. Drawitz gab seinen Tractat von dem schmerzma-

(14) Die andern Beobachter haben in Rücksicht auf die Fäulniß der Leichname eben dasselbe angemerkt; und Hr. Taube wurde durch den schrecklich faulichten Gestank der Leichname, den sie sehr bald ausdunsteten, sehr afficirt.

machenden Scharbock, in diesem Jahre, zu Leipzig, zuerst heraus; in demselben führt er die Kriebel-Krankheit, in einem eigenen Abschnitte, unter dem Nahmen: Affectus scorbutico-spasmodicus, auf.

Er setzt die Grund-Ursache dieses Uebels in einer schädlichen verderblichen Melancholie, oder in einem zähen Schleime, welcher in einer giftigen Scharbock-Sammlung bestehe, und um den Magen, Milz, Leber und Zwerch-Fell liege, im Gekröse Verstopfung und Versäurung veranlasse, und hernach als ein giftmäßiger Dampf das weiße Geäder anhauche. Diese Melancholie rühre von groben, rohen und unannehmlichen Speisen, welche in der Theurung und Hungers-Noth gegessen werden, her. Er gesteht aber selbst, daß ihm die Ursachen der verschiedenen Auftritte in dieser Krankheit noch unerforschlich geblieben seyn. In Bestimmung der Zufälle aus den Temperamenten der Kranken, ist er sehr genau und zutreffend. Er hat die Krankheit bald mit, bald ohne Fieber gesehen. Er mischt in der Folge die Lieblings-Ursache vieler Krankheiten damahliger Zeiten, die Bezauberung, mit ein; allein, er erklärt sich doch ganz deutlich, wie wenig er davon halte. Von dem Ausgange der Krankheit urtheilt er, daß sie möglich zu heilen sey, wenn in Zeiten zu Hülfe gekommen würde; wenn aber der Verstand einmahl verrückt wäre, so sey wenig zu hoffen. Er behauptet die Möglichkeit des Ansteckens, und warnt die Aerzte, sich durch Verwahrungs-Mittel dagegen zu schützen. Endlich kommt er auf die Heil-Art, und beweiset, daß bey dieser Krankheit keine allgemeine Statt finde. Er billigt den Nutzen der marburgischen Purgier-Latwerge, zieht aber im Anfange das Erbrechen vor, und räth gleichfalls zur marburgischen Stärk-Latwerge und zu dem Kriebel-Pulver. Als er von diesen Mitteln nicht allezeit die gehoffte Wirkung erfolgen sahe, versuchte er verschiedene andere, worunter er die Valeriana sylvestris obenan setzt. Die übrigen sind gleichfalls aus dem Pflanzen-Reiche. Wenn aber nach dem anhaltenden Gebrauche aller dergleichen Mittel die gehoffte Besserung nicht erfolgt, so empfiehlt er schweißtreibende. Zu den äusserlichen Mitteln nimmt er ferner seine Zuflucht, und hoffet viel von Fontanellen, noch mehr aber von Senf- und Blasen-Pflastern. Salben von allerley Art, beson-

ders nervenstärkende, werden empfohlen. In der Diät ist er ziemlich strenge, und untersagt mancherley. Unter den Kranken-Geschichten zeichnet sich die dritte besonders aus, wobey er Blut-Egel mit großem Nutzen am Halse setzen ließ, worauf sich die Krankheit durch einen Ausschlag gehoben hat.

In den Jahren 1648, 1649 und 1675, zeigte sich die Kriebel-Krankheit heftig im Vogtlande, und den umliegenden Gegenden (15). Bey dieser Gelegenheit ließ der plauische Arzt, Ge. Leisner, die Schrift der marburger Aerzte, in das Deutsche übersetzt, abdrucken.

In den J. 1672 und 1675, grassirte dieselbe in Westphalen, und hin und wieder in den am Nieder-Rhein gelegenen Oertern. Zu eben der Zeit verursachete der plötzliche Einfall Ludwig's XIV. in Holland, und des Türenne in Westphalen, in diesen Ländern eine Hungers-Noth und allgemeine Verwüstung, woher viele Krankheiten, und unter andern die Pest, die Ruhr und die Kriebel-Krankheit entstanden, weshalb auch damahls die duisburgische Academie ihren Ort zu verlassen, und 2 Jahr in der jenseit des Rheines liegenden Stadt Meurs zu bleiben genöthigt war. Barbeck, welcher damahls bey gedachter Acad. zum Lehrer gesetzt war, hat in einer Dissert. v. J. 1673, de morbis convulsivis, diese epidemische Krankheit beschrieben.

Wepfer sagt, sie habe im J. 1693 in einem Theile des Schwarzwaldes grassirt, und führt einige schreckliche Beyspiele derselben an (16).

Im

(15) *Fr. Hoffmann* Med. rat. syst. To. 2, p. 300.

(16) De morbis capitis, obs. 120. Er schreibt die Krankheit dem Brande, und überhaupt einer schlimmen Eigenschaft des Getreides, zu.

Im J. 1702 herrschte sie in dem ganzen Freyberger Gebiethe (17); und im J. 1716 wütete sie in der Lausitz, und in der Schweiz, desgleichen in Holstein.

Im J. 1709, wurde sie zuerst in Frankreich, aber unter der schrecklichen Folge des kalten Brandes, in den Memoir. de l'Acad. de Paris, 1710, beschrieben, ob sie gleich vorher, nach dem Briefe des Hrn. Tissot (18), in den Jahren 1630, 50, 70 und 74, in verschiedenen französischen Gegenden war bemerkt worden. Die Ursache derselben wird in der gedachten französischen Nachricht, bloß den Korn-Zapfen zugeschrieben.

Eben diese Krankheit fing im J. 1710, nach dem überstandenen harten Winter, dessen Andenken der Nachkommenschaft unvergeßlich bleiben wird, unter

(17) Hoffmann, Med. rat. syst. To. 2. p. 300. Sie herrschte auch im Hannoverischen, vornehmlich gegen die hannoverische Gränze, insonderheit in der Vogtey Hankensbüttel. Noch früher sahe Jo. Conr. Brunner Fälle der Kriebel-Krankheit auf dem Harze, die daselbst sehr gemein war, und leitet die Krankheit von dem Mutter-Korne ab. Ephem. Nat. Cur. Dec. III. Ann. 2. p. 300.

(18) S. A. D. TISSOT epistola ad Dn. G. Baker, de morbis ex vsu secalis cornuti; data Lausannæ, d. 28 Jun. 1764, & iterum 16 Nov. 1769, st. in *Philos. Transact.* Vol. LV, for the year 1765, Art. 17, S. 106 — 126; und in Dessen *epistolis medico-pract. auctis & emend.* Lausanne 1770, gr. 12. S. 477 — 522.

D. übers. u. d. T. S. A. D. Tissot Nachricht von der Kriebelkrankheit, und ihren vermutheten Ursachen aus dem Genusse der Kornzapfen; in einem Schreiben an den Hrn. Se. Baker; st. im 12 St. des Neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 531 — 560; und im 83 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770.

Eine andere Uebersetz. u. d. T. Hrn. S. A. D. Tissot Nachricht von der Kriebelkrankheit und ihren wahrscheinlichen Ursachen aus dem Genusse des Mutter-Korns, übers. und mit Anmerk. erläutert, nebst noch einigen andern Abhandlungen. Lpz. 1771, 8. 9 B.

Eb. Dess. Abh. von den Krankheiten, die durch das Mutterkorn verursacht werden, st. in Dessen sämmtl. Schriften, 5 Th. (Lpz. 1782, 8.) S. 636, fgg.

den spanisch-östreichischen und polnisch-sächsischen Kriegs-Unruhen, wieder zu wüten an, da kurz vorher die Pest in Preussen und in dem nordöstlichen Theile Deutschlandes geherrscht, und besonders die schrecklichsten Wasser-Fluthen mitten im Sommer diese Provinzen verwüstet hatten. Sie hörte nicht eher, als ungefähr im J. 1726, zu wüten auf. Im J. 1717 verbreitete sie sich sehr allgemein in Deutschland, und verschiedene Aerzte machten über dieselbe ihre Bemerkungen und Urtheile bekannt.

Wedel (19), erwähnt vielerley Ursachen dieser Krankheit, auch der Korn-Zapfen; bleibt aber bey der ihm am wahrscheinlichsten dünkenden, dem Scorbut, stehen. Das Besondere, was er bey der angerathenen Heil-Art hat, sind Aderlässe, wovon er große Hülfe rühmt. Er empfiehlt Brech- und schweißtreibende Mittel, und sieht die Krankheit für sehr gefährlich an.

Longolius (20) ließ eine kleine Abhandlung drucken, welche nach Stahlischen Grundsätzen eingerichtet ist. Er leitet die Ursache dieses Uebels von dem Genusse des frischen, mit Mutter-Korn vermischten Brodes her, wodurch der wässerige Theil des Blutes sey verdorben worden. Bey der Cur lässet er die Aderlässe bedingt zu, räth beyderley Ausleerungen an, und schlägt, mit Uebergehung des Camphers, den Salpeter und Pest-Essig allgemein vor.

Nach

(19) *Ge. Wolfg. Wedel* diss. de morbo spasmodico-epidemico maligno, in Saxonia, Lusatia &c. grassato & adhuc grassante. Jen. 1717. 4.

(20) *Jo. Dan. Longolii* Judicium medicum de corruptione lymphae per frumentum corruptum, oder medicinische Gedanken von der Kornstaupe, welche Ao. 1716. 17. an verschiedenen Orten in Sachsen und Oberlausnitz unter dem Titel des Reissens, der Ziehekrankheit, Krampfsucht oder Kriebel-Krankheit bekannt worden ist. 1717. 8.

Nach Budäus (21) Meinung, sind, ausser dem giftigen Mutter-Korne und andern Unreinigkeiten im Rocken, auch Mehlthau, Garten-Früchte, unreines Wasser, Erd-Schwämme, u. d. gl. Ursachen dieser Krankheit. Seine Heil-Mittel sind aus dem marburg. Consilio genommen. Ueberhaupt schlägt er Brech- und abführende Mittel, bezoardische und erdige Pulver, Blasen-Pflaster, Reiben der Glieder mit Spiritus, Oehlen und stärkenden Sachen, vor. Die Aderlässe widerräth er ausdrücklich.

Haberkorn, Arzt in Camenz, (22) behauptet, daß dieser morbus epidemicus spasmodico-nervinus, von einem corrosivischen und merkurialischen Gifte herrühre, welches, mit Uebergehung der andern Theile des Leibes, insonderheit nur die Spann- und Sehn-Adern angreife, mehr oder weniger reize, und also bey Einigen nur Müdigkeit, bey Andern ein Zittern, bey den Meisten aber ein Ziehen, Zerren, schmerzhaftes Dehnen, Zuckungen, und endlich die Epilepsie verursache. Daß das merkurialische Gift durch öftere Nebel und Honig- oder Mehl-Thau auf das Korn gebracht worden sey, ist bey ihm kein Zweifel. Er beschuldigt aber das Mutter-Korn nicht allein, sondern auch den kleinen schwarzen, zusammen geschrumpften, dunkelbraunen, halbverbrannten Rocken, wovon das Brod weich, schwarz und schliessig wird. Er hält dafür, daß die Krankheit besser mit acidis und balsamicis nervinis, als bezoardicis, zu heben sey. Er hat besonders die Essenz von Eichen-Mistel bewährt gefun-

(21) Gottl. Budäi Consilium medicum von der Krampfsucht oder Kriebelkrankheit. Budiss. 1717, 8.

(22) Jo. Chr. Haberkorn unvorgreifliche Gedanken von der Ziehe- oder Nerven-Krankheit, welche durch das inficirte Korn an unterschiedenen Orten in Sachsen und Lausitz eingerissen. Budiß. 1717, 8.

funden. Endlich empfiehlt er, einen Krampf-Essig äusserlich und innerlich zu gebrauchen. Zur Verwahrungs-Cur dringt er hauptsächlich auf gesundes Korn. Das Verdächtige will er vor dem Mahlen mit Essig befeuchtet haben, dessen Mehl nicht zu Kuchen, Suppen oder Breyen zu gebrauchen, und das daraus verfertigte Brod nicht warm zu genießen.

Der Prediger Bruno gab eine Predigt heraus (23), in welcher er die Ursachen der Krankheit in dem schrecklichen Hagel-Wetter, in den häufigen Blitzen und schwefeligen Dünsten, welche sich auf das Korn gelegt haben, sucht. Bey der angestellten chemischen Untersuchung, wurden die Bestand-Theile des Giftes für alkalisch gehalten.

Gölicke (24) sammelte alles, was er von dieser Krankheit auftreiben konnte, und bemerkte bey vielen Kranken, was sie besonders von einander unterschied. In der Untersuchung der Entstehung der Krankheit, und der Cur-Methode, folgt er seinen Vorgängern.

Der schweizerische Arzt, Lang (25), beschrieb die Krankheit, welche aus dem mit Mutter-Korn vermischten Rocken, in Brod und Speisen genossen, entsteht. Schon im J. 1709 hatte er ähnliche Zufälle in einem luzernischen Dorfe bemerkt, welche sich damahls mit dem trocknen kalten Brande endigten. Sie dauerten damahls nur 10 Wochen. Die Beschreibung der Zufälle der Seuche von 1717, ist sehr wohl ge-

(23) M. Gottlob Valer. *Ermonis* Gott gewidmete Gedanken und Untersuchung der itziger Zeit herum schleichenden Krampf- und Kriebel-Krankheit. Budiß. 1717, 8.

(24) Exercitatt. subsec. To. 2, p. 17.

(25) Carl Nic. Langens Beschreibung des schädlichen Genusses der Kornzapfen im Brodte. Luzern, 1717, 8. 19 B. mit Kupf.

gerathen. Den zweifelhaften Ausgang derselben entweder in den trocknen kalten Brand, oder in Krämpfe, leitet er von dem mindern oder mehrern Genusse des verdorbenen Rockens her. Er beschreibt die Korn-Zapfen sehr genau, und macht einen großen Unterschied zwischen vergifteten und unschädlichen, wovon die Ursache der erstern bösen Eigenschaft auf den noch hinzu gekommenen Rost (Rubigo) gelegt wird. Er nennt hernach auch den Honig-Thau Rubigo, welcher bey seiner Süßigkeit eine ätzende Eigenschaft besitzt, dessen Ursprung er hauptsächlich von faulen Wassern herleitet. Er führt eine Vermuthung an, daß der Brand (Vstilago) auch wohl von Thieren herrühren könne (26). Er erzählt die Gefahr des Genusses von giftigen Korn-Zapfen im Brod, als wodurch das Gift derselben noch mehr erhöhet wird. Seine Cur-Art besteht in Brech- herzstärkenden und schweißtreibenden Mitteln. Im trocknen Brande werden zertheilende Umschläge, Spiritus, Salben, Pulver und Pflaster empfohlen. Bey solchen Umständen räth er die Ader-Lässe an.

In Pirna, gab Hr. D. Chr. Gotthard Wilisch einen Bericht von der Krampfsucht, oder spasmodischen Krankheit, so an unterschiedenen Orten im vergangenen Jahre sich ereignet, heraus.

Die Epidemie, welche vom J. 1710 bis 1723, unter den Bewohnern der Länder am balthischen Meere, in der Lausitz und in Schlesien wütete, wurde von ähnlichen Zufällen mit der hessischen, begleitet, die ich nach der Beschreibung des D. Müller aus Stettin, welche er d. 6 März 1723, an das medicinische Collegium nach Berlin abschickte, anführen will. Sie steht, mit andern dazu gehörigen Schriften, in den Act.

(26) Hiermit stimmet *Jo. Rajus* hist. plant. To. 2, p. 1241, überein.

Act. Medic. Berolinens. Dec. II. Vol. 6, S. 50, fgg.

„Es entstand unversehens ein plötzliches Zusammenziehen der Gliedmaßen und Hände, welches mit einem spannenden Schmerzen begleitet war. Die Gliedmaßen bewegten sich hin und wieder, sie erstarreten öfters, und verloren eine Zeitlang ihre Stärke. Einige wurden von einer wahren Epilepsie befallen, der Mund schäumte, die Daumen waren in die Hand gedrückt, sie zerbissen die Zunge, u. s. w. Die Krankheit nahm insgemein in dem Nacken ihren Anfang, die Kranken waren dumm, sie lachten ohne Ursache — sie raseten. Sie lagen bisweilen im Bette, viele standen so lange aufrecht, bis ein neuer Anfall kam. Das Gesicht war bleich, eingefallen, und die Schwäche groß. Sie aßen sehr viel, und wurden doch nicht genähret. Einigen schwoll das Gesicht, andern der Bauch auf. Viele wurden von einer weißen Ruhr befallen. Die Krankheit war bey Kindern und Jünglingen heftig. Man beobachtete keine eigentliche Kennzeichen des Fiebers, der Puls war insgemein langsam; dem ungeachtet war die Krankheit nicht ganz ohne Fieber, besonders im lezten Zeitraume. Die Krankheit wurde zuerst unter den Fischern und Schiffern, welche früh und spät auf ihren Schiffen gewesen waren, beobachtet. Sie sagten, sie hätten vor 4 Monathen, bey der Ueberschwemmung, den Rand des Wassers mit einer grünen Materie bedeckt, und eine Menge schwarzer, beweglicher und lebender Würmer in demselben gesehen. Drey Menschen, die in einem Schiffe waren, erstarreten so schnell, daß sie, weil sie niedergefallen waren, das Schiff der Gewalt des Wassers überlassen mußten, bis ihnen ein anderes Schiff zu Hülfe kam.“

Die Zufälle der Krankheit, die im J. 1716 und 1717 in der Lausitz, Schweiz und in Holstein wütete, waren diesen ganz ähnlich. Ueberhaupt wurden nur Bauern, Landleute, und solche, die in der freyen Nacht-Luft auf dem Felde arbeiteten, von der Krankheit befallen.

Im J. 1722 erschien diese Krankheit in Schlesien, und Vater beschrieb sie (27), und 1736, im Fürstenthum Schweidnitz, wo sie Burghart beschrieb (28), und in dem Gebiethe Wartemberg in Böheim, wo sie Joh. Ant. Scrinc beschrieb (29).

Des böheimischen Arztes Scrinc Beschreibung dieser Krankheit gehört unter die besten, indem er über 500 Kranke an derselben gesehen hat.

Die Krankheit fing mit einem unangenehmen Jucken unter den Fuß-Sohlen an, welches demjenigen glich, welches man erleidet, wenn eine Ameise über der Haut wegläuft. Bald darauf erlitten die Kranken einen heftigen Magen-Schmerz, und von da ging die Krankheit in die Hände, und bald darauf in den Kopf über. Auf dieses Jucken folgte nicht allein ein Zusammenziehen der Finger, der Hände und der Füße, sondern auch eine so heftige Zusammenziehung der Arme und Schenkel, daß man eine Verrenkung befürchten mußte. Die Kranken erlitten in den Händen und Füßen eine so heftig brennende Empfindung, daß sie schreyen mußten, und überaus stark schwitzten. Nach heftigen Schmerzen ward ihnen der Kopf schwer, sie erlitten heftigen Schwindel, und sahen Wolken vor den Augen; einige wurden blind, andere sahen die Gegenstände doppelt; sie hatten kein Bewußtseyn mehr, und fielen in ein vollkommenes Delirium. Einige wurden rasend, andere tiefsinnig, wieder andere fielen in eine Schlafsucht. Personen, die über 50 Jahr alt waren, bekamen

(27) *Chr. Vater* diss. Observationes selectae de morbo spasmodico populari Silesiaco, Witteb. 1723.
Epicome dissertationis medicae de seminibus loliaceis et Secalis nigris corruptis, cum farina commixtis, & alimenti loco assumptis, varios morbos epidemicos Ao. 1722 autumnali & hyemali tempore producentibus, conscripta a GOTTLOB SCHOBERO, & Moscua transmissa, st. in *Act. Erud. Lipsi.* 1723, M. Oct. p. 446 — 451, und in *Mangeti biblioth. scriptor. medicor.* To. II. P. 2, S. 209, f.

(28) Satyr. Med. Sil. Spec. 3, Obs. 4, p. 26.
Hier. Ludolff diss. sistens casum novi morbi spasmodico-convulsivi. Erf. 1727.

(29) Satyr. Med. Sil. Spec. 4, obs. 5, p. 35.

kamen leicht Anfälle der Epilepsie, die bey vielen sogleich tödlich wurden. Die Kranken gaben bey diesen Anfällen einen grünen und blutigen Schleim von sich. Oft fand sich auch ein heftiger Opisthotonus ein; die Zunge wurde häufig durch die Verzuckungen zerbissen, und bey einigen Kranken schwoll sie dermaßen auf, daß sie die Sprache verloren. Wenn die Epilepsie auf den Magen-Schmerz folgte, war der Tod unvermeidlich. Wenn sich nach der ersten Empfindung des dem Laufen der Ameisen ähnlichen Kriebelns, Frost einfand, waren die Zuckungen nicht so stark. Zu allen diesen Uebeln gesellete sich oft ein Ochsen-Hunger, welcher die Kranken unersättlich machte. Ein Kranker hatte Karfunkeln am Nacken, in welchen sich ein gelber Eiter erzeugte, und die mit den schrecklichsten Schmerzen verbunden waren. Zuweilen erschienen an den Füßen kleine rothe Flecken, die viele Wochen lang blieben; zuweilen verbreiteten sich diese Flecken auch über das Gesicht, und entstellten dasselbe. Der Puls war bey Allen beständig so, wie er im gesunden Zustande zu seyn pflegt. Auf die Krämpfe folgte eine Steife der Theile, so, daß die Kranken weder ihre Arme noch Schenkel bewegen konnten. Die Krankheit dauerte 2, 4, 6, auch wohl 12 Wochen, und hatte bey Einigen freye Zwischenzeiten. Von 500 Kranken, worunter 300 über 15 Jahr alt waren, starben 100, und fast alle Sterbende waren über 15 Jahr alt. Alle Bewohner zweyer Häuser starben. Die Krankheit war nicht ansteckend.

Die Krankheit, welche Burghart zu eben dieser Zeit in Schlesien beobachtete, hatte gleiche Zufälle, nur gesellten sich zu den andern Verzuckungen noch Verzuckungen der Augen und Lippen, die vom Irrereden begleitet wurden. Er sahe nicht, daß die Krankheit eher, als nach 3 Wochen, wich, und sie dauerte oft 2 Monathe, wenn die Kranken sich nicht einem genauen Verhalten unterwarfen, und die Medicamente fleißig gebrauchten. Kranke, bey welchen sich ein Fieber einfand, wurden weit eher gesund, besonders wenn das Fieber mit Schweiße vergesellschaftet war. Die Sterbenden bekamen vor dem Tode eine Art einer allgemeinen Lähmung. Frauenspersonen befanden sich schlimmer, wenn sie ihre monathliche Reinigung hatten; und wenn sie sich nachher besser befanden, so ward

die

die Krankheit bey der abermahligen Wiederkunft der Monathszeit wieder heftiger, und sie befanden sich schlimmer.

In der oben angeführten Beschreibung des Hrn. Müller finden wir dieselben Zufälle, die auch Scrinc beschrieben hat, nur mit dem Unterschiede, daß Müller's Kranke insgesammt Fieber hatten, welches bey der böheimischen Epidemie fehlte.

Im J. 1741, und den 3 oder 4 darauf folgenden, sahe man eben diese Krankheit in dem nördlichen Theile Deutschlandes und in Westphalen epidemisch herrschen. Es war ein harter Winter, der nicht viel gelinder, als der vor 30 Jahren war, (nähmlich im J. 1709 und 1710) welcher die Lebens-Säfte der Bäume, Früchte, Thiere, und ebenfalls der Menschen, verderbte, und eine große Theuerung verursachte, vorhergegangen.

Im Nürnbergischen gelehrten Briefwechsel berichtet der wolfenbüttelische Leib-Arzt Brückmann, daß die braunschweigischen Lande, der Menge der Korn-Zapfen ungeachtet, im 1741 und dem folgenden Jahre, von der Kriebel-Krankheit frey geblieben wären, daß dieselbe aber in der Gegend Neu-Ruppin, in der Mark stark gewütet habe. Die Zufälle waren eben die, wie bey der im J. 1770. Einigen war die Oberhaut des ganzen Körpers abgeschworen. Bey 2 Personen war der Milch-Staar zurück geblieben. Man leitete das Uebel von den Korn-Zapfen her, welche von der nassen Witterung wären vergiftet worden (30).

Der Physikus zu Oranienburg, in der Mittelmark, D. J. J. Hoffmeyer, gab ein Sendschreiben an einen Geistlichen (31) heraus, in welchem die Krampfsucht beschrie-

(30) *Franc. Ern. Brückmann* relatio de clavis secalinis morboque inde exorto epidemico, quem die Kriebel-Krankheit vocant, cum eiusdem morbi historia, itemque de clavis siligineis & hordeaceis, st. im *Commerc. litter. Nor.* 1743, hebd. 7, n. 3, S 50 — 52.

(31) Von der Kriebel- oder krummen und schweren Noth Krankheit. Berl. 1742, 8.

schrieben, der Seele aber der Haupt-Antheil daran zugeeignet wird.

Einer vorzüglichen Aufmerksamkeit ist des Hrn. v. Bergen, in Frankfurth a. d. Oder, academische Streit-Schrift (32) würdig. Die von ihm beschriebene Krankheit hob sich im Anfange des Herbstes, um die Aernde-Zeit, an. Die ersten Anfälle waren von gelinder Art. In der Folge gingen oft Spul-Würmer von selbst weg; viele hatten Durchfall, etliche hatten starken Durst, Würgen und Wahnsinn. Bey Kindern vermehrte sich die Krankheit mit dem Mond-Wechsel. Wenn Zuckungen entstanden, so begleitete dieselben insgemein ein scharfer Freß-Hunger. Wenn die Krankheit sich brach, welches bald den 8ten, bald den 14ten, bald am 21sten Tage erfolgte, so war gewöhnlich die Krisis ein heftiger Schweiß, oder ein rother Scharbock-Ausschlag. Die Kräfte kamen sehr langsam wieder. Unter der Genesung blieben Dummheit, steife Glieder und ein beständiger Hang zu Krämpfen, die langen Begleiter. Diejenigen, welche starben, wurden an den kritischen Tagen schlimmer, und bekamen die Epilepsie. Als die Seuche eine Zeitlang gewütet hatte, verlor sich die so genannte hitzige Art, und änderte sich in eine langsame; und welche daran starben, bekamen vorher die Auszehrung. Diese Seuche hatte nur ganz geringe Personen, und unter denselben mehr Kinder, als Erwachsene, befallen. Da die Luft allen gemein ist, so schließt Hr. v. Bergen dieselbe, bey Untersuchung der Ursachen, von der Beschuldigung gänzlich aus, und wirft seinen ganzen Verdacht auf den Brand (Rubigo), welchen er auch Honigthau nennt, und mit dem die Bäume beschädigenden Mehlthaue für einerley hält. Nachdem er verschiedene Meinungen von der Entstehungs-Art des Brandes im Rocken erzählt hat, tritt er der von Fagon behaupteten bey, daß nähmlich der Brand von bösen Nebeln entstände, welche, ob sie wohl von Ramazzini und Andern für saure Schärfe ausgegeben worden, doch mit Hoff-

(32) Diss. de morbo epidemico convulsivo contagii experte. Præs. *Car. Aug. a Bergen*, Resp. *J. M. F. Müller*. Fif. a. V. 1742, 4. Sie steht auch in der Sammlung praktischer Streit-Schriften des Hrn. v. Haller, B. 1, S. 87, n. 6, nach dem Auszuge des Hrn. Bergr. Crell.

Hoffmann besser für alkalisch zu halten sey. Den Einwurf, daß Verschiedene von dem verdorbenen Rocken genossen hätten, und nicht in die Krankheit verfallen wären, zieht er in Zweifel, und läugnet eine Erfahrung davon sicher erlebt zu haben. Als eine mitwirkende Ursache zur Ausbreitung der Seuche, wird nicht allein die Witterung, sondern auch der Genuß verschiedener Früchte, auf welche der Rost gleichfalls gefallen sey, angegeben. Die Erklärung der Zufälle dieser Seuche ist sehr bündig abgefaßt. Bey der Heilung der Kranken wandte er Brech-Wurzel mit Mittel-Salzen, zertheilende, balsamische und erdige Mittel an. Er verordnete Bibergeil und flüchtige Salze. Die äusserlichen Mittel bestanden in Reiben, Blasen-Pflastern, Salben und flüchtigen Wassern. Aderlässe und starke Abführungen haben den Tod beschleunigt. Die von ihm nicht bemerkten, von Andern aber angeführten, Zufälle sind: Schmerzen in den Därmen, Lungen, Herzen, Leber, Geschwulst der Glieder, Blindheit und schweres Gehör.

Im J. 1745 und 1746 befiel die Kriebel-Krankheit in Schweden die Landleute von allerley Alter, gleich nach der Aernde und dem Genusse des frischen Kornes, welche Hr. von Rosenstein beschrieben hat (33).

Das Krümel-Korn von allerley Gattungen gemischt, und das daraus verfertigte frisch und warm genossene Brod, verursachte viel heftigere Zufälle, welche auch einer Art Korn-Raupen zugeschrieben wurden. Viele bekamen, bey dem Eintritte der Krankheit, Erbrechen und Nasen-Bluten, darauf Krämpfe und Zuckungen, welche, wenn die ersten in die Brust traten, oder wenn ein blutiger, auch eiterhafter Auswurf erfolgte, den Tod gar geschwinde beförderten. Es werden 2 Kranken-Geschichten angeführt, von welchen der Ausgang der erstern nicht entschieden ist; denn sie hat noch im folgenden Jahre das Ameisenlaufen unter den Augen behalten, ob sie gleich Brand-Blasen unter den Fuß-Sohlen bekommen hatte. Der zweyte Fall

(33) Diss. de morbo spasmodico-convulsivo epidemico. Præs. *de Rosenstein*. Resp. *J. L. Heiligtag*. Lund. Goth. 1749.

ist eine langsame, aber gelinde Kriebel-Krankheit gewesen. Die folgenden Absätze enthalten eine Erklärung der Lehre von den Zuckungen, und Vermuthungen von den Ursachen dieser Krankheit. Die Beschuldigungen der Luft scheinen Hrn. v. Rosenstein zu allgemein zu seyn. Er kommt deswegen auf das Mutter-Korn, und unterscheidet zweyerley Arten, wovon die verderbliche durch giftige Nebel oder Honigthaue gefährlich geworden seyn könne. Die Ursache mag indessen seyn, welche sie wolle, so finde sich doch gewiß, daß der Anfang des Uebels im Magen zu suchen sey, worauf es sich dann im Gehirne fest setze. In der Heil-Art werden beyderley Ausleerungen, schweißtreibende und zertheilende Mittel, empfohlen. Unter den Warnungen findet man das Verboth, die kalte Luft zu meiden, Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, nicht ruhig zu seyn, und den Gebrauch des Mohn-Saftes zu unterlassen, wo eine baldige, schon eingetretene, oder zu befürchtende Dummheit zu vermuthen stehe.

Im J. 1754, äusserte sich diese Krankheit in den Gegenden um Potsdam, deren Geschichte Hr. geh. Rath Cothenius bekannt machte (34).

Hr. Cothenius setzt den Grund der Kriebel-Krankheit in dem Genusse des Mutter-Kornes, führt alle damit gemachte Erfahrungen an, und erzählt zugleich die Cur-Methode, deren er sich bedient hat. Er wählt dabey solche Mittel, welche dem Vermögen des Landmannes gemäß sind. Er schlägt die Brech-Wurzel, von 20 bis 30 Gran, mit 20 Gr. Nitr. antimoniat., zur Reinigung des Magens, vor; empfiehlt darauf Krebs-Steine mit Wein-

(34) Chr. Andr. Cothenius Nachricht von denen Zufällen, welche aus dem Genuß des Mehls von den unter dem Roggen sich befindlichen Brandkörnern entstehen, st. im 112 St. der berl. Realschulzeit. v. J. 1754, S. 894 — 896.
Und u. d. T. Nachricht von der Schädlichkeit des Mutterkorns, in Schreber's Samml. verschied. Schriften 2c. 2 Th. (Halle, 1756, gr 8.) S. 413 — 416: im 79 St. des hannov. Magaz. v. J. 1764; im 5 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1765; im 2 St. des 8 B. der physik. ökon. Auszüge 2c (Stutg 1766, 8.) S 209 — 214, und im 89 St. der Strelitz. nützl. Beytr. v. J. 1770.

Wein- oder mit scharfem Bier-Essig, und fleißig einen Kräuter-Thee von Scordien und Schafgarbe mit etwas Anieß und Fenchel-Samen zu trinken, auch, wenn der Trieb zu stark nach dem Kopfe geht, Blasen-Pflaster zu legen.

Eine, in den J. 1754 und 1755, in Smäland und Blakingen herrschende Epidemie dieser Krankheit, beschrieb Hr. Prof. Bergius (35), und legte den Ursprung davon auf den Genuß des verdorbenen Kornes.

Chr. Fr. Joerdens erlebte eine zwar kleine, aber deswegen hier mit anzuführende Epidemie, weil er sie als eine wahre Nerven-Krankheit behandelt wissen will, und sogleich mit flüchtigen Arzeneyen anhebt (36).

In Frankreich theilte Salerne seine Anmerkungen der Acad. d. Wiss. in Paris mit (37).

Er setzt darin die Schädlichkeit des Genusses von zu vielem Mutter-Korne, durch Erfahrungen fest. Er führt nicht allein die dadurch krank gewordenen und gestorbenen Thiere an, sondern zeigt auch, daß der Mangel an nöthiger Unterhaltung die Einwohner von Sologne zwinge, sich zu vergiften. Das Lazareth von Orleans war, von der Mitte des Aug. an, mit Personen beyderley Geschlechtes, und von allem Alter, angefüllt, bey welchen der trockne kalte Brand theils schon eingetreten war, theils noch drohete. Es waren darunter über die Hälfte mehr Manns- als Frauens-Personen. Diese Fäulung ging niemahls über die Knie, und zwar häufiger an den Beinen, als an den Armen. Diejenigen, welche darnach wieder gesund wurden, lebten nicht lange. Das Abnehmen der vertrockneten Glieder beschleunigte mehrentheils den Tod. Ein

(35) *Peter Jonas Bergius* diss. de epilepsia acuta epidemica, Stockh. 1755-1756.

(36) Ephem. Nat. Cur. Dec. III. A. 9 & 10, obs. 93.

(37) Mémoire sur les maladies, que cause le Seigle ergoté, par M. SALERNE, st. in den *Memoir. de Math. & de Phys. presentés à l'Acad. &c.* To. II. (a Par. 1755, 4.) S. 155 — 163.

Mensch hatte vor 18 Jahren in dieser Krankheit die linke Hand verloren. Er kam das Jahr zuvor, mit dem trocknen Brande an der rechten Hand und Fuß in das Lazareth. Nachdem er daselbst einige Erleichterung bekommen hatte, ging er wieder zu den Seinigen, kam aber im Aug. 1755 wieder, und verlor alle seine Finger. In diesem Jahre waren 24 Kranke in dem Lazarethe, welche den trocknen Brand hatten. Ob sie gleich mit Alaun, weißem Vitriol und Merc. præcip. rubr. waren verbunden worden, so konnte doch das wilde Fleisch nicht dadurch zurück gehalten werden. Die Absonderung der Knochen hat man mit Guajac-Oehl befördert; die Natur besorgte sie ohnedies, aber langsam. Bey dem Abnehmen der Glieder ist gar keine Verblutung zu befürchten. Alle diese Kranke haben eine Unempfindlichkeit in den Spitzen der Finger, und sind dumm, welche Dummheit mit der Gefahr, worin sie sind, zunimmt. Die Sterbenden bekommen Bauch-Fluß, behalten aber Appetit. Das Uebel ist nicht ansteckend. Die Glieder-Salbe, und die Beschreibung des rothen Balsames, welche beyde in dieser Krankheit vortreffliche Dienste thun, sind vom Verf. hier bekannt gemacht.

Die Erzählung der Zufälle einer merkwürdigen Krankheit in Schweden, welche der Ritter v. Linné in einer eigenen Streitschrift beschreibt (38), sind mit der eigentlichen Kriebel-Krankheit so zutreffend, daß man sie für eine und eben dieselbe halten könnte, wenn sie der Verf. nicht von andern Ursachen herleitete; indessen setzt er doch die zu beschreibende mit denen Epidemien, welche ich bisher erzählt habe, in Eine Classe.

Linné beschreibt hier die Krankheit, welche in den J. 1746 und 1747 in dem untern Theile von West-Gothland wütete. Die damit Befallenen empfanden anfangs eine Taubheit in Händen und Füßen, welche bald darauf in Stechen, Jucken, Kriebeln und Rückenweh überging. Die Glieder wurden steif, und Sehnen und Nerven heftig be-

(38) Diss de Raphania. Præs *Car. v. Linné.* Resp. *Ge. Rothman.* Vpl. 1763. 4. 3 B.

bewegt. Die Adern schwollen, die Haut schien abgestorben, und der heftige Schmerz ging in Krämpfe über. Die Arme wurden gewaltsam gegen den Mund gepreßt, die Finger in einander in die Hand geklemmt, und die Augen standen starr. Die Kranken wälzten sich winselnd und unsinnig auf ihrem Lager. In der Wut des Schmerzens stürzten sich Etliche bald in das Wasser, bald in das Feuer. Der Krampf griff die obern Theile an, der Mund wurde verzerret, die Zunge zerbissen und zurück gezogen, wodurch dem Geschrey abgeholfen wurde. Die Augen blieben in beständigen Zuckungen, bis sie blind wurden. Diese Auftritte hatten ihre verschiedene Dauer. Selbe tödteten sie frühzeitig, und zuweilen hielten sie 2 Monate an. Diese Krankheit nahm nicht eher ihren Anfang, bis der Landmann Brod von frisch geärndetem Korne genossen hatte. Arme, aber keine Vermögende, welche das Korn nicht genug gereinigt hatten, waren der Krankheit mehr und heftiger unterworfen. Die Krankheit wurde besonders an denen Orten bemerkt, wo Sommer-Korn gebauet war. Aus dem Umstande, daß Bediente und Arme ihr Brod von Gersten-Mehle genossen, wird nun behauptet, die Ursache des Uebels liege in der Gerste. In diesen Gersten-Feldern ist, in Schweden, das gemeinste Unkraut der Acker-Rettig, (Hederich, Raphanus Raphanistrum *L.*), daher auch die Benennung dieser Krankheit: Raphania, entstanden ist; und weil derselbe im vor ergehenden Sommer häufig gewachsen sey, so wäre demselben diese Seuche zu zuschreiben. Die ganze Pflanzen-Gattung der Tetradynamie besitzt mindere oder mehrere Schärfe, je nach dem der Boden beschaffen ist; sie verliert sich aber durch das Trocknen. Hieraus kann die Ursache des Nachlassens der Krankheit gegen den Frühling, sehr gut erkläret werden. Die Ursache, warum diese Krankheit in Schweden nicht eher bemerkt worden sey, könne vielleicht diese seyn, daß der Same des gedachten giftigen Krautes mit der Gerste aus fremden Ländern eingeführt sey. Unter denen Mitteln, welche wider diese Krankheit angewandt worden sind, zeichnet sich einel Tinctur aus den Blättern des gemeinen Löwenfußes (Alchemilla vulgaris *L.*) besonders aus.

Siehe auch im XXII Th. S. 659, f.

Man findet Spuren, daß diese Krankheit auch in den J. 1756 und 1757, in den am Rhein liegenden Ländern grassirt habe, wo das in einem Jahre öfters wiederkommende Erdbeben, und der siebenjährige Krieg, in welchen fast ganz Europa verwickelt war, den nachher der große König Friedrich II. rühmlichst endigte, die Menschen mit Furcht und Angst erfüllten. Sie verdient aber mehr für sporadisch, als für epidemisch, gehalten zu werden.

Im J. 1763, ließ Hr. Hofr. Detharding, in Bützow, eine Streitschrift vertheidigen (39), in welcher er, nachdem er die Entstehungs-Art der vielerley Nebel erzählt hat, auch den Mehl- und Honig Thau hierher rechnet. In der Folge wird von der Kriebel-Krankheit gehandelt, und die Meinung behauptet, daß, obgleich andere Ursachen vorhanden seyn können, doch die ungezweifelte Erfahrung lehre, sie sey von dem durch Rost verdorbenen Mutter-Korne entstanden. Er räth an, den Rocken von Unreinigkeiten zu säubern, und, wenn gedachte Krankheit aus dessen Genusse entstanden sey, durch Brech-Mittel und Säure das Uebel zu bändigen.

Hr. Leib-Medicus Zimmermann (40) beschreibt die Kriebel-Krankheit nach einigen Epidemien, welche in der Schweiz geherrscht haben, und besonders derjenigen, die der lucernische Arzt, Hr. Lang, aufgezeichnet hat. Der kalte Brand ist plötzlich in den Füßen entstanden, so gar, daß Einige, bey dem Ausziehen der Schuhe oder Strümpfe, die Zehen mit fortgerissen haben. Die Schuld wird den Korn-Zapfen gegeben.

Der

(39) De nebularum effectu noxio in corpore humano.

(40) Von der Erfahrung in der Arzeneykunst, 2 Th. (Zürich, 1764, 8.) S. 241.

Der franzöſ. Leib-Arzt und Prof. in Montpellier, Fr. Boiſſier de Sauvages, führt in ſeiner Noſologia (41) den von dem Genuſſe der giftigen Korn-Zapfen entſtandenen trocknen Brand unter dem Nahmen Necroſis vſtilaginea an. Er räth an, wenn die Theile ſchon abgeſtorben ſind, alles der Natur allein zu überlaſſen, und dem Abſondern ſo wenig durch Umſchläge, als durch das Meſſer, zu Hülfe zu kommen, weil beydes den Tod beſchleunige. Im Anfange der Krankheit empfiehlt er den Theriak, etliche Aderläſſe, und einen Umſchlag von Weingeiſt mit Campher. Bey erfolgender Vereiterung verordnet er Terpenthin-Oehl, und ein Pulver von See-Salz und Vitriol.

Die franzöſ. königl. Acker-Geſellſchaft der Generalité Tours, Bureau von Mans, fand nöthig, durch einen ihrer Mitglieder, eine für den dortigen Landmann faßliche Schrift von der Schädlichkeit des Mutter-Kornes verfertigen, und unentgeldlich austheilen zu laſſen. Der Verf. derſelben war Hr. Vetillart (42).

Im J. 1770, entſtand die lezte Seuche dieſer Krankheit. Sie herrſchte im Hannoveriſchen, im Herzogthume Lüneburg, im Fuldaiſchen, in der Gegend von Wernigerode, von Naumburg, und, wiewohl ſparſam, doch in mehrern Dörfern und Häuſern in Vogtland. Sie iſt von den Hannoveriſchen Aerzten, beſonders vom Hrn. Hof-Medicus Wichmann (43),

(41) Noſologia methodica, (Amſt. 1763.) To. 3, P. 1, p. 547.

(42) Mémoire ſur une eſpece de poiſon, connu ſous le nom d'ergot, ſeigle ergoté, blé cornu, mane; ſur les maux qui reſultent de cette pernicieuſe nourriture, & la méthode curative que l'on doit mettre en uſage ſuivant les différens tems de la maladie, par M *Vetillart*, à Tours 1770, 8. 1 u. e. h. B.

(43) Beytrag zur Geſchichte der Kriebel-Krankheit im J. 1770, von D. Jo. Ernſt Wichmann. Lpz. und Zelle, 1771, 8. 5 B.

vom Hrn. Hof-Medicus Taube(44), vortrefflich und so beschrieben worden, daß man die Werke dieser beyden Aerzte (45) unstreitig für die wichtigsten und besten Schriften, welche über diese Krankheit geschrieben worden sind, halten muß.

Nach Hrn. Wichmann's Beschreibung, fing die Krankheit im Zellischen sogleich mit dem Kriebeln in den Finger-Spitzen an, welches sich bey andern bis zum Vorder-Arm erstreckte, und bey Vielen unter der ganzen Haut zu verspüren war. In der Zunge war die Empfindung am schmerzhaftesten, und ihre Spitze schlug sich dabey krampfhaft zurück. Der zweyte Grad trat mit dem krampfigen Verziehen der Finger, auch bey Einigen der Zehen an den Füßen, ein, welcher Zufall bey Vielen ohne andere schlimmere, einige Wochen fortdauerte. Den dritten Grad rechnet Hr. Wichmann vom Verziehen der Hände und Füße; in diesem erkannte man theils durch das Gesicht, theils durch das Gefühl, eine zitternde Bewegung oder ein Springen einiger kleinern oder größern Muskel-Fasern im Gesichte, an den Händen, u. s. w. Endlich ging das zunehmende Uebel in die ganze Classe der fürchterlichen Zuckungen und Krämpfe, ausser der Starrsucht über, wovon der Emprosthotonus, und

(44) Nachricht von der Kriebel-Krankheit, welche in dem Herzogthume Lüneburg, 1770 und 1771, gewütet, und wie selbige geheilt worden. Zelle, 1771, 8.

Die Geschichte der Kriebel-Krankheit, besonders derjenigen, welche in den Jahren 1770 und 1771 in den Zellischen Gegenden gewütet hat, beschrieben von Joh. Taube. Gött. 1782, 8. 2 A. 12 B.

(45) Hierzu kann man auch noch die Berichte und Bedenken, die Kriebel-Krankheit betreffend, die von den kön. schleswig-holsteinischen Physicis an die königl. Kammer zu Kopenhagen eingesandt worden, Kopenh. 1772, 8. und die in Hrn. Lentin's Beobachtungen, (Götting. 1774, 8.) vorkommenden Beobachtungen über diese Seuche, rechnen.

und bey Kindern die Epilepsie, angemerket werden. Der Appetit sowohl, als der Puls, blieben natürlich. Viele klagten über Engbrüstigkeit. Der heftige Krampf fing gegen Morgen an, ließ gegen Mittag ohne Krise nach, und kam gemeiniglich am 9ten Tage wieder. Bey Einigen trat der Anfall des Krampfes plötzlich ein, und er war sodann, wofern er nicht nachließ, schon am 3ten Tage tödlich. Mehrere hatten denselben in geringerm Grade, aber anhaltend und ohne Verstärkung. Die Gefahr war mit der Zunahme der Perioden oder Rückfälle in Verhältniß; bey Vielen blieb aber schon nach dem ersten Rückfalle eine Verdrehung der Glieder, ein Wahnsinn, oder eine Blödsinnigkeit zurück. Nach dem ersten Rückfalle fand Hr. W. bey Vielen eine wässerige Geschwulst in dem Gelenke der Hände, wodurch die Zufälle etwas abzunehmen schienen. Den trocknen Brand hat er nicht beobachtet. Der Tod ist entweder bey dem ersten Anfalle, oder bey dem ersten Rückfalle und den fortdauernden Krämpfen, oder am öftersten im zweyten Rückfalle erfolgt, dergestalt, daß, an statt langsamer Krämpfe, plötzlich tödtende Zuckungen oder ein Schlag erfolgt sind. Die Leichen sind bald in Fäulniß gerathen. Im Amte Gifhorn waren die Anzeigen eines im Unterleibe liegenden Zunders merklicher, wohin das Drücken und die unangenehme Empfindung in der Herz-Grube, der Magen-Krampf, der Durchfall, und bey Einigen die Aufblähung des Unterleibes, gehört. Das Kriebeln abgerechnet, hat die Krankheit die größte Aehnlichkeit mit dem Veits-Tanze, welchen Hr. W. auch bey zwey Erwachsenen gesehen hat.

Von des Hrn. Hof. Med. Taube Bemerkungen, werde ich weiter unten Nachricht ertheilen.

Bey Auswärtigen schien diese Krankheit seit einiger Zeit geruhet zu haben. Nur in No. 41 und 42 der Gazette salut. v. J. 1770 findet sich ein warnen-

der

der Aufsatz wider den Genuß der Mutter-Körner in Brod sowohl als Mehl-Speisen. Der Verf. davon ertheilt die Beschreibung einer Salbe für Krämpfe, und eines Balsames zu Heilung der Blasen. Und am Ende des J. 1770 berichtete D. Fischer nach Wien, daß in der ganzen Grafschaft Zemlin in Ungarn, die Pest wüte, und das Gerücht verbreitete sie schon bis nach Preßburg. Dieser große Schrecken aber wurde noch vor Ablauf des Jahres durch die Nachricht, daß der Arzt sich geirret und ein Scharbock-Fieber für Pest gehalten hätte, gehoben. Diese Scharbock-Fieber hatten die Folge, daß fast alle davon Angefallene starben, kaum entging der Zwanzigste dem Tode; welche aber die Krankheit überstanden, verloren Finger, Zähne, Arme und Beine, welche ihnen faul abfielen. Die wienerischen Aerzte erklärten, einige Zeit darauf, diese Krankheit für die französische faulende Kriebel-Krankheit; sie waren aber in der Bestimmung der Ursachen nicht einig. Von den ungarischen Aerzten wird die Entstehung derselben dem häufigen Genusse der Fische zugeschrieben, welche nach den zurückgetretenen vielen Ueberschwemmungen der Ströhme in großer Menge gefangen worden sind, wovon aber doch noch der größte Theil ungenutzt verfault sey, und die Luft vergiftet habe.

Im J. 1771 gab Read einen kleinen Tractat heraus (46), in welchem er die Krankheit den Korn-Zapfen, und diese dem Stiche eines Insectes zuschreibt. Er erzählt insonderheit die Epidemie, welche 1764 in der Gegend von Arras wütete.

Diese hob sich mit heftigen Schmerzen der Gelenke und einer geringen Geschwulst an. Man fand keine sichtbare Zeichen der Entzündung, aber doch einen Fieber-Puls. Die Umstände dauerten 10 bis 14 Tage. Hierauf nahm die

(46) Traité du Seigle ergoté, par Mr. *Read*. à Strasb. 1771.

die zweyte Periode der Krankheit ihren Anfang, nähmlich die Schmerzen verloren sich, und die Glieder wurden taub und unempfindlich; dabey war die Kälte in denselben so groß, daß keine Hitze des Feuers sie vertreiben konnte. Diese zweyte Periode dauerte bald weniger, bald mehrere, als 10, Tage. In der dritten Periode zeigte sich der kleine Ausschlag in der Haut, woraus der heiße Brand an den Zehen entstand, welcher schnell um sich griff; dieser setzte sich zuweilen allein in den Fuß fest, zuweilen nahm er das Bein ein, manchmahl ging er bis mitten auf die Lenden, und allemahl sehr geschwinde in den kalten Brand über. Die obern Glieder der Arme, verhielten sich eben so. Bey dieser dritten Periode sonderten sich die abgestorbenen Glieder aus den Gelenken. Der Puls ward dabey klein und zusammengezogen. In der Cur, will der Verf., durch den ganzen Lauf der Krankheit, saure Getränke genossen wissen. Der Puls soll allein die Nothwendigkeit der Aderlässe bestimmen, überhaupt aber soll sehr mäßig damit verfahren werden. Im Anfange der Krankheit sollen Brech-Mittel, und am folgenden Tage Purganzen gegeben werden, wenn das Fieber nicht zu heftig ist. Das Wasser, worin Flieder, Pappeln und Königskerzen abgekocht sind, und wozu etwas Honig, Wein-Essig und Brech-Weinstein gethan worden ist, soll große Dienste thun. Blasen-Pflaster, nahe an die Theile, welche unempfindlich sind, gelegt, sollen sehr gut gethan haben. Er lässet hernach die in Wasser gekochte China-Rinde nehmen, und räth an, dasselbe auch äusserlich zum Umschlag zu gebrauchen. Wider den wirklich eingetretenen kalten Brand, lässet er gebrannten Alaun, Vitriol und Küchen-Salz, in Wasser aufgelöset, oft umschlagen. Wenn endlich die Ablösung eines Gliedes nöthig wäre, soll sie nicht eher vorgenommen werden, als bis sich der Strich zwischen den abgestorbenen und gesunden Theilen bemerken lässet, wo das Absetzen geschehen soll.

Hr. Prof. Nebel (47), in Gießen, behauptet das Gift der Korn-Zapfen, und zeigt, daß die im J. 1770 daraus entstandene Krankheit gewiß dieselbe Kriebel-Krank-

(47) *Chr. Lud. Nebel* diss. de Secali cornuto eiusque noxa, experientus atque experimentis chemicis nixa. Giess. 1771. 4.

Krankheit der Vorgänger sey. Bey Gießen ist sehr wenig Mutter-Korn im Rocken gefunden worden; in andern hessen-darmstädtischen Gegenden hingegen ist wenigstens die Hälfte darunter gewesen, und im Brode mit verspeiset worden, wovon in 2 Dörfern mehr als 35 Personen erkrankt, und 5 gestorben sind.

Es haben aber auch sehr viele Aerzte das Mutter-Korn für unschädlich erklärt. Bis 1717 scheinen die Aerzte ziemlich einig über die Ursache der Krankheit, die man von dem Mutter-Korne herleitete, gewesen zu seyn; denn obwohl die mehresten auch andere Grund- und Neben-Ursachen mit anführen, so vergessen sie doch das verdorbene Brod nicht, wenigstens entschuldigen sie das Mutter-Korn und anderes verdorbenes Getreide nicht; in der Folge aber fing man an, anders zu denken. Waldschmidt setzte zuerst die Ursache der Kriebel-Krankheit in der Luft, und bezweifelt die Entstehungs-Art derselben aus dem Mutter-Korne ausdrücklich (48).

Die Krankheit nahm d. 26 Aug. ihren Anfang. Sie fiel damahls starke und gesunde Personen am mehresten, Knaben weniger, und das hohe Alter am allerwenigsten an. Die krampfigen Glieder waren bey Allen etwas geschwollen. Der Puls blieb groß; selten war er klein, auch nicht einmahl bey Sterbenden. Die Kranken hatten vielen Durst, ohne Hitze, beständige Schlaflosigkeit, und sehr selten wahre Epilepsie. Sie wurden sehr langsam gesund; und diejenigen, welche harte Arbeiten unternahmen, befanden sich besser, als die bey ruhiger Lebens-Art. Die Kälte beförderte Rückfälle. Die erste Ursache der Krankheit sucht er in der abwechselnden Witterung, da in der Aernde die Tage sehr heiß, die Nächte aber sehr kalt gewesen waren, in welchen oft Nebel und Reife fielen. Er wirft aber die Frage auf: da sich so viele Personen dieser Witterung aussetzten, warum denn nur ein kleiner Theil der-

(48) *Willh. Hulder. Waldschmidt* diss. de morbo epidemico convulsivo per Hollatiam grassante, oppido raro. Kil. 1717, 4.

derselben diese Krankheit bekommen habe? Er sucht also noch nähere Ursachen, und findet sie in den harten Speisen. Ob er nun wohl wegen der Gefahr und des Verdachtes der Mutter-Körner, den Horst, Brunner, Budäus, und eine eigene Erfahrung, welche die Meinung der gedachten Männer zu bestätigen scheint, anführt, so zweifelt er doch daran, weil er Kranke gesehen hat, ehe sie Brod von frischem Rocken genossen hatten, und nicht kriebelkrank geworden waren. Ihm scheint am Ende der Grund dieses Uebels am wahrscheinlichsten, wie von allen Epidemien, aus der Luft zu entstehen; dieses beweiset er damit, daß die ersten Empfindungen um das Zwerchfell verspüret werden und mit Beängstigung anheben, und daß Rückfälle auf Erkältung folgen. Den von seinen Vorgängern bemerkten Uebergang in allerley Arten Zuckungen, hat er niemahls beobachtet. Die ganze Krankheit ist nicht ansteckend gewesen. Die Aderlässe, welche bey 120 gesunden Personen eines Dorfes vorgenommen wurden, beschützten den dritten Theil dieser Anzahl, daß der Krampf nicht entstand. Im Anfange der Krankheit räth er Brech-Mittel und Abführungen an, von welchen leztern er die Jalappe mit versüßtem Queckssilber empfiehlt. Wenn die Krankheit schon wirklich da ist, widerräth er, auch so gar bey Vollblütigen, die Aderlässe, als woraus heftige Zuckungen entständen. Bey den Anfällen der Krämpfe hat er Hirschhorn- und Ofenruß-Spiritus, Bibergeil und das Laud. liqu. Sydenhami angewandt. Ausser dem Reiben und Ausdehnen der Glieder räth er das Binden, Waschen mit Spiritus, und das Räuchern derselben, an. In den Ruhe-Zeiten hat er sich des marburgischen, in etwas veränderten, Pulvers mit großem Nutzen bedient. In dem Laufe der Krankheit hat er weniger abgeführt, als schweißtreibende Sachen angebracht, und am Ende derselben stärkende und die Verdauung befördernde Gewürze gebraucht. Die Zuckungen, welche zuweilen entstanden, gingen leicht vorüber, wenn den Kranken ein Kühl-Pulver mit Bibergeil und Zinnober, oft wiederhohlt gegeben wurde.

Die breslauer Aerzte waren eigentlich die Ersten, welche gegen das Gift des Mutter-Kornes Zweifel erregten (49), und bestimmten den bisher noch nicht ge-

(49) Bresl. Samml. 1718. Sept. S. 76.

gemachten Unterschied zwischen causam materialem efficientem und occasionalem remotam. Aus den Nachrichten des Budäus, Wilisch, Hoberkorn, Longolius, Scheuchzer, Bruno und Lang, sammelten sie die sächsische und schweizerische Krankheit, und beschrieben sie umständlich. Zu der Beschreibung der holsteinischen gab ihnen Waldschmidt's Dissertation den Stoff (50).

In den Actis Nat. Cur. bemerkt Kanengießer die Epidemie in Holstein, von 1742 (51), und legt deren Grund auf die Beschaffenheit der Luft.

Die Krankheit fing sich bey dem Landmanne am Ende des Aug. an. Sie befiel junge Personen mehr, als bejahrte. Nachdem er die verschiedenen Arten der Zuckungen beschrieben hat, leitet er aus den verschiedenen Graden der Kälte in der Luft, die mehrere oder mindere Heftigkeit der Krankheit her, und führt den Vater und Waldschmidt an, welche behaupteten, die Krankheit läge nicht in einem Fehler des Brod-Kornes, sondern entstände aus der Luft. Aus den Gründen, daß die Kriebel-Krankheit gleichwohl nicht nachgelassen habe, da den Einwohnern des Landes der Genuß des frischen Rockens untersagt sey, daß weder bey der Krankheit, noch nach dem Tode, Zeichen des Giftes zu bemerken gewesen seyn, wird geschlossen, daß das Uebel von verdorbenem Rocken nicht entstanden sey. Aber da der Landmann überhaupt an harte Speisen gewöhnt, und er der abwechselnden Luft sehr ausgesetzt sey, so werden diese beyde Umstände als Ursachen der Krankheit angegeben. Nachdem er die Ausleerungen vorher angerathen hat, schlägt er die Spießglanz-Tinctur in wenigen Tropfen vor, und widerräth balsamica, antiscorbutica, antivenerea und amara. Er spricht ferner den erdigen Mitteln das Wort, und rühmt insonderheit den Berg Krystall. Von Brech-Mitteln soll man sich enthalten, dagegen sollen Aderlässe und Blasen-Pflaster angebracht werden. Zum äusserlichen lindernden Mit-

(50) Eb. das. S. 87. und Dec. S. 397.

(51) Acta Nat. Cur. Vol. VII. p. 108.

Mittel empfiehlt er vorzüglich den Regenwürmer- oder Thymian-Spiritus. Als ein Verwahrungs-Mittel will er den Aderlaß angesehen wissen.

Im J. 1768, erklärte sich Hr. Hofr. Model, in St. Petersburg, für die Unschädlichkeit des Mutter-Kornes (52), indem er durch chemische Erfahrungen bewies, daß in demselben kein dem mensch. Körper schädliches Gift enthalten sey.

Zu den sorgfältig angestellten Versuchen ist frisches Mutter-Korn gebraucht worden, von welchem aber nicht gemeldet wird, ob es aus einer Gegend genommen sey, wo damahls die Kriebel-Krankheit geherrscht hat. Aus einer Anmerkung (53) ist zu schließen, daß es ganz gewiß aus einer gesunden Gegend gewesen seyn müsse, weil unter 800 Körnern nur ein einziges angefressen gefunden wurde. Das Mutter-Korn brannte am Lichte, in heller Flamme; gesunder trockner Rocken that es nicht. Es enthält keinen Salpeter. Bey dem Destillieren, kam vom Mutter-Korne zuerst ein säuerliches Wasser, hernach ein viel saureres, welches den völligen Gegensatz des Aschen-Salzes hatte, und endlich ein brandiges Oehl. Aus gleichem Versuche mit guten Rocken-Körnern folgt der Schluß, daß das erstere Oehl mehr erdige Theile habe, als das lezte. Das ausgelaugte Caput mortuum des erstern war seifenhaft, eben auch die Art des so genannten Harzes, mit Spiritus ausgezogen. Mit Mehl zu gleichen Theilen gemischt, ist gesundes Brod daraus gebacken worden. Der Unterschied zwischen guten Rocken und Mutter-Korn wird darin gesetzt, daß das schleimige Wesen, welches die öhligen Theile auf-

(52) Jo. Ge. Model's Abh. vom Mutterkorn, st. in Dessen Fortsetzung seiner chymischen Nebenstunden, (St. Petersb. 1768, gr. 8) S. 1 — 69.

(53) Dieses bekräftigt Hr. Hof-Med. Taube mit einer gleichen Erfahrung. Die Mutter-Körner der angesteckten Gegenden aus der Aernde von 1770, waren alle, nicht ein einziges ausgenommen, wurmstichig; hingegen hatte er bey unzähligem Nachsuchen aus der Aernde von 1771, von allerley Gegenden, nicht ein einziges angefressenes Korn finden können.

auflösen sollte, im Mutter-Korne zerstört sey. Aus diesem nun wird das Mutter-Korn für unschuldig erklärt. In dem Anhange, S. 92 — 96, erzählt er dasjenige, was er nach Verlauf beynahe eines Jahres, nachdem die Abh. vom Mutter-Korn bereits völlig niedergeschrieben war, von Entstehung und Wachsthum des Mutter-Kornes aus eigener Erfahrung wahrgenommen hat.

Als im 141 St. der Götting. gel. Anz. v. J. 1770, des Hrn. H. M. Taube der königl. Gesellsch. vorgelegte Nachricht, von der im Zellischen herrschenden Kriebel-Krankheit, bekannt gemacht, und in gedachter Gesellschaft deutschen Sammlungen, S. 151, fgg. eingerückt wurde, in welcher er sich gegen das verdorbene Mutter-Korn erklärt, fand er viele Widersprüche. Die Versuche des Hrn. Hofr. Schleger in Cassel, deren einen Theil der dortige geschickte Roß-Arzt, Kersting, der zellischen Landwirthschafts-Gesellschaft mittheilte, waren die ersten (54).

Der Verf. beweiset in denselben, durch Erfahrungen, daß die Mutter-Körner weder Hunden, noch Schweinen, und der Dampf des zur Gährung eingerührten Teiges auch keinem Menschen geschadet habe. Einem Huhne hat es keine Krankheit zugezogen. Ein Schwein, welches 9 Tage damit war gefüttert worden, ist gesund geblieben. Ein Schaf hat 3 Tage, bey dem Genusse des warmen Mutterkorn-Brodes, ohne Saufen, wiedergekäuet, und ist gesund geblieben; endlich ist dasselbe, nach Einsprützen in die Hals-Adern mit der wässerigen Einbeizung des Mutter-Kornes, in Bauchschlagen verfallen, und getödtet worden. Bey der Oeffnung desselben hat man viele vorher kranke Theile, und das Blut in den Adern sehr coagulirt gefunden. Endlich sind auch so gar Karpfen mit Mutterkorn-Mehl gestopfet, und, da sie nicht da-

(54) Versuche mit dem Mutterkorn, von D. Theod. Aug. Schleger, Cassel, 1770, 4. 4 B. Hr. DU BOUEIX widerlegt sie im *Journ. encyclop.* Sept. 1771, S. 265, und nimmt gegen diese Versuche die Schädlichkeit des Mutter-Kornes allgemein an.

davon erkrankten, ohne Nachtheil verzehrt worden. Nach dem Verhältnisse der Berechnung, findet sich in 6 lb. ausgebackenem Brod, ½ Quent Mutter-Korn, welcher Genuß niemanden geschadet hat, obgleich ein Jeder 4 bis 6 Wochen, ohne vorhergegangene Reinigung davon gegessen hat. Doch ist das Mutter-Korn, nach seinen Erfahrungen, ein verdorbenes Getreide; man muß mit demselben nicht zu dreist verfahren, und es hat die Krankheiten, die 1597 im Hessischen entstanden, wirklich erregt.

In den duisburgischen Anzeigen nimmt Hr. Prof. Leidenfrost die Korn-Zapfen in Schutz (55).

Im 99 und 100 St. der hamb. Adreß-Comtoir-Nachr. v. J. 1770, findet man eine durch ihre gute Ausführung sich sehr empfehlende Abhandlung, in welcher mit wohlgewählten Gründen die Schädlichkeit des Mutter-Kornes geläugnet wird.

Des Hrn. Prof. Eschenbach Bedenken (56), enthält einen Auszug des Briefes von Hrn. Tissot, über die Kriebel-Krankheit, und erörtert nachher die Frage, ob das Mutter-Korn wirklich die schädlichen Eigenschaften habe.

Diese Frage wird dadurch beantwortet, daß das Mutter-Korn jährlich, wiewohl nicht in gleicher Menge, genossen werde; daß bey dessen ausserordentlich häufiger Gegenwart, wie im J. 1771, aus 80 Scheffeln noch kein ganzer Scheffel Mutter-Korn nebst anderm unreinen Gesäme gesamntelt, daß über die Heil-Art ganz verschieden gedacht sey; daß in einem Körper zwey Krankheiten herrschen können, welche mit einander keinen Zusammenhang haben; daß das Gift dieser Krankheit ungewiß bestimmt sey, und daß, von einigen Aerzten, Neben-Ursachen seiner Schädlichkeit hinzu gesetzt werden; daß in den Schriften

(55) Im 47 — 52 Blatt v. J. 1770, und 1 St. v. J. 1771, unter der Aufschrift: Nachricht von den Mutter-Zapfen oder Mutter-Korn des Rockens, und wie weit die Furcht vor dessen Schädlichkeit gegründet sey.

(56) C. E. Eschenbachs Bedenken von der Schädlichkeit des Mutterkornes. Rostock, 1771, 8.

die Beweise von dem Verhältnisse der Schädlichkeit, gegen das Verhältniß der Wirkungen auf den Körper fehlen. Daß das Mutter-Korn höchstens nur seinen Theil an denen Krankheiten, die als Folgen von dessen Genusse angegeben werden, haben könne, bis bewiesen würde, daß dasselbe ganz ohne Nachtheil verspeiset sey; dieser Satz wird aus Schriftstellern, und einem Versuche mit einem Schweine, erhärtet, aus welchem allen endlich der Schluß gezogen wird, der Genuß des Mutter-Kornes sey nicht die Quelle der schädlichen Folgen, die ihm zugeschrieben werden.

Hr. Leib-Arzt Vogel, in Göttingen (57), hat die Versuche zum Beweise der Schädlichkeit des Mutter-Kornes ebenfalls zu entkräften gesucht, und besonders daraus, daß das Mutter-Korn allezeit genossen worden sey, da man doch die Kriebel-Krankheit erst spät bemerkt habe; daß man diese Krankheit auch vor der Aernde entstehen gesehen habe; daß die Krankheit zuweilen nicht erfolgt sey, wenn auch in dem Rocken viel Mutter-Korn enthalten war; daß nicht alle, die Mutter-Korn genossen haben, krank, und viele krank geworden seyn, die keines genossen haben; daß die Seuche der Kriebel-Krankheit periodisch sey, und Ruhe-Zeiten halte; daß die Unterlassung des Genusses des Mutter-Kornes die Krankheit nicht hebe; daß die Zufälle der Seuche verschieden seyn; daß sie Rückfälle mache; daß in Schweden, wo doch kein Rocken-Brod genossen wird, die Kriebel-Krankheit vorkomme, und daß man, in Rücksicht auf die giftigen Bestand-Theile des Mutter-Kornes, noch sehr ungewiß sey, geschlossen, daß man das Mutter-Korn ohne Grund beschuldige.

Hr.

(57) Schutzschrift für das Mutterkorn, als einer angeblichen Ursache der Kriebel-Krankheit, von Rud. Augustin Vogel. Gött. 1771, 8. 3 B.

Hr. Prof. Leidenfrost (58) hielt die Kriebel-Krankheit für eine Folge des Mangels, aus welchem in vielen vorhergehenden Jahren mancherley Krankheiten entstanden seyn, und nicht für eine Folge des Genusses des Mutter-Kornes, welches zwar, als ein verdorbenes Getreide, Krankheiten erzeugen könne, aber in der Gegend von Duisburg, wo kein Mangel an gesundem Korn gewesen, die Krankheit nicht erzeugt habe.

Der Hr. Verf. will jene epidemische aussätzige Krankheit, die man im J. 1710 in der französ. Provinz Orleans beobachtete, deren Entstehung man damahls dem Genusse des Mutter-Kornes zuschrieb, mit der deutschen nicht verwechselt wissen, und hält jene von dieser ganz unterschieden. Er leitet den Ursprung derselben aus dem Mangel her, als aus welchem in vielen vorhergehenden Jahren vielerley Krankheiten entstanden wären. Bey Erklärung der Zufälle dieser Krankheit, merkt er an, daß sie epidemisch gewütet habe, daß nur Landleute und Arme davon angefallen wären, daß kein Alter davon frey geblieben sey, daß die Zufälle größten Theils plötzlich angehoben haben, daß gleich nach den ersten Beängstigungen, Ohnmachten und Zuckungen, darauf Schwäche, Freß-Hunger, Rückfälle, Beben der Glieder, Wahnsinn und Albernheit, in verschiedenen Verhältnissen erfolgt sey. Er versichert insbesondre, daß wenige daran gestorben wären; welche es aber betroffen hätte, wären mehr durch Folgen des Mangels, theils auch durch unvernünftige Cur-Art, hinweg gerasset worden. Die mehresten besserten sich langsam. Bey wenigen liessen die Zufälle ohne sichtbare Krisen nach; Andere bekamen Blut-Geschwäre, bald kleine, bald große.

(58) Diss. de morbo convulsivo epidemico Germanorum, caritatis annonae comite, vulgo die Kriebel-Krankheit. Præs. *Jo. Gottlob Leidenfrost.* Resp. *Godofr. Guil. Danidis.* Duisburg. 1771, 4.

D. übers. u. d. T. Des Hrn. Prof. Leidenfrost Abh. von der Kriebel-Krankheit, in den Jahren 1770 und 1771. Aus dem Lat. übers. von Jo. Chr. Gottl. Ackermann, st. in Hrn. g. R. Baldinger Magazin vor Aerzte, 4 St. 1776, S. 332 — 360.

Etliche starben am kalten Brande. Zu eben der Zeit, als die Krampf-Sucht herrschte, stellten sich auch andere Krankheiten ein. Viele wurden mit fieberhaften Stick-Husten, mit kalten Fiebern, Ruhren, Drüsen-Entzündungen, u. d. gl. befallen. Alle diese Zufälle schienen bösartig zu seyn. Er behauptet, daß die Kriebel-Krankheit, in gewisser Rücksicht fieberhaft zu nennen sey; und aus dem vermehrten Reize der Theile wird geschlossen, daß die in Irrthum gerathene Natur hier Krämpfe hervor bringe, wo sie Fieber machen sollte. Die hieraus gezogene Folge beweiset, daß der vornehmste Sitz dieses Uebels in dem Gehirne und dem Rücken-Marke zu suchen sey, welcher Satz durch Kranken-Geschichten erläutert wird. Aus dem Verhalten der Betrunkenen, in Ansehung ihres vermehrten Verlangens nach Speisen, wird zwischen ihnen und den Krampfsüchtigen eine Aehnlichkeit gefunden. Es wird die Frage aufgeworfen, ob die Ursachen dieses Uebels im Körper liegen, oder ob sie von aussen hinein geführet werden. Obgleich von beyden Meinungen keine weder bejahet noch verneinet wird, so scheint doch der Hr. Verf. sich dahin zu lenken, daß sie von aussen herein gebracht sey, wobey aber doch eine Neigung, sie zu empfangen, voraus gesetzt wird. Endlich wird das Mutter-Korn von allem Verdachte losgesprochen; und obgleich ein sonst verdorbenes Korn Krankheiten zeugen könne, so wäre doch im ganzen Lande kein Mangel an gesundem Korne gespüret worden. Das Antheilnehmen der Würmer an dieser Krankheit, wird deutlich verworfen; ob aber ein bösartiger Nebel nicht etwas dazu beygetragen habe, wird zwar vermuthet, aber nicht behauptet. Endlich zeigt Hr. Leidenfrost an, daß Aderlässe, Purgier-, kühlende und schlafmachende Mittel mehr geschadet, als genutzt haben; hingegen sind Aloe, balsamische und schweißtreibende heilsam, die China-Rinde aber unwirksam befunden worden.

Im J. 1771 schrieb der gelehrte Hr. geh. R. Baldinger ein Programma (59), in welchem er den Gegen-

(59) Programma ad dissertationem de metastasi in morbis; Praefatio docet, Secale cornutum perperam à nonnullis ab infamia liberari. Jen. 1771, 4.

genſatz wider die Herren Model, Schleger, Eſchenbach und Leidenfroſt annimmt, und behauptet, daß das Mutter-Korn, in Menge genoſſen, allerdings die Kriebel-Krankheit verurſache. Sein Aufſatz iſt mit vieler Mäßigung, und ſehr gründlich verfaſſet.

Die umſtändlichſte, beſte, die verſchiedenen Geſtalten und Zufälle dieſer ſonderbaren Krankheit am genaueſten anzeigende Beſchreibung, iſt diejenige des ehemahl. kön. engliſchen Hof-Arztes, Hrn. Taube, der in den Jahren 1770 und 1771, 600 Kranke, wovon 97 ſtarben, an dieſer Krankheit beſorgt hat, und alſo aus einer größern Fülle der Beobachtungen, als je einer ſeiner Vorgänger, ſchreiben konnte. Seine oben, S. 410, angeführte Geſchichte der Kriebel-Krankheit, iſt die Folge der Bemerkungen, welche er vom Anfange des Sept. 1770 geſammelt hat, nähmlich von der Zeit an, da die Epidemie dieſer Krankheit in den zelliſchen Gegenden zu herrſchen anfing. Ich werde dem Hrn. Verf. in der Ordnung, die er ſelbſt hierin beobachtet hat, Schritt vor Schritt folgen.

Zuvörderſt liefert Hr. Taube die Geſchichte der Kriebel-Krankheit, und zwar im erſten Abſchn. die Geſchichte der Epidemie, die er 1770 und 71 beobachtet hatte. Hier kommen Bemerkungen vor, die ich nicht unberührt laſſen kann. Im J. 1770, war nach einem nicht anhaltend ſtrengen Winter, wobey aber der Frühling ſich lange verzog, in Anſehung der abwechſelnden Wärme, Kälte und Näſſe, der Sommer ſehr veränderlich. Im Jun. fielen öfters Nebel, welche vernünftige Landleute ſtrichweiſe ziehend bemerkt haben wollen, und wovon die häufigſten in und gleich nach der Blüthe des Sommer-Rockens waren. Auf dem damahls noch grünen und weichen Korne wurden in vielen Gegenden die kleinen hellgelben Tropfen ſehr

häufig bemerkt, welche unter dem Nahmen des Honig-Thaues bekannt sind. Aus diesen angesteckten Kornern leitet der Verf. den Ursprung der Korn-Zapfen her. Auch wurde der Honig-Thau, da nach der Zeit keine Regengüsse wieder erfolgten, vor der Aernde nicht abgespühlt. Der Landmann säumete nicht, theils aus Noth gezwungen, theils aus Neugierde, von seinem neu eingebrachten Rocken, und besonders aus dem bey dem Einbringen gesammelten Abfalle, oder so genannten Krümel-Korne, sogleich Brod zu backen, welches eben so eilig, auch wohl warm, hinein geschlungen wurde. Unter einem genau gewogenen, ausgedroschenen, und auf gewöhnliche Art gereinigten Pfunde Rocken, waren beynahe 2 Loth Mutter-Korn; und noch weit mehreres befand sich unter dem Krümel-Korne. Nach dem Genusse eines solchen Brodes zeigte sich auch bald die Kriebel-Krankheit mit allen schrecklichen Zufällen, woran im Anfange Einige plötzlich starben. In diesem Abschn. wird auch noch erzählt, wie diese Krankheit sich nach und nach an verschiedenen Orten gezeigt hat. Man sahe augenscheinlich, wie wohl den Kranken das aus landesväterlicher Fürsorge mitgetheilte Brod von altem, reinem und gutem Korne bekam, wie sie ein besseres Ansehen erhielten, wie die Heftigkeit der Zufälle sich verlor, und wie sie sich nach achttägigem Genusse desselben erhohlten. Sobald aber der ausgetheilte Vorrath verbraucht war, und die armen Kranken wieder von ihrem eigenen verdorbenen Rocken genießen mußten, stellten sich die fürchterlichen, und zum Theil noch viel heftigere, Zufälle ein.

Was der Hr. V. von der Schädlichkeit des verdorbenen Rockens bey dem Viehe beobachtet hat, will ich auch noch kürzlich anführen. Er sahe nur ein einziges Schwein, welches krampfig war. Pferde fraßen das den Menschen schädliche Brod, und es ist

kein

kein einziges krank geworden, noch, so viel er weiß, davon gefallen. Man hat dem Horn=Viehe das Krümel=Korn vorgeschüttet, und sie haben es, aber theils mit Widerwillen, ohne Nachtheil genossen. Keine Hunde sind von dem Genusse des Brodes, oder der Mehl=Speisen, erkranket oder gestorben. Schafen hat es nicht geschadet, ausser daß in einem Dorfe 7 Stück mit allen Zufällen der Krampf=Sucht starben. Im Frühlinge 1771 bemerkte Hr. Taube, auf seinen Reisen zu den Kranken, einen sehr allgemeinen Mangel an jungem Feder=Vieh; er hörte jede Haus=Wirthinn klagen, ihre Hühner wollten nicht brüten, und legten wenige Eyer. Dagegen hörte man in andern Gegenden, wo die Kriebel=Krankheit unbekannt war, von dergleichen Unfruchtbarkeit nichts, wenigstens bey weitem nicht so allgemein. Vielleicht, sagt der V., kann dieses den verdorbenen Rocken zum Grunde haben, wenn es nicht aus noch andern unbekannten Ursachen entstanden ist.

Diesem Abschnitte ist noch die ganze Berechnung der Kranken und Verstorbenen in der dem Hrn. Taube, als Land=Physikus anvertraueten Gegend beygefügt. Die Anzahl der von der Kriebel=Krankheit befallen gewesenen, beläuft sich auf 600, wovon 97 gestorben sind. Kindern von 2 bis 10 Jahren ist diese Krankheit am tödlichsten gewesen.

Der zweyte Abschnitt enthält die Geschichte dieser Krankheit von ihrem ersten Ursprunge an, bis auf die neuern Zeiten; und zwar sind hier solche Nachrichten auszugsweise geliefert, in welchen das verdorbene Korn, und besonders das Mutter=Korn, als eine Ursache der Kriebel=Krankheit angegeben wird. Siehe oben, S. 384, fgg.

Im dritten Abschn. werden diejenigen Beobachter nebst ihren Schriften, die andere Ursachen dieser Krank=

heit angenommen haben, angezeigt. Siehe oben, S. 414, fgg.

Nach gelieferter Geschichte der Kriebel-Krankheit, wird nun dieselbe nebst ihren Zufällen so beschrieben, wie sie Hr. Taube selbst gesehen hat. Die Krampf-Sucht erschien in dieser Epidemie auf zweyerley etwas verschiedene Art. Die eine überfiel mit großer Heftigkeit, dauerte fast ohne Aufhören, marterte die Kranken gewaltsam, und endigte sich durch einen geschwinden Tod; die andere gelindere Art war minder schreckhaft und heftig, ließ Ruhe-Zeiten, und ward in der Folge nur durch üble Umstände, oder durch schlechte Behandlung, tödlich. Diese Epidemie fing mit der erstern Art an, und dieses dauerte etliche Monathe hindurch. Die von dieser Art Befallenen empfanden kurz vor dem ersten Anfalle nichts, auch kein Ameisenlaufen oder Kriebeln; es überfiel sie auf ein Mahl Blindheit und Schwindel, welcher sie zu Boden warf, sie ihrer Sinne gänzlich oder zum Theil beraubte, Zittern der Glieder, heftiges aber vergebliches Würgen, starke Zuckungen, wobey zugleich alle Gelenke krampfig zusammen gezogen und einwärts gebogen wurden, so, daß gemeiniglich alsdann die Elbogen gegen die Brust gedrückt waren. Das Hand-Gelenk war noch mehr gekrümmt, und alle Finger waren in eine geballte Faust geklemmt. Die Gewalt der biegenden Muskeln der Arme und Finger war dabey so stark, daß oft zwey starke Männer, sie gerade zu machen oder aufzubrechen, nicht vermochten. Die Füße wurden auf gleiche Art zusammen gezogen, die Ferse aufwärts gegen die Achillis-Sehne getrieben, und die Zehen unter die Fuß-Sohle gepresset. Den ganzen Leib bedeckte ein kalter Schweiß, und der Kranke wälzte sich, mit einer unbeschreiblichen Unruhe, auf seinem Lager. Das Gesicht war gelblich, eingefallen, und von widerlichem, fürchterlichem Ansehen. Nicht

selten

selten floß ein schäumender, oft blutiger Schleim über die Lefzen. Die Kranken forderten ohne Unterlaß, und mit bebender Stimme, Getränke; die Beängstigung wurde aber durch das Trinken vermehrt. Sie schrien beständig um das Ausdehnen der zusammengezogenen Finger und Gelenke, und versicherten, unter unaufhörlichem Winseln, die davon entstehende Erleichterung. Die Krämpfe in den innern Theilen waren nicht minder heftig und wütend. In den kurzen Zwischen-Fristen klagten die Kranken unaufhörlich über unaussprechliche Schmerzen, Drücken und Beklemmung der Herz-Grube, welches mit einer beständigen fruchtlosen Neigung zum Erbrechen verbunden war. Die innerliche Angst machte Drängen zum Stuhl und zum Urin; der erstere folgte nie, der letztere aber nur selten, tropfenweise, und ohne Erleichterung. Der Puls blieb dabey klein, langsam, unterbrochen, und war oft, wenn die Krämpfe recht grausam und wütend ansetzten, kaum zu entdecken. Diese heftige Auftritte hielten, nebst den wenigen ruhigen Zwischen-Zeiten, 24 Stunden, oft auch noch länger, an. Darauf erfolgten wahre Zuckungen, die auch oft, insonderheit bey Kindern, schon zu Anfange eintraten, mit allmählichem Verluste der Sinne und der Sprache verbunden waren, und sich, bey öfterer Wiederkehr, nicht selten erst am dritten Tage mit dem Tode endigten. Von dieser Art der Krampf-Sucht genas kein Kranker; sie raffete Personen beyderley Geschlechtes, Kinder, Junge und Alte, nur keine Säuglinge, hin. Bey säugenden Weibern versiegte die Milch, wie überhaupt bey dieser Krankheit, nicht, und Hr. Taube sahe einst einen Säugling noch an der Brust seiner sterbenden Mutter nagen.

Die Leichen der an dieser ersten, heftigen Art verstorbenen Personen gingen überaus geschwinde in eine gänzliche Fäulung über. Hr. T. wollte einige derselben

ben am zweyten Tage nach ihrem Tode öffnen, aber eine so allgemeine Fäulniß, und ein so durchdringend scharfer, nicht eigentlicher Todten-Geruch, nöthigten ihn davon abzustehen. Ein 14jähriger Knabe, welcher morgens gestorben war, wurde nachmittags geöffnet. Seine Glieder waren noch eben so steif gekrümmt, als in der Heftigkeit des Krampfes, worin Hr. T. ihn sterbend verlassen hatte, und konnten kaum gebogen werden. Die Haut des ganzen Unterleibes war gelbgrün, und das Gesicht aufgedunsen und gelb. Die Augenlieder waren eingefallen, und umher braunroth. Aus Mund und Nase floß ein durchdringend stinkender Schleim. Auf dem Rücken und den vordern Theilen der Brust und des Halses, war Blut unter der Haut ergossen. Das Netz war weich, daß es bey dem geringsten Berühren zerriß, und gegen die rechte Seite mehr faul, als an andern Stellen. Der Magen und die Därme hatten ein gelbes Ansehen; die Leber war hart, dunkelbraun, und von Blute strotzend. Im Magen war eine Menge eines galligen schäumenden Wassers, und in demselben lag ein halb verfaulter Spuhl-Wurm. An mehrern Stellen sahe man in den Gefäßen, daß das Blut in denselben beträchtlich stockte. Die Gallen-Blase war überaus stark und über die natürliche Größe erweitert, und die in derselben enthaltene Galle hellgrün und wässerig. Die Milz war dunkler und blutreicher, als sie seyn sollte. Die Urin-Blase war, bis zum Zerspringen, von wässerigem geruchlosen Urin erweitert. Die Harn-Gänge waren ganz voll und ausgedehnt. Die Lungen enthielten sehr viel stockendes Blut; das Herz und die großen Gefäße waren leer; die Puls-Adern der Gehirn-Häute strotzten von Blute, die Höhlen der harten Hirn-Haut aber waren ganz leer. Die Puls-Adern im Gehirne waren voll, die Feuchtigkeiten in den Gehirn-Kammern röthlich, und ein guter Theil

des

des feinen Gewebes über den Ursprung der Seh-Nerven (Plexus choroideus) war in Fäulniß übergegangen. Bey einer andern Leiche sahe er genau dieselben Erscheinungen.

Die zweyte oder gelindere Art der Kriebel-Krankheit konnte oft im Anfange bezwungen werden. Die Mehresten versicherten, sie hätten sie einige Tage zuvor im Körper empfinden können. Die Beine und Arme wären damahls schwer und taub, die Kräfte erschöpft, und der Kopf eingenommen. Der Appetit mangelte, und in der Herz-Grube regte sich ein empfindliches, bald vorübergehendes, bald wiederkommendes Drücken. Es stellte sich mehr Begierde zum Schlaf ein, ob er gleich nicht erquickte. Im Unter-Leibe spüreten sie die Empfindung einer Kälte, die sich bisweilen über den Rücken verbreitete. Das Kriebeln, das wesentliche Merkmahl der Krankheit, stellte sich in den Armen, Beinen, und auf dem Gesichte, ein, und besonders des Nachts im Bette erfolgten ganz gelinde Zuckungen, die bald vorüber gingen, aber immer zunahmen. Die Ausleerungen und der Schweiß waren dabey natürlich. Nach etlichen Tagen wurden die Zufälle heftiger und länger anhaltend. Der Schwindel ward stärker, es entstand ein größeres Beklemmen in der Herzgrube und ein Würgen. Sie erbrachen zuweilen einen gelben, bittern, zähen, widrigen Schleim, mit der augenscheinlichsten Erleichterung, wodurch auch die Krankheit zuweilen überwunden wurde. Das Ziehen im Rücken vermehrte sich darauf, und verbreitete sich in alle Glieder, besonders in die Hände und Füße, wo es bald langsam, bald geschwinde in heftige Krämpfe überging. Darauf folgen Durst, Verlangen nach sauern Sachen, und, wenn der Durst gestillt ist, wieder Würgen. Das gelbe eingefallene Gesicht wird bald blaß, bald roth; man sieht das Ziehen der Muskeln in den Theilen des-

sel-

selben; und wenn die Krämpfe sich in die Hände und in die übrigen Gelenke ausgebreitet haben, so beginnt das Winseln, und das Schreyen um das Ausdehnen und Reiben. Sobald man mit Ziehen und Reiben nachläſſet, werden die Glieder wieder krumm, und bey dem Ausdehnen empfinden die Kranken allemahl Erleichterung. Der heftige Schmerz preßt vielen Schweiß, ohne alle Wallung des Blutes, aus. Der Puls bleibt ruhig, wie bey gesunden Personen, doch ist er bey den heftigsten Schmerzen oft unterdrückt und tief. Nach einer bald längern, bald kürzern Zeit, legt sich das höchst schmerzhafte Ziehen in den Gliedern, die Kranken werden matt, still, fallen in eine Art einer Entzückung, ohne Verlust des Bewußtseyns, hohlen sehr tief Athem, und werden oft erst nach einer halben Stunde wieder munter. Ihr erstes Verlangen ist nach Speisen, die sie in großer Menge nehmen, worauf sie ihr Lager verlassen. Sie eilen aber wieder mit Winseln und Seufzen zu demselben, wenn sie die Anwandlungen der Krämpfe von neuem verspüren, die auch zuweilen schleunig tödlich werden. In der Zwischen-Zeit zwischen den Zufällen haben die Kranken ein schüchternes, finsteres Ansehen; die Haut des gelben, oft erdgrauen Gesichtes scheint eingeschrumpft und vertrocknet zu seyn. Der Augenstern ist ungemein erweitert, und hat das Ansehen des schwarzen Stares. Die Finger und Zehen sind wie abgestorben und taub. Bey Einigen bleiben schon nach dem ersten Anfalle die Gelenke steif, bey Andern aber kommt die Biegsamkeit nach den Anfällen wieder. Alle haben den besten Appetit, Einige gar einen unersättlichen Freß-Hunger. Zwey Kranke verzehrten gleich nach der Mahlzeit, bey der sie sich vollkommen gesättigt hatten, noch 6 Pfund Brod in 7 Minuten. Die Begierde nach sauern Speisen ist am größten. Die Oeffnung des Leibes ist natürlich, und der Schlaf sanft, wenn er

nicht

nicht von dem Krampf-Anfalle gestöret wird. In den ruhigen Zwischen-Zeiten können die Kranken bloß auf den Zehen gehen, weil der Krampf die Waden-Muskeln zusammengezogen erhält. Sie glauben in kalter Luft erleichtert zu werden. Der Säugling leidet von der Krampf-Sucht seiner Mutter nicht, wenn er auch fort gesäuget wird. Die monathliche Reinigung änderte die Krankheit nicht, und auch mit der Schwangerschaft schien die Krankheit in keiner Verbindung zu stehen. Die Krämpfe stellten sich vormittags häufiger ein. Kalte Luft und Nässe dabey, beförderten die Rückfälle sehr. Alle heftige Gemüths-Bewegungen, die bey den allemahl mürrischen und tückischen Kranken häufig sind, erregten neue Krämpfe.

Nach diesen Zufällen entsteht ein Stillstehen der Zufälle, und die Kranken halten sich für gesund, allein man entdeckt bald den schlafenden Feind. Die Spitzen der Finger und Zehen bleiben taub; an den äussern Theilen sieht man die Krämpfe einzelner Muskeln deutlich, und das Kriebeln verliert sich auch nicht gänzlich. Die Augen bleiben in dieser Ruhe-Zeit, wie bey dem schwarzen Stare, erweitert, und die Kranken sehen viele Gegenstände doppelt, andere aber einfach. Das Zittern der Glieder findet sich in den Ruhe-Zeiten am öftersten ein; sie lassen alles, was sie in den Händen haben, fallen, und pflegen zugleich über Schwindel und Herzdrücken, die Vorbothen von neuen Zuckungen, zu klagen. Durch die oftmahligen Krämpfe werden die Spitzen der Finger und Zehen endlich so unempfindlich, daß dergleichen Kranke glühende Kohlen ohne allen Schmerz berühren und halten, und sich die Finger-Spitzen durchstechen können, ohne es zu empfinden.

Die Zuckungen entstehen auf mancherley Art. Die gewöhnlichste derselben ist der, der Starr-Sucht sehr nahe kommende Tetanus, vor dessen Anfall die

Kran-

Kranken kurz vorher nichts wissen. Wenn sie denselben sitzend bekommen, so bleiben sie erstarrt in dieser Stellung; nur die äussern Glieder, die doch auch zuweilen in der Lage bleiben, in der sie waren, da der Tetanus kam, sinken in die Lage, welche ihnen die Schwere gibt. Auf diese Anfälle folgen einige Verzuckungen, und die Kranken wissen nicht, was während derselben mit ihnen vorgegangen ist. Mit dem Tetanus vergesellschaftet sich zuweilen auch der Emprosthotonus, wobey der Kopf oft dergestalt vorwärts dringt, daß das Gewicht des ganzen Körpers auf demselben zu ruhen scheint. Bey dem Opisthotonus wurde der Körper etliche Mahl geschwinde hinterwärts gebogen, und allemahl ganz auf die andere Seite des Lagers fort geschoben. Diese Krämpfe gingen, so wie das sardonische Lachen, nicht in die fallende Sucht über. Sie liessen nach, wenn Würmer abgingen. Die wahre Epilepsie entsteht in dieser Krankheit gar oft, und weicht nicht eher, als wenn Würmer abgegangen sind, oder ein Ausschlag ausgebrochen ist. Der schlimmste Zufall, in den die Krankheit übergeht, ist die Tollheit (Mania), welche die Kranken nach überstandenen ersten Krämpfen befiel. Der Blödsinn (Amentia) war eine so allgemeine Folge dieser Krankheit, daß fast alle Kranke, nach Verhältniß ihres Zufalles, mehr oder weniger, längere oder kürzere Zeit davon befallen wurden. Auch alle wurden davon wieder befreyet. Die mehresten verloren ihn völlig nach Abgang der Würmer, oder durch Blut-Geschwäre; die Kinder größten Theils durch ausgeschlagene Köpfe. Oft fiel nach den ersten Krämpfen das Gift auch auf die Därme, und verursachete Bauchflusse, welche die Kranken äusserst entkräfteten und auszehrten. Sie waren sehr schwer zu heben; ganz junge Kinder und Bejahrte starben allemahl an denselben. Der Unrath roch faulicht, und die Speisen gingen oft unverdaut

daut ab. Von allen, die davon befallen wurden, wurde nur der vierte Theil geheilt. Der Gebrauch der Arzeney-Mittel mußte bey diesen Bauchflüssen sehr lange fortgesetzet werden. Am meisten erschwerte die wenige Auswahl, welche die Kranken in den Speisen machen konnten, die Cur. Eine Geschwulst der Füße gesellte sich in der Folge, natürlicher Weise, zu diesem Bauchflusse, und zuweilen auch eine Geschwulst des ganzen Körpers unter der Haut. Oft erfolgte auf diese Durchfälle eine Auszehrung. Bey Frauens-Personen hatte die Krampf-Sucht insgemein die Folge auf die monathliche Reinigung, daß sie ausblieb. Die Mutter-Beschwerung und die Mutter-Wut waren eine häufige Folge dieser Hemmung.

Je stärker das Uebel die Oberfläche der Haut berührte, desto gewisser war die Besserung. Die Krankheit wurde einst durch einen der Krätze ähnlichen Ausschlag vollkommen gehoben. Kinder, die einen Grind-Kopf bekamen, besserten sich sogleich. Blut-Geschwäre, welche oft durch die Blasen-Pflaster veranlasset wurden, erleichterten die Kranken ebenfalls sehr. Sehr langsam heilten solche Blasen, die nur eine wässerige gelbe Feuchtigkeit in sich enthielten, und das völlige Ansehen der Brand-Blasen hatten. Wenn sie zerplatzten, floß ein gelbes, oft übel riechendes Wasser heraus. Sie nahmen insgemein die Finger und Zehen ein, und man hatte unter 5 bis 8 Wochen keine Hoffnung, sie zu heilen. Kritisch waren diese Blasen niemahls. Einen andern kritischen Ausschlag sahe Hr. T., welcher der Elephantiasis sehr ähnlich war. Die Rinde, welche einen unerträglichen Gestank von sich gab, legte sich fingerdick auf etliche Stellen, ward schneeweiß, und fiel in großen Brocken ab. Besonders wurden die Gelenke der Arme und Beine davon besetzt, obgleich das Gesicht nicht ganz verschont blieb.

Der darauf folgende Ausschlag war minder weiß, und setzte keine so hohe Kruste, dauerte nicht so lange bis er abfiel, und hinterließ mehrentheils eine reine Haut. Die Krätze folgte auf die Krankheit niemahls. Der Speichelfluß, der sich bey einigen Kranken einfand, war bloß zufällig. Mit dem Abgange der Würmer verloren sich alle Zufälle der Kranken, und sie genasen, nachdem sie durch den vorherigen Gebrauch der auflösenden Mittel bereits viel Schleim durch den Stuhl ausgeleert hatten. Alte Personen, bey denen keine Würmer abgingen, brachten sehr lange zu, ehe sie genasen, und überhaupt mußte im Fortgange der Heilung allemahl sorgfältig auf die Gegenwart der Würmer gesehen werden. Selbst bey den durch diese Krankheit wahnsinnig gewordenen, erfolgte die Genesung von dem Wahnsinne erst, nachdem Würmer abgegangen waren.

Die Augen-Fehler sind eines der grausamsten Uebel, welches diese Krankheit in den Ruhe-Zeiten zwischen den Krämpfen betreffen kann. Aus dem Krampfe entsteht der graue Star, welcher durch viele, in andern Fällen sehr wirksame, Mittel nicht weichen will. Er entstand zuweilen sehr geschwinde, und nach dem Doppel-Sehen der Kranken unmittelbar. Auch der grüne Star, der zuweilen eine Folge der Krämpfe war, war sehr bösartig.

Die Krämpfe, welche bey dieser Krampf-Sucht eintreten, scheinen entweder auf die untern Kinnbacken-Muskeln und die Muskeln der Zunge vorzüglich zu wirken, oder die Neigungen zum Erbrechen nöthigen die Kranken, die Zunge weiter hervor zu strecken. Schrecklich wird sie oft zerquetscht, zerbissen, oder ganz und gar abgebissen. Auf dem Lande verletzten die Kranken sich etliche Mahl die Zunge so heftig, daß sie davon stumm wurden.

Das Kriebeln ist der anhaltendste Zufall dieser Krankheit. Alle Aerzte, die von derselben geschrieben haben, haben dasselbe als den wesentlichen Zufall derselben mit Recht angesehen. Es hält sich die Empfindung desselben in dem Körper der Kranken am längsten auf, und durchwandert alle inn- und äusserliche Theile. Diejenigen, die es unter der Hirnschale bekommen, scheinen am meisten von demselben zu leiden.

Die bisher beschriebenen Zufälle und Abweichungen derselben, bestimmen die erste Periode der Kriebel-Krankheit. Wenn aber, vielleicht durch die Menge des Giftes, durch ein schwächeres Nerven-Gebäude, oder durch unschickliche Behandlung, die Krankheit Uebermacht gewinnt, so erfolgen Zufälle, deren Erzählung schrecklich ist, und die Alle, nur etliche Wenige ausgenommen, getödtet haben. Das Gift scheint, wenn diese Periode eintritt, die äussern Theile zu verlassen, und desto heftiger in den innern, besonders in dem Kopfe, zu wüten. Arme und Beine sind zwar fühllos und steif, aber ohne wirklichen schmerzhaften Krampf. Die Sinne dieser Elenden sind betäubt; sie sehen dunkel, hören schwach, reden mit schwerer Zunge und selten anhaltend vernünftig, sind äusserst entkräftet, und können sich ohne Beyhülfe nicht umwenden. Der vorige Appetit verliert sich gänzlich, es erfolgt ein beständiges Würgen, und auch wohl ein wirkliches galliges Erbrechen, wodurch ein Theil der Beängstigung auf eine kurze Zeit vermindert wird. Oft gesellt sich ein heftiger Durst dazu, und wenn dieser reichlich gestillt wird, so vermehrt sich die Angst. Die schlaflosen Nächte gehen unter abwechselnden Verwirrungen hin. Der Puls ist fieberhaft, aber nicht ausserordentlich heftig. Die Hand brennt, die Haut ist trocken, das Gesicht eingefallen und verstellt, und, wenn sich ein Schweiß einfindet, etwas roth. Es entsteht gemeiniglich ein Durchfall,

und in der Folge geht der Unrath ohne Wissen des Kranken ab. Der Urin fließt sehr wenig, bleibt ungekocht, und wird oft in den ersten Tagen gänzlich unterdrückt. Ueberhaupt leiden diese Unglückliche innerlich allgemein, sie wissen aber insgemein keinen bestimmten Ort des Schmerzens anzugeben; die meisten aber klagten, wenn sie ermuntert wurden, über einen bohrenden Schmerz im Gehirn. Bey dem fernern Verlaufe dieser Krankheit übereilen die Zuckungen diese Leidende, und dabey wird die Zunge wieder öfters verletzt. Die lezten Tage dieser fürchterlichen Periode verschleichen, bey sichtbarer Verringerung der Kräfte, in einem betäubenden Schlummer. Es treten mancherley Arten von Zuckungen, der Tetanus, Emprosthotonus und Opisthotonus, ein. Der Emprosthotonus ist besonders so heftig, daß der Kopf unbiegsam auf der Brust ruhet; und so liegt der traurige Körper, ohne Nahrung, ohne Sinne und Empfindung, bis in den dritten Tag, wo endlich der Tod entweder mit neuen Zuckungen, oder durch eine allgemeine Stockung der Säfte, dieses jämmerliche Leben endigt.

Die Körper dieser so elend und langsam verstorbenen Kranken bleiben noch nach dem Tode steif. Die Leichen gehen nicht so leicht in Fäulniß über, als die in der ersten Periode Verstorbenen. Von der innern Beschaffenheit und den Verheerungen solcher Leichen, hat Hr. T. keine Nachricht geben können, da der Eigensinn der Landleute die Leichen-Oeffnungen nicht verstatten, und er solche nicht mit Gewalt erzwingen wollte.

Noch weit schrecklicher ist der langsame heiße Brand (Gangraena lenta), die äusserste Gränze, welche die Kriebel-Krankheit erreicht. Dieser scheint in Frankreich, nach dem Genusse des verdorbenen Rockens häufig, und ohne vorhergehende Krämpfe, zu entstehen; bey der zellischen Seuche aber kam derselbe,

be, der oben erwähnten Blasen und des Absterbens der Finger-Spitzen ungeachtet, nicht vor. Oft war zwar aller Anschein zu demselben da, durch langen Gebrauch des Terpenthin-Oehles aber brachte Hr. T. wieder Wärme und Empfindung in die Theile, welche er schon für halb abgestorben hielt, und durch unermüdete Sorgfalt brachte er es dahin, daß sich unter der ganzen Menge der Durchgeseuchten kein einziger verstümmelter, ausser denjenigen, welche sich in Zuckungen die Zunge abgebissen hatten, befand. Unterdessen mußte doch Hr. T. einen scheußlichen, ekelhaften Vorfall erleben, welcher bloß durch die Hoffnung zur Genesung erträglich gemacht werden konnte. Ein Mädchen häutete sich über den ganzen Körper drey Mahl, ehe alle Schuppen sich verloren. Die erste Häutung bestand in der wahren und ganzen Haut (Cutis), so, daß man, wenn ein Theil abgesondert war, Sehnen und Fleisch ohne Bedeckung liegen sahe. Wer jemahls einen Fluß-Krebs im Wasser seinen alten Harnisch ablegen gesehen hat, kann sich einen Begriff von dieser Häutung machen; die getrocknete Decke der Finger und Zehen sprang auf, und dann war es Zeit, durch eine chirurgische Hülfe sie abzustreifen. So hart die äussere Seite war, so weich war die innere. Selten ließ sich ein Finger oder Zehe abziehen, ohne daß eine kleine Ader zerriß, und eine geringe Verblutung erregte. Das Unangenehmste für die Kranke war die äusserste Empfindlichkeit der entblößten Theile, und sie schrie bey dem geringsten Berühren. Durch den Gebrauch der Bley-Salbe wurde die beste Erleichterung geschaffet, und die Haut setzte sich wieder an. Bey der zweyten Häutung, da die Haut von neuem trocknete und aufsprang, ging nur das Ober-Häutchen (Epidermis) ab, welches auch zum dritten Mahl nachher in Schuppen wieder abfiel. Etliche dieser abgestreiften Finger, und die aus- und

luwendige Seite eines Stückes der Haut vom Rücken, hat Hr. T. in Kupfer stechen lassen, wovon die Erklärung sich dabey befindet.

Wenn die Krankheit diese Periode erreicht hatte, konnten sich die Kranken Jahre lang damit schleppen, und liefen allemahl Gefahr, entweder das Leben bey derselben zu verlieren, oder sie bis in den Tod an sich zu tragen. Alte Personen erlangten überaus schwer ihre Kräfte wieder, wenn sie dieselbe ja überstanden hatten. Kein Bejahrter ward nach dieser Krankheit fett. Junge Personen erlangten ihre Kräfte leichter wieder. Kein Kranker bekam bey und nach der Genesung ein kaltes Fieber, ungeachtet man hätte glauben sollen, daß, bey der Gefräßigkeit derselben, das Entstehen solcher Krankheiten leicht sey.

Nachdem Hr. T. die Beschreibung der Kriebel-Krankheit gegeben hat, so untersucht er nun auch die Ursachen derselben; um diese aber gründlich zu erforschen, mußten Begebenheiten und Erfahrungen gesammelt werden. Der Luft sey wohl nicht die Ursache dieser Krankheit beyzumessen, obwohl kein Vernünftiger den Einfluß läugnen wird, welchen sie überhaupt auf alle Krankheiten haben kann und mag. Ferner werden noch andere angebliche Ursachen gründlich geprüft. Diese Krankheit entstand, in den zellischen Gegenden, gleich in den ersten Tagen, nachdem von dem eben eingeärndeten Rocken-Mehle, Speisen oder Brod genossen waren. Auf keinerley Weise konnte Hr. T. erfahren, daß jemand krampfsüchtig geworden sey, ohne von der Aernde von 1770 etwas genossen zu haben. Es war also billig die Eigenschaft des Getreides zu untersuchen. Toll-Kraut (Lolium temulentum) fand sich so wenig, als Acker-Rettig (Raphanum Raphanistrum), oder anderes verdächtiges Gesäme, aber wohl eine Menge Korn-Zapfen. Hr. T. nimmt aber, mit Hrn. Lang, Zimmermann und Müller, einen Unter-

terschied unter vergifteten Korn-Zapfen und unschädlichen an, der sich durch das Zusammenhalten der Korn-Zapfen von verschiedenen Jahren und aus verschiedenen Gegenden allerdings offenbarte. Das Mutter-Korn aus der Gegend, wo die Krankheit herrschte, war inwendig blaugrau, das innere Wesen war zähe, und ließ sich nicht zerreiben, es hatte einen widerigen dumpfigen Geruch, und hinterließ auf der Zunge einen ätzenden Eindruck; dagegen war das von 1, 2, 3 und 4 Jahren, und aus gesunden Gegenden von der Aernde 1770, inwendig weiß, mehlreich und unschmackhaft. Ob aber gleich dieser Unterschied bemerkt wurde, so wälzt doch Hr. T. nicht die ganze Schuld und den Ursprung der Kriebel-Krankheit auf die vergifteten Korn-Zapfen. Er gibt sie für Mitschuldige an, und legt einen gleichen Verdacht auf die mehresten Rocken-Körner selbst, welche an den Orten, wo die Krankheit herrschte, im J. 1770 gewachsen waren. Unter dem Rocken der angesteckten Gegend konnte man füglich den dritten Theil für verdorben angeben. Auswendig hatten diese Körner zwar kein sehr merkliches Unterscheidungs-Zeichen, sie enthielten aber ein blaugraues Mehl in sich, rochen dumpfig, und drückten auf der Zunge auch einen, wiewohl geringern, ätzenden Geschmack ein. Unter dem Mikroskope zeigte sich das inwendige Wesen der Mutter-Körner hart und als zusammengepreßt, und eben so, aber nicht ganz so fest war die Substanz der verdorbenen Rocken-Körner. Die hellen Kügelchen des gesunden Mehles fehlten in dem verdorbenen Rocken, oder waren nur in geringer Anzahl vorhanden; schon die Hülse war verletzt, und unter einer stärkern Vergrößerung sahe man den Kern eingeschrumpft. Das Gewicht dieser Körner zu den guten verhielt sich, wie 4 zu 7. Ausserdem werden hier noch verschiedene Versuche mit den Korn-Zapfen und verdorbenen Rocken-

Körnern durch das Einweichen und Kochen erzählt. Beyderley Körner wurden zu Pulver gemacht, und mit Sauerteige und warmem Wasser gehörig vermischt; es erfolgte aber keine Gährung; dieser Teig nahm nach 2 Tagen einen sehr durchdringenden stinkenden, faulen Geruch an.

Aus dem Angeführten wird es nun wohl klar seyn, was die Ursache der Kriebel-Krankheit gewesen ist. Obgleich nicht alle, die eine solche Nahrung genossen, in gleichem Grade erkrankten, so litten doch die mehresten etwas von der Krankheit. Wie aber dieses Gift gewirkt habe, lässet sich schwer erklären.

Woher diese Vergiftung des Getreides entstanden sey, getrauet sich Hr. T. nicht zu bestimmen. Wenn alle Korn-Zapfen, sagt er: dergleichen Gift unbedingt bey sich hätten, so wäre der Sache bald näher zu treten. Die Erfahrung lehrt aber hierin anders. So viel weiß man, daß durch glaubwürdige Personen ungezweifelt erhärtet worden ist, daß um die Zeit der Korn-Blüthe etliche Mahl strichweise starke und übel riechende Nebel entstanden waren, welche durch keinen nachfolgenden Regen abgespühlt wurden. Hr. Land-Drost v. Münchhausen behauptet, daß in solchen Gegenden, wo Bergwerke sind, oder wo in der Erde etwas Metallisches, wenigstens viel Ort-Stein steht, zuweilen ein dicker blauer Nebel von metallischen oder vielleicht arsenikalischen Dünsten aufsteige, der, wenn er bey stiller Luft nur auf der Erde fortgetrieben werde, alles verderbe.

Endlich kommt Hr. Taube auf die Mittel, die er gegen die Kriebel-Krankheit angewandt hat. Zuerst handelt er von den innerlichen Mitteln. Da er die erste Nachricht von mit dieser Krankheit Behafteten erhielt, hatte er am ersten Tage noch keine Vermuthung von der wahren Ursache derselben. Er vermuthete aus der Beschreibung, daß die Kranken Gift bekom-

kommen hätten, und verordnete denselben 8 Gran Brech-Weinstein in 1 Unze Wasser aufgelöset. Auch nachdem er die Kranken gesehen hatte, schloß er noch nicht auf das Gift des Mutter-Kornes, und verordnete den Kranken Kampher-Milch, und zum Getränk abgekochte Schlangen-Wurzel. Nachher kam er auf das Mutter-Korn, als Ursache der Krankheit, gab seinen Kranken zu wiederhohlten Mahlen Brech-Mittel, und je mehr er Kranke dieser Art zu besorgen bekam, desto mehr wurde er von dem großen Nutzen der Brech-Mittel, und von dem verlornen Reize des Magens und der Därme vergewissert; denn das in allen andern Theilen des Körpers heftige Schmerzen erregende Gift erregte im Magen eine Fühllosigkeit. Anfangs gab er 3 bis 4 Gran Brech-Weinstein auf ein Mahl; da aber diese Dose nicht wirkte, so gab er ihn, in Wasser aufgelöset, so lange zu trinken, bis er zu wirken anfing. Er stieg dreist mit dem Gewichte, und kam nicht selten bis auf 40 Gran, ehe er wirkte. Das gewöhnliche und mehrentheils zutreffende Gewicht, war 20 Gran Brech-Weinstein, zu 2 Pfund Wasser. Diese Quantität mußte oft ganz verbraucht werden, ehe Wirkung erfolgte. Bey Einigen fehlte alle Möglichkeit zum Erbrechen; das Wasser wirkte auf den Stuhlgang, und alsdann erfolgte die Erleichterung nicht, welche fast allemahl aus dem Erbrechen entstand. Die allgemeine Hülfe, die durch das Brechen Jedem wiederfuhr, machte, daß die Kranken Mittel, es zu erregen, verlangten. In der Folge wurden die Zufälle wieder heftiger, und machten das wiederhohlte Erbrechen nothwendig, dessen Wirkung auch in diesem Falle glücklich war, und die Zufälle verminderte. Dies lehrte ihn, das flüssige Brech-Mittel, wenn auch der Krampf vorüber war, zu wiederhohlen, welches er alle 8 Tage, auch wohl noch öfter, that, und dadurch befreyete er den Magen von den densel-

den beläſtigenden Flüſſigkeiten, und ſetzte ihn in den Stand, die häufig genoſſenen Speiſen gehörig zu verdauen. Die geſchwollene und heftig geſpannte Gallen-Blaſe, die er bey der Oeffnung etlicher Leichen entdeckte, bewog ihn, dreiſt mit der Verordnung der Brech-Mittel fortzufahren, bis die Kranken ſich über ein bitteres Erbrechen beſchwerten, woraus er ſchloß, daß die Gallen-Gänge wieder frey gemacht wären. Durch das oftmahlige Wiederhohlen des Erbrechens wurde der ſchmerzhafte Krampf merklich erleichtert, der Freß-Hunger vermindert, und das Gift, welches der Kranke immer von neuem zu genießen gezwungen war, ausgetrieben.

Am ſchlimmſten waren diejenigen daran, denen kein Brech-Mittel, der Gegen-Anzeigen beſonders einer ſchwachen Bruſt und vorhandenen Brüche wegen, gegeben werden konnte, und bey dieſen fruchtete die Brech-Wurzel (Ipecacuanha) nichts, wenn ſie auch in großer Menge genommen wurde. Er verſetzte ſie mit Rhabarber, um beyderley Ausleerungen zu befördern; allein, ſie blieb nicht nur ohne Wirkung, ſondern verurſachete auch Verſtopfungen, die durch den aufgelöſeten Brech-Weinſtein gehoben werden mußten. Wenn die Krankheit auch Schwangere traf, mußte die Auflöſung des Brech-Weinſteines doch gegeben werden, und ſie ſchadete der Frucht nicht. Kinder befanden ſich nach dieſem Mittel eben ſo gut, als Erwachſene. Ueberhaupt war allemahl 2 Stunden nach der Wirkung des flüſſigen Brech-Mittels, der Krampf recht merklich verringert, und ſelten blieb, wenn das Brech-Mittel wiederhohlt wurde, viel davon zurück. Das Uebel fand ſich aber in der Folge doch wieder zu unbeſtimmten Zeiten ein; oder es ſteckte noch tiefer in den Därmen, als daß es durch Brech-Mittel hätte weggeſchaffet werden können. Es mußte für deſſen Entfernung geſorget wer-

werden, und dies geschahe durch Purgier-Mittel. Auch diese mußten, wenn sie hinlänglich wirken sollten, in großer Menge gegeben werden. Es wurde insgemein das Purgier-Salz zu 3 Loth auf ein Mahl gegeben, und an statt daß man hätte glauben sollen, der Bauer möchte über die große Menge des Mittels erschrecken, schrien vielmehr, von der guten Wirkung überzeugt, ganze Dorfschaften um dieses Mittel. 3 Loth Salz waren gemeiniglich hinlänglich; es kamen aber auch oft Fälle vor, wo 6 Loth davon an einem Morgen genommen werden mußten, ohne daß die Wirkung eben sehr beträchtlich war. Hr. T. wählte insgemein das englische Salz. Wenn es genug wirkte, führte es gemeiniglich eine Menge eines zähen grünlichen Schleimes, mit Erleichterung sowohl der Krämpfe der Kranken, als auch des Gewichtes, worüber sie sich im Magen und in den Därmen beschwerten, ab. Diejenigen, die den Gebrauch des Purgier-Salzes fortsetzten, blieben von den nachherigen schlimmen Zufällen frey; bey denen aber, welche die Ausleerungen versäumten, kamen sie an ungewissen Tagen wieder. Endlich verlor sich, zum Nachtheil der Kranken, das Zutrauen derselben zu den Salzen, weil so häufig Bauchflüsse entstanden, die man dem Gebrauche derselben zuschrieb.

Das Gummi-Gutt wurde von Hrn. T. auch versucht, um durch dasselbe zugleich auch Thätigkeit in die ersten Wege zu bringen; aber in kleinen Dosen, zu 3 bis 4 Gran, wirkte es nicht, in großen aber erregte es Erbrechen, welches der Absicht nicht gemäß war. Klystiere liessen sich auf dem Lande nicht füglich anbringen.

In Fällen, wo abführende und stärkende Mittel nöthig waren, wurde Rhabarber, zu ganzen und halben Quenten, ohne Erfolg gegeben. Auch die Jalappen-Wurzel wirkte für sich nichts; das Harz derselben wur-

wurde wenig gebraucht; wenn aber des Abends vorher versüßtes Queckſilber gegeben wurde, und hernach des Morgens ein gut Theil Jalappen-Wurzel, ſo erfolgte eine erwünſchte Wirkung.

Auf den Gebrauch des verſüßten Queckſilbers bey dieſer Krankheit wurde Hr. Taube durch ſeinen Collegen, den Hrn. Hof-Arzt v. Leyſer gebracht. Er brauchte es von 10 bis 30 Gran, anhaltend und häufig, und allemahl mit dem herrlichen Erfolge, daß die Krämpfe davon gelindert wurden. Es verurſachte niemahls zu heftige und zu viele Stuhlgänge; und wenn es ja in gar zu großen Doſen gegeben wurde, ſo ſtieß es der Magen, nebſt vielem Schleime, durch das Erbrechen aus. Die Art, wie dieſes Mittel wirkte, war Hrn. Taube anfangs dunkel; endlich ſahe er im Hoſpitale, daß es, unter vielem Geſchrey, Spuhl-Würmer abtrieb, und daß der Kranke unmittelbar darauf ſich beſſerte. Endlich fand er, daß das Mittel allemahl Würmer abtrieb, und daß, nach dem Abgange derſelben, die Kranken ſich allemahl beſſerten. Nun fragte es ſich, ob dieſes Mittel die Zuckungen nicht auch abhalten würde, da es dieſelben ſo ſichtbar hob, und die Würmer doch nicht während der Krankheit entſtanden ſeyn konnten. Hr. T. ſtellte genaue Verſuche darüber an, und fand, daß das verſüßte Queckſilber die Zuckungen, welche von Würmern verurſachet wurden, allemahl hob, daß aber, wenn keine Würmer zugegen waren, die Krankheit nicht davon wich. Auch in dem Falle hatte es die heilſamen Wirkungen nicht, wenn es zu früh, ehe der Körper von dem ſehr zähen Schleime genug gereinigt worden war, gegeben wurde. Es wurde ſehr oft 3 bis 4 Mahl vergebens gebraucht; wenn man aber nach dem Gebrauche anderer vorbereitenden Mittel daſſelbe wieder brauchte, ſo hob es die Zufälle, und trieb Würmer ab. Obgleich das verſüßte Queckſilber häufig hin-

hinter einander gegeben wurde, so erregte es doch niemahls einen Speichel-Fluß, wofern das Mittel in den Därmen nicht gleichsam eingesperret wurde. In diesem Falle schien es Speichel-Fluß erregen zu wollen, welcher aber durch die Verdoppelung der Dose, und die davon bewirkten Ausleerungen durch den Stuhl, allemahl verhindert wurde.

Nach beyderseitigen Ausleerungen wollte aber der Krampf selten weichen, und nun suchte man ihn durch schweißtreibende Mittel zu bekämpfen. Das natürlichste Mittel zu dieser Absicht war der Kampher, erst in Emulsionen, dann in einem Teige, und, da diese Zusammensetzungen ihre Unbequemlichkeiten hatten, und die Kranken nach Säuren sehr begierig waren, in Essig aufgelöset, gegeben. Die Doses mußten sehr stark seyn. Zu 1 Pfund Kampher-Essig wurden 6 Loth Wachholder-Saft gesetzt. Dieses Mittel bewirkte, ausser seiner schweißtreibenden Kraft, eine mächtige Zertheilung des zähen Schleimes, und tödtete auch oft Würmer; nur mußten wenigstens 4 Pfund von demselben verbraucht werden, wenn man Hülfe von ihm erwarten wollte. 1 Pfund Essig enthielt 1½ Loth Kampher. Wein-Essig für sich allein that auch zuweilen gute Dienste. Wenn die Zunge verletzt war, wurde dem Kampher-Essige noch Zucker-Syrupp beygemischt.

Die virginische Schlangen-Wurzel war auch von guter Wirkung; nur konnte sie, wegen ihrer Kostbarkeit, und wegen des Widerwillens der Kranken gegen dieselbe, nicht genug und lange gebraucht werden.

Das von Hrn. Hensler in Altona empfohlne Pulver, aus gleichen Theilen von Kalmus, Arons-, Alant- und Baldrian-Wurzel, mit einem geringen Theile von Rhabarber, und noch geringern von Kampher, that bey den Kranken vortreffliche Dienste, und wirkte besonders sehr vortheilhaft auf den Magen;

nur

nur wollten es die Kranken, seines übeln Geschmackes wegen, nicht gern nehmen.

Die China-Rinde schien wider die Krankheit nicht sonderlich wirksam zu seyn, sie mochte für sich gebraucht, oder mit Rhabarber, Kampher, oder Regenwürmer-Pulver, versetzt worden seyn. In dem langsamen trocknen Brande war sie äusserlich und innerlich von Nutzen.

Alle Mittel, die, um Schweiß zu erregen, gegeben wurden, waren schädlich. Der Hirschhorn-Geist und die Bett-Wärme schadeten offenbar.

Wenn die Krankheit gar keine glückliche Wendung nehmen, und keine Krisis erfolgen wollte, so wurde Dippel's thierisches Oehl, besonders Bejahrten, mit sichtbarem Nutzen gegeben. Es wurde 3 bis 4 Mahl des Tages zu 10 bis 15 Tropfen genommen, und 3 bis 4 Wochen damit angehalten. Es wirkte, was kein anderes Mittel thun wollte, durch Ausschläge auf der Haut, bald durch den höchst ekelhaften der Elephantiasis ähnlichen Ausschlag, bald durch eine Menge kleiner Schwären, bald durch große Blut-Geschwäre.

Eine Person, bey der alle andere Mittel vergebens waren gebraucht worden, wurde noch durch den Bisam von ihrem bevorstehenden Tode gerettet; die Dosis war von 7 bis zu 10 Gran, alle 3 Stunden. Zur Cur wurden 4 Loth gebraucht. Die Kostbarkeit dieses Mittels hatte aber keine Versuche weiter verstattet.

Die von Linné wider die Raphania angerühmte Alchymilla, half nichts, oder nur sehr wenig.

Wider die öftern Anfälle von Zuckungen war der mit Kalk bereitete Salmiak-Geist, von 20 bis zu 60 Tropfen, dienlich; doch hob er die Zufälle nicht völlig. Die Verzuckungen in den Eingeweiden des

Un-

Unterleibes legten sich nach dem Gebrauche des Extracti panchymagogi Crollii.

Der Mohn-Saft wurde auch nicht unversucht gelassen. Die Kranken rühmten Erleichterung darnach bekommen zu haben; das war es auch alles. Bey Einigen änderte sich aber, unter dessen Gebrauche, wobey auch die Salze nicht vergessen wurden, die Krankheit in eine Albernheit, oder auch Blödsinn. Sydenham's Laudanum machte Erleichterung und einen guten Magen, änderte aber die Krankheit im Ganzen nicht. Mischungen aus Teufelsdreck, Kampher und Hirschhorn-Geist schienen ebenfalls wenig wirksam zu seyn. Der Kampher hob einst die von der Kriebel-Krankheit entstandene Tollheit.

Die Tinctur von dem Pulver des Wurm-Samens that große Dienste, weil die Zuckungen insgemein von Würmern herkamen. Als ein solches Wurm-Mittel war auch das mit versüßtem Salpeter-Geiste aufgelöfete spirituöse Extract der Baldrian-Wurzel zu betrachten. Diese Wurm-Mittel waren, nebst dem versüßten Queckfilber, überhaupt von der besten Wirkung. Die Weinstein-Kryftallen leisteten nichts. Das englische Zinn trieb zwar Würmer ab, aber es erfolgte auf den Gebrauch desselben eine Verhärtung des Unterleibes. Der in Milch abgekochte Knoblauch wurde denen gegeben, die sich die Zunge zerbissen hatten, und denen schärfere Mittel nicht gegeben werden konnten, aber auch ohne vielen Erfolg.

Die Verhärtungen im Unterleibe hob Seife mit Rhabarber. Das pyrmonter Wasser beschloß bey Mehrern die Cur.

Dieses sind die merkwürdigsten Versuche und Erfahrungen, die Hr. Taube mit innerlichen Mitteln in dieser Krankheit angestellt hat. Eben so genau erzählt

zählt er nun noch, mit welchen äusserlich angewandten Mitteln er hierin etwas ausgerichtet hat.

Die Blasen-Pflaster thaten, bey Erwachsenen sowohl als Kindern, augenscheinlich gute Wirkung. Bey einigen Fällen der Dummheit auf den Kopf gelegt, haben sie niemahls einen ausserordentlichen Nutzen gestiftet; hatten sich aber die Krämpfe aus den Gelenken im Halse festgesetzt, so wurde mit augenscheinlichem Nutzen ein ganzes Band von Zug-Pflastern um den Hals gelegt.

Der Aderlaß zog zu Anfange der Krankheit traurige Folgen nach sich, und er mußte in der Krankheit nur vorgenommen werden, wo ihn dringende Umstände erforderten, denn er war allemahl weit nachtheiliger, als er nützlich war. Wenn er oft wiederhohlt wurde, starben die Kranken allemahl. Das Schröpfen schaffete in den von dem Krampfe befallenen Theilen Erleichterung. Die häufig an die von den Krämpfen befallenen Glieder angelegten Blut-Egel, nahmen allemahl die Schmerzen weg, auch die Dummheit minderten sie, wenn sie häufig an den Hals geleget wurden. 8 bis 10 Stück waren hinreichend; aber keiner von denen, welche einmahl an Krampfsüchtigen gesogen hatten, behielt das Leben; sie konnten sich von dem eingesogenen Blute nicht entledigen. Sie lagen unbeweglich 8 bis 10 Tage im Grunde des Wassers, und starben endlich. Wurden sie mit Salz bestreuet, so ging zwar ein Theil des Blutes ab, aber sie bekamen darnach eine tödliche Dürrsucht.

Das Reiben der von dem Krampfe befallenen Theile, wurde von den Kranken oft gefordert. Es bezwang oft ziemlich heftige Krampf-Anfälle, und das Kriebeln noch eher. Wider die Taubheit der Finger-Spitzen vermochte es nichts.

Wenn die Kranken sich verbrannten, indem sie entweder bey starken Zuckungen in das Feuer fielen,

oder bey dem Niedersinken mit kochendem Wasser sich verbrannten, und davon heftig eiternde Wunden bekamen, so hatten sie Erleichterung. Fontanelle, Haar-Seile, und andere lange unterhaltene künstliche Ableitungen bewirkten wenig.

Eine Salbe aus gleichen Theilen frischer Butter und Branntwein, der noch 2 Unzen Kampher zugesetzt waren, auf krampfhafte Glieder warm eingerieben, schaffete sehr große Linderung. Es wurden Umschläge von China und Salmiak mit Kalk-Wasser, auf Arme und Beine oft warm übergelegt. Auch der innerliche Gebrauch derselben wurde hierbey nicht unterlassen. Zur Heilung des Brandes war, nebst der China, die Bley-Salbe sehr gut. Das Terpenthin-Oehl hob, warm eingerieben und anhaltend gebraucht, die Taubheit der Theile am besten.

Unter allen äusserlichen Mitteln war aber keins von ausgebreiteterer Wirkung, als die warmen Bäder, wenn Schweiß auf dieselben folgte, der durch das Einhüllen der Kranken in wollene Decken befördert werden mußte. Die Wärme des Wassers mußte 60, höchstens 70, fahrenheit. Grad betragen. In einem einzigen Falle bekam der Badende im Bade Zuckungen.

Von den elektrischen Erschütterungen rühmten auch die mehresten Kranken, daß sie dadurch in Schweiß kämen, daß die Krämpfe nachliessen, daß die Glieder-Schmerzen sich verringerten, daß der Kopf leichter wurde, daß das Gesicht sich aufklärte, und daß die Taubheit in den Spitzen der Finger und das Ameisenlaufen in der Haut sich darnach verlöre. Insbesondre leistete die Elektricität bey Einigen, die mit dem schwarzen Stare behaftet waren, gute Dienste. Ueberhaupt aber waren alle Fehler der Augen, die mit einem Mangel des Vermögens zu sehen verbunden waren, sehr hartnäckig.

Hr. Taube schließt seine Bemerkungen über die Kriebel-Krankheit mit folgenden Aphorismen, die er aus seiner vielfältigen Erfahrung gezogen hat. 1. Die Kriebel-Krankheit der hiesigen Gegenden, ist eben dieselbe, welche in Frankreich, und an andern Orten, unter dem Nahmen Feu de St. Antoine, Maladie d'ergot, Nécrose, bekannt ist; sie unterscheidet sich nur in der Folge dadurch, daß hier Krämpfe, Zuckungen, Dummheit und Tod erfolgen, dort der trockne Brand. 2. Es ist möglich, daß sie bey jedem Menschen geheilet werden kann, wenn sie im Anfange und mit gehörigen Mitteln angegriffen wird. 3. Je länger sie sich im Körper aufgehalten hat, je schwerer ist sie daraus zu vertreiben. 4. Wenn sich das Gift im vermehrten Wurm-Schleime zeigt, so erfolgt die Besserung unmittelbar nach dessen Ausleerung. 5. Wo das Gift durch seine Schärfe Nerven ätzet und Blut-Gefäße zerstöret, da ist die Heilung äusserst schwer, und mehrentheils unmöglich. 6. Bey allen Auftritten der verschiedenen Zufälle ist noch nie ein Wechsel-Fieber bemerkt worden. 7. Nach wahren Brust-Krämpfen erfolgt der Tod gewiß, und oft sehr schleunig. 8. Alle Arten der Zuckungen, welche nach den überstandenen ersten Krämpfen in der Ruhe-Zeit entstehen, können im Anfange völlig gehoben werden. 9. Aderlässe, besonders häufige, sind im Anfange der Krankheit durch Erfahrung mehrentheils tödlich gefunden worden, und in dem fernern Laufe derselben haben sie das Uebel unheilbar gemacht, wenn nicht besondere Umstände sie erforderten. 10. Die Folgen der Krampf-Sucht, als eine Nerven-Krankheit behandelt, lassen sich am sichersten bezwingen. 11. Jugendliche Körper ertragen die Anfälle der Krankheit und deren Folgen leichter, als das Alter; sie werden auch viel sicherer geheilt. 12. Die unterdrückte Reinigung bey dem andern Geschlechte, macht in der Heilung große

Schwier-

Schwierigkeit, und sie lässet sich bey oder nach dem Krampfe nicht leicht wieder herstellen. 13. Wenn sie eintritt, pflegen gemeiniglich Krämpfe zu entstehen. 14. Die Kriebel-Krankheit ohne Zuckungen, scheint auf die Schwangerschaft keine Wirkung zu haben. 15. Alle Ausschläge in der Haut sind die Krisen gewesen. 16. Die Dummheit bey der Kriebel-Krankheit, unterscheidet sich von der Dummheit bey dem Genusse des Schwindel-Kornes, daß diese, in höchstens 4 Tagen, ohne Hülfe, vergeht, jene aber anhält, und mit sichtbarem Ameisenlaufen in der Haut verknüpft ist. 17. Die wahre Wut ist, als Folge der Kriebel-Krankheit, leichter zu heilen, als die Epilepsie. 18. Eine gänzliche Unterdrückung des Urines, ist ein Vorbothe des Todes. 19. Eine wässerige Geschwulst bey Bejahrten, bringt zum Grabe. 20. Ein nachfolgender grauer Star ist wohl etwas zu bessern, aber nicht völlig zu zertheilen. Das Messer hat noch keinen dieser Art gänzlich geholfen. 21. Wenn alle Vermuthungen eine Ineinanderschlingung der Gedärme (Volvulus) befürchten lassen, so thut das pyrmonter Wasser große Dienste. 22. Der Freß-Hunger verliert sich nie, ehe nicht ein galliges Erbrechen erfolgt. 23. Leichte Krämpfe, welche ohne Ausleerungen überstanden werden, kehren zuweilen nach Verlauf eines Jahres wieder, und werden tödlich. 24. Körper, welche mit der Gicht beladen gewesen sind, oder noch sind, leiden von den Krämpfen mehr, als andere. 25. Es gibt viele Beyspiele, daß die Kriebel-Krankheit nach einem ganzen Jahre anscheinender völliger Genesung wieder gekommen ist. 26. Wenn die übrigens völlig Genesenen in andere Krankheiten verfallen, so bekommen sie gemeiniglich Krämpfe dabey. 27. Der Satz des Greg. Horst, und des Hrn. Tissot, daß die Krankheit im Jan. und Febr. leicht wiederkehre, oder sich verschlimmere, ist

durch Erfahrung gar zu oft wahr befunden worden. 28. Gemüths-Bewegungen erregen neue Krämpfe, welche aber, wenn sie einen gereinigten Körper antreffen, ohne Nachtheil vergehen. 29. Wenn Zuckungen in Krämpfe oder Ameisenlaufen übergehen, so ist Hoffnung, die ersten zu vertreiben. 30. Es taugt nicht, wenn Brech-Mittel allein unterwärts wirken. 31. Bäder sind nur alsdann nützlich, wenn in oder nach denselben ein Schweiß erfolgt. 32. Das Elektrisiren, besonders die Erschütterungen, bekommen den mehresten Kriebelkranken wohl. 33. Das überbleibende Ameisenlaufen in den innern Theilen des Körpers, lässet keine baldige Genesung hoffen. 34. So lange noch in den Spitzen der Finger und der Zehen Taubheit, in den Gliedern Beben, in den Augen Schwäche, in der Haut Ameisenlaufen, und in dem Magen Freß-Hunger, übrig sind, so lange darf man keinen Kriebelkranken für geheilt halten.

Das Weitläuftigste in dem Werke des Hrn. Hof-Medic. Taube, ist das Tage-Buch, welches Derselbe über seine Kranke gehalten hat, die in dem Land-Wirthschafts-Gesellschafts-Kranken-Hause sowohl, als auch in dem Beysteuer-Lazarethe, seiner medicinischen Fürsorge und Cur anvertrauet worden waren. Dieses Tage-Buch ist mit aller nur möglichen Vollständigkeit abgefaßt; man findet hier die merkwürdigsten praktischen Begebenheiten mit eingewebt; und ich könnte auch hieraus vieles auszeichnen, wenn ich nicht, gar zu weitläuftig zu werden, befürchten müßte.

Der Anhang zu diesem Werke liefert noch verschiedene interessante Aufsätze von andern Gelehrten, als:

1. Historische Nachricht von der Kriebel-Krankheit, welche in der im Amte Giffhorn ungefähr 5 Meilen von Zelle gelegenen Hogräffschaft Hankensbüttel im J. 1770 und 1771 grassirte, von Hrn. Past. Hüser. Obgleich der Verf. hiervon kein Arzt ist, so findet man doch in derselben die Krank-

Krankheit nach ihren in die Sinne fallenden Zufällen genau und ordentlich beschrieben, und sie gehört mit zur ganzen Geschichte. Die Ursache der Krankheit leitet auch dieser Verf. aus dem Genusse des Brodes und der Mehl-Speisen eines sehr verdorbenen Rockens her; er sahe hierin die Aerzte den Kranken mit Nutzen Brech- und abführende Mittel, Schwefel-Blumen, virginian. Schlangen-Wurzel, Kampher, Klystiere, Blasen-Pflaster und Bäder, verordnen.

2. Beytrag zur Geschichte und Cur der Kriebel-Krankheit von 1770 und 1771, von Hrn. Hofmed. Weber. Hr. W. beobachtete auch bey seinen Kranken schreckliche Zufälle. Zwey Kinder, von 4 und 8 Jahren, hatten die Krämpfe immer ins Kreuz, z. B. im linken Beine und rechten Arme. Bey einem 63jährigen Manne, der aber erst am 4ten Tage nach seinem Tode geöffnet wurde, fand man verschiedenes gefault, entzündet und brandig; das Herz war sehr welk, dessen vordere Kammer mit vielem geronnenen Blute, die hintere nur mit sehr wenigem, angefüllt, auch die Aorta vom Blute fast ganz leer. Der Genuß des durch einen besonders giftigen Mehl-Thau verdorbenen Rockens, scheint ihm diese Krankheit verursachet zu haben. Das im Rocken gefundene Brand-Korn, als Brand-Korn hierzu anzunehmen, sagt der Verf., streitet wider meine Bemerkung, indem ich Kranke gehabt habe, unter deren genossenen Rocken fast gar kein Brand-Korn gefunden wurde.

3. Einige bey der Kriebel-Krankheit gemachte Bemerkungen, von D. Jo. Aug. Evers, in Giffhorn. Von dem verdorbenen Rocken, als Ursache der Krankheit, hat dieser Verf. ähnliche Bemerkungen gemacht, wie Hr. Taube. Er fügt diesen noch bey, daß, wenn die Müller diesen schlechten Rocken mahlten, sie einen ganz besondern Geruch davon empfanden, und wenn sie sich lange damit beschäftigten, sich bey ihnen eine schwindelnde Betäubung des Hauptes und eine gelinde Uebelkeit einstellte, so, daß sie gleich aus dem Geruche und den übrigen Folgen bestimmen konnten, ob der Rocken, welchen

sie mahlten, gut oder verdorben sey. Ueberhaupt findet man hier die stärkste Bestätigung desjenigen, was ich schon oben aus Hrn. Taube eigener Schrift ausgezeichnet habe. Dieser Verf. hat auch Beyspiele gehabt, daß die Kriebel-Krankheit sich zu den Pocken, zu Fluß-Fiebern, Brust-Krankheiten und zur Gicht gesellete, und daß sie gern bey Wöchnerinnen zum Ausbruch kam. Merkwürdig sind die Resultate, die er, aus seinen vielfältigen Beobachtungen gezogen, hier mittheilt.

4. Beobachtungen über die Kriebel-Krankheit, von Hrn. Leib-Arzt Hensler. Diese Beobachtungen hat Hr. H. in den Jahren 1767, 68, 70 und 71, gemacht, und aus denselben werden sehr lehrreiche Folgen gezogen. Was eigentlich im Brode sey, das diese Seuche veranlasset, wagt der Hr. Verf. nicht genau zu bestimmen. Genug, sagt er: es scheint im Brode etwas zu seyn, das mit der Wirkung narkotischer Gifte von der langsamen Art eine Aehnlichkeit hat. Wenn der Rocken alt wird, scheint er das schädliche Wesen zu verlieren, und das Narkotische im Rocken, so wie fast alle narkotische Gifte, dunstiger Natur zu seyn. Im frischen Rocken ist es in seiner völligen Stärke, und im warmen Brode scheint das Dunstige mehr entwickelt und schneller wirksam zu werden. Durch das Dörren des Rockens glaubt der Verf. der Seuche vorbeugen zu können.

5. Geschichte der Kriebel-Krankheit, von Hrn. Hof-Med. Meyer; enthält einzig und allein die Geschichte einer krampfhaften Krankheit eines Mädchens von 8 Jahren, wobey auch verschiedene Neben-Zufälle sich äusserten. Durch abführende Wurm-Mittel besonders, und durch Pillen aus Bisam, versüßtem Queckſilber, und Baldrianwurzel-Extract, wurde das Kind geheilet.

6. Versuche mit der Elektricität, von Hrn. Rector Steffens in Zelle (60). Man muß die Bescheidenheit des Verf. rühmen, da er die Wirkung der Elek-

(60) Sie stehen auch im 50 und 51 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771.

Elektricität nicht zu hoch anrechnet; daß aber das Elektrisiren mit unter die wirksamsten Mittel, die bey der Kriebel-Krankheit mit Nutzen angewandt worden sind, gehöre, beweisen die damit angestellten Versuche unläugbar.

7. Nachricht von der Krankheit, die aus dem Genusse des Toll-Kornes entsteht, von J. Taube. Einige Schriftsteller haben, wie ich oben erwähnt habe, die Kriebel-Krankheit auch dem Genusse des Toll-Kornes (Lolium temulentum) zuschreiben wollen; wie aber die Krankheit von dem Gifte des Toll-Kornes, von der Kriebel-Krankheit abweiche, können nun aufmerksame Leser sehen, wenn sie diese Nachricht von einer solchen Krankheit, die im Herbste 1771, in einigen Dorfschaften des Amtes Knesebeck gewütet hat, mit der Geschichte der Kriebel-Krankheit vergleichen wollen.

Hr Focken (61) hat entdeckt, daß die unmittelbare Ursache dieser Krankheit in dem Blute und in dem ungleichen Verhältnisse der festen und flüssigen Theile stecke. Er nennt sie daher einen Rheumatismum spasmodicum, und glaubt, sie bestehe in der Verdickung des Seri, oder des zum Gerinnen geneigten Blut-Wassers. Nach dieser Vorstellung meint er berechtigt zu

(61) Jo. Ludolph Focken Versuche, Beobachtungen, Erfahrungen und Curart in der so genannten Kribbelsucht. Mit Genehmhaltung königl hoher Landesregierung. Zelle, 1771, 8. werden in No. 118 und 119 der Staats- und gel. Zeit. des hamb. unp. Corresp. v. J. 1771 recensirt.

Unpartheyische Gedanken eines fleißigen und aufmerksamen Lesers des hamb. Corresp., bey Gelegenheit der im 118 und 119 St. enthaltenen Recension über J. L. Focken Versuche ꝛc. st. in No. 131 derf. v. e. d. J.

J. F. Antwort an den Hrn. Æ. Y. Z. auf dessen in No. 131 dieser Zeitung eingerückten gelehrten Artikel, st. in No. 138 derf. v. e. d. J.

Vertheidigung eines ehrlichen Mannes, st. in No. 145 derf. v. eb. d. J.

An den ehrlichen Mann des 145sten Stückes des hamb. unpart. Corresp. von F. st. in No. 153 desselb. v eb. d. J.

seyn, den Kranken wenigstens so oft die Ader öffnen zu dürfen, bis sich die Speck-Haut auf dem Blute zeigt, und den Durst durch den Genuß der Häringe zu reizen. Er behauptet, ein vegetabilisches Gift überhaupt, und das Mutter-Korn insonderheit, sey nicht die Ursache dieser Krankheit.

Hr. Hof-Medicus Marcard, in Hannover, beschrieb, als er noch in Stade lebte, eine daselbst im Winter 1771 und 1772 beobachtete, der Kriebel-Krankheit ähnliche Krampf-Sucht (62).

Der gelehrte Hr. Verf. hält es für wahrscheinlich, daß die Krankheit, welche die Franzosen Ergot nennen, und das unter dem Nahmen Kriebel-Krankheit in Deutschland bekannte Uebel, zweyerley ganz verschiedene Dinge seyn. „Das Wesentliche des Ergot," sagt er: „ist „Schmerz in einem Gliede, diesem folgt Stupor darin, „Veränderung der Haut-Farbe und völlige Absterbung, „oder trockner Brand. Das Wesentliche der Kriebel-„Krankheit ist: herumziehender vielfältig schmerzhafter „Krampf; dieser befällt meistens zuerst muskulöse Theile, „sonderlich an den Gliedern; seine materielle durch Reiz „scheinbar wirkende Ursache verliert sich entweder durch eine „Art Metastasis am gewöhnlichsten, selten durch einen „deutlichen kritischen Auswurf, noch seltener unmerklich „aus dem Körper; oder er fällt, wenn der Ausgang der „Krankheit unglücklich ist, auf edlere Theile, und zerstört „durch seine Wirkungen auf dieselben das Leben oder die „Gesundheit, aber nicht eben, wie beym Ergot, durch den „Brand. Es haben also diese beyde Krankheiten das „hauptsächlich mit einander gemein, daß sie die Glieder „anfallen, aber auf eine sehr verschiedene Weise; und ich „halte die Aehnlichkeit, welche man unter ihnen findet, „weni-

(62) Von einer der Kriebel-Krankheit ähnlichen Krampfsucht, die im Winter 1771 und 1772, zu Stade beobachtet wurde, von Henr. Matthi. Marcard Hamb. und Stade, 1772, 8. Der Hr. Verf. hat diese Schrift mit einigen Anmerkungen, Zusätzen, Verbesserungen und Auslassungen, im 2 Th. seiner medicinischen Versuche, (Lpz. 1778, 8) S. 1 — 62, wieder abdrucken lassen.

„weniger für die Ursache ihrer, nicht sowohl in der Natur „gegründeten, als vielmehr bloß für bekannt angenomme„nen, Verwandtschaft zu seyn, als die gemeinschaftliche „für beyde Krankheiten vorausgesetzte Ursache.“

Und weiter unten sagt er: „Es ist zwar wahr, daß „alle diejenigen, welche eigene Erfahrung von der Krie„bel-Krankheit haben, mehr für die Schädlichkeit des „Mutterkorns stimmen; — dem ungeachtet aber halte ich „die Schädlichkeit desselben keinesweges entschieden, und „wir werden noch zuvor Aernden erleben müssen, in denen „sich viel Mutterkorn findet, und werden die Folgen da„von beobachten müssen, oder aber neue Epidemien, die „ohne dieses Gewächs entstehen, werden die Gewißheit „darüber an den Tag bringen; die Zeit wird uns darüber „belehren, und keine neue chymische Versuche eines Mo„dels.“

Die Beobachtungen der Aerzte in dem Herzogthume Schleswig-Holstein (63), leiden, da sie meist einzelne, aber wichtige That-Sachen, und größten Theils bloß Geschichten einzelner Krankheiten, und Bemerkungen über die Krankheiten des Getreides, welche die Kriebel-Krankheit verursachen, enthalten, keinen Auszug. Das medicinische Collegium zu Kopenhagen rieth, um die Kriebel-Krankheit zu verhüten, das Korn nicht zu bald zu mahlen und zu verbacken, dasselbe gut zu reinigen, zu dörren, die brandigen Aehren auszureissen, und, um die Nahrung des Land-Mannes zu ändern, andere Pflanzen, die genossen werden können, anzubauen. In den ersten Anfällen wird ein Brech-Mittel, welches zugleich durch den Stuhl ausführen muß, und hernach ein schweißtreibendes Mittel empfohlen. Eine Latwerge aus Baldrian-Wurzel, Myrrhe und Jalappe, wird von ih-

(63) Berichte und Bedenken, die Kriebel-Krankheit betreffend, so von den Schleswig-Holsteinischen Physicis an die königl. deutsche Kammer zu Kopenhagen eingesandt worden, nebst dem von dem königl. Collegio Medico daselbst desfalls ausgefertigten Responso. Kopenh. 1772. 8.

nen, so wie der Gebrauch aller Gewächse aus der Gattung des Lauches (Allium), sehr angerathen. Die Nahrung soll aus dem Pflanzen-Reiche, und fett, seyn.

Die Beobachtungen des Hrn. Berg-Arztes Lentin (64) kommen, in Rücksicht auf die Geschichte der Krankheit, mit denen von Hrn. Taube überein. Die Gleichheit der Zufälle in mehrern Gegenden des Landes, in welchen die Krankheit herrschte, ist auffallend. Hr. L. brauchte erst ein Brech-Mittel; darauf gab er, um Stuhlgänge zu erregen, Queckſilber-Pillen; sodann suchte er das Gift auf die Haut zu treiben, und brauchte deshalb innerliche Mittel und Blasen-Pflaster. Um die Glieder zu stärken, ließ er innerlich das Cajeput-Oehl nehmen. Auch ließ er die Kranken eine genaue Diät beobachten, und sie laue Bäder brauchen. Der Phosphorus des Brand, den er anfänglich, um das Nerven-System zu beleben, einigen Kranken gab, that gute Wirkung. Die beständig frisch angelegten Blasen-Pflaster, die Bäder, die Seife, und Purgier-Mittel, innerlich wiederhohlt gebraucht, trugen zur Cur das meiste bey. Der Bisam, die Baldrian-Wurzel, und der in Vitriol-Aether aufgelöſete Kampher, waren unwirksam.

Hr. Leib-Arzt Selle (65), hält ebenfalls die Kriebel-Krankheit von der in Frankreich unter dem Nahmen Ergot bekannten Krankheit für sehr verschieden, wenigstens den Erscheinungen nach, ob sie gleich beyde von schlechter und verdorbener Nahrung, besonders vom

(64) Lebr. Fr. Benj. Lentins Beobachtung von der Gribbel-Krankheit, der Entstehung des Mutterkorns ꝛc st. in Dessen Beobachtungen einiger Krankheiten, (Gött. 1774, gr. 8.) S. 1 — 80.

(65) In seinem Handbuche der medicinischen Praxis, (3te Aufl. Berl. 1786. gr. 8.) S. 363.

vom Genusse eines schlechten Brodes bey feuchter und ungesunder Witterung, entstehen.

Ich schließe mit dem gründlichen und beyfallswürdigen Urtheile des Hrn. Hofr. Beckmann, über die Ursache der Kriebel-Krankheit (66).

„Das Mutter-Korn kann schädlich seyn, aber es muß nur selten die Kriebel-Krankheit verursachen. Höchst selten ist der Rocken ohne dasselbe. Ich habe, so wie Hr. Wichmann, Gegenden gesehen, wo mehr als der 8te Theil unter demselben gewesen, und wo dennoch nichts von der Krankheit gehöret worden. Der Rocken, welcher auf demselben Felde, ja auf denselben Aehren mit dem Mutterkorne wächst, ist gesund und gut, und was Hr. W. bemerkt hat, scheint uns noch keine Krankheit, sondern nur höchstens eine Noth Reife anzuzeigen; aber wie oft wird Rocken, der nur nothreif geworden, ohne Schaden genossen! Hingegen vermuthe ich, daß allemahl ganz frischer Rocken in Menge genossen diese Krankheit hervor bringen werde, und daß sie durch das unverdauliche Afterkorn nur beschleunigt oder vergrößert werde, daß hingegen eben dieser Rocken, mit dem Afterkorn, wenn er älter und trocken geworden, gar nicht mehr schade, ungeachtet Afterkorn immer wohl etwas unverdauliches bleiben wird. In Schweden lebt der größte Theil der Bauern von Gersten-Brod, und auch nur dieser bekommt die Krankheit, nicht derjenige reichere Theil der Landleute, welcher Rocken-Brod und andere Speisen genießt. Ich schließe hieraus, daß also auch frische Gerste, in Menge genossen, eben so schädlich, als frischer Rocken, sey. Die Krankheit wütet auch in Schweden nur gleich nach der Aernde, und läßt nach, wenn die Gerste älter geworden, wie Linné ausdrücklich sagt. Wie nachtheilig ganz frisches Getreide den Thieren ist, ist bekannt genug, und auch in der von Wichmann beschriebenen Epidemie waren davon Beyspiele. Ist diese Vermuthung wahr, so ist begreiflich, warum die Kriebel-Krankheit nur nach magern Jahren, wann Getreide-Mangel den Landmann nöthigt, sogleich vom

(66) In seiner physik. ökon. Biblioth. 2 B. 1 St. (Gött. 1771, 8.) S. 120, fgg.; und in den Grundsätzen der teutschen Landwirthschaft, (3te Ausg. Gött. 1783, 8.) S. 157, f.

vom neuen Rocken zu zehren, einreisset; so ist die Furcht vor dem Getreide, auf dessen gar zu frühen und starken Genuß sich die Krankheit gezeigt hat, um ein vieles zu mindern; und so würde die Landes-Polizey nur dahin zu sehen haben, daß die Landleute niemahls ganz frischen Rocken, aus Mangel des ältern, zu genießen gezwungen wären; allenfalls müßte ihnen früh genug älterer Rocken gegen frischen vertauschet werden. Vielleicht verlöre auch das frische Getreide durch künstliche Austrocknung seine böse Eigenschaften. Hingegen ist vielleicht das zu früh gemähete, und zu früh und zu naß in die Scheune gebrachte Getreide am gefährlichsten; vielleicht verursacht dieses noch die Krankheit, wenn es gleich spät ausgedroschen, aber nach dem Dreschen gleich genossen wird. Ist dies, so kann die Kriebel-Krankheit auch spät im Winter entstehen."

Kriebeln, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und nur im g. L. und der vertraulichen Sprech-Art üblich ist.

1. Von vielen an einem Orte befindlichen kriechenden Geschöpfen, wenn sie sich haufenweise an einem Orte hin und her bewegen, sagt man: an diesem Orte kriebelt (wimmelt, wiebelt, kriebelt und wiebelt) es von Mauer-Asseln, Käfern, Würmern, u. s. f.

Im Nieders. kribbeln, krimmeln, kremeln; Fr. fourmiller, grouiller.

2. Mit den Spitzen der Finger gelinde krauen, so, daß dadurch ein Jucken erreget werde. Jemand kriebeln.

Grabbeln drückt schon eine stärkere Berührung aus.

3. Eine juckende Bewegung empfinden, als wenn man gekriebelt würde, oder als wenn sich kriechende Insecten in dem Gliede befänden, als ein Impersonale. Es kriebelt mich in der Nase. Ein Kriebeln empfinden. Siehe das vorige.

4. Figürlich. Das kriebelt ihn im Kopfe, bringt ihn auf, reizt ihn zum Unwillen.

Daher

Daher Kriebel-Kopf, oder Kribbel Kopf, in Nieder-Sachsen einen jähzornigen Menschen bedeutet, der leicht zum Zorne zu reizen ist.

Im Niederſ. in allen Bedeutungen kribbeln. Es ist das Diminut. sowohl von greifen, Niederſ. gripen, als kriechen, Niederſ. krupen, Engl. crawl, welche Zeit-Wörter sehr nahe verwandt sind.

Kriebs, (der) das Kern-Gehäuse im Obste; ſ. Griebs, im XX Th. S. 19.

Kriech, (das) an den Schiffen, das an dem Vorder-Steven befindliche Holz, worauf das vordere Bild des Schiffes ruhet. Es steht vorn hinaus, macht die vordere Seite des Bauches aus, und wird auch das Kreech und Schech genannt; Fr. Gorgères.

Es ist ohne Zweifel mit der Griech- oder Gries-Säule der oberſächſiſchen Landleute verwandt; ſ. im XX Th. S. 28, f.

Kriech-Aente, die kleinste Art der wilden Aenten; ſ. Th. XI, S. 41.

In den niederſächſiſchen Mund-Arten geht das ch, wie in andern Fällen, in ein k über, Kriek-Aente, Krieke, Krikke. Im Franzöſ. heißt diese Aente Cercerelle, im Lat. Querquedula, im Dän. Krikand, im mittlern Lat. Cricella, Cercella, bey dem Golius Tröß-lein, und um Hamburg Wöbke. Wenn der Nahme Kriech-Aente nicht ein Ausdruck des eigenthümlichen Geſchreyes dieſes Vogels ist, so bedeutet er ohne Zweifel so viel als kleine Aente, indem kriek im Meklenburgiſchen noch jezt klein bedeutet; so, daß dieſes Wort mit Kracke, und gewiſſer Maßen auch mit kriechen Eines Geſchlechtes ist. Siehe auch Krieche.

Kriech-Bohne, Krup-Bohne; ſ. im VI Th. S. 110.

Kriech-Hahn, Krup-Hahn, das kriechende Huhn; ſ. im XXVI Th. S. 13.

Kriech-Röhre, eine Art Röhren-Koralle, Tubipora ſerpens *Linn.*; ſ. im XLIV Th. S. 275.

Kriech-Säule, ſ. im XX Th. S. 28, f.

Kriech-

Kriech-Stein, L. Lapis repens, wird von Klein in Scheuchzer's Sciagraphia lithologica, S. 51, eine Art Asterien genannt, von der er sagt, daß sie, wenn sie in Essig gelegt wird, hin und her kriecht, daß man meinen sollte, sie lebe.

Man hat verschiedene Steine und Versteinerungen, bey denen diese Erscheinung sich äussert. So haben z. B. die kleinsten Astreiten das Besondere an sich, daß sie, wenn man sie in Essig legt, sich bewegen, und hin und her gehen. Unter den thüringischen Trochiten, zeigen verschiedene eben diese Erscheinung. Von den Asterien bezeugt es Klein; und wer sich die Mühe geben will, mancherley Kalkstein-Arten, insonderheit solche, die nicht die Härte des Marmors haben, rund und platt zu schleifen, und ihnen eine Größe zu geben, welche der Schwere des Essiges angemessen ist, der wird mehr kriechende Steine finden, als er vielleicht vermuthet. Wenn man solche Steine in ein glattes Gefäß, z. B. in eine porzellane Schüssel legt, so liegt der Stein anfangs ruhig, man sieht aber von ihm verschiedene Luft-Bläschen aufsteigen; und hierin liegt der wahre Grund, warum solche Steine sich bewegen. Sie haben feine Oeffnungen, und die Luft treibt sie. Doch sieht man diese Erscheinung nicht, wenn man den Stein in bloßes Wasser legt. Vom Wein-Essige wird die Wirkung stärker und schneller, als vom gemeinen Bier-Essige. Unter den Milleporen führt eine Art den Nahmen Millepora repens, weil sie sich gern auf andere Steine oder Korallen legt, und auf ihnen gleichsam herum kriecht. Man könnte sie, wenn sie versteinert ist, Lapis repens nennen, obgleich dieser Nahme von ihr nicht gebräuchlich ist.

Hrn. Superint. Schröter litholog. Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, gr. 8.) S. 351.

Krieche. (die) 1. Eine Art kleiner wilder Aenten; s. Kriech-Aente.

2. Eine Art kleiner runder Pflaumen, oder vielmehr zahmer eßbarer Schlehen, deren Baum, welcher der **Kriechen-Baum** genannt wird, ein schönes bunt gescheckes Holz gibt; Prunus insititia *Linn.* Es gibt ihrer mit weißen oder gelblichen Früchten, welche **gelbe Kriechen** genannt werden. Siehe **Pflaume.**

An einigen Orten Kriechlinge, in Meissen Tarnickel, in Nieder-Sachsen Kreeken, im Osnabrück. Wichtkens, Wichterkens, im Franz. Creque, im Schwed. Krikon, im Dän. Kråge. Entweder gleichfalls mit Kriech-Aente, von kriech, kriek, klein, oder auch von krag, krach, rund, indem im Holländ. die Kirschen Kricken genannt werden. Siehe Kragen und Krücke.

In Bretagne wird die wilde Pflaume Gregon genannt, welches Pelletier von cryg, rauh, abstammen lässet, weil sie den Hals zusammen zieht und rauh macht.

Kriechen-Baum, s. im vorhergeh. Artikel.

Kriechen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort seyn erfordert. Es bedeutet:

1. Eigentlich, sich vermittelst der Füße langsam auf der Erde fortbewegen, wo es besonders von den Insecten und von dem Gewürme gebraucht wird; L. repere, Fr. ramper. Ueber alles Gewürm, das auf Erden kreucht, (kriecht), 1 Mos. 1, 26. Alles was auf dem Bauch kreucht, und alles was auf vier oder mehr Füßen gehet — alles das auf Erden schleicht, 3 Mos. 11, 42. Ein kriechendes Thier, das auf Erden schleicht, V. 44. Imgleichen von solchen vierfüßigen Thieren, welche sich auf ihren kurzen Füßen nur langsam fortbewegen. Diese sollen euch auch unrein seyn, unter den Thieren, die auf Erden kriechen: die Wiesel, die Maus, die Kröte, der Igel, der Molch, die Eidex, die Blindschleich, und der Maulwurf, V. 29. wo

man

man doch den Gang des Wiesels und der Maus kein Kriechen nennt, ausser wenn es mit dem in der folgenden Bedeutung befindlichen Neben-Begriffe geschieht. Wohl aber braucht man es von Menschen, wenn sie sich vermittelst der Hände und Füße zugleich auf der Erde forthelfen. Ein Kind kriecht so lange, bis es gehen lernt. Auf allen vieren kriechen. Gekrochen kommen. Durch ein enges Loch kriechen. Die Höhle ist so enge, daß man nicht darin gehen, sondern nur kriechen kann.

2. In engerer Bedeutung, mit dem Neben-Begriffe der physischen Erniedrigung, wo man dieses Zeit-Wort auch von solchen Geschöpfen braucht, deren gewöhnlichen Gang man sonst nicht ein Kriechen zu nennen pflegt.

(1) Eigentlich, wo man es von allen Thieren braucht, wenn sie ihren Körper niedriger machen, als er gewöhnlich ist, und sich so auf der Erde fort bewegen. So kriecht der Hund, wenn man ihm drohet. Die Mäuse kriechen in ihre Löcher, kommen aus ihren Löchern gekrochen. Das Küchlein kriecht aus dem Eye.

So auch in den Zusammensetzungen:

Ankriechen, L. arrepere, repere in aliquid, herankriechen, sich kriechend nähern, doch am häufigsten nur im Particip. Pass. mit dem Zeit-Worte kommen. Das ankriechende Ungeziefer kann man wohl verhindern, aber nicht das anfliegende. Imgl. in figürlicher Bedeutung, doch nur im g. L. Er kommt mit seiner romanenhaften Liebe angekrochen.

Auskriechen, herauskriechen; s. im III Th. S. 234.

Bekriechen, L. perrepere, auf etwas kriechen. Die Raupen bekriechen den Baum. Blätter, welche die Seiden-Würmer bekrochen haben.

Durch-

Durchkriechen, 1. ein Neutrum, ich krieche durch, durchgekrochen; durch eine Oeffnung kriechen. Das Loch ist zu klein, es kann keine Maus durchkriechen. Sie ist schon durchgekrochen.

2. Ein Activum, ich durchkriche, durchkrochen. Alle Winkel durchkriechen, in alle Winkel kriechen. Er hat alles durchkrochen, in einer niedrigen Figur, er hat alles durchsucht, alles durchgrübelt.

Einkriechen, s. im X Th. S. 406, f.

Unterkriechen, unter etwas kriechen, mit dessen Verschweigung. Die Maus ist untergekrochen, unter den Schrank, u. s. f.

Im Bergbaue kriecht man unter, wenn man mit dem Baue unter der Erde den Anfang macht. Eben daselbst sagt man auch von einem Gange, er krieche unter, wenn er unter ein Gestein in die Tiefe sinkt.

Verkriechen, sich durch Kriechen verbergen, an einen verborgenen Ort kriechen. Die Mäuse verkriechen sich in die Löcher. Sich unter das Holz verkriechen. Eigentlich nur von kriechenden Thieren, figürlich und mit Verachtung auch von Andern, für verbergen. Die Israeliten verkrochen sich in die Höhlen vor den Philistern, 1 Sam. 13, 6. Die Dürftigen im Lande müssen sich verkriechen, Hiob 24, 4. Er muß sich vor ihm verkriechen, in der niedrigen Sprech-Art, er kommt ihm an Vorzügen, an Reichthum, an Geschicklichkeit, u. s. f. nicht bey.

(2) Figürlich.

a) Von Gewächsen, welche nicht in die Höhe schießen, sondern ihre Zweige und Ranken auf der Erde und nahe an derselben fortlaufen lassen, sagt

man, daß sie auf der Erde kriechen. In Nieder-Sachsen, wo kriechen krupen heißt, nennt man verschiedene solcher Gewächse Krüper, Krupbohnen, Kruperbsen.

b) Ein Zeug kriecht zusammen, oder kriecht ein, wenn er einschrumpft, zusammen läuft, an der Länge ab-, an der Dicke aber zunimmt.

c) Im verächtlichen Verstande zuweilen für gehen, besonders von dem Gehen in einen engen niedrigen Ort. In das Hundeloch, in das Gefängniß kriechen müssen, welches man auch wohl einkriechen nennt.

d) Imgl. mit dem Neben-Begriffe der Verstohlenheit. Zu Bette kriechen, in das Bett kriechen.

e) Noch mehr mit dem Neben-Begriffe der Demuth. Zum Kreuze kriechen; s. oben, S. 14. Wo es denn, nach einer noch weitern Figur,

f) sich vor Andern zu sehr erniedrigen bedeutet. Vor einem kriechen, sich auf eine unanständige Art vor ihm demüthigen oder erniedrigen. Er kriecht, ist kriechend. Ein sehr kriechendes Lob. Ein Mann, wie er, kann nur verzweifeln oder kriechen.

Bey dem Notker chriechen, bey dem Strycker im Imperf. chruch, im Schwed. kräka, im Isländ. kreika. Mit einem andern Suffixo bey dem Notker chriesan. Mit einem noch andern Suffixo im Niederf. krupen, im Angelf. creopan, im Engl. creep, im Franz. croupir, im Schwed. krypa, im Isländ. kriupa, wozu auch das Lat. repere, und Griech. ἑρπειν, gehört. Eigentlich ist es eine Nachahmung des Geräusches, welches ein Thier im Kriechen macht, ohne doch die Begriffe des Anhaltens mit den Klauen, der Krümme, und der Niedrigkeit davon auszuschließen, welche insgesammt Figuren des eigentlichen Kriechens sind, so, daß dieses Wort mit Krücke und Kracke, und in Ansehung des Niederf. krupen mit Krapf, Krabbe, greifen, raffen, und andern mehr, verwandt ist. S. auch Krüppel, und in Ansehung des

Be-

Begriffes der Niedrigkeit auch Kracke, Krieche, Kriech-Aente. In Bayern hat man von kriechen noch das Intensivum kräxen, eigentlich krächzen oder kriechzen, welches klettern, klimmen, bedeutet, welches gleichfalls eine Art des Kriechens ist.

Kriechende Binde, schlangen- oder wurmförmige Binde, L. Fascia repens, oder ascialis, Fr. Rampant, in der Wundarzeney-Wissenschaft, eine Binde, welche man um das Glied, wo sie angelegt wird, krumm, wie ein Wurm, oder schlangenweise, laufen, oder die Figur einer Schnecken-Linie nehmen lässet. Man fängt damit von oben an, und führt sie hinabwärts, oder von unten hinaufwärts; doch darf keine Umwickelung die andere berühren, sondern es muß zwischen einer jeden ein leerer Raum gelassen werden. Es ist eine einfache und auf einen Kopf gerollte Binde, ungefähr 3, 4 bis 5 Ellen lang, je nach dem es das Glied erfordert, und 2 Quer-Finger breit. Die ältern Wund-Aerzte bedienten sich derselben häufig wider heftige Entzündungen eines Gliedes, um das stockende Geblüt fort zu treiben und fort zu stoßen. Man gebrauchte sie auch bey geschwollenen Füßen, wobey sie vortreffliche Dienste thut; allein, sie ist heut zu Tage ziemlich aus der Gewohnheit gekommen, und die neuern Wund-Aerzte bedienen sich, an ihrer Statt, mehr der Hobel-Binde.

Kriechender Stein, s. Kriech-Stein, oben, S. 462.

Kriecher, in der Geschütz-Kunst, ein eisernes Werkzeug, die Unreinigkeiten in den Kammern der Mörser und Kammer-Stücke los zu kratzen; welches auch das Kratz-Eisen genannt wird. Siehe im XLVII Th. S. 721, und die dazu gehörige Fig. 2775.

Kriechling, s. Krieche, oben, S. 463.

Krieg. 1. Eigentlich, das Geschrey, in welcher veralteten Bedeutung es zu dem alten Chrey, Chri,

Fr. Cri, Geschrey, zu dem vermittelst des Zisch-Lautes daraus gebildeten schreyen, und zu den verwandten krähen, kreischen, kreissen, u. s. f. gehört. Sege unde lof men horde kriegen, Segen und Lob man hörte schreyen, eine gereimte Chronik in den Script. Brunsu. bey dem Frisch. De ön mit grotes Loves Kriege untfengen, die ihn mit einem großen Lob-Geschrey empfingen, eb. das.

Da nach einer gewöhnlichen Figur Ausdrücke, welche eigentlich einen Schall bezeichnen, auf Dinge angewendet werden, welche in das Gesicht fallen, so bedeutet Kriek im Nieders. der Schein, Glanz, und kricken, scheinen. Der Kriek van dem Tage, der Anbruch des Tages. Auf eben die Art wird brechen, welches gleichfalls einen in das Gehör fallenden Schall bezeichnet, mit seinen Ableitungen anbrechen, Pracht, u. s. f. von Dingen gebraucht, welche durch das Gesicht empfunden werden.

2. Figürlich.

1) Zank, Streit, im Schwabenspiegel Krieg, wo auch kriegen, widersprechen ist, in einer Urkunde von 1400, Chrieg, im Wendischen Kreh. In diesem Verstande kommt es noch zuweilen vor. Errette mich von den bösen Menschen, — die Böses gedenken in ihrem Herzen, und täglich Krieg erregen, Ps. 140, 3. Woher kommt Streit und Krieg unter euch? Jac. 4, 1. Immer Streit und Krieg haben. Besonders im Scherze. Wir wollen deswegen keinen Krieg anfangen. Imgl. nach einer noch weitern Figur. Zu heftig oder zu wenig begehren und verabscheuen, ist ein innerlicher Krieg unsers Willens mit dem Verstande, Gell.

2) In engerer Bedeutung, ein Streit vor Gerichte, ein Proceß, im Schwabensp. Krieg. Zu Kriege werden, in einen Proceß gerathen, in dem augsburg. Stadt-Buche aus dem 13ten Jahrh.

Der

Der mit dir will kriegen am Gericht, in einer alten Ueberseß. des N. Test. bey dem Frisch. Der Krieg Rechtens, ein Proceß, der Kriegs-Vogt oder kriegerische Vormund, erkriegen, durch einen Proceß erhalten, und andere Ausdrücke mehr, kommen in den Schriften der vorigen Zeiten noch häufig vor. Heut zu Tage aber ist es in dieser Bedeutung veraltet. Siehe Kriegs-Befestigung.

3) Im gewöhnlichsten Verstande, der Zustand der öffentlichen Gewaltthätigkeiten zwischen Staten oder beträchtlichen Theilen derselben; im Gegensatze des Friedens. Es ist Krieg. Es ist jezt in Europa Krieg. Krieg im Sinne haben. Krieg anfangen. Den Krieg ankündigen. Krieg führen. Den Krieg in die Länge spielen. Viele Kriege geführt haben. Im Kriege verwickelt, begriffen seyn. Einen Stat mit Krieg überziehen. Sich zum Kriege rüsten. Den Krieg endigen. In den Krieg gehen, Krieges-Dienste nehmen. Jemanden in den Krieg schicken. Aus dem Kriege wieder zu Hause kommen. Ein innerlicher, bürgerlicher Krieg, unter den Gliedern eines States. Der kleine Krieg, die Streifereyen der ausgeschickten Parteyen. Der Land-Krieg, ein Krieg, welcher zu Lande geführt wird, im Gegensatze des See-Krieges, d. i. eines Krieges zur See, welcher mit Schiffen geführt wird.

In der lezten Bedeutung im Dän. und Schwed. gleichfalls Krig. Der Krieg hat in mehrern Sprachen seinen Nahmen von dem Schreyen, entweder wegen des Geschreyes in den Gefechten, welches noch bey vielen Völkerschaften üblich ist, oder überhaupt von dem mit dem Kriege unzertrennlich verbundenen Geräusche. Dahin gehören das Griech. Κραυγη bey dem Theophrast, welches mit dem Deutschen von einem und eben demselben Stamme herkommt, und Βοη, welches eigentlich auch Geschrey bedeutet; das Lat. Bellum, ohne Zweifel von

bellen, schreyen, brüllen, und andere mehr. Indessen ist es doch in dieser Bedeutung neuern Ursprunges, indem es vor dem 13ten Jahrh. nicht gefunden wird. Die Alten gebrauchten dafür Orlog, Wig, Volkeswig, von wegen, bewegen, Werre, Fr. Guerre, Ital. Guerra, von wirren, verwirren, welches eigentlich auch ein Onomatop. ist, und andere Ausdrücke mehr.

Wir leben jezt zu einer Zeit, wo ein heftiger Paroxysmus die Menschheit wieder ergriffen, und die Muskeln ihres Riesen-Körpers bis zur äussersten Anstrengung gespannt zu haben scheint; wo die verheerende Flamme des Krieges in Japan und China, in Indien und Marokko, in Rußlands und Oestreichs, in Schwedens und der Osmannen Staten lodert; zu einer Zeit, wo sie leicht noch weiter um sich greifen, und den jezt noch ruhigen Theil Europens ebenfalls zum Schauplatz des Schreckens, des Menschenwürgens und der Verheerung machen kann, wenn der Genius des Friedens nicht bald die Herzen der gegen einander aufgebrachten Mächte besänftigt, und jenes verderbliche Feuer verlöschen heißt. Insonderheit sehen wir in den gereizten Muselmännern jenen Geist der Barbarey und Grausamkeit, jene Tollkühnheit und fanatische Wut, welche das gesittete Europa in dieses Jahrhundertes lezter Hälfte unwiederkehrlich verlassen zu haben schien, in seiner ganzen Ausschweifung wieder erwacht.

Für den Welt-Bürger, dem das Wohl der Menschen am Herzen liegt, den mit vielumfassender Liebe der Wunsch allgemeiner Glückseligkeit seiner Brüder erwärmt, ist die ausgebreitete Scene des Krieges eben so schauderhaft, als sie für den gefühllosen Neuigkeits-Hungerigen erwünscht und angenehm ist. Der Politiker findet im Kriege reichliche Nahrung, er sey nun Diener des States in einem erhabenen Posten, oder Privat-Mann, der die Welt-Händel zum Gegenstand sei-

seines Nachdenkens, oder seiner Klügeleyen macht. Dem Philosophen gibt der Krieg wichtige Veranlaßungen zu Betrachtungen und Untersuchungen über den Geist des Menschen, über seine Neigungen und Leidenschaften. Er nimmt die Jahr-Bücher der Geschichte zur Hand, beobachtet den stufenweisen Fortgang der Cultur des Menschen-Geschlechtes, vergleicht Völker mit Völkern, spätere Zeiten mit frühern, und forscht den verschiedenartigen Quellen der Fehden nach.

Das erste, höchste Gut, sagt man, nach dessen Besitz ein Volk, wenn es glücklich seyn will, trachten sollte, ist Friede. Friede ist die Quelle aller Ordnung, alles Wohls. Was kann der für sein Glück thun, den nichts als die Sorge des Angriffes oder der Vertheidigung beschäftigt? Der Krieg erzeugt Wildheit und Grausamkeit, und raubt dem Menschen die edelsten Gefühle, Mitleid und Erbarmung. Er erweckt Muth und Tapferkeit; aber oft verwandeln sich diese, ohnehin sonst ganz sinnlichen, auch dem rohesten Wilden eigenen Tugenden in Tollkühnheit und thierische Wut; er entflammt den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde; aber, indem er solcher Gestalt die gefährlichsten Leidenschaften in Aufruhr bringt, setzt er oft die Gewalt an die Stelle der Gerechtigkeit. Ein höchst wichtiger Schritt für das Wohl der Menschheit wäre es also, wenn die Kriege seltener, und folglich der Friede dauerhafter gemacht werden könnte. Aber wie wird, wie kann dies bewirkt werden? Unter welchen Voraussetzungen und Umständen kann man, ohne an eine ewige Dauer des Friedens zu denken, welche eine mit der Natur des Menschen unverträgliche Grille ist, auf Verminderung der Fehden, mithin auf Fortgang der Volks-Glückseligkeit sicher rechnen? — Das ist die große Aufgabe für Fürsten, die von dem Leben und Wohl so vieler tausend Unterthanen, jene

furchtbarste aller Rechnungen einst abzulegen haben; das ist das wichtige Problem für den Statsmann, der die von dem Souverän ihm übertragene Gewalt, seinen Einfluß, seine Mitwirkung, seine Entscheidung, auf das Beste des Landes, der Welt, der Menschheit richten soll! — Wer die besten ausführbarsten Mittel zur Erreichung jenes edeln Zweckes angäbe, dem würde der schönste Kranz des Verdienstes um die Welt gebühren, der Kranz, den die Blüthe unsterblichen Ruhmes umschlingt.

Der Krieg ist ein solcher Zustand der Menschen, in welchem sie einander Schaden und Abbruch zu thun befugt sind. In dieser Beschreibung können bürgerliche Kriege, und diejenigen, die ein Fürst wider seine sich empörende Unterthanen führt, mit begriffen werden. Eigentlich aber ist der Krieg ein Zustand, wenn selbstwaltige Fürsten oder Stände ihr Recht durch die Waffen gegen einander suchen. Die einen Obern haben, bey dem sie ihr Recht suchen können, sind Krieg zu führen nicht befugt; und wenn sie sich selbst Recht schaffen wollen, wird es eine gewaltsame feindselige Handlung, oder eine Thätlichkeit, genannt.

Der Krieg wird, in Ansehung 1. der Personen, welche denselben führen; 2. der Form, nach welcher er geführt wird; 3. der Ursachen; und 4. des Endzweckes, warum er unternommen worden ist, verschiedentlich eingetheilt.

1. **In Ansehung der Personen,** wird der Krieg, wenn man auf den Stand derselben sieht, eingetheilt in den **öffentlichen,** Bellum publicum, welcher von einem solchen geführt wird, der die Landes-Hoheit besitzt; in den **Privat-Krieg,** Bellum privatum, welcher von einzelnen und Privat-Personen geführt wird; und in den vermisch-

mischten, welcher zwischen solchen geführt wird, wovon der eine Theil die Landes-Hoheit besitzt, der andere aber nicht. In so fern von den Personen, einer der angreifende oder der angegriffene Theil ist, wird der Krieg ferner eingetheilt: in den **Angriffs- oder Offensiv-Krieg**, Bellum offensivum, wenn einer Urheber der Beleidigungen ist und den Krieg anfängt, und in den **Vertheidigungs- oder Defensiv-Krieg**, Bellum defensivum, wenn er nicht nur, wenn er schon wirklich angegriffen worden ist, die Gewalt abzutreiben sucht, sondern auch, wenn er der gewissen Gefahr, überfallen zu werden, durch Ergreifung der Waffen zuvor kommt. Endlich wird der Krieg, in Ansehung der Personen, wenn man diejenigen betrachtet, wider welche ein Krieg geführt wird, noch eingetheilt: in den **auswärtigen**, Bellum externum, welchen ein fremder Potentat mit einem andern Potentaten führt; und in den **innerlichen**, Bellum internum, s. intestinum. Dieser wird wieder eingetheilt: in den **öffentlichen innerlichen**, Bellum internum publicum, wenn ein Landes-Herr mit seinen Unterthanen, oder die Unterthanen mit ihrem Landes-Herrn, Krieg führen; und in den **innerlichen Privat-Krieg**, Bellum internum privatum, wenn Unterthanen eines States unter einander selbst Krieg führen; dieser heißt, wenn es von mehrern Bürgern eines States geschieht, ein **bürgerlicher Krieg**, Bellum civile; wenn es hingegen nur unter zweyen vorgeht, ein **Zweykampf**, oder **Duell**.

2. In Ansehung der Form, nach welcher ein Krieg geführt wird, wird derselbe eingetheilt: in den feyerlichen, Bellum solenne, welcher mit den

bey den Völkern üblichen Feyerlichkeiten geführt wird; und in den **nicht-feyerlichen**, Bellum minus solenne, welcher ohne die gewöhnliche Solennitäten geführt wird. Zu lezterm gehört, nach dem Völker-Rechte, das Latrocinium gentis in gentem.

3. In Ansehung der **Beweg-Ursachen**, aus welchen ein Krieg geführt wird, entsteht die Eintheilung: in den **gerechten**, Bellum iustum, welcher aus rechtmäßigen Ursachen geführt wird; in den **räthlichen**, Bellum suasorium, welcher alsdann geführt wird, wenn aus allen Umständen es rathsam zu seyn scheint, einen Krieg anzufangen; und in den **ungerechten**, Bellum iniustum, welcher unrechtmäßige Absichten zum Grunde hat.

4. In Ansehung des **Endzweckes**, ist der Krieg entweder ein **Decisiv-Krieg**, Bellum iudiciale, s. decisorium, welcher die Entscheidung einer streitigen Sache zum Grunde hat; oder ein **Entschädigungs-Krieg**, Bellum reparativum, wenn ein Krieg deswegen geführt wird, daß man denjenigen, der uns Schaden zugefügt hat, und denselben nicht ersetzen will, zur Satisfaction anhalte; oder ein **Defensiv-Krieg**, Bellum defensivum, welcher zu Abwendung schon zugefügter oder noch bevorstehender Beleidigungen geführt wird; oder ein **Straf-Krieg**, Bellum punitivum, welcher einem Volke zur Strafe geführt wird.

Das **Recht, Krieg zu führen überhaupt**, hat ein jeder Landes-Herr und Stat, welcher die Landes-Hoheit besitzt; nicht also Privat-Personen, woraus erhellt, daß die bürgerlichen und die Privat-Kriege mit Recht unter die unrechtmäßigen gerechnet werden.

Unter

Unter **Privat-Krieg** verstehen die neuern Philosophen: wenn ein Theil der Nation mit einem Theile der andern Nation im Kriege begriffen ist, ohne daß die ganzen Nationen daran Theil nehmen (*); oder, wie Grotius (**) will, Krieg, der nicht auf Veranlassung desjenigen, der die oberste Gerichtbarkeit über die Nation hat, geführt wird. Jene Bestimmung scheint nicht genau und passend genug zu seyn; sie passet zwar auf eine Art der Privat-Kriege, nicht aber auf Privat-Krieg überhaupt. Dahin gehören z. B. die Kriege, welche die ost- und westindische Compagnie der Holländer und Franzosen zusammen führten; dieses waren Theile zweyer Nationen, die, ohne daß die ganzen Nationen Theil daran nahmen, einander bekriegten. Hingegen auf Duell und Befehdung passet diese Bestimmung gar nicht. Ich werde demnach die Definition des Grotius vom Privat-Kriege zum Grunde legen, und von der Befehdung eine besondere geben. Fehde, ist das von einzelnen Theilen der Nation usurpirte Recht des Krieges der ganzen Nation, welches sie gegen Theile ihres eigenen Volkes und anderer Völker gemißbraucht haben. Ich werde zuerst etwas im Allgemeinen von dem Ursprunge des Krieges und seiner Haupt-Theile sagen, und sodann zu der Geschichte der Fehde fortgehen.

Der Mensch in dem rohen Zustande, wie er aus den Händen der Natur kommt, fühlt doch in sich schon einen unwiderstehlichen Trieb, Beleidigungen, die ihm ein anderer zufügte, zu rächen. Begriffe vom Eigenthum sind ihm gewisser Maßen angeboren, und der Grundsatz, auf den das ganze Natur-Recht sich gründet: **Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht!** ist selbst bey

(*) Feder's Natur-Recht, S. 442.

(**) *Hugo Grotius* de iure belli & pacis, L. 1, c. 3, §. 1, not. 1.

bey den roheſten Wilden ganz unläugbar. Dieſen Sätzen gemäß, ſchlägt der Wilde ſeinen Beleidiger todt, wo er ihn findet. Raubt ihm jemand ſein Vermögen, ſeinen Reichthum, obgleich dieſer nur in Waffen und Fellen beſteht, ſo iſt ihm alles erlaubt, wenn er ſich dadurch rächen und ſeinen Schaden erſetzen kann. So denkt der Wilde, wenn er noch auſſer aller Geſellſchaft ſich befindet. Er tritt in häusliche Verbindung, er wird der Vater einer Familie, und zugleich ihr Oberhaupt; nun werden Beleidigungen, die einem Gliede dieſer Geſellſchaft wiederfahren, als Beleidigungen des ganzen Körpers angeſehen, und ſchon ziehen Familien gegen einander zu Felde, d. h. ſie ſuchen ſich allen möglichen Abbruch und Schaden zu thun, bis der Beleidigte Rache genug zu haben glaubt. Die Feindſchaften des Vaters erben nun ſchon auf den Sohn, u. ſ. w. Das iſt der Urſprung vom Erb-Kriege. Eine Familie endlich, zu ſchwach den Anfällen einer andern zu widerſtehen, tritt mit ihren Nachbarn in Verbindung, man wählt ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und ſo formirt ſich eine Geſellſchaft, die zu ihrer Sicherheit ſich unter einem gemeinſchaftlichen Anführer vereinigte, ein Stat. Zu ihrer Sicherheit, ſage ich, vereinigte ſich die erſte Geſellſchaft. Jeder wünſchte, ſein Eigenthum, ſey es auch nach unſern heutigen Begriffen ſo unbedeutend als es wolle, in Ruhe zu beſitzen. — Kaum aber fühlten ſie ſich ſtark genug, ſahen, daß andere Familien, die noch einzeln lebten, ſich vor ihnen fürchteten, ſo wurden ſie kühn, ihre Habſucht wachte auf, ſie griffen um ſich und nahmen weg, was ſie erreichen konnten; anfangs Vieh, Waffen ꝛc. dann Hütten, endlich Länder, und die Bewohner derſelben machten ſie zu Sclaven, — ſo finden wir die erſten Eroberer in ihnen.

So entstanden zuerst die mannigfaltigen Arten der Kriege. So lange der Wilde noch allein lebte, war sein Rach-Krieg nach unsern Begriffen freylich nur Mord und Diebstahl, aber auch diese gehören unter die Störungen der Ruhe und Sicherheit. Da er in Familien-Verbindung lebte, ward es schon mehr dem Kriege ähnlich, und es entstand Erb-Krieg daraus. In bürgerlicher Gesellschaft finden wir ihn als Rächer der Beleidigung im Rach-Kriege, woran schon ganze Nationen Theil nehmen, und endlich als Eroberer. Hier zeigen sich nun auch schon die ersten Quellen des eigentlichen Privat-Krieges deutlich. Wie? wenn Streitigkeiten unter den Bürgern des States selbst entstanden? — ich glaube, man sahe frühzeitig ein, daß Gesetze, dergleichen beyzulegen, nothwendig wären. Das Oberhaupt der Nation schlichtete die Streitigkeiten nach der natürlichen Billigkeit, und bald nach Vorschriften, die von der ganzen Nation eingeführet wurden, da man den Regenten entweder für zu despotisch, oder für zu parteyisch, hielt. Wir erblicken hier Gerichte, Volks-Versammlungen oder Reichs-Tage, u. s. w. Man kann sich leicht vorstellen, daß bey uncultivirten Nationen sowohl Gesetzgebung, als Gerichte, schlecht beschaffen waren. Man ließ es anfangs auf eine göttliche Entscheidung durch gerichtlichen Zweykampf, u. d. gl. ankommen. Diesen folgten bald Befehdungen, weil der abergläubische Haufen sowohl bey diesen, als jenen, wähnte, die göttliche Gerechtigkeit werde nicht zulassen können, daß der, dessen Sache die gerechte wäre, bey Entscheidung der Waffen unterliegen müßte. Hierzu kam noch bey dem Anwachse der Nationen, daß die Großen und Mächtigen nicht immer dem Ausspruche des Oberhauptes sich unterwarfen. Es hing ihnen die alte väterliche Sitte noch an, selbst ihre Sachen durch das Schwert auszumachen; sie hielten es für schimpflich,

nicht

nicht ihre eigene Richter seyn zu können; und so entstand diese Art der Privat-Kriege, die **öffentliche Befehdung.**

So wie nun noch jezt bey den amerikanischen Wilden diese Gewohnheit herrscht, so war sie nicht weniger ehemahls bey den Barbaren im nördlichen Europa herrschend. Sie rächten als kleine Völker-Stämme die zugefügten Beleidigungen durch Krieg mit ihren Beleidigern, weil ihr peinliches Recht, wenn man es so nennen kann, es mit sich brachte. Da sie in den mittlern Zeiten die großen europäischen Reiche überschwemmten, da folglich durch ihre zunehmende Besitzungen auch ihre Macht und die Gelegenheit zu beleidigen wuchs: so behielten sie auch da, an statt ihre unvollkommene Begriffe vom Recht, durch die geläuterte Begriffe der besiegten Völker zu vervollkommnen, ihre alte Gewohnheiten bey, und führten, nach wie vor, ihre besondere Kriege. Ein besonderes, den rohen Zeiten eigenthümliches Kennzeichen, sind diese Art der Kriege. Je mehr ein Volk sich seiner Cultur nähert, desto mehr schwinden, natürlicher Weise, alle Merkmahle von Wildheit, aber eins der lezten ist der Privat-Krieg.

Man wird, wenn ich hernach von den Gesetzen der Privat-Kriege sprechen werde, deutlich einsehen, wie fest diese Gewohnheit im Lehens-System gegründet war. Da beyde sich immer einander unterstützten, und keines von dem andern füglich getrennet werden konnte, so zog die Aufhebung des einen, auch den Verfall des andern nach sich. Die Könige sahen gar bald ein, wie gefährlich und schädlich die Lehens-Verfaßung ihnen war, darum bemüheten sie sich auch auf alle mögliche Art und Weise, die großen Vasallen zu schwächen, und nach und nach dieses schädliche System gar abzuschaffen. Man weiß, wie lange es sich in Frankreich erhielt, und wie viel Unglück für Könige

und

und Nationen es mit sich brachte, ehe sie im Stande waren es abzuschaffen.

Ich gehe nun zur nähern Beschreibung der Befehdungen fort, und werde zuvörderst etwas vom Ursprunge derselben in Frankreich und Deutschland sagen, sodann aber von ihren Gesetzen und der Art und Weise derselben handeln.

Die häufigen verheerenden Einfälle der Normänner in Frankreich, da sie in der Seine und Loire bis in das Herz dieses Königreiches hinauf drangen, die Streifereyen und Plünderungen der Wenden und Ungarn in Deutschland unter Ludwig des Deutschen, seiner Brüder und ihrer Nachfolger Regierungen, gaben Gelegenheit zur Erbauung der Berg-Schlösser, oder so genannten Bürge. Die Verfassung dieser Staten war nähmlich durch die innern Kriege ihrer Könige dermaßen zerrüttet, daß man nicht im Stande war, sich thätlich diesen Barbaren zu widersetzen. Carl der Kahle war genöthigt, den Normännern Tribut zu bezahlen, und Ludwig's Nachfolger mußten sich eben hierzu bey den Ungarn verstehen. Man war also auf eigene Sicherheit bedacht. Jeder Privat-Mann mußte sich auf das beste zu schützen suchen. Die Reichen und Mächtigen zogen sich daher aus dem flachen Lande weg, und baueten sich auf Bergen Schlösser, um gegen den ersten Ueberfall gedeckt zu seyn, und ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen zu können. Dieses thaten nicht nur Grafen und andere weltliche Herren, sondern auch geistliche Prälaten, welche ihre Kloster-Güter, Aebte und Bischöfe, die ihre Schätze den Plünderungen der Barbaren entziehen wollten, baueten in der Nähe ihrer Klöster feste Berg-Schlösser. Da aber jene weltliche Herren nicht Leute genug hatten, und die Geistlichen nicht persönlich ihre Bürge vertheidigen konnten, ob man gleich Beyspiele hat, daß die Geistlichen oft in den Krieg zogen, so nutzten

beyde

beyde das damahls schon in ganz Europa aufblühende Lehens-System. Sie gaben Aermern gewisse Stücke Landes oder kleinere Güter, unter der Bedingung, die Besatzung der Bürge auszumachen, und im Fall der Noth ihnen zu helfen; kurz, sie machten jene zu ihren Vasallen. So kam nun das Recht der Waffen, welches eigentlich nur dem Ganzen der Nation gehört, in die Hände eines jeden Privat-Mannes. Diese sahen sich nun mächtig. Wenn nun ein Edelmann z. B. hörte, dieses oder jenes Kloster besitze von seinen Vorfahren ein Gut, dazu es nicht rechtmäßig gelangt ist, so sagte er: entweder gebt mir das Gut wieder heraus, oder — hier sind meine Vasallen, die euch sogleich mit Gewalt dazu nöthigen werden. Dergleichen Fälle kamen häufiger. Gerichte hatte man nicht, und wo man sie hatte, wurden sie nicht geachtet. Man ging weiter, und suchte sich wegen Verletzungen seiner Ehre zu rächen; kurz, es entstanden Fehden aller Art. Die Bürge also zogen in Frankreich und Deutschland dieses Elend nach sich, und so lange das Lehens-System sich erhielt, so lange nicht ernstlichere Mittel und Verbesserungen der Gerichts-Pflege angewandt und gemacht wurden, erhielt es sich in ganz Europa.

Die vornehmsten Befehdungen unter allen barbarischen Völkern sind, wie ich bereits gesagt habe, **Familien-Fehden.** Den Anverwandten war es nicht nur erlaubt, die Beleidigungen ihrer Familie zu rächen, sondern es war auch ihre Pflicht. In Amerika herrscht unter den Wilden noch eben dieses Gesetz, und die meisten ihrer Kriege sind Rach-Kriege wegen der Ermordung eines Verwandten, oder eines aus ihrem Stamme. Die Raths-Versammlungen der indianischen Nationen halten ein genaues Verzeichniß derjenigen, die heimlich von einer andern Nation ermordet worden sind; und man erneuert deren Andenken so lange, bis man sich im Stande befindet, eine aus-

ausnehmende Genugthuung dafür zu fordern. Eine Aehnlichkeit hiermit hat noch heut zu Tage die so genannte Blut-Rache bey den Morgenländern.

Es hatte ferner bey den europäischen Nationen niemand, als ein Edelmann, oder Personen von hoher Geburt, das Recht, Privat-Kriege zu führen. Streitigkeiten unter geringern Leuten wurden von Schieds-Richtern geschlichtet, und eben so Mißhälligkeiten zwischen Edelleuten und Personen von niederer Geburt. Das Recht des Privat-Krieges setzte hohe Geburt und Gleichheit des Standes unter Streitenden voraus. Die Geistlichen hatten ihre Vizthume, Advocatos, welches gewöhnlich Personen von hohem Range waren, die als Beschützer der Kirchen und Klöster erwählt wurden, und die Händel derselben ausfechten mußten. Oft aber stellten sich Geistliche selbst an die Spitze ihrer Vasallen, und fochten ihr Recht persönlich aus. Wir haben von den Fehden der Geistlichen ein merkwürdiges Beyspiel an der Fehde des Bischofes Rudolf von Würzburg und seiner Brüder, wider den Graf Adelbert von Bamberg und dessen Brüder, in den Jahren 904 und 905, welches zugleich die erste Fehde ist, davon in der deutschen Geschichte Meldung geschieht.

Die Beleidigungen, welche einem Edelmanne zugefüget wurden, waren nicht alle gleich gesetzmäßig fähig zu einer Befehdung. Grobe Mißhandlungen von Gewaltthätigkeit und öffentliche Beschimpfung, waren durch Gesetz bestimmte Ursachen, die Waffen gegen den Beleidiger zu ergreifen. Alle Verbrechen, die heut zu Tage bey gesitteten Nationen an Leib und Leben gestrafet werden, rechtfertigten in jenen Zeiten Privat-Kriege. Ob aber gleich Rache wegen Beleidigungen der einzige Bewegungs-Grund war, der eine Fehde gesetzmäßig entschuldigen konnte, so waren doch oft ursprünglich Streitigkeiten über ein Eigen-

thum, Gelegenheit zu Feindseligkeiten, und diese wurden bloß durch das Schwert ausgemacht.

Was die Personen betrifft, die in einen solchen Krieg mit verwickelt wurden, so mußten alle, die gegenwärtig waren, wenn ein Zank entstand, oder eine Gewaltthätigkeit begangen wurde, einer oder der andern Partey in dem daraus entstehenden Privat-Kriege zu Hülfe kommen; denn man glaubte, es wäre unmöglich, daß jemand bey solchen Umständen gleichgültig bleiben könnte, und sich nicht einer oder der andern streitenden Partey annehmen sollte. Alle Verwandte der beyden Haupt-Personen des Krieges mußten Theil an demselben nehmen, und waren verbunden, auf der Partey zu streiten, deren Anführer mit ihnen verwandt war. Es war dieses schon ein alter Grundsatz der Deutschen, sowohl Freundschaft als Feindschaft ihrer Verwandten zu übernehmen (*). Da aber, natürlicher Weise, nahe Verwandte mehr zu diesem Grund-Satze verpflichtet waren, als weitläuftige, so waren die Grade der Verwandtschaft bestimmt, innerhalb welchen Jeder seinen Verwandten beystehen mußte. Man war aber, bey Bestimmung dieser Grade, der Kirche gefolgt; und da diese Ehen unter Personen, die im siebenten Grade mit einander verwandt waren, untersagte, so dehnte man das Geboth der Kriegs-Hülfe auch so weit aus. Als die Kirche aber sich bis auf den vierten Grad einschränkte, wurde eben diese Einschränkung auch hier eingeführt. Ein Privat-Krieg konnte demnach auch nicht unter zwey leiblichen Brüdern geführt werden, weil diese einerley Verwandte haben, und folglich hätte keiner von beyden solche Personen gehabt, die ihm in seinem Streite beygestanden hätten. Aber zwey Halb-Brüder konnten wohl

Krieg

(*) *Tacitus*, de mor. Germ. c. 21.

Krieg zusammen führen, weil jeder von ihnen verschiedene Verwandte hatte. Die Vasallen beyder kriegenden Parteyen waren in die Streitigkeiten mit verwickelt; denn nach dem Lehen-Rechte ist der Vasall seinem Lehens-Herrn zu allerley Dienst verpflichtet, dafern er desselben bedarf. Da diese Verbindung des Lehens-Herrn mit seinem Lehen-Träger eine künstliche Verwandtschaft ist, so standen die Vasallen mit den Verwandten auf einerley Fuß. Wenn daher ein Edelmann den andern befehdete, so hatte er bald einen großen Haufen beysammen; daher kam es, daß, wenn jemand glaubte nur mit Einem zu thun zu haben, ihm sogleich bis hundert auf den Hals kamen. Wenn es sich eräugnete, daß Personen, die in Lehens-Verbindung mit einander standen, einander befehdeten, so mußte nur der Vasall seinem Lehens-Herrn vorher die Lehen aufsagen; und eher fand auch kein Friede Statt, bis die aufgesagte Lehen dem Vasallen wieder gegeben war.

Diese Privat-Kriege waren etliche Jahrhunderte hindurch sehr häufig. Sie waren Ursache, daß die Unordnungen in der Regierung und die Wildheit der Sitten so lange anhielt, welche in diesem Zeitraume die Völker von Europa in einen so elenden Zustand setzte. Sie waren Schuld an den schlechten Verbesserungen der Justiz-Verfassung; und die Künste des Friedens, Ackerbau und Manufacturen, mußten unter ihnen gänzlich erliegen. Man führte die Fehden mit aller zerstörenden Wut, die man von Rachgier, welche die Waffen in den Händen führt, und von den Gesetzen berechtigt ist, befürchten kann. Die Einfälle der Barbaren verwüsteten Deutschland nicht so sehr, als diese Befehdungen, und die traurigen Gemählde, welche uns von den damahligen Zeiten gemacht wurden, zeugen genug von der Grausamkeit derselben

ben (*). Diesem Uebel zu steuern, wurden endlich von geist- und weltlichen Fürsten verschiedene Mittel angewendet. Zuerst entlehnte man aus den Sitten der alten Deutschen ein Mittel, der Privat-Rache Einhalt zu thun. Bey diesen und noch andern rohen Völkern mußte eine Geld-Buße zur Erstattung gegeben werden (**). Man pflegte diese, theils durch einen Vergleich der streitenden Parteyen, theils durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch, theils durch den Ausspruch der Obrigkeit, zu bestimmen. Die noch vorhandenen Gesetze der Franken, und anderer Nationen der mittlern Zeiten, geben noch davon Beyspiele genug an die Hand. Gegen Anfang des 9ten Jahrh. suchte Carl der Große dieses Uebel von Grund aus zu heben. Er befahl also, wenn jemand sich eines Verbrechens schuldig gemacht, oder eine Unthat begangen hätte, so sollte er sich sogleich der Strafe unterwerfen, die ihm die Kirche auferlegte, und die Erstattung bezahlen, die ihm das Gesetz vorschriebe; und sollte die beleidigte Person, oder ihre Verwandten, sich weigern, die Geld-Buße anzunehmen, und sich gelüsten lassen, sich selbst mit gewaffneter Hand zu rächen, so sollten sie ihrer Ländereyen und ihres Eigenthumes dadurch verlustig seyn. Ferner gab er den Befehl: wenn einer in einer Fehde ist, so soll man untersuchen, wer von beyden sich nicht zum Ziel legen will, und man soll sie zum Frieden zwingen, wenn sie auch nicht wollen. Wenn es nicht anders seyn kann, soll man sie ihm vorführen. Wenn einer, nach dem von ihm gestifteten Frieden, den andern umbringen wird, so soll er dessen Wehr-Geld zahlen, die Hand verlieren, womit er falsch geschworen hat, und zugleich den

(*) Robertson's Leben Carl V. 1 B.

(**) *Tacitus*, a. ang. O.

den Königs-Bann zahlen. Allein, Carl ging hierin weiter, als es der Zeit, in der er lebte, angemessen war. Man hatte damahls noch viel zu schlechte Begriffe von Regierung, und viel zu wilde Sitten, als daß man sich diesen Gesetzen würde unterworfen haben. Nach seinem Tode wurden also auch die Privat-Kriege wieder häufiger, als jemahls; denn seine Thron-Folger waren zu ohnmächtig, ihnen Einhalt zu thun. Die Kirche war endlich genöthigt, sich hier in das Mittel zu schlagen. Wir finden die ersten Versuche hierin gegen das Ende des 10ten Jahrh. Im Jahr 990 versammelten sich im südlichen Frankreich eine Anzahl Bischöfe, und machten verschiedene Schlüsse, den häufigen und gewaltthätigen Befehdungen Gränzen zu setzen; daß, wenn eine Person ihres Sprengels wagen würde, diese Verordnungen zu übertreten, so ordneten sie, daß dieselbe zeitlebens von allen christlichen Vorrechten ausgeschlossen seyn, und nach ihrem Tode ein christliches Begräbniß ihr versaget werden sollte. Dieses waren aber nur Mittel für einige Gegenden. Daher wurde im J. 994 eine Kirchen-Versammlung zu Limoges gehalten. Man brachte hier die Körper und Reliquien der Heiligen her, und beschwor die Menschen bey diesen Heiligthümern, die Waffen niederzulegen, und sich eidlich zu verpflichten, den öffentlichen Frieden ins künftige nicht durch ihre Befehdungen zu stören. Verschiedene andere Concilien bemüheten sich in eben diesen Angelegenheiten, durch ihre Decrete. Man suchte durch vorgegebene Wunder und Erscheinungen den Adel zu bewegen, den Befehlen der Kirchen-Versammlungen sich zu unterwerfen, und von allen Feindseligkeiten abzustehen. Ein Bischof von Aquitaine gab 1032 eine Erscheinung vor; ein Engel nähmlich habe ihm eine Schrift vom Himmel gebracht, die den Menschen befähle, ihre Streitigkeiten beyzulegen, und sich mit einander zu versöhnen.

Es war um diese Zeit eben eine Land-Plage in diesen Gegenden, und die Gemüther waren also desto williger, fromme Eindrücke anzunehmen, um die Strafe Gottes von sich abzuwenden. Es erfolgte demnach ein allgemeiner Friede von 7 Jahren. Man faßte den Schluß, daß jedermann alle 3 Tage bey Wasser und Brod fasten, den Sonnabend aber sich des Fleisches enthalten sollte, und ins künftige niemand, während großer Fest-Tage der Kirche, oder vom Donnerstag Abend jeder Woche, bis zum Montag Morgen der folgenden Woche, seinen Feind beunruhigen oder angreifen sollte. Diese so schleunige Veränderung in den Gesinnungen der Menschen, die man als ein göttliches Wunder betrachtete, wurde Treuge, Treuga Dei, Gottes Friede, genannt. Anfangs war dieses nichts weiter, als Abrede in einem Königreiche. Bald aber nahm man ihn in der ganzen Christenheit an, durch die Autorität der Päpste wurde er bestätigt, und alle Uebertreter wurden in den Bann gethan. Man hätte sich nun wohl von diesen Verträgen den größten Nutzen versprechen sollen; allein der Adel kehrte sich an die Stillstand-Zeiten bald nicht mehr, und fuhr ununterbrochen in seinen Fehden fort. Weil nun keine Bitten und Drohungen der Geistlichen helfen wollten, sahen die Bischöfe sich genöthigt, die Besitzungen dieser in Fehde begriffenen Edelleute mit dem Interdicte zu belegen, d. h. sie untersagten den Pfarr-Herren solcher Edeln, bey denselben keine heilige Amts-Verrichtungen vorzunehmen. In Deutschland führte Kaiser Conrad II. den Frieden Gottes zuerst ein, wie ich weiter unten melden werde.

Das bedrängte Volk suchte sich aufs neue gegen die Grausamkeit der Privat-Kriege zu schützen, und man fiel abermahl auf neue himmlische Offenbarungen. Ein Zimmermann gab gegen das Ende des 12ten Jahrh. vor, Jesus Christus und die h. Jungfrau wären ihm erschienen, und hätten ihm befohlen,

das

das menschliche Geschlecht zum Frieden zu ermahnen; zum Siegel dieser Erscheinung habe sie ihm ein Bild der h. Jungfrau gegeben, die ihren Sohn im Arme hielt, mit der Ueberschrift: **Lamm Gottes! das du trägest die Sünden der Welt, gib uns den Frieden!** Dieses verursachte eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Herren zu Puy, und man verband sich hier eidlich, nicht allein mit allen eigenen Feinden Frieden zu machen, sondern auch diejenigen, welche die Waffen nicht niederlegen wollten, mit gewaffneter Hand anzugreifen. Diese Verbindung nannten sie die **Brüderschaft Gottes.** Aber auch der Einfluß dieses abergläubischen Schreckens dauerte nicht lange. Doch fing nunmehr die weltliche Obrigkeit an, sich zu bemühen, diesem Gebrauche, welcher so viel Unordnung veranlassete, Einhalt zu thun. Philipp August, oder, nach Andern, der h. Ludwig, gab im J. 1245 eine Verordnung heraus, daß niemand gegen die Freunde und Vasallen seines Gegners eher Feindseligkeiten begehen sollte, als 40 Tage nach Verübung des Verbrechens oder der Beleidigung, die zum Kriege Anlaß gäbe; und wer sich unterstände diesem Gesetze zuwider zu handeln, sollte als ein Friedens-Störer angesehen, und als ein Verräther von dem ordentlichen Richter verhört und gestraft werden. Dieses wurde der **königliche Friede** genannt, dessen Folgen so erwünscht waren, daß die nachfolgenden Könige denselben immer bestätigten. Philipp der Schöne gab, gegen das Ende dieses Jahrh., 1296, eine andere Verordnung, welche alle Privat-Kriege verboth, so lange der König selbst gegen die Feinde des States beschäftigt wäre. Weil die nachfolgenden Könige jene Verordnung bestätigten, und die königliche Gewalt sie unterstützte, so thaten sie den Streitigkeiten des Adels ziemlich Einhalt, und beyde Verordnungen fanden bey andern Nationen bald Nachahmer.

Allein, bald nachher fingen die großen Vasallen an, aufs neue sich unter einander zu befehden. Nach Philipp des Schönen Tode, traten sie in verschiedenen Provinzen Frankreichs in Verbindung, und überreichten seinem Nachfolger Ludwig eine schriftliche Vorstellung, in welcher sie auf die Wiederherstellung vieler Vorrechte ihres Ordens, und unter andern auch als eins der wichtigsten und vornehmsten, der Privat-Kriege, drangen. Der König mußte es ihnen gewähren, und zu dem Ende mußten der Friede Gottes, der königliche Friede, und die Verordnung vom J. 1296, aufgehoben werden. Die Söhne Philipp's vermieden theils die Forderungen, theils mußten sie ihnen nachgeben. Man erfand nachher noch ein neues Mittel, diesen Unruhen einiger Maßen abzuhelfen. Die streitenden Parteyen nähmlich mußten schriftliche Versicherung von sich stellen, einander entweder in einer bestimmten Zeit nicht, oder gar nicht, zu befehden; die Uebertreter dieser Versicherung sollten einer harten Strafe unterworfen seyn. Die weltliche Obrigkeit erzwang bisweilen diese Scheine, und bisweilen gab man sie sich einander freywillig. Es war auch gewöhnlich, statt der Scheine, Bürgen zu stellen. Ursprünglich waren diese Scheine und Bürgen in den Städten aufgekommen, bald nachher aber fanden sie auch bey dem Adel Anwendung. Die Städte waren von je her auch hauptsächlich den Befehdungen des Adels ausgesetzt gewesen. Eben die Unsicherheit in freyen, offenen Oertern, welche den Bürgen ihren Ursprung gab, war auch die Ursache zu ihrer Erbauung. Aber sie gelangten durch ihren ausgebreiteten Handel, durch Anlegung von Manufacturen, durch Privilegien, die ihnen von den Königen nach und nach ertheilt wurden, und wodurch sie viele Menschen lockten in ihnen sich niederzulassen, und Bürger zu werden, zu großer Macht und Reichthum. Weil bey ihnen die Adeligen

mehr

mehr fanden, was sie reizen konnte, als bey ihres gleichen, nutzten sie alle mögliche Gelegenheit, und drückten sie wo sie konnten. Die Städte nahmen darauf zum Theil Adelige in ihre Dienste, um sich gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen, und bisweilen geriethen sie auch mit diesen wieder in Streitigkeiten (*). Man kann sich also leicht vorstellen, daß die Städte bald auch auf andere Mittel dachten, den Privat-Kriegen des Adels Einhalt zu thun, weil sie dadurch auf mehr als Eine Weise litten. Hierher ist nun auch die Erfindung mit Scheinen und Bürgen zu rechnen.

Der Adel trat endlich, da das Ungemach, welches diese Kriege begleitete, zu sehr überhand nahm, in freywillige Conföderationen, und man entschloß sich, alle Streitigkeiten, sowohl Eigenthum als Ehre betreffend, dem Ausspruche der mehresten Stimmen unter den Verbündeten zu überlassen. Und zulezt, da alles dieses noch nicht hinreichend war, dem Unwesen zu steuern, gab Carl VI. im J. 1413 eine Verordnung, durch welche alle Privat-Kriege ohne Ausnahme verbothen wurden, alle Personen sich derselben unterwerfen sollten, und die Widerspenstigen und Ungehorsamen durch Gefängniß, Einziehung der Güter und gerichtliche Execution, sollten bestraft werden. Wollte man die Uebertreter nicht persönlich in Verhaft nehmen, so sollte man sich ihrer Freunde und Vasallen so lange bemächtigen, bis sie Bürgschaft gestellt hätten, daß sie den Frieden halten wollten. Und doch mußte Ludwig XI., noch im J. 1451, durch ein besonderes Edict die Privat-Kriege in Dauphiné abschaffen. So viel von der Geschichte dieser Kriege in Frankreich.

(*) Ein merkwürdiges Beyspiel davon ist die Fehde Winrich's von Kischnich gegen die Stadt Speyer, im J. 1430.

Ich übergehe die vielen Bemühungen anderer Länder, diesem reissenden Strohme Dämme entgegen zu setzen. Frankreich fing zuerst an, darüber nachzudenken, und sich dawider zu bestreben. Seine Mittel wandte man in andern Reichen auch an, und fand oft nicht geringe Vortheile davon. Ich wende mich nun zu den Bemühungen, welche in unserm deutschen Vaterlande angewandt wurden, dem Unwesen zu steuern. Die unglückliche Verfassung, worin Deutschland durch die Streitigkeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause mit den Päpsten sich befand, ward durch die häufigen Fehden der kleinern deutschen Fürsten noch unglücklicher. Alle Geschichtschreiber dieser Zeiten beschreiben die traurigen Zerrüttungen, die der Krieg in Deutschland anrichtete. Kaiser Conrad II. führte zuerst in Burgund 1038, die treugam dei ein, von wo sie bald auch nach Deutschland kam; allein, ihre Wirkungen waren schwach und von kurzer Dauer. Die nachfolgenden Kaiser suchten die öffentliche Sicherheit durch so genannte Land-Frieden (s. Th. XLVIII, S. 530) wieder her zu stellen, wohin besonders Kaiser Friedrich's I. Land-Friede gehört. Er setzte fest, daß, wer den Andern beschädigen wolle, gehalten seyn solle, ihm wenigstens 3 Tage vorher, durch einen sichern Bothen die Fehde anzusagen, um nähmlich, wenn der Beschädigte vorgeben würde, daß er ungewarnt überfallen worden sey, es ihm beweisen zu können. Es war deshalb nöthig, daß derjenige, welcher den Andern befehden wollte, ihm einen Fehde-Brief zuschicken mußte. War der Beleidiger in gewissen Verbindungen mit seinem Gegner, als: Vasall, oder Söldner ꝛc. so mußte ein Absage-Brief vorhergehen. Kaiser Friedrich II. publicirte, im J. 1235, einen Land-Frieden auf dem Reichs-Tage zu Maynz, und erlaubte hierin die Befehdung nur in dem Falle, wenn ihm von dem Richter nicht ist gehörig Recht gesprochen

chen worden, und deshalb gebiethet er denn auch bey den Reichshulden, daß alle Fürsten recht richten sollen, als des Landes Sitte und Gewohnheit ist. **Wilhelm von Holland** brachte 1255 einen Land-Frieden in Oppenheim zu Stande; aber in der Anarchie, nach seinem Tode, war an keine Vollstreckung desselben zu denken, und jeder mußte sich selbst so gut schützen, als er konnte. Um diese Zeit wurden in Deutschland noch immer mehr Bürge erbauet, die ihren adeligen Besitzern bloß zum Rückenhalt dienten, wenn sie ihre Nachbarn befehdeten, oder die Land-Straßen plünderten. Die Städte traten endlich mit einem Theile des Adels in Verbindung, und verpflichteten sich, den öffentlichen Land-Frieden zu behaupten, und gegen die Friedens-Störer Krieg anzufangen. Dieses war der Ursprung des **rheinischen** und **schwäbischen Bundes**, wie auch noch anderer kleinerer Conföderationen, die aber nicht so wichtig waren als diese. Der rheinische Bund war, auf Anrathen des Grafen von Waldeck, von ungefähr 70 Städten geschlossen, und der schwäbische durch einen zehnjährigen Land-Frieden Kaiser Friedrich's III., im Jahr 1487 veranlasset, und 1488 zwar anfangs nur von einigen wenigen Fürsten und Städten geschlossen, aber bald sehr erweitert und verstärkt worden. Die Städte machten sich besonders durch den **hanseatischen Bund** mächtig und furchtbar, welche unstreitig eine der wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte ist. Alle Ruhe, die man vom Anfange des 12ten Jahrh. bis zum Ende des 15ten in Deutschland wahrnimmt, hatte man diesen Verbindungen zu danken; und die großen Vortheile, die dem deutschen Reiche dadurch zuwuchsen, lassen sich schon einiger Maßen aus dem Gegentheile einsehen. Doch aber wurde, so lange die kaiserliche Autorität noch so wenig fest war, das Recht der Privat-Kriege nicht eher völlig abgeschaffet, als

im J. 1495. Nähmlich Kaiser Maximilian I. arbeitete auf dem Reichs-Tage zu Worms, sehr ängsig an einem ewigen Land-Frieden; er brachte ihn auch wirklich in kurzer Zeit zu Stande, und aller Schwierigkeiten ungeachtet wurde er endlich auch allgemein eingeführt, und seitdem 1521 und 1547 erneuert. Zu Abthuung der Zwistigkeiten wurde das kaiserliche Reichs-Kammer-Gericht gestiftet, dessen Ordnung, so wie der ewige Land-Frieden, unter des heil. römischen Reiches Grund-Gesetze gehört. Es ist dieses unstreitig eine der größten Wohlthaten und der besten Einrichtungen, die Deutschland Maxen zu danken hat; denn ihm haben wir öffentliche Ruhe und Sicherheit zu verdanken, und dürfen jezt froh, ohne alle Furcht den Edelmann auf seiner alten Burg herrschen sehen, ohne Fehde von ihm befürchten zu dürfen. Dem allen ungeachtet dauerten unter Maxens Regierung die Fehden noch fort, und erst unter seinem Nachfolger Carl V. konnten sie ganz vertilget werden. Die wichtigsten Beweise davon, sind wohl unstreitig die Fehden Götzens von Berlichingen, Franzens von Sickingen, Hans Selbitzens, und mehrerer Ritter dieser Zeiten.

Vom Privatkriege; eine Beylage zum Leben Götzens von Berlichingen, von Hrn. C. Meißner, st. im 94 und 95 St. des hannov. Magaz. v. J. 1782.

Der Krieg zwischen einzelnen und Privat-Personen ist zwar nach dem natürlichen Rechte erlaubt; da aber heut zu Tage, der Streitigkeiten wegen, öffentliche Gerichte eingeführt sind, so haben Privat-Personen nicht mehr das Recht, mit Gewalt sich Genugthuung zu verschaffen. Eine andere Bewandtniß hat es mit denjenigen Personen, welchen ein Landes-Herr erlaubt, den Feind aufzusuchen und demselben Abbruch zu thun. Zu Lande heißen dieselben Partey-Gänger, zur See Caper.

Die

Die Natur gibt den Menschen nur alsdann die Freyheit, Gewalt zu gebrauchen, wenn dieses zu ihrer Vertheidigung und zur Erhaltung ihrer Rechte nöthig ist. Hieraus läßet sich leicht folgern, daß dieses Recht, welches in der Ausübung so gefährlich ist, einzelnen Personen nur in solchen Fällen auszuüben zukomme, wenn die Gesellschaft sie nicht mehr vertheidigen und unterstützen kann. Die Regierung entscheidet in dem Schooße der Gesellschaft alle Streitigkeiten der Bürger, verhindert und unterdrückt alle Gewalt und Thätlichkeiten. Will ein Unterthan sein Recht an einen andern Fremden verfolgen, so kann er sich an den Souverän desselben, und die Obrigkeit, welche die oberste Verwaltung hat, wenden. Erhält er hier aber keine Gerechtigkeit, so muß er sich bey seinem eigenen Herrn, der ihn zu beschützen verbunden ist, melden. Es wäre gefährlich, wenn man die Freyheit, sich gegen Fremde Recht zu schaffen, einer jeden Privat-Person überliesse; es würde in der ganzen Nation keine einzige seyn, die ihr nicht einen Krieg zuziehen könnte. Und wir würden alsdann, da jeder einzelne Mann den Frieden stören könnte, denselben zu erhalten unfähig seyn. Ein so großes Recht, das Recht zu beurtheilen, ob die Nation eine gegründete Ursache zu klagen habe, ob sie in dem Falle sich befinde, da sie die Waffen ergreifen und einen rechtmäßigen Krieg anheben müsse, ob dieses dem Nutzen des States gemäß sey, ob es die Klugheit anrathe und erlaube; dieses Recht, sage ich, kann allein der gesammten Nation, oder dem Monarchen, welcher sie vorstellt, zustehen. Es ist unstreitig mit der höhern Stats-Verwaltung verbunden, weil ohne dasselbe keine heilsame Regierung Statt finden kann.

Das Recht, Krieg zu führen, steht also niemanden, als der höchsten Regierung, zu; da aber die verschiedenen, diese Macht enthaltenden Rechte ordent-

deutlich in dem Ganzen der Nation versammelt sind, und auch nach ihrem Gefallen getheilet und begränzet werden können, so muß man aus der besondern Stats-Verfassung eines Volkes erlernen, wer von demselben die Macht erhalten habe, den Krieg im Nahmen des Volkes und des Ganzen zu führen.

Das Recht, zur See Krieg zu führen, haben nur die See-Mächte (*), d. i. diejenigen Monarchen und Staten, deren Länder an die See gränzen, oder ganz damit umgeben sind, und also über einen gewissen District des Meeres, der an ihre Länder stößt, Herrschaft ausüben (**).

Die Personen, welche das Recht Krieg zu führen haben, besitzen folgende besondere Rechte:

1. Jus foederum, das Bündniß-Recht, oder das Recht, mit andern Potentaten, in Absicht auf den Krieg, Bündnisse zu schließen.
2. Jus Armandiae, das Recht, Zeug-Häuser, Pulver-Mühlen, Gewehr-Fabriken ꝛc. zu errichten, und den Verkauf des Pulvers und Bleyes an Auswärtige zu verbiethen.
3. Jus subditos armandi & exarmandi, das Recht, den Unterthanen Wehr und Waffen anzulegen, und ihnen wieder den Gebrauch der Waffen zu untersagen.

4. Jus

(*) Deswegen werden von diesem Rechte ausgeschlossen: die Corsaren, See-Räuber, Avanturiers, Freybeuter ꝛc. Zuweilen wird aber doch auch Privat-Personen von der Admiralität erlaubt, ein Schiff wider den Feind auszurüsten, und solche Personen heißen Caper, Armateurs ꝛc. Die Briefe, wodurch sie die Erlaubniß von der Admiralität bekommen, heißen Mark-Briefe.

(**) So üben z. B. die Venetianer die Herrschaft aus, über das adriatische Meer; über das baltische Meer, die Könige von Dänemark; über das ligustische Meer, die Genueser; über das britannische Meer, die Engländer ꝛc.

4. Jus sequelae, die Heeres-Folge, die Verbindlichkeit dem Heere seines Herren zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; der Heer-Bann, die Heeres-Folge, die Land-Folge, ehedem auch der Kriegs-Bann, die Heer-Fahrt, die Reise. Dieses Recht ist der Ursprung der Ritter-Pferde-Gelder, und in preuß. Landen der Ursprung der Enrollirungs-Cantons. Siehe Kriegs-Bann.
5. Jus muniendi, das Festungs-Bau-Recht, vermöge dessen man in seinem Lande Festungen haben, anlegen, auch wieder niederreissen darf, wofern nur solches dem Kaiser, dem Reiche, und dem allgemeinen Reichs-Frieden nicht nachtheilig ist.
6. Jus praesidiorum, das Besatzungs-Recht, d. i. das Recht, Städte und Festungen mit Garnisonen zu besetzen.
7. Jus aperturae, das Oeffnungs-Recht, daß man einem zu Kriegs- und Friedens-Zeiten, zur Sicherheit Herberge, oder zum Durchzug Städte, Schlösser oder Festungen öffnen muß.

Wenn dieses Recht der Landes-Herr fordert, kraft dessen die befestigten Städte, adelige Schlösser und andere feste Oerter, dem Landes-Fürsten, zu seiner und der Seinigen Retirade, Sicherheit und Bequemlichkeit, ohne Widerrede offen stehen, und dienen müssen, so gebührt ihm solches vermöge habender hohen Landes-Obrigkeit, auch wegen der ihm zustehenden Schutz- und Schirm-Gerechtigkeit in seinen Landen; wie denn auch der Landes-Herr befugt ist, solche feste Oerter in seinem Lande, wenn die Nothwendigkeit und der allgemeine Nutzen es erfordert, niederreissen zu lassen (*). Dem Landes-Herrn geschieht die Oeffnung der befestigten Oerter nicht nur für sich und die Seinigen, sondern auch für

(*) *Kyllinger* de ganerb. castr. Discurs. 4, n. 3, sqq. & no. 149, sqq. *Besoldus* Thes. pract. v. Oeffnung.

für die von ihm hierzu abgeschickten Bedienten, Officiers und Soldaten. Es werden ihm die Schlüssel zu den Thoren überreicht, zur Freudens-Bezeigung die Stücke und anderes Gewehr gelöset, die Unterthanen ziehen mit Gewehr auf, und rufen: Vivat! auch wird an manchen Orten ein Geschenk von Wein, Hafer und andern Sachen, präsentirt (*). Einem Fremden hingegen, dem das Oeffnungs-Recht zugelassen ist, werden dergleichen Ehren-Bezeigungen nicht erwiesen, sondern es wird nur dasjenige dabey beobachtet, was durch Verträge oder Gewohnheit ausgemacht, oder durch die Verjährung erworben ist; vielmehr muß derselbe denjenigen, der die Gerichtbarkeit über den Ort hat, darum, ausser im Nothfall, requiriren, und ihm seine Ankunft zu wissen thun, auch die verursachten Schäden und Unkosten ersetzen.

8. Jus conscribendi milites, & lustrationis militum, das Recht, Soldaten zu werben, ingleichem Muster-Plätze und Musterungen anzustellen.
9. Jus collectas imponendi, das Recht, zu Erhaltung seiner Soldaten, die Unterthanen zur Contribution anzuhalten, und Tribut, Schoß, Anlagen, Steuern, auf Geld, Güter, Kopf zu setzen.
10. Jus metatorum Albergariae, das Recht, Soldaten einzuquartieren, und daß die Unterthanen ihnen frey Quartier, Futter und Mahl, geben und reichen müssen.
11. Jus obsides dandi, das Recht, die Unterthanen, auch wider ihren Willen, zu Geißeln zu geben.
12. Jus repressaliorum, das Recht, vermöge dessen sich ein Potentat der Personen und Sachen eines andern States, der entweder ihn oder seine Unter-

(*) Schönberg de Advocatia armata, c. 10, n. 593, p. 499.

terthanen beleidigt, oder das Recht versagt hat, bemächtigt.

13. Jus Angariarum, das Recht, die Unterthanen in Kriegs-Zeiten zur Fortbringung der Bagage, Artillerie ꝛc. zu Fuhr-Frohnen, anzuhalten.

Die See-Mächte, haben, in Ansehung des See-Krieges, folgende **besondere Rechte.**

1. Jus Armandiae maritimum, das Recht, See-Zeughäuser zu errichten.
2. Jus naves bellicas exstruendi, & milites illis imponendi, das Recht, Kriegs-Schiffe auszurüsten und zu bemannen.
3. Jus portus erigendi, & introitum ac exitum navibus denegandi, das Recht, See-Häfen anzulegen und zu sperren.
4. Jus litteras maritimas impertiendi, das Recht, Mark-Briefe (s. oben, S. 494, Anm.) zu ertheilen, d. i. das Recht, Privat-Personen vermittelst gewisser Briefe die Freyheit zu ertheilen, Caper auszurüsten, und wider die feindlichen Kriegs-Schiffe zu streiten.
5. Jus Angariarum, das Recht, Schiffe in Beschlag zu nehmen, d. i. das Recht, alle Schiffe in einem Hafen aufzuhalten, und nicht auslaufen zu lassen, um sich im Nothfalle derselben selbst zu bedienen.
6. Jus nautas cogendi, das Recht zu pressen; das Recht, wenn eine Flotte, wegen Mangel der See-Soldaten und Matrosen, am Auslaufen gehindert wird, durch gewisse Personen, welche **Presser, Preß-Meister,** oder der **Preß-Gang,** heißen, die See-Soldaten und Matrosen von den Schiffen der Particuliers, oder sonst andere Personen, mit Gewalt weg zu nehmen, und auf die Kriegs-Schiffe zu bringen.

Der Krieg wird, wie ich bereits erwähnt habe, entweder zum Angriff, oder zur Vertheidigung geführt. Derjenige, welcher die Waffen ergreift, um sich gegen einen, der ihn anfällt, zu wehren, führt einen Defensiv-Krieg; derjenige hingegen, welcher zuerst gerüstet, ein Volk, welches in Frieden lebt, anfällt, führt einen Offensiv-Krieg. Die Selbst-Vertheidigung ist der sehr einfache Gegenstand des Defensiv-Krieges; des Offensiv-Krieges Gegenstand aber ist, nach den Umständen und Verhältnissen der Nationen verschieden. Man greift ein Volk an, entweder um etwas, worauf man Forderung hat, von ihm zu erhalten; oder, um sich wegen eines Unrechtes und einer Beleidigung zu rächen, oder auch demjenigen, welches es uns vorbereitet, zuvor zu kommen; oder endlich, eine Gefahr, womit es uns zu drohen scheint, abzuwenden.

Die verschiedenen Gegenstände, welche, die Waffen in die Hände zu nehmen, bewegen, können entweder billige Ursachen, oder auch nur ungerechte Schein-Gründe, welche wenigstens die Schminke des Rechtes an sich führen, seyn. Daher zähle ich unter die Bewegungs-Gründe zum Kriege nicht die Eroberung, die Begierde fremde Besitzungen einzunehmen; denn solcher Grund hat auch nicht einmahl einigen Schein, er bewegt nicht zu einem förmlichen Kriege, sondern es ist eine Räuberey.

Wer einen Begriff vom Kriege hat, und über seine schreckliche Wirkungen, die traurigen Folgen, die ihn begleiten, wovon ich weiter unten sprechen werde, nachdenken will, wird gestehen, daß er nicht ohne die stärksten und dringendsten Ursachen unternommen werden müsse. Die Menschlichkeit empört sich gegen einen Monarchen, welcher ohne Noth das Blut seiner getreuen Unterthanen vergießt, und ohne dringende Ursachen sein Volk dem Elende des Krieges aussetzt,

wenn

wenn er einen ruhmvollen und heilsamen Frieden genießen kann. Wenn er dieses aber nicht nur aus Mangel an Klugheit thut, oder weil er sein Volk nicht liebt, sondern weil er auch gegen diejenigen, welche er angreift, ungerecht verfährt; was für ein Verbrechen begeht er nicht, oder welche Reihe von Frevelthaten macht er sich schuldig! Er hat alles Uebel, nicht nur dasjenige, welches er seinen Unterthanen verursachet, sondern auch das, welches er einem unschuldigen Volke zuführt, zu verantworten. Das vergossene Blut, geplünderte Städte, verheerte Länder, alles dies sind seine Frevelthaten. Jeder Mensch, der getödtet, jede Hütte, welche abgebrannt worden ist, machen ihn vor Gott schuldig, und vor der Menschlichkeit verantwortlich. Alle, aus der Frechheit der Soldaten entstehende Unordnungen, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten, fallen ihm zur Last. Er, als der Urheber des Krieges, beschwert dadurch sein Gewissen, und vermehrt seine Schuld-Rechnung.

Wären die Menschen allezeit ihrer Vernunft getreu, sie würden nur mit denen Waffen streiten, welche ihnen dieselbe anbiethet. Das natürliche Recht, die Billigkeit würden ihre Regel oder Richter seyn. Wer aber die Vernunft nicht hort, die Billigkeit aus den Augen setzt, gegen den bleibt das traurige Mittel der Gewalt allein übrig, zu welchem doch gegriffen werden muß, wenn sonst nichts helfen will. Ein gerechtes Volk, ein guter Fürst thut es aber nur im äussersten Falle. Sie können dazu zweyerley Ursachen haben, nähmlich: rechtfertigende Ursachen, und Beweg-Gründe. Jene zeigen, daß der Kriegende Recht habe, daß er einen rechtmäßigen Gegenstand, den Krieg zu führen, habe; diese werden aus dem Nutzen und der Nothwendigkeit hergenommen, und zeigen, ob der Krieg mit Vortheil und Nutzen angehoben wor-

den ist. Jene beweisen die Billigkeit der Sache; diese, die Klugheit des Regenten.

Das Recht, Gewalt zu gebrauchen, oder Krieg zu führen, steht den Völkern nur zu ihrer Vertheidigung, und zur Aufrechthaltung ihrer Rechte, zu. Wenn man aber eine Nation angreift, oder ihre Rechte antastet, so thut man ihr Unrecht, man beleidigt und beschimpft sie. Dann, und nur alsdann ist sie berechtigt, den, der es thut, zurück zu treiben und zum Rechten zu weisen. Sie ist aber auch berechtigt, wenn sie bedrohet wird, zuvor zu kommen. Es ist also überhaupt der Grund oder die Ursache eines gerechten Krieges, das Unrecht, welches entweder schon angethan worden ist, oder womit man bedrohet wird. Die rechtfertigenden Gründe beweisen, daß man dergleichen entweder wirklich erhalten habe, oder, daß man damit so stark bedrohet werde, daß man, denselben durch Ergreifung der Waffen zuvor zu kommen, sich genöthigt sieht. Uebrigens ist hier, wie man leicht sieht, nur von den Haupt-Parteyen, nicht aber von denen, welche als Verbundene an der Sache Theil nehmen, die Rede.

Um demnach zu beurtheilen, ob ein Krieg gerecht sey, muß man sehen, ob derjenige, welcher ihn unternimmt, wirklich beleidigt worden ist, oder ob er damit thätlich bedrohet wird. Damit man aber auch wisse, was eigentlich eine Beleidigung, ein Unrecht gegen einen Stat sey, muß man die eigentlichen, vollkommenen Rechte desselben wissen. Sie sind, so vielfältig und häufig sie auch vorkommen, alle auf einige Haupt-Gegenstände zu bringen. Alles, was diese Rechte antastet, ist eine Beleidigung, und kann eine gerechte Ursache zum Kriege seyn.

Aus dem bisher Angeführten folgt, daß eine Nation einen ungerechten Krieg führe, wenn sie ihn, ohne beleidigt zu seyn, anhob. Denn nur derjenige, den

man

man wirklich beleidigt hat, oder dem man damit drohet, hat das Recht, dergleichen anzufangen. Eben hieraus folgere ich den Zweck der billigen Absicht eines jeden Krieges, und setze ihn darin, daß man sich räche, oder dem Unrechte zuvor komme. Sich rächen, heißt hier: auf Ersetzung des Schadens, auf Vergütung der Beleidigung dringen, so bald dergleichen möglich ist; oder, eine billige Genugthuung zu erhalten, wenn das Uebel nicht zu ersetzen ist; oder man thut es, um den Beleidiger im erforderlichen Falle in der Absicht, zu bestrafen, daß er in Zukunft die Sicherheit nicht mehr stören könne, wozu uns das Recht auf die Sicherheit vollkommen berechtigt. Man kann also einen **dreyfachen Zweck eines rechtmäßigen Krieges** festsetzen; 1. uns das wiedergeben zu lassen, was uns gehört; 2. für unsre künftige Sicherheit dadurch im voraus zu sorgen, daß man den Angreifenden oder Beleidigenden bestraft; 3. uns gegen eine Beleidigung zu decken oder zu vertheidigen, indem wir eine Gewaltthätigkeit abwenden. Jene erste Puncte gehören für den Offensiv-, der lezte aber für den Defensiv-Krieg.

Camillus zeigte, als er im Begriff war, die Gallier anzugreifen, in wenigen Worten seinem Heere alle Umstände, die den Krieg bewirken, und sein Recht bestätigen. Omnia quae defendi repetique & ulcisci fas est (*).

Da ein Volk oder dessen Regent, nicht nur bey allen Unternehmungen die Gerechtigkeit beobachten, sondern sich auch beständig nach demjenigen richten müssen, was dem Wohl des States beförderlich ist, so müssen die Beweg-Gründe eben so rechtschaffen und billig seyn, als die rechtfertigenden Ursachen wahr sind. Diese beweisen das Recht des Regenten, die Waffen zu ergreifen; die Beweg-Gründe aber beweisen,

(*) *Livius*, L. 5, c. 49.

sen, daß es nützlich, schicklich, und für diesen Fall bequem sey, das Recht zu behaupten; sie nehmen ihre Beweise aus der Klugheit, wie jene Rechtfertigungen aus der Billigkeit her.

Rechtschaffene und löbliche Beweg-Gründe nenne ich die, welche von dem Nutzen des States, dem Wohl und gemeinen Vortheile der Bürger hergenommen werden. Sie können ohne die Billigkeit nicht bestehen; denn es ist niemahls vortheilhaft, ungerecht zu handeln. Gesetzt, ein ungerechter Krieg bereicherte den Stat auf eine Zeit, er erweiterte dessen Gränzen; so macht er zugleich alle andere Völker aufsätzig, und verleitet sie, den Stat zu überlästigen. Machen aber Reichthümer, oder ausgedehnte Besitzungen, das Wohl einer Nation aus? Die römische Republik verlor sich in Triumphen, in dem Uebermaße der Eroberungen und der Macht. Da die Stadt, welche Beherrscherinn der Welt war, unter den Tyrannen stand, unter dem Joche der militarischen Regierung seufzte, hatte sie Recht, das Glück der Waffen zu beweinen, und die glücklichen Zeiten, da ihre Macht sich nicht über Italiens Gränzen erstreckte, ja, so gar diejenigen, in welchen ihre Herrschaft fast mit ihren Mauern umgränzt wurde, zu bedauern. Fehlerhafte Beweg-Gründe beziehen sich nicht auf das Wohl des States, sie fließen nicht aus dieser reinen Quelle, sondern aus heftigen Leidenschaften, als: stolzer Herrsch-Sucht, Begierde zu prahlen, Geiz, Eroberungssucht, Haß und Rachsucht.

Alle Rechte der Natur, folglich auch die Rechte des Regenten, beruhen auf dem Wohl des States, und müssen darnach abgemessen werden. Die Pflicht, welche sie beyderseits haben, dieses Wohl zu befestigen und auszubreiten, gibt der Nation, deren Wohlfahrt bedrohet und angegriffen wird, das Recht sich zu rüsten, und die Waffen gegen den zu ergreifen, welcher dieses

edle

edle Gut antastet. Wenn diese beleidigte Nation aber die Waffen nicht, um sich eine billige Genugthuung zu verschaffen, sondern aus einem fehlerhaften Beweg-Grunde ergreift, so mißbraucht sie ihr Recht. Die Waffen werden durch dieselben unlöblich, die Gerechtigkeit zum Grunde haben konnten; denn man führt den Krieg nicht mehr wegen des billigen Beweg-Grundes, den man wirklich hatte, und dieser wird jezt nur zum Schein-Grunde. Aber ein Monarch, ein Regent, mit was für Recht kann er das Wohl des States, das Blut und das Glück der Bürger verschwenden, und der Gefahr ausstellen, um seine Leidenschaften zu befriedigen? Ihm ist die oberste Gewalt nur zum allgemeinen Besten anvertrauet; er muß sich derselben auch nur hierzu bedienen.

Es gibt auch an sich wahre Gründe, die aber nicht wichtig genug sind, den Krieg anzufangen, und welche nur vorgeschoben werden, um die ehrgeizigen Absichten oder andere fehlerhafte Motiven zu verbergen. Von dieser Art war die Klage des Czares, Peter I., daß man ihm bey seiner Durchreise durch Riga nicht genug Ehre angethan habe.

Derjenige, welcher einen Krieg nur seines Nutzens wegen, ohne rechtfertigende Gründe zu haben, anhebt, handelt ohne Recht, und sein Krieg ist ungerecht. Auch derjenige, welcher wirklich einige Gründe, die Waffen zu ergreifen, hat, und dieses doch nur aus geizigen Absichten thut, kann zwar nicht gerade heraus einer Ungerechtigkeit beschuldiget werden, aber er zeigt seine Neigung zum Bösen. Seine Anführung ist tadelhaft, durch das Mangelhafte in seinen Motiven befleckt. Der Krieg ist eine so schreckliche Geißel, daß nur die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit dessen Unternehmung rechtfertigen, und, wo nicht löblich machen, doch wenigstens über allen Tadel hinaus setzen können.

Die Nationen, welche immer fertig sind, Krieg anzufangen, so bald sie einigen Vortheil voraus sehen, sind ungerecht und Räuber. Diejenigen aber, welche sich von der Raserey des Krieges zu ernähren scheinen, und ihn allenthalben ohne Grund, ohne Vorwand, und ohne scheinbaren bewegenden Vorwand, wohin sie nur können, ausbreiten, keine andere Motiven, als eine wilde Kriegs-Sucht, haben, sind Ungeheuer, und des menschlichen Nahmens unwürdig. Sie sind als Feinde des menschlichen Geschlechtes und der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen, und, so wie die Meuchelmörder und Mordbrenner, nicht nur in Ansehung derer, welche sie beschädigen, und die das Opfer ihres Raubes werden, sondern auch in Ansehung des States, dessen erklärte Feinde sie sind, schuldig. Alle andere Völker sind berechtigt, sich zu vereinigen, diese Wilden nicht nur zu strafen, sondern auch auszurotten.

Ein Defensiv-Krieg ist unstreitig gerecht gegen einen ungerechten Anfall. Die Vertheidigung gegen eine ungerechte Gewaltthätigkeit ist nicht nur billig, sondern sie ist auch Pflicht der Nation. Wenn aber der angreifende Feind Recht hat, so ist man nicht befugt, ihm Gewalt entgegen zu setzen, und die Vertheidigung ist alsdann ungerecht; denn der Feind übt nur das aus, was ihm zusteht, er hat die Waffen ergriffen, um sich das, was man ihm versagte, zu verschaffen. Dem aber, der sein Recht ausübt, widerstreben, ist unbillig. Es bleibt dem sich Vertheidigenden in solchem Falle nichts übrig, als daß er dem Angreifenden eine billige Genugthuung antrage. Will dieser solche nicht annehmen, so hat er redlich das Recht auf seine Seite gezogen; die Feindseligkeiten des Angreifenden sind alsdann ungerecht, und er vertheidigt sich rechtmäßig gegen einen Feind, der ihn jezt ohne Grund und Ursache zu beleidigen sucht. Wenn aber über die Beschaffenheit eines Offensiv-Krieges zu urthei-

theilen ist, so muß man die Ursachen, um deren willen die Waffen ergriffen worden sind, untersuchen. Man muß von seinem Rechte sehr überzeugt seyn, wenn man es auf eine so harte Weise geltend machen will.

Betrifft die Frage demnach eine offenbar gerechte Sache, soll man das Seinige wieder bekommen, ein gewisses und unstreitiges Recht geltend machen, eine billige Genugthuung wegen eines offenbaren Unrechtes bekommen, und kann man alles dieses durch kein anderes Mittel erhalten, als durch die Waffen: so ist der Angriffs- (Offensiv-) Krieg erlaubt. Um ihn also gerecht zu machen, werden zwey Dinge erfordert: 1. ein Recht, welches man geltend machen will, d. i. man muß Grund haben, etwas von einem Volke zu fordern; 2. man muß dieses Recht nicht anders, als durch die Waffen, erhalten können. Die Nothwendigkeit allein gibt Recht zur Gewalt, und diese ist immer ein gefährliches und betrübtes Mittel, welches die Natur, die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen, nur im äussersten Falle, und in der Ermangelung aller andern, erlaubt. Gegen ein Volk Gewalt gebrauchen, ehe man weiß, ob es Gerechtigkeit wiederfahren lassen will, oder nicht, ist eine große Beleidigung; und diejenigen, welche sogleich den Degen zucken, und solches bey jeder, auch geringen, Gelegenheit thun, ohne friedfertige Wege einzuschlagen, zeigen dadurch, daß ihre Rechtfertigungs-Gründe nur ein Vorwand sind, daß sie begierig jede Gelegenheit, ihren Begierden zu folgen, ergreifen, und daß sie ihre Ehrsucht unter einem Anscheine von Billigkeit befriedigen wollen. Ist die Sache aber zweifelhaft, und sind die Gerechtsamen ungewiß, oder nicht klar und streitig, so kann man, vernünftiger Weise, nichts thun, als verlangen, daß die Frage untersucht werde, und daß man, wenn sie nicht entschieden werden kann,

friedlich sich darüber vergleiche. Will alsdann eine der Parteyen die Vergleich-Mittel nicht annehmen, so hat die andere Recht, die Waffen zu ergreifen, um sie zum Vergleiche zu zwingen. Hierbey ist aber zu merken, daß der Krieg nicht die Sache entscheidet, sondern daß der Ueberwundene nur durch seinen Nachtheil genöthigt wird, die Hände zum Vergleiche zu bieten. Es ist daher ein so ungereimter als unschicklicher Irrthum, wenn man glaubt, der Krieg könne zwischen denjenigen entscheiden, die Streitigkeiten, und keinen Richter über sich haben. Der Sieg hängt insgemein eher auf der Seite der Klugheit und Macht, als auf der, wo das gute Recht ist, und daher wäre er ein sehr unbilliges Mittel zum Entscheiden; aber er ist vermögend, den, der die Wege der Billigkeit ausschlägt, zu zwingen, und er wird in den Händen des Fürsten, der ihn geschickt und zu einem billigen und redlichen Zweck gebraucht, gerecht.

Der Krieg kann auf beyden Seiten nicht gerecht seyn; einer verlangt ein Recht, welches der andere versagt; einer beschwert sich über eine Beleidigung, der andere läugnet sie begangen zu haben. Hier sind zwey Personen, welche über die Wahrheit eines Satzes streiten, und es ist unmöglich, daß die entgegen stehende Meinungen beyder zu gleicher Zeit wahr seyn können. Indessen ist es doch möglich, daß beyde Parteyen ehrlich seyn, und Recht zu haben glauben. In einer zweifelhaften Sache ist es also auch ungewiß, auf welcher Seite Wahrheit und Recht stehen. Da nun alle Völker unabhängig und gleich sind, so können sie über einander nicht richten, und es folgt, daß in zweifelhaften Fällen beyderseitige Waffen für gleich rechtmäßig gehalten werden können, wenigstens so weit es das Aeussere betrifft, und bis zum Austrage der Sache. Es hindert dieses aber andere Völker nicht, ihr Urtheil zu fällen, und zu entscheiden, was

sie

sie zu thun, und wem sie Hülfe zu leisten haben. Bey aller Unabhängigkeit der Nation, kann aber doch der Urheber des Krieges sehr strafbar seyn. Handelt er aber mit gutem Glauben aus einer unüberwindlichen Unwissenheit, so kann man seine Waffen nicht für ungerecht halten.

Wenn der Offensiv-Krieg geführt wird, um eine Nation zu bestrafen, welches man einen Straf-Krieg nennt, so muß derselbe, wie jeder andere, auf Recht und Nothwendigkeit gegründet seyn; denn dieser Fall allein berechtigt zum Kriege, folglich ist man Wieder-Ersatz zu fordern befugt. Ist es aber nicht möglich, daß dieser geschehen kann, so findet die Strafe Statt, und so hat man Recht, seine und anderer Völker Sicherheit zu behaupten, indem man den Beleidiger eine Strafe empfinden lässet, die ihn bessern und ihm zum Beyspiel dienen kann. Dieser Krieg muß aber auch nothwendig seyn, und dieser Umstand muß ihn rechtfertigen; er muß das einzige Mittel seyn, um Genugthuung für diesen Fall zu erhalten, welche eine gehörige Sicherheit auf die Zukunft verspricht. Wird sie also angetragen, oder kann sie ohne Krieg erhalten werden, so ist die Beleidigung zu tilgen, und das Recht der Sicherheit rechtfertigt die Sache nicht. Das schuldige Volk muß sich der verdienten Strafe unterwerfen, und solche leiden, um Genugthuung zu geben; aber es ist nicht verbunden, sich der Willkür eines aufgebrachten Feindes zu überlassen. Wird es also angegriffen, so muß es anfragen, was für Ersatz man von ihm verlange. Will der Feind sich nicht erklären, oder treibt er seine Forderungen zu hoch, so kann es widerstreben, und seine Vertheidigung wird rechtmäßig. Uebrigens ist offenbar, daß der Beleidigte allein das Recht hat, die Unabhängigen zu bestrafen.

Es fragt sich: Ob man, wenn eine benachbarte Macht steigt, und man von derselben unterdrückt zu werden befürchtet, hieraus einen billigen Grund zum Kriege machen könne; ob man mit Billigkeit die Waffen ergreifen, und sich dessen Vergrößerung entgegen setzen könne, entweder um diese Macht zu schwächen, oder auch, sich gegen die Gefahr, mit welcher eine übermäßige Macht fast immer den schwächern drohet, zu sichern? Diese Frage macht den Stats-Lehrern eigentlich keine Schwierigkeit, aber sie setzt diejenigen, welche die Klugheit mit der Billigkeit in allen Fällen vereinigen wollen, in Verlegenheit. Auf einer Seite thut ein Stat, wenn er sich durch eine gute Regierung und alle daraus entstehende Kräfte vergrößert, nichts anders, als was sehr löblich ist. Er erfüllt die Pflichten gegen sich selbst, ohne die Pflichten gegen andere zu verletzen. Ein Monarch, welcher neue Provinzen, ganze Königreiche, so gar durch Erbschaft, freye Wahl, oder durch andere billige und rechtmäßige Mittel erwirbt, nutzt seine Gerechtsamen, und thut niemand Unrecht. Wie sollte es denn erlaubt seyn, eine Macht darum anzugreifen, weil sie sich durch billige Mittel vergrößert? denn wer einen gerechten Krieg unternehmen will, muß, wie oben bewiesen worden ist, Beleidigung erhalten haben, oder damit offenbar bedrohet werden. Auf der andern Seite aber lehrt uns die traurige und beständige Erfahrung, daß die überlegenen Mächte gemeiniglich ihre Nachbarn zu beläftigen, zu unterdrücken, ja sie so gar, so bald sie dergleichen ungeahndet thun können, unterthänig zu machen suchen. So stand ganz Europa in Gefahr, in die Sclaverey Carl's V. zu fallen, weil es sich dessen anwachsenden Glücke nicht zeitig genug widersetzte. Soll man die Gefahr abwarten, das Gewitter sich zusammen ziehen lassen, wenn man es im

An-

Anfange hätte vertreiben können? Soll man den Anwachs eines Nachbarn ruhig ansehen, und gelassen den Augenblick erwarten, da er uns fesselt? Wird alsdann wohl Zeit zur Vertheidigung seyn, wenn man dazu keine Mittel mehr hat? Die Klugheit ist eine Pflicht aller Menschen, vornehmlich aber der Regenten, denen die Sorge für die Wohlfahrt der Völker anvertrauet ist. So steht nun diese Frage. Ich werde sie nach den Grundsätzen des Natur- und Völker-Rechtes zu entscheiden suchen, und man wird hieraus ersehen, daß Gerechtigkeit allezeit von der wahren Stats-Kunst unzertrennlich ist.

Zuerst ist zu bemerken, daß die Klugheit, die den Regenten nöthigste Tugend, niemahls unerlaubte Mittel, um zu einem billigen und löblichen Zweck zu gelangen, anrathen kann. Man setze mir nicht den Satz entgegen, die Wohlfahrt des Volkes sey das vortrefflichste Gesetz, denn eben diese Wohlfahrt, das Wohl aller Volker, verdammt den Gebrauch solcher Mittel, welche gegen die Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind. Warum sind gewisse Mittel ungerecht? Darum: weil man bey einer nähern Betrachtung findet, daß es, wenn sie eingeführet würden, der menschlichen Gesellschaft schädlich, und allen Nationen verderblich seyn würden. Der Nutzen, die Wohlfahrt der Völker bestätigt daher den heiligen Satz, daß der Zweck die Mittel nicht rechtfertige. Ist nun der Krieg allein erlaubt, um sich wegen einer erlittenen Beleidigung Ersatz, oder gegen eine drohende, Sicherheit zu verschaffen, so ist es auch ein festes Gesetz der Völker, daß der Anwachs einer Macht an sich selbst, und durch sich allein, niemanden, wer es auch sey, das Recht gibt, sich mit gewaffneter Hand dagegen zu stellen. Die Macht hat, wie die Frage es schon voraus setzt, niemand beleidigt, folglich müßte man Grund haben, eine Bedrohung dieser Art von derselben

ben zu befürchten, wenn man rechtmäßig zu den Waffen greifen wollte. Drohet aber wohl die Macht an sich Gefahr oder Unrecht, wenn der Wille dazu sich nicht dabey befindet? Unglücklich genug ist es für die Menschen, daß man die Lust zu unterdrücken fast allemahl zu finden glauben kann, wo die Gewalt, es ungestraft zu thun, sich befindet. Sind aber diese beyde Dinge nicht auch zertrennlich? Es gibt folglich das gewöhnliche oder häufige Zusammenstehen derselben nur das Recht, den ersten Schein davon für ein zureichendes Zeichen zu halten. So bald demnach ein Stat Zeichen von Unbilligkeit, Habsucht, Stolz, Ehrgeiz, und die Begierde allenthalben zu gebiethen, gegeben hat, so ist er ein gefährlicher, ein verdächtiger Nachbar. Man muß ihn in dem Augenblicke, da er fürchterlich wird, ertappen, und Sicherheit fordern. Weigert er sich, sie zu geben, so müssen Maßregeln genommen werden, wie man seine Absichten mit dem Degen in der Faust vernichte. Die eigennützigen Aussichten der Völker sind von ganz anderer Beschaffenheit, und von einer größern Wichtigkeit, als der einzelnen Personen ihre. Der Regent kann nicht zu viel darauf halten, er kann den Verdacht nicht der Großmuth aufopfern. Da die Menschen einmahl genöthigt sind, sich in den meisten Stücken nach dem Wahrscheinlichen zu richten, und da es hier auf eine Nation ankommt, die man gegen einen eben so starken, als ehrgeizigen Nachbar decken soll, so verdient die Wahrscheinlichkeit dieses Falles auch, nach dem Verhältnisse der Wichtigkeit, die Aufmerksamkeit der Fürsten. Einer Gefahr muß man, nach dem Verhältnisse der Größe des Uebels, welches man uns drohet, und nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit, entgegen gehen. In dem Falle eines erträglichen Uebels und eines geringen Verlustes, muß man sich nicht übereilen, denn es ist, die Gewißheit

heit von demjenigen, was uns gedrohet wird, zu erwarten, nicht so gefährlich. Aber hier kommt es auf das Wohl des States an, und in diesem Falle kann die Vorsicht nicht zu weit gehen. Soll man, um gegen den Umsturz zu arbeiten, abwarten, bis derselbe wirklich da ist? Glaubt man dem Anscheine dazu vielleicht etwas geschwinde, so ist es die Schuld dieses Nachbarn, wenn er öftere Zeichen seiner Herrschsucht gegeben hat. Gesetzt aber, ein mächtiger Stat gebe durch eine gerechte und kluge Aufführung keine Gelegenheit, kann man seine Vergrößerungen mit einem ruhigen Auge ansehen, und soll man blindlings den Absichten und Entwürfen, dazu er gereizet werden könnte, ausgesetzt bleiben? Eine solche unvernünftige Nachlässigkeit in einer so wichtigen Sache wäre nicht zu verzeihen. Das Beyspiel der Römer kann hierüber den Regenten zur Lehre dienen. Hätten die damahligen mächtigen Staten vereinigt über die Unternehmungen der Römer gewacht, so würden sie nicht, einer nach dem andern, in die Knechtschaft gerathen seyn. Aber, man kann sich auch durch andere Mittel, ausser den Waffen, gegen eine furchtbare Macht decken. Es gibt leichtere und stets billige dagegen; das wirksamste ist, daß die übrigen minder mächtigen Staten sich mit einander verbinden, und, durch die vereinigten Mächte, mit derjenigen, die sie scheuen, in ein Gleichgewicht kommen. Eines jeden Sicherheit wird befestigt seyn, wofern sie nur standhaft und getreu in ihren Bündnissen bleiben. Sie sind auch berechtigt, sich unter einander Vorzüge zu gönnen, und den, welchen sie fürchten, davon auszuschließen. Sie können besonders im Handel unter einander wechselseitig den Unterthanen der Verbundenen favorisiren, und diese Vortheile denen, die unter der gefürchteten Macht stehen, versagen; dadurch werden sie sich selbst verstärken, und jene schwächen, ob-

ohne daß sie sich wird beschweren können, weil jedermann die Freyheit hat, seine Gunst, wem er will, zu bezeigen. Europa macht Einen Stats-Körper; alles ist in demselben durch die verschiedenen Verhältnisse der Nationen, Absichten und Vortheile, verbunden. Seine Theile liegen nicht mehr, wie vormahls, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang so bey einander, daß keiner, sich um das Wohl des andern zu bekümmern, für nöthig hielte, und nur selten, und wenn es ihn unmittelbar beträfe, Theil an den Begebenheiten nähme. Heut zu Tage sind die Regierungen auf alles, was vorgeht, aufmerksam, sie unterhalten ihre Minister, Residenten und Agenten an den Höfen, und stehen in beständigen Unterhandlungen. Hierdurch wird Europa eine Art von Frey-Stat, dessen Glieder unabhängig, sich durch den gemeinschaftlichen Vortheil vereinigen. Dadurch wird Ordnung und Freyheit erhalten. Eben dieses hat zu jener Vorstellung einer Stats-Wage und des Gleichgewichtes der Mächte Gelegenheit gegeben, wodurch man eine solche Einrichtung versteht, da keine Macht über andere zu herrschen, und Gesetze zu geben, im Stande ist. Das sicherste Mittel, diese Balance und dieses Aequilibrium zu haben, wäre es so einzurichten, daß keine Macht die andere um vieles übertrafe, und daß alle, oder vielmehr der größte Theil, beynahe gleich mächtig wären. Man hat diese Aussicht Heinrich IV. zugeschrieben, aber die Sache selbst hätte nicht ohne viele Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit zu Stande kommen können. Und gesetzt nun, diese Gleichheit wäre einmahl eingeführt worden, wie hätte sie durch rechtmäßige Mittel erhalten werden können? Der Handel, die Industrie, die militarischen Vorzüge, hätten sie bald aufgehalten; das Erbschafts-Recht, welches denen von der weiblichen Linie mit ihren Nachfolgern zum Vortheil auch für monarchische Staten

mit

mit so vielen Albernheiten eingeführt, aber doch einmahl befestigt ist, würde das System über den Haufen werfen. Die vorher angeführte Methode ist leichter und billiger. Man muß Verbindungen schließen, die sich dem Mächtigsten entgegen setzen, und ihn verhindern, Gesetze zu geben. Die Verbindungen wären ein sicheres Mittel, das Gleichgewicht, und mithin die Freyheit der Nationen zu erhalten, wenn alle Regenten ihren wahren Nutzen verständen, und ihre Unternehmungen durch das Wohl des States regierten. Aber, es gelingt den großen Mächten nur zu oft, daß sie sich Anhänger und Hülfe verschaffen, welche ihren Absichten blindlings folgen. Die Verblendung eines gegenwärtigen Vortheiles, die Reizungen des Geistes, der Betrug ungetreuer Stats-Diener, machen nicht wenig Fürsten zu Werkzeugen einer Macht, welche sie und ihre Nachfolger erschlagen wird. Das Sicherste bleibt demnach, den zu schwächen, der das Gleichgewicht aufhebt, so bald man eine günstige Gelegenheit findet, und es mit Billigkeit thun kann, oder, daß man allerley ehrliche Mittel anwende, wodurch er, sich zu furchtbar zu machen, gehindert werde. Aus diesem Grunde müssen alle Völker besonders aufmerken, daß er sich nicht durch Waffen vergrößere, und solches können sie immer mit allem Rechte thun. Denn fängt dieser Herr einen ungerechten Krieg an, so hat jeder das Recht, den Unterdrückten zu helfen. Ist der Krieg gerecht, so müssen die neutralen Mächte sich darein mengen, einen Vergleich zu machen suchen, den Schwächern bewegen, daß er eine billige Genugthuung leiste, billige Bedingungen eingehe, so hindern sie, daß er nicht unterdrückt wird; biethet man aber billige Artikel an, so kann der, welcher den gerechtesten Krieg führt, weiter nichts verlangen, denn die Gerechtigkeit seiner Sache gibt ihm niemahls, wie ich hernach zeigen werde, das Recht

den Gegner zu unterdrücken, es sey denn, daß dieses äusserste Mittel zu seiner Sicherheit unentbehrlich, und kein anderes zur Schadloshaltung übrig ist. Hier ist aber nicht der Fall; und die Nationen, welche vermitteln, können ihm auf eine andere Art Sicherheit und billigen Ersatz verschaffen. Es ist ausser allen Zweifel, daß, wenn diese furchtbare Macht, welche wirkliche Unterdrückung und Eroberungen im Sinne hat, ihre Absichten durch Vorbereitungen verräth, oder durch anderes dergleichen äussert, die andern Recht haben, ihr zuvor zu kommen, und, wenn ihnen das Kriegs-Glück geneigt ist, diese bequeme Gelegenheit zu nutzen, um diese Macht, welche dem Gleichgewichte zu gefährlich scheint, und der allgemeinen Freyheit drohet, zu schwächen. Noch klärer ist dieses Recht gegen einen Fürsten, wenn er immer in Waffen ist, ohne Ursachen und wahrscheinlichen Vorwand Krieg anfängt, und die allgemeine Ruhe dadurch unaufhörlich störet.

Dieses leitet mich auf eine andere, der abgehandelten sehr ähnliche, Frage. **Ist es erlaubt, einen Nachbar anzugreifen, um die Gefahr, wodurch wir uns bedroht glauben, abzuwenden, wenn derselbe mitten im Frieden auf unsern Gränzen Festungen anlegt, seine Truppen vermehrt, eine große Armee zusammen zieht, seine Vorraths-Häuser anfüllt, und kurz, wenn er Anstalten zum Kriege macht?** Die Entscheidung dieser Frage wird sehr nach den Sitten und dem Character des Nachbars zu bestimmen seyn. Man muß ihm Erklärung, die Ursachen der Anstalten abfordern, wie man es in Europa hält, und man kann, wenn man einen Verdacht hat, Sicherheit verlangen. Seine Weigerung ist ein zureichendes Merkmahl seiner übeln Absichten, und ein billiger Grund ihm zuvor zu kommen. Hat dieser Herr aber niemahls Zeichen einer verrätherischen

Nie-

Niederträchtigkeit gegeben, haben wir mit ihm überdem nichts auszumachen, warum sollten wir nicht auf sein Wort ruhig bleiben, und uns begnügen, diejenige Vorsicht zu gebrauchen, welche die Klugheit erfordert? Wir dürfen nicht ohne hinreichenden Grund voraus setzen, daß er sich Schande machen, und Verrätherey mit Gewaltthätigkeit verbinden wolle. So lange also sein Wort nicht verdächtig, und der gute Glaube verloren ist, so haben wir kein Recht mehr, mehrere Sicherheit von ihm zu verlangen. Wenn indessen ein Herr in Frieden viel Truppen unterhält, so können seine Nachbarn nicht auf sein Versprechen ruhig bleiben; die Klugheit räth ihnen, auf ihrer Hut zu seyn; denn wären sie der Redlichkeit desselben auch vollkommen versichert, so können doch Zwistigkeiten vorfallen, die nicht voraus zu sehen sind. Sollten sie ihm alsdann wohl den Vortheil überlassen, daß er alte und geübte Truppen den neu geworbenen entgegen stellen konne, die sie in das Feld führen, so hieße dieses, sich ihm auf Gnade ergeben. Sie sind also, so sehr es den Stat belästigt, ihn nachzuahmen und ebenfalls eine große Armee zu halten, genöthigt. Vormahls, und auch noch im 17ten Jahrh., pflegte man in den Friedens-Schlüssen fest zu setzen, daß man beyderseitig abdanken wollte. Wollte alsdann ein Fürst mitten im Frieden große Armeen halten, so nehmen die Nachbarn ihre Maßregeln, verbinden sich, und zwingen ihn die Waffen niederzulegen. Warum hat man diese heilsame Gewohnheit nicht beybehalten? Diese zu allen Zeiten unterhaltene Armeen berauben den Acker seiner Arbeiter, sie verhindern die Vermehrung der Menschen, und unterdrücken die Freyheit des Volkes, welches sie ernährt. Ich werde hiervon im Art. Kriegs-Heer ein Mehreres sagen.

Alles Recht zu kriegen, beruhet auf der Gerechtigkeit der Ursachen. Ein Ungerechter, welcher an-

greift, drohet, oder das Zuständige versagt, kurz, wer beleidigt, macht die Vertheidigung oder Behauptung des Rechtes mit den Waffen nothwendig; er gibt ein Recht, alle Feindseligkeiten auszuüben, welche nöthig sind, um eine völlige Genugthuung zu erhalten. Wer die Waffen ohne gültige Ursachen ergreift, hat folglich gar kein Recht, und alle seine Feindseligkeiten sind ungerecht.

Wer Beleidigung zufügt, ist verbunden, den Schaden zu ersetzen, oder, wenn das Uebel unersetzlich ist, eine gehörige Genugthuung zu leisten. Er ist auch unter die Strafe gefallen, wenn diese zum Beyspiel und zur Sicherheit des Beleidigten nöthig ist. In diesem Falle befindet sich nun ein Fürst, der einen **ungerechten Krieg** anhebt; er muß, was er genommen hat, erstatten, die Gefangenen auf seine Kosten wieder schicken, dem Feinde seinen Verlust ersetzen, ihn für alles angethane Uebel entschädigen, die unglücklich gemachten Familien wieder in vorigen Stand setzen, wo möglich, den Verlust eines Vaters, Sohnes, oder Gemahles, ersetzen. Wie soll aber alles dieses geschehen? Viele dieser Uebel sind unheilbar, und wie soll der unbillige Krieger auch für die, welche ersetzet werden können, es hernehmen, um das Aequivalent zu geben? Des Fürsten eigene Güter werden nicht zureichen, soll er die Güter seiner Unterthanen hingeben? Sie gehören ihm ja nicht. Soll er einen Theil des Landes dafür abtreten? Dieses gehört dem Volke, es ist nicht sein Eigenthum, und er kann damit nicht nach Gefallen verfahren. Obgleich nun auch die Nation, bis auf einen gewissen Punct, für die Thaten des Regenten stehen muß, so wäre es zuerst ungerecht, dieselbe wegen der Fehler, woran sie nicht Schuld ist, zu strafen; und hiernächst ist dieselbe, wenn sie das, was ihr Fürst thut, zu vertreten verbunden ist, solches nur gegen andere Nationen,

nen, die an sie selbst fordern, verpflichtet. Der Fürst kann sie nicht die Schuld seiner Ungerechtigkeit tragen lassen, noch sie entblößen, um jene zu ersetzen. Gesetzt aber, er könnte es thun, wäre er darum rein, und in seinem Gewissen frey? Er ist mit dem Feinde quit, ist er es auch gegen seine Unterthanen? Eine seltsame Gerechtigkeit, wenn man seine Unbilligkeiten auf Kosten eines Dritten ersetzt! Es wird nur der Gegenstand der Beleidigung verändert.

Wenn die Unbilligkeit des Krieges eingesehen ist, so leidet die Wiedererstattung der Eroberungen, der Gefangenen und des Entwandten, welches noch vorhanden ist, gar keinen Zweifel. Die Nation überhaupt, und jeder Particulier, müssen, wenn sie einsehen, daß sie ungerechtes Gut besitzen, sich davon los machen, und alles übel erworbene wieder erstatten. Aber sind denn auch wohl bey der Schadloshaltung die Truppen, die Generale, Officiers und Gemeine, auch nach ihrem Gewissen verbunden, das Uebel zu ersetzen, welches sie nicht vor sich selbst, sondern als Werkzeuge in der Hand des Regenten, zugefügt haben? Grotius hat diese Frage ohne Unterschied bejahend beantwortet. Diese Entscheidung aber kann nur in dem Falle Statt finden, wenn der Krieg ganz offenbar ungerecht ist, und wenn man auch keine innere verborgene Stats-Ursache annehmen kann, die denselben rechtfertigen könnte, welches aber fast unmöglich ist. In allen zweifelhaften Fällen muß die ganze Nation, und die Einzelnen, besonders aber die Soldaten, sich auf die Entscheidung des Regenten verlassen. Hierzu werden sie durch die wesentlichen Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft und die Regierungs-Art verpflichtet. Wohin würde man gerathen, wenn die Unterthanen bey jedem, was der Regent thut, die Gerechtigkeit und Gründe des Verfahrens abwägen wollten, oder wenn sie sich weigern könnten, in einen

Krieg zu ziehen, der ihnen nicht gerecht vorkommt! Ihre Schuldigkeit ist, da die Klugheit dem Fürsten sehr oft nicht erlaubt, seine Gründe bekannt zu machen, solche als gerecht und weise anzunehmen, so lange bis das Gegentheil ganz offenbar am Tage liegt. Haben sie also, in dieser Meinung, in einem ungerechten Kriege gefochten, so ist der Fürst allein schuldig, und allein zum Ersatz verbunden. Die Unterthanen, und besonders die Krieger, sind unschuldig, sie haben nur aus Gehorsam gehandelt, sie müssen nur das aus den Händen lassen, was sie in einem solchen Kriege verdient haben, denn sie werden es ohne rechtmäßigen Titel besitzen. So, glaube ich, urtheilen rechtschaffene Leute, und so ist die Denkungs-Art redlicher und ehrliebender Krieger. Sie sind hier in dem Falle, wie alle, welche die Befehle des Beherrschenden ausführen, und es wird alles Regieren unmöglich gemacht, wenn jeder Bediente des States den Grund, die Ursachen, die Billigkeit der Befehle, untersuchen soll, ehe er sie vollbringt. Sie sind aber nichts von dem zu verantworten schuldig, weil sie annehmen müssen, daß diese Befehle heilsam seyn.

Alles bisher Angeführte ist eine Folge der wahren und einzigen Regel des Rechtes, Einrichtungen des heiligen Gesetzes, welches die Natur, oder vielmehr ihr göttlicher Urheber, allen Völkern gegeben hat. Derjenige, dem das Recht und die Nothwendigkeit die Waffen in die Hand geben, der nur allein ist befugt, Krieg anzuheben, den Feind anzugreifen, ihm Leben, Güter und Vermögen zu nehmen. So entscheidet das nothwendige Völker-Recht und das Natur-Gesetz; zu deren Beobachtung aber sind alle Nationen ohne Ausnahme verbunden, jeder muß diese Regel in seinem Gewissen befolgen. Doch, wie soll man sie in den Händeln der Völker und Fürsten geltend machen, die im Stande der Natur gegen einander gehal-

halten leben? Sie erkennen keinen Obern; wer will sie richten, jedem seine Rechte und Pflichten bezeichnen, diesem sagen, er habe Recht, die Waffen zu ergreifen, den Feind anzufallen, und ihn mit Gewalt zu zwingen, dem andern aber, seine Siege, seine Mordthaten, seine Eroberungen wären Räubereyen? Ein jeder freyer Stat und Beherrscher muß gewissenhaft selbst beurtheilen, worin seine Pflichten bestehen, und was ihm recht oder unrecht ist. Wenn andere Nationen ihn beurtheilen, so tasten sie dessen Freyheit an, und verletzen sein vornehmstes Vorrecht. Jeder wird endlich die Billigkeit auf seiner Seite sehen, allein das Recht des Krieges haben, seinem Feinde gar nichts zugestehen wollen; er wird behaupten, daß dessen Unternehmungen Räubereyen, Eingriffe in das Völker-Recht seyn, und von allen Nationen bestrafet werden müssen. Die Entscheidung darüber, wer Recht habe, ist also um nichts weiter gekommen, der Streit wird heftiger und schädlicher in seinen Wirkungen, und schwerer beyzulegen. Aber noch mehr, alle Neutrale werden in die Ungelegenheit mit eingeflochten. Wenn ein ungerechter Krieg kein Recht unter den Menschen geben kann, ehe ein Richter (und dieser ist nicht da) endlich entschieden hat, auf welcher Seite das Recht ist, so kann man keine im Kriege genommene Sachen mit Sicherheit an sich bringen, sie bleiben immer wieder zu fordern, so wie es die Dinge sind, welche geraubet worden sind.

Wir wollen also die Strenge des Natur-Gesetzes, welches dem Gewissen der Fürsten so nöthig ist, denselben zur Richtschnur dienen lassen, davon sie sich nie entfernen müssen. Man muß aber da, wo von den äussern Wirkungen des Rechtes unter den Menschen die Rede ist, nothwendig auf solche Regeln gehen, deren Anwendung sicherer und leichter ist. Dieses ist zum allgemeinen Wohl und Vortheil der großen Ge-

sellschaft des menschlichen Geschlechtes nothwendig. Diese sind nun aber die Regeln des Völker-Rechtes. Das Natur-Recht wacht über das große Wohl der menschlichen Gesellschaft, vertheidigt und beschützt die Freyheit jeder Nation, und will, daß ihre Strenge die Sachen der Monarchen einen Ausgang gewinnen lasse, daß ihre Strenge sich bald lege; dieses Gesetz befiehlt selbst die freywillige Beobachtung des Völker-Rechtes zum allgemeinen Besten, eben so, wie es die Veränderungen gutheißt, welche durch das bürgerliche Gesetz in den Regeln des Natur-Rechtes gemacht werden; beydes in der Absicht, um sie besser zur Anwendung in der Gesellschaft einzurichten. Ich will nun diese allgemeine Beobachtung auf den besondern Fall des Krieges anwenden. Ein Fürst, ein Volk, müssen bey der Berathschlagung über das, was sie zu Erfüllung ihrer Pflicht zu thun haben, niemahls die nothwendigen und stets verbindenden Rechte des Gewissens aus dem Gesichte verlieren. Aber wenn sie beurtheilen, was von andern Völkern zu fordern sey, so müssen sie das willkürliche Gesetz der Völker achten, und auch ihre gerechte Forderungen nach den Regeln dieses Rechtes einschränken, dessen Grundsätze dem Wohl und Vortheile der Gesellschaft aller Nationen gewidmet sind. Das nothwendige Recht muß ihre Richtschnur für sich selbst seyn; aber sie müssen leiden, daß andere für sich Vortheile aus dem Völker-Rechte zu ziehen suchen.

Die erste Regel dieses Rechtes bey der vorhabenden Materie ist, daß man den förmlichen Krieg, was seine Wirkungen betrifft, auf beyden Seiten für gerecht ansehe. Dieses ist durchaus nöthig, wenn bey dem gewaltsamen Mittel der Waffen einige Ordnung erhalten, dem Elende und Unglücke, welches daraus entsteht, Gränzen gesetzt, und immer eine Thür für den zurück kehrenden Frieden offen gelassen werden soll.

soll. Man kann auch nicht anders zwischen zwey Nationen verfahren, denn diese kennen keinen Richter. Demnach hangen die auf dem Kriegs-Stand gegründeten Rechte, die Rechtmäßigkeit seiner Wirkungen, die Gültigkeit der durch die Waffen gemachten Eroberungen, äusserlich und vor den Menschen, nicht von der Gerechtigkeit der Sache, sondern von der Rechtmäßigkeit der Mittel, oder von dem, was zu einem förmlichen Kriege nöthig ist, ab. Wenn der Feind also alle Regeln eines förmlichen Krieges beobachtet, so können wir uns nicht vor der Welt beklagen, daß er gegen das Völker-Recht gehandelt habe. Er hat eben die Ansprüche, wie wir, auf das Recht, und uns bleibt nichts übrig, als siegen, oder capituliren.

Die zweyte Regel ist: Alles was einem vermittelst des Kriegs-Rechtes erlaubt ist, muß dem andern auch frey stehen, weil man annehmen muß, daß beyde gleich viel Recht haben. Man sieht daher auch nicht, daß eine Nation unter dem Vorwande, das Recht auf ihrer Seite zu haben, über die Feindseligkeiten des Gegners sich zu beklagen habe, so lange er nach dem Gesetze des Krieges verfährt. Ich habe oben gezeigt, was im gerechten Kriege erlaubt sey. Dieses und nichts mehr, autorisirt das gemeine Völker-Recht, dieses macht die Sachen für beyde Parteyen gleich, aber es erlaubt keinem etwas, was sonst ungerecht ist, und kann keinen zügellosen Muthwillen gestatten. Treten also die Nationen aus ihren Schranken, und treiben sie die Feindseligkeiten weiter, als es das innere und zur Unterstützung der Billigkeit nöthige Recht erlaubt, so muß man diese Ausschweifungen nicht auf das Recht des Krieges ziehen, sondern vielmehr als Folgen der verdorbenen Sitten ansehen, welche ungerechte und barbarische Gewohnheiten hervor gebracht haben. Dergleichen begeht der Soldat zuweilen, wenn er eine Stadt mit Sturm erobert.

Die dritte Regel: Man muß nie vergessen, daß dieses willkürliche Völker-Recht aus Noth, und um große Uebel zu vermeiden, angenommen worden ist. Es gibt also dem, der unrechtmäßig krieget, kein wahres Recht und keine gültige Entschuldigung seines Verfahrens. Es kann sein Gewissen nicht beruhigen, wenn es gleich die Wirkungen des Krieges vertheidigt, und ihn vor den Menschen von der Strafe befreyet. Der Monarch also, dessen Waffen nicht gerecht sind, wird nicht weniger ungerecht, nicht weniger strafbar nach den heiligen Natur-Gesetzen gemacht, ob gleich dieses selbst, um die Sachen nicht ärger zu machen, und das Uebel der menschlichen Gesellschaft zu vermehren, da man es zu vermeiden sucht, ihm eben die äussern Rechte im Kriege zugesteht, welche derjenige hat, der den gerechtesten Krieg führt. So kann ein Schuldner, nach den bürgerlichen Gesetzen, eine Zahlung verweigern, wenn er die Verjährung für sich hat; aber er handelt gegen Pflicht und Gewissen, wenn er sich eines Gesetzes bedient, welches nur darum gegeben wurde, um viele Processe zu verhindern; bey allem handelt er ohne Billigkeit und ohne ein wirkliches Recht.

Von der Vorstellung des Krieges unter dem Begriffe eines Loses, oder eines göttlichen Gerichtes, werde ich im Art. Kriegs-Erklärung sprechen.

Bey Untersuchung der Frage: **Ob der Krieg überhaupt vortheilhaft, oder nachtheilig, oder gar landverderblich, sey?** muß man verschiedene Unterscheidungen machen. Zuvörderst muß man einen Stat, der seine Waffen in entfernte Gegenden schickt, von einem State, der sein eigenes Land zum Kriegs-Schauplatze machen muß, unterscheiden. Im ersten Falle, **wenn ein Stat Krieg ausser dem Lande führt,** ist es augenscheinlich, daß der Stat nicht nur alles

bare

bare Geld verliert, was er zu Unterhaltung seines Heeres, zu allen Bedürfnissen der Artillerie, Waffen, Montirungsstücke, Zelte, u. d. gl. zahlt, sondern auch alle Kriegsleute, die in demselben umkommen. Dieser Verlust ist sehr beträchtlich, weil er auch durch den allerglücklichsten Erfolg und durch die wichtigsten Eroberungen nicht ersetzt werden kann. Denn wie will doch eine solche Eroberung einem State diejenigen Summen wieder vergüten, die er aufgewandt hat? Höchstens gewinnt der regierende Herr dabey, und die Einkünfte eines neu eroberten Landes bleiben fast allezeit wieder darin, wegen der Besoldungen der Armeen, Bedienungen und Beamten, die der Eroberer daselbst halten muß. Die Früchte, die der alte Stat daraus ziehen kann, sind insgemein sehr spät, sehr mittelbar, und sehr zweydeutig. Es folgt ferner hieraus, daß, je länger ein auswärtiger Krieg dauert, desto mehr die Abgaben, natürlicher Weise, steigen müssen. Je mehr nun die Abgaben zunehmen, desto mehr verschwinden die Quellen, aus welchen man sie geschöpft hat. Je länger der Krieg geführt wird, desto mehr verliert die Nation die Mittel, die Auflagen zu bezahlen; kurz, desto beschwerlicher wird der Krieg. Denn, da die Fähigkeit, die Ausgaben eines States zu bestreiten, von der ganzen Masse der Reichthümer, die darin verbreitet sind, und von den Natur- und Industrie-Producten abhängt, so muß nothwendig die Verminderung dieser Reichthümer, und der Zehrung überhaupt, die Mittel, diese Auflagen zu leisten, vermindern. Wird der Krieg in dem Lande selbst geführt, so ist es zwar wahr, daß alle Ausgaben beyder Kriegs-Heere sich in dem State ausbreiten, daß die Zehrung über die Maßen theuer wird, daß Gold- und Silber daselbst circuliren, und daß viele Unterthanen hiervon Nutzen ziehen. Allein, wenn man von diesen Vortheilen die schrecklichen Contributionen

ab-

abzieht, welche die Kriegs-Heere, insonderheit die siegreichen, sich zahlen lassen; die gräulichen Verheerungen in allen Sachen; die theils trocknen, theils frischen Futter, die das Land liefern muß; die Räubereyen, Bombardierungen und Schleifungen der festen Plätze; die Drangsale, die dem Unterthan durch den Muthwillen der Befehlshaber und Soldaten, der schärfsten Mannszucht ungeachtet, geschehen; die Gefahr, in welcher jede Stadt oder Provinz sich befindet, unter einen andern Herrn zu kommen, und den Verlust, der mit dergleichen Veränderungen verknüpft ist: so wird man finden, daß die Meinung derer, die da glauben, daß der Krieg einem Lande vortheilhaft sey, fast allezeit irrig ist.

Es ist ferner ein Unterschied in der Art, Krieg zu führen; und in Ansehung dessen ist der Krieg allezeit dem Lande, worin er geführt wird, mehr oder minder vortheilhaft, nach dem die Menschlichkeit, Bescheidenheit und Behutsamkeit der Heerführer, die sie in der Art, ihn zu führen, beweisen, groß ist.

Drittens, muß man unterscheiden, ob der Krieg, der in einem Lande geführt wird, von einem glücklichen oder unglücklichen Erfolge für den Landes-Herrn begleitet werde. Da man aber den Grad des Glückes, den ein Krieg haben kann, nicht zum voraus einsieht, so muß man dessen Ausgang erwarten, wenn man bestimmen will, wie weit er das Land, in welchem er geführt worden ist, arm oder reich gemacht habe.

Ein vierter Unterschied endlich ist derjenige, der von der Absicht und dem Endzwecke des Krieges selbst hergenommen ist. Ein großer Herr, der recht aus Muthwillen, oder in Hoffnung sein Land zu bereichern, oder durch unvorsichtige Handlungen, einen schlech-

schlechterdings leidenden Krieg in den Schooß seiner Staten ziehen wollte, würde sich sehr in seiner Rechnung betriegen, und seine Unterthanen zu Grunde richten. In einem thätigen Kriege, mag ein Monarch, aus bloßem Triebe einer eingebildeten Ehre, seine Eroberungen, die er zu behalten nicht im Stande ist, bis an das Ende der Erde verbreiten. Es mag sich ein neuer Karl XII. erschöpfen, Königreiche zu erobern, um sie wegzuschenken: so wird er gewiß seine natürliche Unterthanen, durch eine solche kriegerische Thorheit nicht reich machen. Wenn aber der Zweck eines leidenden Krieges, eine billige Vertheidigung oder Erhaltung gewisser wichtiger Vorzüge ist; oder, wenn man bey einem wirksamen Kriege, der in entfernten Gegenden geführt wird, die Eroberung irgend einer reichen Colonie vor Augen hat, deren Behauptung unserer Nation Handel und den Verkauf unserer Manufactur- und Fabrik-Waren vermehren kann; wenn dieser Krieg insonderheit zur See mit unsern eigenen Schiffen geführt wird: so kann er unstreitig einer Nation sehr vortheilhaft seyn. So waren die Kriege beschaffen, welche die Holländer, Portugiesen, und andere Nationen, in Indien, Brasilien, und an andern Orten geführt haben. Kurz, ein jeder Krieg, dessen Gegenstand vernünftig ist, der auf eine Eroberung abzielt, welche die wahre und verhältnißmäßige Stärke unsers States zu vermehren vermögend ist, kann entweder plötzlich, oder doch mit der Zeit, die Unterthanen reich machen. Fehlt aber dieser Gegenstand, so muß der Krieg nothwendig verderblich seyn.

Wenn man durch Eroberungen, Handel und Gewerbe zu vergrößern und empor zu bringen gedenkt, so versteht man die Ursachen und deren Wirkungen gar schlecht, und will Dinge, die sich schnurgerade zuwider sind, mit einander vereinbaren. Ich empfehle, bey dieser Gelegenheit, eine gründliche Abhandlung des Hrn. Schedel, über

Kriege

Kriege, die des Handels wegen unternommen werden (*).

Ein Fürst muß demnach den Krieg als ein wahrscheinliches Uebel und als ein zweydeutiges Gut für seine Unterthanen ansehen, als das lezte Mittel zu seinen rechtmäßigen Absichten zu gelangen, wozu er aber nicht eher schreiten darf, als bis alle andre, insonderheit die Mittel einer geschickten Unterhandlung, erschöpft sind. Eine ansehnliche Macht muß sich zwar nicht unter die Füße treten lassen, oder leiden, daß andere ihr dasjenige versagen, was sie nach der strengen Gerechtigkeit zu fordern Ursache hat. Ehe sie aber zu den Waffen greift, muß sie sorgfältig auf die Billigkeit der Beweg-Gründe, auf die Weisheit des Gegenstandes, und auf den Augenschein des Erfolges desjenigen Krieges, den sie unternehmen will, sehen. Wenn ein Fürst seinen Entschluß auf diese drey Grundsätze gründet, so kann er den Krieg nur getrost anfangen, und dessen Ausgang von der Vorsehung erwarten.

Es ist heut zu Tage so was Seltenes, Usurpatoren oder unrechtmäßige Besitzer der Thronen bis an ihr Ende glücklich zu sehen, daß die Fürsten wohl von der ungerechten Thorheit zurück gekommen seyn sollten, fremdes Gut ohne rechtmäßige Ursachen an sich zu reissen. Die gesunde Stats-Kunst ist eine so große Feindinn der Ungerechtigkeit und der Gewalt, daß sie keinen Rath zu geben weiß, wie diejenigen sich verhalten sollen, die durch dieses Mittel die Besitzungen eines Andern an sich reissen. Sie müssen den Unterricht hierüber in Schriftstellern, die dem Machiavell ähnlich sind, suchen. Aber man muß auch kei-

(*) S. Dessen Geist der Handlung, oder gemeinnützige Aufsätze für Kaufleute, (Flensb. Schlesw. und Lpz. 1789, 8.) S. 24 — 59.

keinen Fürsten als einen unrechtmäßigen Besitzer ansehen, der sich genöthigt sieht, einen Krieg zu unternehmen, und sich in den Besitz einer Provinz oder eines Landes zu setzen, worauf er rechtmäßige Ansprüche hat, der mit Vortheil wider den alten Besitzer streitet, den das Glück begünstigt, der seine Eroberungen noch über die Gränzen seiner Ansprüche ausdehnt, der mehr Land einnimmt, als er zu fordern hatte, und der durch einen folgenden Frieden Mittel findet, es zu behalten. Ein solcher Fürst wird durch das Kriegs-Recht rechtmäßiger Besitzer des Landes, worauf er gar kein vorläufiges Recht hatte. Dies ist eine Art von Schadloshaltung dessen, was er im Kriege gewagt hat, und der Kosten, die er hat aufwenden müssen.

Noch weniger muß man als einen rechtmäßigen Beweg-Grund zum Kriege, den rasenden Eifer eines Fursten, oder Volkes, ansehen, den sie für ihre Religion haben, und der sie treibt, andere Nationen, die von verschiedener Religion sind, anzugreifen. Europa ist nur allzu lange durch die Gräuel der Religions-Kriege gekränket worden. Es ist eine ehrlose Lehre, die da sagt: **es sey erlaubt, ein Volk zu bekriegen, weil es einen andern Glauben hat, als wir.** Jeder gerechte Krieg setzt eine Beleidigung voraus. Da nun die Religion Anderer uns nicht anders beleidigen kann, als wenn sie unserm eigenen Rechte Gewalt anthut: so folgt nothwendig daraus, daß kein Mensch um der Religion willen angefochten werden müsse, da weder der natürliche noch der bürgerliche Zustand einem das Recht ertheilen, Andern Glaubens-Lehren vorzuschreibeu, oder seine Meinungen durch äusserliche Kräfte zu erweitern. Das Volker-Recht gibt auch den Fursten eben so wenig Vollmacht, die Waffen wider ein Volk, welches nicht der wahren Religion zugethan ist, zu ergreifen. Und

was für einen Schieds-Richter will man denn am Ende in dieser zweydeutigen Sache wählen? Bey welches Fürsten Ansehen wird man sich beruhigen, daß er entscheide, welche Religion die wahre sey? Werden nicht die Mohammedaner und Heiden aus eben dem Grunde gewaffnet zu uns kommen? Wenn man die Geschichte zu Rathe zieht, so wird man finden, daß alle Religions-Kriege nur den Eigennutz, die Ungerechtigkeit, den Haß, und einen niederträchtigen Neid zur Grundlage gehabt haben, und daß die Religion nur den abergläubischen und gottlosen Vorwand dazu hat hergeben müssen. Doch muß man auch einen Unterschied machen, wenn man vom Religions-Kriege redet. Den andern mit gezucktem Schwerte zu seinem Glauben und zur Annehmung der Taufe zu zwingen, wie Karl der Große die Sachsen, und der deutsche Orden der Kreuz-Herren die alten Preußen bekehren wollte: das ist eine unverantwortliche Grausamkeit; allein, sich seiner Haut zu wehren, und seine Gewissens-Freyheit zu schützen, wenn man gewaltsam deswegen angegriffen wird, ist allemahl eine Nothwehr, der sich kein Vernünftiger zu schämen hat.

Ich wende mich zur **Untersuchung der Maßregeln, die man ergreifen muß, wenn uns gerechte und billige Ursachen die Waffen in die Hände geben.**

Ist der Krieg einmahl beschlossen, so muß man **diesen Entschluß so geheim halten, als möglich ist, und den Anfang mit einem guten und gründlichen Operations-Plan machen.** Der glückliche Ausgang kommt bloß hierauf an. Ist der Entwurf, den man zu dessen Führung macht, nicht gut, ist er unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen, führt er nicht zu dem vorgesetzten Endzwecke, so läuft man Gefahr,

fahr, entweder seine Absichten zu verfehlen, oder unter der Macht des Feindes zu erliegen. Ein blinder Zufall macht zwar, daß zuweilen die seltsamsten und schlechtesten Entwürfe gelingen; allein, man traue nicht zu viel, man ist nicht allezeit ausserordentlich glücklich, und ein geschickter Feind macht sich unsre Fehler gar sehr zu Nutze. Der Fürst und seine Feld-Herren müssen diesen Entwurf machen, und ihn sorgfältig überlegen. Man muß mehr als ein Mahl daran denken, nicht gleich bey seinen ersten Einfällen stehen bleiben, sondern allen seinen Scharfsinn und alle seine Erfahrung zu Hülfe nehmen. Ungeachtet die Kunst, Krieg zu führen, eigentlich nicht für einen Stats-Mann gehört, so thut doch ein Regent sehr wohl, wenn er auch seinen ersten Cabinets-Minister bey den Conferenzen über den Entwurf der Kriegs-Anstalten zu Rathe zieht, und zwar aus folgenden zwey Ursachen. Erstlich: weil die Feldherren zuweilen Angriffe vorschlagen, die uns mit andern Mächten ganz entzweyen konnen, und es unbedachtsam ist, ohne die höchste Noth die Zahl seiner Feinde zu vermehren. Zweytens: weil der Minister der auswärtigen Affairen von allen Gesinnungen der Feldherren und ihren Absichten unterrichtet seyn muß, damit er sie durch Unterhandlungen unterstützen, und an seinem Hofe nur das Nöthigste sagen lassen könne, daß sie nicht vereitelt werden. Der große Stats-Mann, der große Krieger, und der große Finanz-Minister, müssen bey Abfassung des Operations-Planes sich vereinigen, indem man unter allen möglichen Mitteln, den Krieg vortheilhaft zu führen, solche wählen muß, die 1. am sinnreichsten sind; 2. den glücklichsten Erfolg versprechen; und 3. für uns am wenigsten kostbar sind, dem Feinde aber den stärksten Aufwand zuziehen.

Hat man Bundes-Genossen, die zu gleicher Zeit thätig seyn sollen, so ist es unumgänglich nöthig, den Entwurf der Angriffs-Anstalten mit ihnen zu verabreden, damit man nicht in den Unternehmungen einander hinderlich falle, sondern vielmehr alle Anstalten von jeder Seite auf den Zweck, als auf den gemeinschaftlichen Mittelpunct, hingeleitet werden. Ein solcher Entwurf muß von neuem bey Eröffnung eines jeden Feldzuges verabredet werden, weil der gute oder schlimme Erfolg des vorhergehenden, und die gegenwärtige Lage der Sachen, allezeit die auf das Künftige zu nehmenden Maßregeln bestimmen. Man kann bey Verfertigung eines solchen Operations-Planes nicht heimlich genug verfahren, weil ein bey guter Zeit bekanntes Vorhaben unsers Feindes fast allezeit ein verfehltes Vorhaben ist. Uebrigens muß man sich auf Bundes-Genossen nicht gar zu sehr verlassen. Tausend Ursachen können sich vereinigen, ihre Sache entweder übel, oder schwach, oder gar nicht, zu betreiben. Man muß seine Unternehmungen immer so einrichten, daß man sich zurück ziehen, oder gegen widrige Fälle in Sicherheit setzen kann, im Fall man von einem seiner Bundes-Genossen verlassen, oder verrathen würde.

Hat man Hülfs-Völker, so ist es nöthig, sie unserm Kriegs-Heere einzuverleiben, und sie schwören zu lassen, ehe man sie mit der Armee verbindet, und sie dem Befehle des obersten Feldherrn zu unterwerfen. Da der General, welcher diese Hülfs-Völker für den Fürsten, der sie hergibt, anführt, oft geheimen Befehl hat, sie entweder zu sehr zu schonen, oder sie wohl gar bey bedenklichen Gelegenheiten nicht agiren zu lassen: so muß man zu erfahren suchen, was daran ist; und wenn man bey diesen Truppen eine Widersetzlichkeit im Gehorchen, Schläfrigkeit, Aufsätzigkeit und Unwillen bemerkt, so darf man gar kein

denken tragen, sie zu zwingen, daß sie etwas thun müssen, sie von einander abzusondern, unter andere Regimenter zu stecken, sie, trotz aller Widersprüche, vor den Feind zu führen, und sie eben der Gefahr, wie unsere eigene Leute, auszusetzen. Bemerkt man aber, daß eine Verrätherey bey ihnen ist, oder daß sie sich öffentlich emporen, so ist man berechtigt, alle Befehlshaber anhalten zu lassen, die Soldaten zu entwaffnen, oder fortzujagen, die Regimenter zu trennen, und das ganze Corps zu vertilgen. Hingegen ist es offenbar wider alle Regeln der Billigkeit und Stats-Kunst, aus diesen Hülfs-Völkern wahre Märterer zu machen, sie ohne Unterlaß zu quälen, sie allen Arten von Gefahren auszusetzen, sie allezeit in das heißeste Feuer zu stellen, sie der ganzen Wut des Feindes zu überlassen, weder für ihr Dach und Fach, noch für ihren Unterhalt zu sorgen, u. s. w. Ein solches Betragen wäre gar nicht großmüthig; und wenn der Fürst, der diese Hülfs-Völker hergibt, dieses gewahr wird, wäre er, sie zurück zu rufen, sehr berechtigt. Kurz, die Hülfs-Völker müssen mit unsern eigenen Soldaten ganz gleich stehen, aber auch gleich mit ihnen arbeiten.

Wenn der Entwurf zu den Unternehmungen und kriegerischen Anstalten, alle Einrichtungen in Ansehung der Hülfs-Quellen und des Innern des States, ganz geheim und mit aller möglichen Betriebsamkeit gemacht sind, so ist es gebräuchlich, der feindlichen Macht den Krieg anzukündigen. Diese Ankündigungen geschahen ehemahls, wie ich im Art. **Kriegs-Erklärung** zeigen werde, mit großen Feyerlichkeiten, welche aber weder wesentlich noch nothwendig sind. Der Zug des Kriegs-Volkes, und der Weg, den es nehmen soll, zeigen der feindlichen Macht deutlich genug, was ihr Herr im Sinne haben mag. Gleichwohl muß man wenigstens eine rechtfertigende Schrift kund machen, ehe man die Feindseligkeiten anfängt,

um das Publicum vortheilhaft für sich einzunehmen. Daher begleitet man gemeiniglich die Kriegs-Erklärungen mit einem Manifeste, einer Deduction, oder andern öffentlichen Schrift, die zu gleicher Zeit heraus kommt, und die Ursachen und Beweg-Gründe enthält, auf welche der Regent seine Rechte und Ansprüche gründet. Dies sind Arten von Vertheidigungs-Schriften, die man von seinem Verfahren macht; worauf die feindliche Macht gemeiniglich durch eine Widerlegung zu antworten pflegt. Daher entsteht öfters ein Feder-Krieg, der nur den ehrlichen Nahmen angreift. Die Publication dieser Manifeste ist unvermeidlich. Man sieht so gar, daß auch ungerechte Fürsten, gewaltsame Eroberer und offenbare Tyrannen, dergleichen heraus geben, um ihre Ungerechtigkeit zu bemänteln. Sie hägen doch noch so viel Achtung für das Publicum, daß sie wenigstens dasjenige zu seyn scheinen wollen, was sie in der That nicht sind. Ein solches Manifest muß von einem Manne gemacht seyn, welcher der Stats-Sachen und der Gesetze völlig kundig ist. Die juristischen Beweise, welche man darin anführt, müssen mit aller nur möglichen Richtigkeit der That-Sätze und mit den kläresten Beweisen des Rechtes versehen seyn. Doch muß man auch darin die pedantische Declamation vermeiden, und sich insonderheit in Acht nehmen, daß man sich keiner anstößigen und verhaßten Ausdrücke bediene. Eine unhöfliche Sprache, eine grobe Schreib-Art, die mit Beleidigungen vermischt ist, ist einem Fürsten sehr unanständig, wenn er von einem andern Fürsten redet. Die Herren des Erdbodens sind einander wegen ihrer Würde, Hochachtung und Ehrfurcht schuldig. Ueberdem beweisen diese Ausdrücke nichts; vielmehr, je höflicher man ist, je mehr Stimmen gewinnt man von dem gesitteten Europa, und desto weniger erbittert man seinen Gegner. Man muß allezeit denken,

daß

daß der Friede auf den Krieg folgt, und muß deswegen die Thür zum Vergleich offen lassen. Der Endzweck aller solcher Schriften, ist, sein Verhalten zu rechtfertigen, oder sich eine Partey zu machen. Man kommt ziemlich leicht dazu, wenn man Mittel findet, die Religion in seine Streit-Händel zu mischen. Die Berührung dieser Seite erschüttert, wenn sie mit Geschicklichkeit geschieht, alle Regenten, insonderheit das Volk, welches so zahlreich ist, und so laut schreyet. Doch muß man dasjenige nicht mißbrauchen, was billig heilig seyn sollte, noch die Religion zum Deck-Mantel bloß ehrgeiziger Absichten brauchen. Aber wenn man sich dieses Mittels bedienen kann, so muß es sehr behutsam und mit aller ersinnlichen Vorsicht geschehen, damit nicht der zurück prallende Stoß selbst dem Reiche, und uns, einen wirklichen Religions-Krieg zuziehe, welcher allemahl eine Schande für das menschliche Geschlecht ist. Ausser diesem ist die Religion die mächtigste Triebfeder, zu allerley politischen Absichten zu gelangen; und wenn man die Sache recht betrachtet, so sind die größten Veränderungen in den Reichen und Staten der Welt durch ihre Beyhülfe bewirkt worden.

Wenn der Krieg also angekündigt worden ist, gibt man auch Edicte oder Erklärungen, die man **Avocatorien** nennt, heraus, wodurch man allen Unterthanen der feindlichen Macht, die sich in unserm Lande als Fremde, oder Reisende, oder sonst unter irgend einem andern Vorwande aufhalten, ankündigt, daß sie sich in einer gewissen gesetzten Zeit entfernen sollen. Diese Behutsamkeit ist nützlich, um zu verhindern, daß sich nicht in den Stat oder in die Armeen Spione einschleichen, die mit unserm Feinde heimliches Verständniß, zum Nachtheil der wichtigsten Unternehmungen, unterhalten. Eben diese Edicte bestimmen auch die Art, wie man es mit parteylosen oder neutra-

len Mächten, ihrem Handel und ihrer Schiffahrt halten werde, was für Arten von Waren als frey, oder contraband, angesehen werden sollen, d. h. die man unserm Feinde zu zuführen erlaubt, oder die man wegnimmt, wenn man sie bekommen kann, als: Waffen, Kriegs-Vorrath, Lebens-Mittel ꝛc. Alle diese Dinge müssen nach den Grundsätzen des Völker-Rechtes eingerichtet seyn; und man thut wohl, wenn man nicht gar zu strenge in diesem Stücke ist, damit man nicht neutrale Nationen wider sich aufbringe, und die Zahl seiner Feinde zur Unzeit vermehre.

Der Avocatorien bey Reichs-Kriegen, wird unten besonders Erwähnung geschehen.

Sobald der Krieg angekündigt ist, entfernen sich die öffentlichen Minister beyder kriegender Mächte von den Höfen, wo sie gestanden haben. Oft warten sie nicht einmahl auf diesen äussersten Fall; entweder, um keine Augen-Zeugen eines Schauspieles zu seyn; oder, um sich nicht dem Uebermuthe eines aufgebrachten Pöbels auszusetzen, der zu solchen Zeiten nicht allemahl den öffentlichen Character, den sie haben, respectirt, und den der Landes-Herr kaum im Zaum halten kann. Es gibt Stats-Männer, welche meinen, es wäre besser, daß diese Minister an den beyden feindlichen Höfen während des Krieges blieben, um desto geschickter sich jeden vortheilhaften Umstand zu Nutze zu machen, und einen Vergleich zu stiften. Allein, wenn die Sachen schon einmahl so weit gekommen sind, daß sie einen öffentlichen Bruch gewirkt haben, so muß man wohl ihren Ausgang erwarten; und wenn eine der kriegenden Mächte ihre Rechnung nicht mehr bey dem Kriege findet, so hat sie ja tausend Mittel in Händen, Friedens-Unterhandlungen anzustellen; entweder, daß sie etwann jemand ohne Character an den feindlichen Hof schickt, die Gemüther zu erforschen; oder, daß sie geheime Conferenzen unter denen

Feld-

Feldherren, welche die feindlichen Heere commandiren, vorschlägt; oder durch Vermittelung irgend einer freundschaftlichen Macht; oder, daß sie einem ihrer Minister, der an einem neutralen Hofe lebt, befiehlt, sich in Gespräche mit dem Gesandten der Macht, welche Krieg mit uns führt, einzulassen. Uebrigens würde ein solcher Minister immer eine traurige Rolle an einem Hofe spielen, der im offenbaren Kriege mit seinem Herrn stände; und er wäre ein so viel gefährlicherer Spion, da er unter dem Schutze des Volker-Rechtes, und von Amts wegen, seine Geschäfte treiben könnte.

Nach allen diesen vorläufigen Präcautionen fängt der Krieg an, die militarischen Unternehmungen werden mit allem Nachdrucke getrieben, der Landes-Herr selbst führt sein Heer an, oder er vertrauet dessen Anführung den geschicktesten seiner Feld-Herren an. Der glückliche Erfolg hängt von seiner Fähigkeit, von seiner Klugheit, von seiner Tapferkeit, und von der Güte der Kriegs-Völker, ab. Es werden in den Kirchen öffentliche Gebete an das höchste Wesen um das Glück der Waffen gerichtet. Unsere Wünsche werden erhört; wir nehmen Städte ein, und gewinnen Schlachten. Doch darf dieses Glück den Fürsten nicht stolz machen, noch ihn in eine gefährliche Sicherheit einschläfern; vielmehr muß er bey diesen glücklichen Vorfällen Munterkeit und Thätigkeit verdoppeln, und allezeit bedenken, daß der Krieg seine Gunst-Bezeigungen, aber auch seine Widerwärtigkeiten habe; daß ein widriger Fall des Glückes auch die vortheilhaften Siege zernichten könne; und daß mehr Kunst dazu gehöre, den Sieg recht zu brauchen, als ihn davon zu tragen. Sobald die Nachricht von einem wichtigen Siege in der Residenz ankommt, lässet man daselbst und im ganzen Lande ein feyerliches Te Deum anstimmen, wobey man Gastmahle und öffentliche

Lustbarkeiten anstellt. Nichts erhebt den Muth des Volkes mehr, und schlägt den Feind mehr nieder. Der Unterthan gibt mit Freuden Geld zum Kriege, wenn er sieht, daß dasselbe zum Vortheil angewendet wird. Man pflegt auch dergleichen Siege allen freundschaftlichen Höfen durch die Minister, die daselbst stehen, melden zu lassen. Aber man muß nicht bey dem geringsten kleinen Scharmützel, den man dem Feinde geliefert, oder bey dem geringsten Städtchen, welches man eingenommen hat, die Land-Straßen mit Courieren bedecken, die Luft mit Jubel-Geschrey und Freuden-Feuern, und die Zeitungen mit Ruhmredigkeiten, anfüllen.

Die Menschlichkeit, die schönste Tugend der Regenten, muß einen Fürsten niemahls verlassen, wenn er zu Felde geht. Ein Fürst entehrt sich selbst, seine Nation und sein Kriegs-Heer, auf ewig, wenn er gegen die überwundenen Völker oder Einwohner eines Landes, welches er unter das Joch bringt, grausam ist. Das ist der Grundsatz der Tatarn und Straßen-Räuber, die Gegenden, durch welche sie ziehen, zu verwüsten. Alles zernichten, alles mit sich fort führen, Städte und Dörfer anzünden, plündern, rauben, das sind lauter Handlungen, eines Helden unwürdig, und welche auch die schönsten Lorbeern beflecken. Die Stats-Kunst lehrt uns, daß man so gar wider sein eigenes Bestes handelt, wenn man nicht die Soldaten zu einer strengen Manns-Zucht anhält, oder wenn man Grausamkeiten an den Einwohnern des platten Landes ausübt, sie ohne Noth plündert, kurz wenn man unnütze Gewaltthätigkeiten ausübt. Man wird selbst am ersten dadurch gestraft. Der Ruf davon verbreitet sich überall hin. Der böse Nahme, das Schrecken, der Haß, gehen vor unserm Heere, jedes Mahl her, wenn es zu Felde zieht. Der Landmann flieht, führt seine Heerden und sein Vieh

in

in den Wald, auf die Berge, und an unwegsame Oerter; er selbst flüchtet in die Städte, oder zieht in ein angränzendes Land, und nimmt seinen Vorrath mit; alsdann kommt man an, aber die Schlosser, die Dörfer, die Meier-Höfe, alles steht leer, alles ist verlassen; der Soldat hat höchstens nur sein Commiß-Brod zum Unterhalt; der Officier kann sich auch nicht einmahl für sein Geld die mindeste Nothdurft kaufen; die Pferde und das Rindvieh finden kein Futter und kein Stroh; nirgends findet sich irgend eine Hülfe oder ein Wegweiser. Das ganze Land ist gegen einen räuberischen Feld-Herrn aufgebracht. Mit jedem Schritte nimmt die Verwirrung zu; die Krankheiten finden sich unter der Armee ein; die schönsten Anschläge werden rückgängig. Oftmahls muß man wieder umkehren, und seinen ganzen Operations-Plan zerscheitern sehen. Es ist ausgemacht, daß, je menschlicher, großmüthiger und mitleidiger man bey Führung des Krieges ist, und je mehr man bey dem Soldaten auf genaue Manns-Zucht hält, man desto glücklicher in allen kriegerischen Unternehmungen ist.

Eben dieselben Grundsätze der Menschlichkeit, Billigkeit, Uneigennützigkeit und Großmuth, müssen bey Erhebung der Contributionen, in der Anordnung des Proviantwesens, und bey Eintheilung der Winter-Quartiere, welche jedes Land, wo Krieg geführt wird, zu geben verbunden ist, Statt finden. Ein jeder Regent, der einen gerechten Krieg führt, ist nach dem Natur- und Völker-Rechte befugt, Kriegs-Steuer und Contribution zu fordern. Sein Kriegs-Heer muß leben; seine Soldaten müssen Dach und Fach haben, wenn die Strenge des Winters sie verhindert, im Felde zu seyn. Der Kriegs-Herr muß so gar eine Schadloshaltung der ausserordentlichen Summen, welche das Heer gekostet hat, aus dem feindlichen Lande nehmen. Kurz, man führt nicht

Krieg, um dem Feinde zu schmeicheln, und ihn reich zu machen. Aber auch aus bloßer Raubbegierde ein Land zu erschöpfen, es sogleich im ersten Jahre ausser Stand zu setzen, daß man daselbst einen zweyten Feld-Zug halten könne; unschuldige Privat-Personen ganz und gar zu Grunde zu richten: das ist eine nicht rühmliche und nicht politische Maxime für einen Monarchen, der nach dem Titel eines Großen strebt. Uebrigens ist es unmöglich, gewisse Regeln anzugeben, was man in jedem Falle zu thun habe. Die Umstände verändern die Sache auch im Kriege so sehr, daß man nur allgemeine Grundsätze geben kann, und daß man die einzelnen Maßregeln der guten Aufführung, der Klugheit und Einsicht des gebiethenden Feldherrn, des Ministers, der die Sachen lenket, und des Regenten, anheim stellen muß.

Was die **Wiedervergeltungen** betrifft, so behaupten die berühmtesten Schriftsteller des Natur- und Völker-Rechtes (*), daß sie nicht ungerecht seyn, und daß die Güter und das Leben eines jeden Unterthans gleichsam für die Schulden des States, davon er Mitglied ist, haften, so wie auch für den Schaden, den der Stat, bey Zuziehung einer Beleidigung, einer Ungerechtigkeit, einer Grausamkeit an den feindlichen Unterthanen, oder in einem fremden Lande veranlasset haben kann. Ich würde ziemlich der Meinung dieser berühmten Männer seyn, die so viele alte und neue Beyspiele für sich haben, insonderheit was die Güter betrifft; aber in Ansehung des Lebens dieser unschuldigen Unterthanen, scheint diese Meinung in dem Irrthume ihren Grund zu haben, in welchem man ehemahls stand, daß jeder ein unbedingtes Recht über sein Leben habe, und daß man es auch dem State

(*) *Grotius*, L. 3, c. 2, §. 4, sqq. *Pufendorf*, L. 8, c. 5, §. 13.

State übertragen könne. Die Religion und das natürliche Recht widersetzen sich der Ausübung des Rechtes der Wiedervergeltungen, über das Leben eines jeden Menschen, der nicht persönlich strafbar ist; und jeder Fürst, jeder Minister, jeder Feldherr, der nur Menschlichkeit besitzt, und nicht seine Ehre durch Niederträchtigkeit beschimpfen will, wird keinen Unschuldigen aus Rachgier umkommen lassen.

Die festen Städte werden durch **Sturm**, oder durch **Capitulation** eingenommen. In dem ersten Falle ist es der Menschlichkeit und dem Christenthume gemäß, an den Einwohnern einer solchen Stadt keine Grausamkeit auszuüben, da sie ohnehin schon zu bedauern sind, wofern sie nicht selbst die Waffen ergreifen. Die Feld-Herren und Befehlshaber müssen alle ihre Bemühungen anwenden, um den Ausschweifungen der Gewaltthätigkeit und des Uebermuthes der Soldaten Einhalt zu thun. Man muß niemahls den Kriegsleuten erlauben, unter was für einem Vorwande es auch seyn könnte, sich selbst so sehr herunter zu setzen, daß sie Thaten begingen, die sie den Tigern, Löwen und andern wilden Thieren, gleich machen. Von den Capitulationen werde ich unten in einem besondern Artikel handeln.

Die feindlichen Kriegs-Heere stehen einander im Gesichte, und bereiten sich zur Schlacht. Die gebiethenden Feld-Herren suchen, ein jeder den vortheilhaftesten Platz zu erwählen, um eine große Fronte darzustellen, ihre Flügel gut zu unterstützen, die Flanken zu decken, Anhöhen zu gewinnen, und ihre Artillerie vortheilhaft brauchen zu können; ja, Cavallerie und Infanterie so zu stellen, daß jeder Mann seine Handgriffe mit gutem Erfolge machen könne, und weder ein Graben, noch ein Teich, noch ein Fluß, noch ein hohler Weg, noch andere Hindernisse, sie abhalten mögen, ihre Stärke zu zeigen; daß

sie

sie 2, und zuweilen 3 Linien oder Arriere-Garden stellen können, auch das Gepäck und alles Uebrige gut bedecken oder gut entfernen können. Der Angriff hebt an; man gibt sich auf beyden Seiten erstaunliche Mühe zu siegen; die ganze Natur bebt alle Augenblicke; das Feld wird mit Leichen und Verwundeten bedeckt; das Blut ströhmt; der schwächere Feind muß nachgeben, sich zurückziehen, fliehen, und seinem Gegner den Wahlplatz überlassen. Bey einer solchen Gelegenheit nun kann der Feld-Herr große Tugenden, aber auch unanständige Schwachheiten, blicken lassen. Ist er wirklich ein großer Mann und ein guter Stats-Kundiger, so wird er auch bey dem glänzendsten Siege bescheiden seyn; er wird alle mögliche Menschlichkeit gegen die Verwundeten und Sterbenden, auch von den Feinden, und gegen die Gefangenen, äussern; er wird alle mögliche Sorgfalt für sie tragen, sie verbinden lassen, in Quartiere legen, und so gut, als die Umstände es erlauben, sie speisen lassen; er wird versichert seyn, daß dieses mildthätige Betragen ihm die Bewunderung der ganzen Welt zuziehen werde, an statt daß eine entgegen gesetzte Aufführung ihn auf immer in den Rang eines halben Helden herab setzen wird. Was sonst von **Kriegs-Gefangenen, und deren Auswechselung**, zu bemerken ist, wird unten in einem besondern Artikel vorkommen.

Ich wende mich zur Beschreibung der **Kriegs-Gebräuche, oder der mancherley Arten, Krieg zu führen, bey verschiedenen Völkern.**

Die **Hebräer** oder Israeliten, fingen mehrentheils ihren Krieg, wenn sie dergleichen zu führen hatten, mit dem Anfange ihres Jahres, im März und April, an, welches der Monath Nisan war, da man in das Feld zu ziehen pflegte. Es erhellt dieses schon

aus

aus 2 Sam. 11, 1. 1 Chron. 12, 15. Jos. 4, 19. Vielleicht hat dieser Monath Nisan selbst von dieser Gewohnheit der morgenländischen Völker den Nahmen Fahnen-Monath (von Nes, Fahne, Kriegs-Zeichen,) bekommen, eben so wie der Monath März (Martius) von dem Kriegs-Gotte Mars den Nahmen führt, wie schon Bochart (1) bemerkt hat. Den Sommer über setzte man gern, wenn es möglich war, wegen der großen Hitze, den Krieg aus, wozu der Herbst die günstigste Jahrs-Zeit war, und im Winter bezog man, nach Art der Europäer, die Winter-Quartiere. Dieses war desto nothwendiger, da der weiche und der Wärme gewohnte Morgenländer die Kälte des Winters weniger, als der rauhere Europäer, vertragen konnte, wenn gleich die Winter-Kälte im Orient bey weitem nicht so strenge ist, wie bey uns (2).

Zu Kriegs-Diensten war bey den Israeliten jeder, der das 20ste Jahr erreicht hatte, verbunden; 4 Mos. 1, 3. 26, 2. Man findet aber auch hier eine Ausnahme von dieser Verbindlichkeit bey dem Kriege derselben gegen die Amalekiter (2 Mos. 17, 9. 10.), Midianiter (4 Mos. 31, 1 — 6.), und in spätern Zeiten, wo nur 40000 Mann von den dritthalb Stämmen den Jordan passirten, um ihren Brüdern die Länder jenseit des Jordans einnehmen zu helfen. Bey dem Kriege Saul's gegen die Ammoniter biethet Saul das ganze Israel auf; 1 Sam. 11, 7. Die Aushebung des zum Kriege bestimmten Volkes verrichteten, nach Mosis Verordnung, die so genannten Schoterim (5 Mos. 20, 5. 8. 9.), und wer dazu erwählt war, wurde mit einem Stabe berührt, wodurch er zum

Feld-

(1) Hierozoic. To. 1, 2, 50.

(2) S. Fabers Anmerkung zu Harmars Beobachtungen, Th. 2, S. 283.

Feldzuge bestimmet wurde, woraus der Ausdruck Volks-Musterer (Richt. 5, 14.), welcher eigentlich so viel heißt, als: die den Stab des Zählenden ergreifen, sein Licht bekommt. Das hier im Hebr. vorkommende Wort Sopher, bedeutet hier und in andern Stellen (vergl. 2 Kön. 25, 19. 2 Chron. 26, 11.) einen vornehmen Officier, der zur Aushebung der zum Kriege bestimmten Mannschaft bestimmt war, wenn es gleich Luther immer durch Schreiber übersetzt. S. auch 2 Sam. 8, 17. 20, 25. 1 Chron. 18, 16. Einige Fälle nimmt Moses aus, in welchen jemand ohne Schande von Kriegs-Diensten befreyet wurde; 5 Mos. 20, 5 — 7. 24, 5; und wer furchtsam und feige war, konnte auch zu Hause bleiben; 5 Mos. 20, 8. (3). Die oben angeführten Schoterim ernannten auch Hauptleute, Officiers. Auch findet man zu den Zeiten Davids, einen General-Feld-Marschall, den Joab; 2 Sam. 8, 16.

Die Kriege der Hebräer gegen ihre Feinde waren gemeiniglich von zweyerley Beschaffenheit. Einige unternahmen sie auf göttlichen Befehl, als: den Krieg gegen die Einwohner Canaans. Andere unternahmen sie, wenn sie eine Beschimpfung oder andere Beleidigung von den benachbarten Völkern erlitten hatten, wovon Beyspiele 1 Sam. 11, 1, f. 2 Sam. 10, 4, f. vorkommen. Moses hatte verordnet, daß man den Feinden, vor Eröffnung des Feldzuges gegen dieselben, erst den Frieden anbiethen, und die Ersetzung des zugefügten Schadens von ihnen verlangen sollte; 5 Mos. 20, 10 f. Doch waren die cananitischen Städte, gerechter Ursachen wegen, von dieser Verordnung ausgeschlossen; vergl. V. 15. Nun erfolgte eine formliche Kriegs-Erklärung;

(3) S. Michaelis mos. Recht, Th. 3, §. 175 — 177, S. 231 — 247.

ung; Richt. 11, 12. 15, 10 f. 2 Kön. 14, 8 f. Bey einer zu liefernden Schlacht fragte man Gott immer um den Ausgang des Krieges, und rief denselben um seinen Beystand an, daher es glaublich ist, daß die Hebräer ohne den Willen Gottes keinen Krieg angefangen haben; 2 Mos. 14, 1 f. 17, 1. Dieser that ihnen sodann seinen Willen in Absicht des zu führenden Krieges kund, und offenbarte ihnen auch manchmahl, wer unter den israelitischen Stämmen eigentlich den Krieg führen sollte; Richt. 1, 1. 2. Die Soldaten unter den Israeliten pflegten im Kriege sich mit Lebens-Mitteln, Waffen und andern Nothwendigkeiten zu versehen; 1 Sam. 17, 13. 17 f. Der Krieg war selbst am Sabbath nicht verbothen, sondern erlaubt, da er unter die am Sabbath erlaubten Noth-Werke gehörte, und es lässet sich, nach der Meinung des Hrn. R. Michaelis (4), von Nehemia, wegen der Stelle, Neh. 13, 15 — 19. vermuthen, daß er die Gegenwehr am Sabbath gegen die Feinde nicht für unerlaubt gehalten habe, wenn man gleich in den folgenden Zeiten am Sabbath die Gegenwehr unterließ; 1 Macc. 2, 31, sgg. Vor und in der ersten Zeit der Könige nahm man oft die Bundes-Lade mit zu Felde; 1 Sam. 4, 4. 5. 2 Sam. 11, 11. 15, 24. Das Lager der israelitischen Armee mußte reinlich, und sonst gute Ordnung darin gehalten werden, wovon Moses, 5 Mos. 23, 10 sgg. einige Gesetze gegeben hat; s. **Kriegs-Lager.** Zuweilen konnte ein Krieg der Israeliten auch durch einen Zweykampf entschieden werden; 1 Sam. 17, 8. 9 f. Eben dergleichen findet man auch bey andern Völkern (5). Hierher gehören auch die Stellen 2 Sam.

2,

(4) Mos Recht, Th. 1, §. 196, S. 134, Anm.

(5) *Grotius* de iure belli & pac. L. 2, c. 23. Diederich's Anmerk. zu Chandlers Leben Davids, Th. 1, S. 77.

2, 14. 21, 15 — 22. 23, 9. wo von den Helden Davids gemeldet wird, daß sie die Kriege mit den Philistern durch einen Zweykampf geendigt hätten.

Im Kriege mußten die Israeliten sich selbst beköstigen, auch die Officiers; nur daß diese leztern bisweilen von ihren Anverwandten ein Don gratuit bekamen; 1 Sam. 17, 28. Aus diesem Grunde wird von dem Anasia, dem Sohne Sichri, als etwas Ruhmvolles bemerkt, daß er freywillig General geworden sey, und ein Corps der so genannten Freywilligen des Herrn commandirt habe (2 Chron. 17, 16.), weil ein General der Israeliten eigentlich keine Gage bekam, sondern sich selbst erhalten mußte (6). Wenn ein Krieg angefangen wurde, so wurde erst dem Volke davon Nachricht gegeben, und demselben befohlen, sich zum Kriege bereit zu halten, wohin die Stelle Jes. 13, 3. zielet. Hierauf wurde an dem Tage, da die Armee sich versammeln sollte, ein öffentliches Feld-Zeichen, oder eine Fahne auf einen der höchsten Berge ausgesteckt, welches Luther Panier aufwerfen nennt; Jos. 13, 2. 11. 12. (7). Wenn die Armee versammelt war, so wurde das Zeichen zum Aufbruch durch die Trommete gegeben; Jes. 18, 3. Eben solcher Posaunen bediente man sich auch bey dem Angriffe der Feinde (Neh. 4, 20.), und wenn man aufhören sollte, dieselben weiter zu verfolgen und zu beunruhigen; 2 Sam. 2, 18. Bey einer vorzunehmenden Feld-Schlacht pflegte man sich in eine ordentliche Schlacht-Ordnung zu stellen, und ein Feld-Geschrey zu erheben; 1 Sam. 17, 20. Des leztern bediente man sich auch bey Verfolgung der Feinde; s. Kriegs-Geschrey. Der Angriff der Feinde geschahe mehrentheils mit drey Haufen;

Richt.

(6) S. Hezel's Bibel, bey 2 Chron. 16. Th. 3, S. 190.

(7) S. Faber's Archäolog. S. 235, f.

Richt. 7, 16. 1 Sam. 11, 11. Hiob 1, 17; in welcher leztern Stelle diese drey Haufen in Luther's Ueberseßung Spißen heißen. Auch gehört zum Kriegswesen der Hebräer, die Stelle 2 Chron. 26, 11 fgg.

Gemeiniglich waren die Feinde den Israeliten, die vor den Zeiten David's lauter Fußvolk hatten, an Reiterey überlegen, wovon man unter andern Sam. 13, 5. ein merkwürdiges Beyspiel findet. Sie bedienten sich im Kriege der Waffen; in Ermangelung derselben aber, zumahl wenn ihre Feinde aus List die im Lande befindlichen Waffen-Schmiede weggeführt hatten, der Ochsen-Stecken, Knüttel, und anderer Werkzeuge; Richt. 3, 11. 1 Sam. 13, 19. Nach geendigter Schlacht wurde Beute gemacht. Mehrentheils behielten die israelitischen Soldaten dasjenige, was sie geraubt hatten, jeder für sich; 4 Mos. 31, 33; doch das Kostbarste, königliche Kronen ꝛc. fielen dem Könige anheim; 2 Sam. 8, 12. 12, 30. Die Beute an Menschen und Vieh gehörte eigentlich allen Israeliten, wurde auf einem Haufen zusammen gebracht, gezählt, und diejenigen, welche mit zu Felde gegangen waren, bekamen davon die eine Hälfte, so wie die andere Hälfte den andern Israeliten, die nicht mit in den Krieg gezogen waren, unter einer mäßigen Abgabe an die Priester und Leviten, anheim fiel; 4 Mos. 31. Jos. 22, 8. David verordnete, man sollte die Beute in gleiche Theile unter diejenigen, die gegen den Feind gezogen, und denen, die zu Hause geblieben wären, theilen; 2 Sam. 30, 2 — 25 (8). Ein Mehreres hiervon wird unten, im Art. Kriegs-Beute vorkommen.

Das

(8) S. Michaelis mos. Recht, Th. 3, §. 181, S. 268, fgg.

Das Kriegs-Recht gegen die überwundenen Völker war sehr hart, besonders gegen cananitische Nationen (9). Man findet, daß sie Dresch-Wägen, die mit spitzigen Zacken versehen waren, über die gefangenen Feinde haben hergehen lassen; Richt. 8, 7. 16. 2 Sam. 8, 2. 12, 31. Oft bediente man sich der eigenen ökonomischen Werkzeuge der Feinde, um sie umzubringen, (keiner Kriegs-Waffen,) weil zuweilen der israelitische Feld-Herr die Kriegs-Waffen für ehrlose Nationen, die ohne gegebene gerechte Ursachen, bloß aus Muthwillen, Krieg angefangen hatten, für zu edel hielt, und dergleichen Frevler vielmehr eines unehrlichen und schmählichen Todes sich schuldig gemacht hatten. Hatte eine Stadt sich der Abgötterey schuldig gemacht, und wurde sie nun von den Israeliten erobert, so mußte dieselbe der Erde gleich gemacht und verbrannt werden; 5 Mos. 23, 13 f. Die Beute einer solchen Stadt wurde mehrentheils verbrannt (V. 17.), und gehörte zum Heiligthum. Beyspiele davon findet man an der Stadt Jericho, und andern; 5 Mos. 2, 34. 25, 19. Jos. 6, 17. Alle Einwohner derselben nebst ihrem Viehe, wurden getödtet, und niemand von den Israeliten durfte sich an der Beute derselben vergreifen, wenn er nicht am Leben gestraft seyn wollte; Jos. 6, 17. 18. vergl. Cap. 7. Weiber und Kinder geriethen in die Gefangenschaft (4 Mos. 31, 35), wodurch nachher die Vielweiberey befördert wurde. Mehrentheils brauchte man die im Kriege erbeuteten Mädchen als Concubinen oder Kebs-Weiber: 5 Mos. 20, 10 — 14. Moses verboth dieses zwar nicht, doch führte er gewisse besondere Ceremonien ein, die ein solches im Kriege gefangenes Frauenzimmer beobachten mußte; 5 Mos. 21, 10. 11.

Die

(9) Eb. das. Th. 1, §. 62, S. 318, fgg.

Die übrigen feindlichen Soldaten, die noch beym Leben blieben, wurden zu Sclaven-Diensten gebraucht. Indessen findet man, daß in dem Kriege gegen die Midianiter auch Weiber und Kinder getödtet, und keine andere, als Jungfrauen, zu Sclaven gemacht worden sind; 4 Mos. 31, 11 — 14. 18. 35. Von den im Kriege gebrauchten Waffen und Schilden, s. die Art. Schild, Spieß, Waffen.

Von dem Militär-Wesen in den kön. preussischen und kurf. brandenburgischen Ländern, wird zum Theil weiter unten, in den besondern Artikeln, das Meiste vorkommen. Von den Kriegs-Gebräuchen und der Kriegs-Verfassung der übrigen europäischen Volker, wird bey Beschreibung eines jeden Landes gehandelt. Hier will ich nur der occidentalischen Tatarn, in der europäischen Türkey, Erwähnung thun. Das Ober-Haupt dieser Völker wird Chan genannt; er kann mehr als 100,000 Mann in das Feld stellen. Sein Reichthum, seine Macht und sein Ansehen, bestehen in der Anzahl seiner Horden. Jede Horde hat ihre Fahne oder Panier, welches ein Stück Stoff ist, das an eine 12 Fuß lange Lanze angebunden wird. Man sieht darauf das Bild einer Kuh, eines Pferdes, eines Kameles, oder eines andern Thieres, worunter der Nahme des Stammes geschrieben steht. Wenn eine Horde marschiert, wird die Fahne vorn an der Spitze, unmittelbar hinter den Obersten, getragen. Die vornehmsten Waffen bestehen in großen Bogen und Pfeilen, welche sie eben so beherzt, als richtig, zu schießen wissen. Sie bedienen sich ihrer mit gleicher Geschicklichkeit im Vorwärtsgehen, oder Zurückweichen, nach Art der alten Parther, die auch in der Flucht noch zu schlagen pflegten. Sie führen hiernächst Röhre, 6 Fuß lang, wovon der Lauf über 1 Zoll dick ist. Um solche los zu schießen, bedienen sie sich einer Lunte, und der Kern-Schuß trägt 600

Schritt weit. Auf dem Marsche nehmen sie dieselben, so wie ihre Köcher, auf den Rücken, die Bogen aber haben sie auf der linken Seite in einer Art von Futteral. Weil sie nie zu Fuße dienen, sondern nur zu Pferde Krieg führen, tragen sie fast insgesammt Lanzen, Panzer-Hemden und eiserne Hauben. Jede Horde oder Stamm wird von seinem Oberhaupte angeführt, so, daß ein Trupp tatarischer Reiter, nach der Stärke der Stämme, mehr oder weniger zahlreich ist. In der Schlacht wissen sie nichts von Reihen und Gliedern. Ohne Ordnung theilen sie sich in so viel Truppe, als ihre Armee Horden ausmacht, und jeder marschiert, mit der Lanze in der Hand, unter der Anführung eines Obersten. Die Geschwindigkeit ihrer Pferde kommt ihnen sehr zu Statten. Oftmahls wenn man glaubt, sie wären gewichen, fallen sie mit größerer Hitze aufs neue an; und demjenigen Feinde geht es übel, der bey dem Verfolgen keine Glieder hält. Diese Völker ziehen niemahls zu Felde, ohne alle ihre Reichthümer mit sich zu führen; und wenn sie eine Schlacht verlieren, bleiben ihre Weiber, Kinder, Vieh, und alles was sie haben, in der Gewalt des Ueberwinders. Uebrigens hat der Soldat keine andere Löhnung, als was er dem Feinde abnimmt. Weil sie zur Hütung ihres Viehes, worin ihr ganzes Vermögen besteht, niemand nöthig haben, als ihre eigene Familie, sind sie nicht sehr begierig, Sclaven zu machen; sie belästigen sich nicht gern mit unnützen Mäulern. Wenn der Fürst Kriegs-Gefangene macht, behält er eine gewisse Anzahl davon in seinen Diensten, die übrigen theilt er unter die Vornehmsten seiner Armee aus.

Die Art und Weise, wie diese Völker ihre Kriege führen, wird aus Folgendem deutlicher erhellen. Es ist einige Zeit verflossen, daß der Kaiser von China mit dem Tartar-Chan, wegen etlicher Oerter, die an

der

der Gränze lagen, Krieg führte, welche Lezterer weggenommen hatte, und wozu er sein Recht vor der Spitze einer ansehnlichen Armee behauptete. Die Chineser stelleten ihm, unter dem Commando eines Prinzen vom Geblüte, 30,000 Mann entgegen. Der Ueberlegenheit an Mannschaft ungeachtet, wurde Dieser in etlichen Treffen geschlagen, der Kaiser aber genöthigt, sich zu vergleichen und Friedens-Vorschläge zu thun. Die Chineser hatten einen langen und beschwerlichen Weg, durch Wüsten und durch ein unbebauetes Land, machen müssen; sie hatten überdies ein zahlreiches Geschütz und eine Menge Proviant-Wägen bey sich, so, daß sie entkräftet waren, noch ehe sie an den Feind kamen. Der Chan hingegen, nach erhaltener Nachricht von dem Anmarsche einer Armee, hielt sich ruhig, und erwartete sie etliche Tage-Reisen weit von seinem Lager. Alsdann schickte er die leichte Reiterey ab, ließ das Land verbrennen und verwüsten, und scharmuzirte mit den Chinesern Tag und Nacht, bis sie keine Lebens-Mittel mehr hatten, und nach einem ansehnlichen Verluste zwang er sie abzuziehen.

Die Art, durch Verwüstung der Länder Krieg zu führen, ist bey diesen Völkern sehr alt, sie werden dadurch den regulären Truppen furchtbar, und benehmen ihnen allen Unterhalt; sie hingegen, die Tatarn, haben allezeit Pferde im Ueberflusse bey sich, die sie tödten und essen, daß sie also an Erhaltungs-Mitteln fast niemahls Mangel leiden.

Der Chan hat allezeit etliche tausend seiner Unterthanen, die um ihn herum campiren, und er begegnet ihnen so liebreich, als wenn sie seine leibliche Kinder wären. Seine Truppen sind durchgängig gute Soldaten, sie campiren das ganze Jahr, und ändern ihren Aufenthalt, so oft die Nothdurft oder ihre Neigung es erfordert.

Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfassung einiger Völker in Asia.

1. In der Türkey reiset, der häufigen Straßen-Räubereyen wegen, jedermann bewaffnet. Kein Reisender ist ohne Flinte, Pistolen und Säbel. Der Bauer geht mit den beyden lezten hinter seinem Pfluge her. Niemanden ist auch das Jagen verbothen. Man darf sich also nicht verwundern, daß, weil ein Jeder die Mord-Gewehre bey sich führt, Mord und Todschlag sehr gemein, aber auch fast jeder Bauer ein Land-Soldat ist, die türkischen Pferde aber ohne Scheu den Flinten-Schuß vertragen können.

Zur eigentlichen Land-Macht gehören zuvörderst die Soldaten. Die wirklichen Fußvölker sind die Janitscharen. Es sind das aber nicht mehr die alten, welche in den vorigen Zeiten den Feinden der Pforte so zum Schrecken waren. Sie bestehen jezt nicht aus Christen-Kindern und Christen-Sclaven, sondern sind fast alle geborne Türken, ja Söhne der Janitscharen, die gleichsam erbschaftsweise den Sold ihrer Väter bekommen haben. Es ist solcher nicht einerley; denn des Alters oder ausgestandener Kriege wegen wird er sehr erhöhet, der geringste möchte täglich ungefähr auf 3 bis 4 Para (*) sich belaufen. Dazu kommt auch hin und wieder Brod und Reiß. Es steht ihnen dabey frey, den Ackerbau, auch alle Künste und Professionen, auch Handel zu treiben. Denn in Absicht der Kriegs-Uebungen sind sie völlig frey und müßig, weil keine Statt finden. Exerciren, auf der Parade und Wache seyn, ist ihnen völlig unbekannt. Daraus kann man leicht urtheilen, daß das Schießen in Reihe

(*) Ein Para beträgt, nach unserm Gelde, 5 bis 6 Pfenn.

Reihe und Gliedern, das Aufmarschieren, die Wendungen, Evolutionen, Bataillon- und Peloton-weise feuern, ein Bataillon quarré, und noch wichtigere Kriegs-Sachen, ihnen, sprichwörtlich zu reden, böhmische Dörfer sind. Sie sind in eine große Menge Compagnien, welche Oda heißt, eingetheilt. Ihr allgemeines Oberhaupt ist der Janitscharen-Aga in Konstantinopel, wo der beträchtlichste Haufe ist, indem der Ueberrest in die größten Städte vertheilt ist. Sie werden so wenig zum Kriegswesen angehalten, daß ihnen daselbst das Gewehr zu tragen verbothen ist, indem man ihren Aufstand noch eher befürchten müßte, denn sie geben dazu die Lärmbläser und die Rädelsführer ab. Sie sind also nicht Soldaten, weil sie das Kriegs-Handwerk nicht verstehen, denn das findet nicht Statt; sondern weil sie ihres Soldes wegen in den Krieg gehen müssen, da übrigens jedermann zu Hause bleiben kann. Im Kriege selbst ist es eine unruhige und zärtliche Miliz. Fehlt der Reiß und Kaffe, und wird nicht täglich frisch Brod gebacken, so ist Murren und Aufruhr zu befürchten. In einer Schlacht sind sie bloß zu einem dreymahligen Angriff zu bringen. Weicht damit der Feind nicht, so ziehen sie sich zurück; und dringt er noch dazu vorwärts, so begeben sie sich auf die Flucht. Ein Mehreres von den Janitscharen, s. im XXIX Th. S. 7, fgg.

Die Reiter der Türken heißen Spahi. Wer sich darunter eine Cavallerie, wie die unsrige ist, vorstellen, und sich einbilden wollte, ihre Pferde müßten so geschlossen seyn, als die unsrigen, und sie könnten aus einander prellen und sich wieder in Ordnung fügen, der würde sehr irren. Es ist ein unordentlicher Haufe, der sich freywillig auf das Wettrennen gelegt hat, und dessen ganze Uebung darin besteht, daß einer hinter dem andern herjagt, und ihm einen Knüppel von ungefähr 1½ E. lang (Scherid), gegen den Kopf zu wer-

sen, derjenige aber, auf welchen er geworfen werden soll, ihn im Fluge aufzufangen sucht.

Die Janitscharen und Spahi sind die ordentlichen Kriegs-Völker, welchen Nahmen sie indessen nicht verdienen, weil sie etwa regulär wären, sondern weil sie des Soldes wegen dienen müssen. Allein, diese machen den geringsten Theil der turkischen Armee aus. Es geschieht ein allgemeines Aufgeboth im Lande; es wird in den Moskeen öffentlich ein Kriegs-Gebet, und darin eine Aufmunterung wider die Ketzer (das sind die Perser), oder die Ungläubigen (das sind die Christen), zu Felde zu ziehen, vorgelesen, und dadurch entsteht eine durchgängige Kriegs-Begierde. Das sind lauter Freywillige. Alle Straßen-Räuber und alles unnütze Gesindel verfügt sich nach dem angezeigten Kriegs-Plaße. Jedermann, der nichts zu verlieren hat; Leute, die von Schulden gedrückt sind, ziehen zu Felde; selbst viele, die etwas haben, verkaufen es, und gehen, auf Hoffnung einer reichen Beute, in den Krieg. Sie bekommen eigentlich keinen Sold, sondern nur etwas weniges von Mund-Bedürfnissen; hingegen ist alles, was sie erbeuten, ihr Eigenthum. Diese Freywillige schonen oft die türkischen Oerter nicht, aber wehe einem feindlichen Lande, worin sie eindringen! Kann aber eine feindliche Macht ihre Gränzen decken, so, daß kein Plündern und der Lebens-Unterhalt aus dem Raube Statt finden kann, oder gehen gar die Sachen in Angriffen oder Feld-Schlachten schief, so zerstreuen sich diese Freywillige sehr bald von den Janitscharen und Spahi, und kehren in ihr Land zurück, oder laufen anderswo hin; daher eine große türkische Armee in wenigen Tagen bis auf wenige Tausend zusammen schmelzen kann. Uebrigens ist so wenig bey den ordentlichen Soldaten, als den Freywilligen, eine wahre Subordination. Die Ersten spinnen bey dem mindesten Mißvergnügen einen

nen Aufruhr an; die Lezten gehen und kommen, sie fechten und unterlassen es, je nachdem sie wollen. Eine türkische Armee ist also, bey der jezigen Verfassung, ein unordentlicher Haufe, wo, ausser den Janitscharen und Spahi, Bediente, Mordbrenner, Straßen-Räuber, Müßiggänger, u. d. gl. für Soldaten gerechnet werden, der, so lange es gut geht und es etwas zu rauben gibt, im Fortrücken wie ein Schnee-Ball sich stets vergrößert, aber auch bey einem unglücklichen Vorfalle, wie der Schnee durch warmes Wetter, auf ein Mahl zusammen schmilzt.

Vor der See-Macht darf kein europäischer Stat von einiger Beträchtlichkeit sich fürchten. Ihre Schiffe sind, weder der Anzahl, noch der Bau-Art nach, dem Feinde gefährlich. Die Kriegs-Schiffe des Groß-Herrn (Karavellen) sind von einer erstaunenden Größe, und sehen wie Kastelle aus. Sie ragen auch, zumahl hinten, gegen drey mittelmäßige Stockwerke aus der See hervor, und können desto leichter von den Kanonen getroffen und zernichtet werden. Die schwere und große Bau-Art verursachet, natürlicher Weise, eine große Schwierigkeit und Langsamkeit, sie umzudrehen. Nach der ungeheuern Größe sind auch nicht Kanonen-Löcher genug durchgebohrt. Alles, was dem Schiffe das Leben der Bewegung geben muß, ist schlecht und unförmlich. Masten, Ruder, Taue, Segel ꝛc. stimmen mit der Größe gar nicht überein. Sie führen zwar sehr große Kanonen, allein die Höhe der Lage verhindert das Treffen, und die Richtung derselben wird auch schlecht verstanden; zu geschweigen, daß das Laden langsam von Statten geht und viele Zeit erfordert. Sie haben Galeren von mancherley Art; die Mängel aber, die bey den Kriegs-Schiffen im Großen Statt finden, finden bey diesen im Kleinen Statt. Doch die Schiffe sind schwimmende Häuser und Festungen, die für sich un-

kräftig sind, wenn die Seeleute darauf nicht den rechten Gebrauch davon machen können. Diese heißen Leventi, und alles, was von der Unerfahrenheit und dem Ungehorsam der Land-Soldaten gesagt worden ist, gilt auch von diesen. Und was kann man von diesen erwarten, da der Capitän-Baschа selbst von dem Seewesen nichts weiß? Die türkischen Kriegs-Schiffe gereichen den europäischen Kauffahrdey-Schiffen durch ihre Unwissenheit und durch ihr abenteuerliches Betragen stets zum Gespötte. Das Hauptsächlichste darauf geschieht durch Sclaven, verurtheilte Missethäter und Griechen, auf welche man sich wenig verlassen kann.

Die Befestigungs-Kunst ist bey den Türken nicht zu der Stufe gelangt, daß man von ihnen etwas lernen könnte. Was also noch bey ihnen anzutreffen ist, findet sich bey Oertern, welche in der Christen Händen gewesen, und wovon die Festungswerke entweder ganz, oder wenigstens schadhaft in ihre Hände gekommen sind. Die Städte innerhalb Landes sind entweder noch mit alten griechischen Mauern umgeben, haben auch wohl ein verfallenes Kastell, oder sind offen, wie bey uns die Dörfer. Die Rheden und Häfen, auch Städte an der See, haben gemeiniglich Kastelle, welche von den Genuesern oder Venetianern herrühren; besonders ist der Erstern unglaubliche Bemühung darin noch bis auf den heutigen Tag sichtbar. Allein, dergleichen Befestigungen sind für unsere Zeiten unbrauchbar; und einige wohl gerichtete Schüsse von Kriegs-Schiffen setzen die Besatzung ausser Stand, zu laden und sich zu vertheidigen.

Die Art der Kriegsführung bey den Türken, ist gar nicht von der Beschaffenheit, welche kriegerische Volontairs der Europäer anlocken könnte, sich zu ihnen zu begeben. Bey bedenklichen Feldzügen wurde sonst die Fahne Mohammed's mitgenommen. Diesent

sem alten Lumpen, welcher der Ueberrest der wirklichen Fahne jenes Betriegers seyn soll, wird eben und fast noch eine größere Kraft beygelegt, als in den finstern Zeiten von dem einfältigen Haufen der von dem Papste geweiheten Fahne zugeschrieben wurde. Sie bleibt jezt mehrentheils in dem Serail; doch das Wasser, worein sie eingetaucht worden ist, wird für kräftig gehalten, und wenigstens den Heerführern mitgetheilt. Eine türkische Armee, welche zu Felde ziehen will, ist ein Unglück für alle die Provinzen des Reiches, welche sie berührt; diese werden zu Wüsten und Einöden gemacht. Die Landes-Christen sind zu solchen Zeiten übel daran. Die Reichen verlieren Leben und Güter unter der Anklage von Verrätherey, heimlichen Briefwechsel mit den Feinden, u. d. gl. Junge, zum Kriege tüchtige Personen werden weggenommen, mit Gewalt vermittelst der Beschneidung zu Mohammedanern gemacht, und dann unter die Janitscharen gesteckt; der schweren und ausserordentlichen Auflagen, besonders Plünderung ihrer Kirchen und Häuser, und anderer Gewaltthätigkeiten, nicht zu gedenken. Müssen die Türken defensive gehen, so sind sie überaus geschwinde fertig, sich zurück zu ziehen, sich durch aufgeworfene Gräben oder Arten von Schanzen zu sichern, u. d. gl. Thun sie den Angriff, so geschieht er von den Fußvölkern mit einem heftigen Anlaufe und Schreyen, und fast mit einer viehischen Wut. Was alsdann nicht steht, oder wohl geschlossen ist, wird zertrennt, oder über den Haufen gerennt. Dieser Angriff wird bey den größern Haufen drey Mahl wiederhohlt. Sind sie aber alsdann mit Kartätschen oder einem Flinten-Feuer abgefertiget worden, so ist kein Türke weiter zum Angriff zu bringen; und dringt darauf der Widerpart an, so ist eine gänzliche Niederlage der Türken, Verlassung ihrer Generale, und Hinterlassung der Kanonen,

nen, des Gepäckes, und des Mund- und Kriegs-Vorrathes, gewiß. Wer sie alsdann zum Stehen bringen wollte, läuft in Gefahr, über den Haufen gestoßen zu werden. Daß sie ganz keilförmig in Reihe und Gliedern den Anfall verrichteten, ist eine romanenmäßige Erdichtung. Bey besondern Umständen machen einige Wenige, deren Köpfe durch ihre Meinungen von dem Kismeth oder einem absoluten Schicksale erhitzt worden sind, einen fanatischen Anfall, welchen mehrere nachfolgen, in der Hoffnung, durch die von jenen gemachten Lücken leichter einzudringen. Ihre Reiterey thut keinen Angriff in geschlossenen Reihen und Gliedern, sie ist auch dazu nicht angeleitet worden; sie prellt an, dreht sich, wenn sie Widerstand findet, und setzt von neuem an. Wo sie geringen Widerstand, oder den Feind wehrlos, oder auf der Flucht findet, richtet sie eine große Niederlage an, denn die Türken verstehen sich auf den Hieb gut, wenn man sie dazu kommen lässet. Allein, ihre Soldaten können es gegen keine geschlossene Armee aushalten. Ihre commandirende Oberhäupter verstehen nichts von dem Kriegs-Handwerke. Die Renegaten, und auch die Ausländer, welche niederträchtig und gottlos genug sind, sie etwas lehren zu wollen, machen hierin bey ihnen schlechtes Glück. Man will von solchen nichts lernen, und sie werden von den Türken, wie der Bär in der Gellertschen Fabel, angesehen, der bey seiner Zurückkunft aus fremden Ländern, des erlernten Tanzes wegen, von den andern Bären weggebissen wurde, weil sie nicht vertragen konnten, daß er mehr verstände, als sie. Bonneval hat dieses hinlänglich, auch bey seinem sonst großen Credit, erfahren. Sie haben von ihm nichts weiter, als den Grundsatz angenommen, ihre Armee nie mehr auf ein Mahl wider den Feind anzuführen, sondern zu zertheilen, damit, wenn ein Heer

geschlagen würde, man ein anderes zur Ersetzung hätte; und nächstdem haben sie sich nur in der Stück-Gießerey eines Bessern belehren lassen. Vielleicht dürfte die Erinnerung der vormahligen Siege, der obigen Vorstellung in Ansehung des schlechten Kriegs-Zustandes der Türken entgegen gesetzt werden; allein, die Türken waren vormahls ganz andere Helden, als heut zu Tage, wo ihr martialischer Character sehr ausgeartet ist; und ein Schriftsteller, welcher mit der Kenntniß und Freymüthigkeit des königl. Verfassers der brandenburgischen Denkwürdigkeiten schreiben könnte, würde von den vormahligen Siegen der Türken, zumahl wider das Haus Oestreich, Eugen's Zeiten ausgenommen, ganz andere Ursachen, als ihre Kriegs-Erfahrenheit und ihren Muth, anzuzeigen wissen. Erhalten sie sich bey einem Kriege in dem Zustande, worin sie gewesen sind, oder gewinnen noch wohl gar, so ist ihr Uebermuth unbegränzt; die ganze Welt dünkt ihnen nichts zu seyn, und die Vorstellungen davon sind so orientalisch und schwülstig, daß des Donquichotte Abenteuer dagegen nur gemeine Sachen zu seyn scheinen. Wehe indessen den eroberten Provinzen! In der Furcht, daß sie solche vielleicht nicht behalten werden, und hauptsächlich den Kriegs-Leuten ihren Raub zu gönnen, werden die Menschen zu Sclaven gemacht, die Oerter verbrannt, und alle Habseligkeiten weggenommen. Unterliegen sie aber, so ist auch nichts verzagter, als ein türkisches Kriegs-Heer. Bey einmahl erfolgter Flucht, ist daran nicht zu denken, es wieder zum Stehen zu bringen. Weil es sich fast gänzlich zerstreuet, so jagt es allen übrigen Soldaten Furcht und Schrecken ein, und setzt das ganze türkische Reich in Zittern und Zagen. Um so nachtheiligen Folgen zuvor zu kommen, thut die Pforte alles mögliche, und indem sie einen Verlust über den andern hat, lässet sie doch in Konstantinopel,

dem

dem Volke ein Blendwerk zu machen, die Kanonen abfeuern. Uebrigens mangelt es den Türken an Kriegs-Bedürfnissen nicht. Pulver und Bley, Kanonen, Pistolen, Säbel, Flinten haben sie entweder selbst, oder von auswärts im Ueberflusse; allein, es ist nichts in Ordnung, und auch nicht unter einander gleichförmig.

Nach der Vorschrift des Koranes, kann keine mohammedische Macht, und also auch nicht der Groß-Herr, einen beständigen Frieden mit einem christlichen State machen. Die berühmte Benennung eines ewigen Friedens, welcher oft kaum die Kraft hat, christliche Potentaten wenige Jahre zu verbinden, ist den Türken unbekannt; sie gestehen nur einen Waffen-Stillstand auf gewisse Jahre zu, und sie stehen in der Meinung, daß diejenige Partey, die ihn vor abgelaufener Zeit durch einen Krieg bricht, unglücklich sey. Es müssen daher auch besondere Umstände vorfallen, wenn dies von ihrer Seite geschehen soll. Soll aber ein Krieg angehen, so geschieht der erste Schritt ihrer Erklärung dadurch, daß sie den Abgesandten der feindlichen Macht in die sieben Thürme setzen lassen, worin er bald schlechter, bald besser, behandelt wird. Dies wird zwar nach unserm Gesandtschafts-Rechte für barbarisch angesehen, und in der That nicht unbillig; allein, die Türken halten die festen und beständigen Gesandten zu Konstantinopel nicht eben für etwas anderes, als für bevollmächtigte Stats-Spione, und diejenigen nur für wahre Abgesandte, welche, wie die persischen, polnischen, marokkanischen ꝛc. zu gewissen Unterhandlungen kommen, und nach deren Verrichtung wieder abgehen. Nächstdem behalten sie auch die Gesandten als Geißel, damit, wenn die Gefangenschaft eines Groß-Veziers oder irgend eines andern Großen sich eräugnete, man die Auswechselung um so viel mehr erleichtern könnte.

Mit

Mit der Festsetzung der Gesandten ist auch die Gefangennehmung aller zu seiner Nation gehörigen Personen, und die Confiscation ihrer Güter, verbunden. Es pflegen dabey gewisse, doch nicht allemahl eben dieselben, Feyerlichkeiten in der Kriegs-Erklärung zu Konstantinopel vorzugehen. Als der Hof noch zu Adrianopel war, wurde die Fahne Mohammed's an dem Serail, und ein Roß-Schweif an demjenigen Thore, wo der Kriegs-Auszug geschehen sollte, aufgesteckt; worüber die Türken erzählen, daß, als ein gewisser Kaiser dem Groß-Vezier den Roß-Schweif aufzustecken befahl, und derselbe fragte: an welchem Thore? er ihn hinrichten ließ, welches noch bey zwey andern geschahe, bis der darauf ernannte Groß-Vezier auf einen ähnlichen Befehl an jedes Thor einen aufstecken ließ, und alsdann auf die Anfrage des Kaisers, wo der Roß-Schweif aufgesteckt worden sey, versetzte: „an allen! Eu. Maj. können hinaus ziehen, „wo Sie wollen!" da denn solcher deswegen als eine besonders tüchtige Person angesehen worden ist.

Der Verf. eines Aufsatzes: **Etwas über den Krieg, in Ansehung seiner Ursachen und Folgen, nebst einigen Aussichten über die Zukunft** (*), welcher sich St. unterzeichnet hat, fällt ein gar zu vortheilhaftes Urtheil über die Türken, wenn er sagt:

„Die neuesten Erfahrungen lehren uns, daß ein Hyder-Aly und Tippo-Saib erfahrne Krieger und gefährliche Feinde der Engländer waren, und die Osmannen zeigen durch die Pläne zu ihren kriegerischen Operationen, ihre Stellungen, ihre Märsche, ihre Angriffe und Vertheidigungen, daß sie nichts weniger als jene dumme Barbaren sind, die sich der große Haufe gemeiniglich unter ihnen vorstellt. Sie übertreffen vielmehr alle Erwartung, und siegreich blinkt schon in Ungarns Provinzen der beynahe verachtet gewesene halbe Mond. Unaufhaltsam wie ein reißender

Wald-

(*) In der neuen Litteratur und Völkerkunde, 2 Jahrg. 2 B. No. XII. Dec. 1788.

Wald-Strohm bricht ihre Macht allenthalben, selbst durch die felsenfesteſten Zugärge, und ein paniſches Schrecken geht vor ihnen her. Juſſuph Paſcha (*) ſcheint ſich mit jedem öſtreichiſchen Heerführer meſſen zu dürfen, und der alte löwenmüthige Haſſan Paſcha (**) iſt nach jeder verlornen See-Schlacht den Ruſſen fürchterlicher, als vorher."

Der durch den Degen ſowohl als durch die Feder berühmte Hr. v. Archenholz, berichtigt vorſtehendes Urtheil durch folgende getreue und wahre Darſtellung.

„Der Hr. Verf. wird es mir verzeihen, wenn ich mit ſeinem Urtheile über die Türken nicht einſtimme. Hier ſind einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, der jezt ſo ſehr die Cabinette der Könige, als die Bierſchenken des Pöbels, beſchäftigt.

Die Türken ſind noch völlig jenes rohe, uncultivirte, Wiſſenſchaften und Künſte haſſende, alles zerſtörende und nichts aufbauende, kurz, in jeder Rückſicht verachtungswürdige Volk, wie man bisher geglaubt hat, und diejenigen, die einen Augenblick daran zweifeln, thun ihnen wahrlich zu viel Ehre an (***). Ich berufe mich auf zwey Männer von vielem Verſtande, die, mit großen Kenntniſſen verſehen, und mit der türkiſchen Sprache bekannt, dieſe Nation ſo wie ſie iſt, durch einen langen Aufenthalt in der Nähe haben kennen lernen. Der Ritter Tott und Volney, zwey Volks-Beobachter der erſten Claſſe, zeigen uns durch zahlloſe Thatſachen die Türken in ihrer eigenthümlichen Geſtalt. Der jezige Krieg beweiſet nichts, gar nichts zu ihrem Vortheil. Iſt ihr Vorrücken mit einer Art Ordnung geſchehen, ſo war es, weil ſich kein Heer demſelben widerſetzte, und Plane, von Europäern entworfen, dabey befolgt wurden. Es iſt bekannt, daß einer derſelben das Ohr des Groß-Veziers hat. Wenn das Wort Kriegskunſt kein leerer Schall ohne Bedeutung iſt, ſo muß es

(*) Der commandirende türkiſche Vezier in Ungarn.

(**) Der commandirende türkiſche Admiral im ſchwarzen Meer.

(***) Hier iſt gar nicht die Rede, wer bey dieſem Kriege Recht oder Unrecht hat, noch auf welche Seite ſich der Wunſch eines unbefangenen Politikers neigen müſſe, ſondern blos von den Türken, als Krieger betrachtet.

es Jedem einleuchten, daß diese so schwere mit den sublimsten Wissenschaften verbundene Kunst, worin noch die meisten europäischen Nationen trotz ihren Bemühungen zurück sind, nicht das Lob unwissender Kriegs-Befehlshaber barbarischer Horden seyn könne. Sie kennen so wenig die ersten Elemente derselben, daß sie vielmehr glauben, durch ihren Muth die ihnen mangelnde Kunst, die sie verachten, vollkommen zu ersetzen.

Wenn es einem im Kriege gedienten und mit militärischen Jahrbüchern nicht unbekannten Soldaten erlaubt ist, über die gegenwärtigen Kriegs-Operationen in Ungarn (geschrieben d. 10 Oct. 1788) seine Meinung zu sagen, so kann ich mein Erstaunen nicht bergen, daß man die Macht der Kunst so ausserordentlich dabey vernachlässigt hat. Eine ungeheure Strecke Landes durch Verschanzungen decken zu wollen, ist ein Plan, der mit der neuern Taktik nichts gemein hat, und den Laudon wohl nie entworfen haben würde. Er gehört zu den Zeiten, wo die Chineser ihre Mauer, und die Tatarn die precopischen Linien aufführten. Man weiß, daß die Mongalen die Mauer verlachten, und allemahl, wenn sie nur wollten, in China einbrachen, die Russen aber die berühmten Linien in der Krim noch in unsern Tagen überstiegen. Daß ähnliche Maßregeln, die sonst nur Unmacht anzeigten, und nie wirksam gewesen sind, im J. 1788, und zwar mit 200,000 im Kriege geübten braven Soldaten genommen wurden, gehört zu den ausserordentlichen Begebenheiten unsers Jahrhunderts. Die Folgen waren, wie gewöhnlich. Verschanzungen, die Millionen kosteten, wurden verlassen, die mühseligen Arbeiter streckten die Krieger ohne fechten zu Boden; die kostbare Zeit wurde nicht genutzt; der Feind erhielt die nie gehoffte Muße, ungehindert seinen langwierigen Zug fortzusetzen, und bekam von der gefürchteten Kriegskunst sehr kleine Begriffe.

Man entweiht den Nahmen der Tapferkeit, wenn man sie den Türken beylegt. Sie sind, so wie fast alle barbarische Nationen und wilde Völkerschaften, bey ihren kriegerischen Kämpfen wütend. Was sie aber vor allen andern Völkern im Kriege auszeichnet, und ihr Reich groß gemacht hat, sind die ihnen eigenen fanatischen Begriffe. Der Gedanke, daß derjenige Muselmann, der im Streit wider die Ungläubigen fällt, sogleich in Muhameds wol-

lustathmendes Paradies versetzt werde, wo die schönen Houris auf ihn warten, muß natürlich den Entschluß erzeugen, den Tod im Treffen zu suchen. Hieraus ist die Wut der Türken bey ihrem Angriff, und dessen Nachdruck und Dauer erklärbar, wie sie die Pallisaden mit ihren Zähnen anpacken, und an Kanonen wie Rasende nagen. Was vermag die bloße Tapferkeit der braven Deutschen und Ungarn gegen eine solche Schwärmerey, die nicht die zufällige Stimmung eines Haufens, sondern Grundsatz zahlloser Heere ist? Die Taktik allein muß hier entscheiden. Sie lehrt künstliche Stellungen, Bewegungen, Läger und Märsche; sie lehrt die ungeheuern Chaos ähnlichen Massen von Menschen, Pferden, Geschütz und Wagen, zur Ordnung umzuschaffen; sie lehrt die hohe Disciplin, wovon bey allen Heeren geredet wird, die aber im Alterthum nur allein von den Römern (*), und in der neuern Zeit von den Preussen und den brittischen See-Truppen eigentlich ausgeübt wurde; sie lehrt mannigfaltige Mittel, durch welche Armeen gegen doppelt und dreyfach stärkere mit Vortheil fechten können; sie lehrt jene Heerkörper formiren, bey deren Angriff der größte Theil der feindlichen Scharen unthätig bleiben muß, wo der Flügel einer Armee mit Gewalt durch den Choc zum Weichen gebracht, auf den ruhigen Mittelpunct geworfen wird, und hier alles wie ein Strohm mit fortreißt, wodurch denn alle Vortheile von Uebermacht und Wut vernichtet werden, und der Sieg gleichsam erzwungen wird; sie lehrt zahllose Mittel, dem Feinde die Subsistenz zu erschweren, ihn wider Willen zu Stellungen zu nöthigen, wo er, zwischen Ströhmen, Wäldern, Hohlwegen und Morästen eingesperrt, von Flüssen und Bedürfnissen abgeschnitten wird. Kurz, sie lehrt sich unaufhörliche Hülfsmittel zu verschaffen, alle sich eräugnende Kriegshindernisse zu überwinden, und dem Feinde ohne Unterlaß neue zu erzeugen.

Viele griechische und römische Feldherren verstanden diese Kunst in einem hohen Grade; daher ihre Siege über die streitbarsten Völker der Vorwelt, die an Kriegsmuth ihren Scharen gleich, an körperlicher Stärke und Anzahl aber

(*) Die Griechen, so sehr sie auch sonst die Taktik verstanden, sind doch in der Disciplin nicht als Muster zu betrachten.

aber ihnen so sehr überlegen waren. Im mittlern Zeit-Alter wußte man zwar auf Schlachtfeldern zu morden, aber die Taktik selbst kannte man so wenig, wie alle andere Künste. Mit diesem zugleich stieg sie aus dem Schutt hervor, große Heerführer studierten sie, und übten sie glücklich aus. Friedrichs und Ferdinands Feldzüge liefern dazu den größten Commentar. Noch einmahl: die Kriegskunst behauptet ihre Rechte, wenn bewaffnete Völker gegen einander auftreten, es mag an der Donau, am Ganges oder am Ohio, seyn, nur muß der Künstler nicht fehlen."

2. In Persien, besteht die Kriegs-Macht aus dreyerley verschiedenen Truppen: aus der Land-Miliz, aus den Kurtschen, und aus den Sclaven. Leztere machen einen Haufen von 22,000 Mann aus, Infanterie und Cavallerie, die auf königliche Kosten unterhalten werden, und mehrentheils Georgier und Fremde sind. Die Kurtschen sind Nachkommen der alten Tatarn, welche vordem, unter dem großen Tamerlan, Persien bezwungen haben. Es sind ihrer 30,000, lauter Vieh-Hirten, die sich bey dem Land-Leben abgehärtet haben. Die Land-Miliz pflegt immer das wichtigste Corps, wenigstens der Anzahl nach, auszumachen. Sie besteht aus Truppen, welche die Statthalter in den Provinzen zur Sicherheit und Bewachung der Gränzen unterhalten. Diese, und die Kurtschen, dienen zu Pferde. Was aber die vornehmste Stärke einer Armee und eines States ausmacht, nähmlich die Kriegs-Zucht und die Uebung in den Waffen, ist bey den Persern so unbekannt, als bey den andern orientalischen Völkern. Man darf sich daher nicht verwundern, daß Persien, wie ganz Asien, so oft ein Raub der Feinde geworden ist. Bald jagte eine Handvoll wohlgeübter Griechen ganze Völkerschaften in die Flucht; bald überschwemmte ein Strohm von Barbaren diese weitläuftige Länder, und erwarb

dem Alexander und Tamerlan den Titel großer Helden.

In den Schlachten haben die Perser noch die alte Weise der Parther. Sie schwärmen um den Feind herum, ermüden ihn durch beständige Scharmützel, fliehen, sobald sie angegriffen werden, und fallen wieder an, wenn niemand sie verfolgt. Sie sind zu nachläßig, ein Lager zu verschanzen, und begnügen sich, einen vortheilhaften Posten, einen dichten Wald oder einen Weg zu besetzen. Sobald eine Provinz von feindlichen Einfällen bedrohet wird, verwüsten die Einwohner alles, vergraben ihr Haus-Geräth und Getreide, und verlassen das Land. Eine in verschiedene kleine Haufen vertheilte Observations-Armee besetzt alsdann die schwersten Zugänge, vertheidigt ihren Platz Schritt vor Schritt, und lauert auf Gelegenheit, den Feind mit Vortheil anzugreifen. Wenn ihr der Feind etwann zu nahe auf den Hals kommt, zieht sie sich zurück, verheert alle Oerter, die sie verläßt, und die Einwohner müssen sich in das Innerste des Landes begeben. Die persischen Truppen nehmen kein schweres Geschütz und kein Gepäck mit zu Felde; sie bleiben so wenige Zeit an einem Orte, daß sie gar leicht Unterhalt finden; der Landmann aber beeifert sich, Lebens-Mittel in das Lager zu bringen. Ein an sich mäßiges Volk, welches von ein wenig Reiß und Früchten zu leben gewohnt ist, braucht keine andere Lieferungen; daher eine Armee von 40,000 Mann sich hier eben so geschwinde bewegt, als ein Trupp Husaren in Europa.

Eine große Beschwerlichkeit für die persischen Generale ist es, daß sie verbunden sind, bey allen Kriegs-Operationen die Stern-Deuter zu Rathe zu ziehen. Weil nun diese für ihre Prophezeyungen stehen müssen, richten sie ihren Rath sehr behutsam ein. Ueberdies sind dergleichen Leute, natürlicher Weise, Feinde vom

Krie-

Kriege; sie suchen daher allezeit den Fürsten davon abzurathen, und versichern, er werde unglücklich ausfallen.

Man sollte glauben, daß, bey der vortheilhaftesten Lage dieses Königreiches, zwischen dem persischen Meerbusen und dem kaspischen Meere, das See-Wesen in der blühendsten Verfassung seyn müßte; allein, es ist völlig vernachlässigt, und das Beyspiel der Europäer, die in alle Theile der Welt handeln, hat die Perser noch nicht aufmuntern können, Häfen anzulegen und Schiffe zu bauen. Und obgleich der Schach Nadir die Nothwendigkeit, eine Flotte auf dem kaspischen Meere zu haben, einsahe, auch dieserhalb den Engländer Eliel in seine Dienste nahm, so ist doch diese Sache, wegen des Absterbens dieses Mannes, und wegen der ihm gemachten Schwierigkeiten, nicht zu Stande gekommen.

3. Die Kriege, welche von den Einwohnern in **Mingrelien**, welches vor Alters Kolchis hieß, mit ihren Nachbarn geführet werden, sind nichts als Streifereyen und Plünderungen. Wenn sie gewinnen, verfolgen sie den Feind ohne Unterlaß, plündern und verheeren das Land, führen so viel Gefangene weg, als sie können, und ziehen mit eben dem Ungestüme wieder zurück, als sie ausgefallen sind. Von Auswechselung der Gefangenen wissen sie nichts. Jeder Theil verkauft was er kann, und fordert die Verlornen selten zurück. Jeder Commendant, so gar jeder Soldat, kann seine Gefangene tödten, oder leben lassen; doch ist es gebräuchlicher, sie zu verkaufen. Das ist auch bey ihren Streifereyen ihre vornehmste Absicht, daher führen sie allezeit in dem Gürtel einen Strick, um die Gefangenen zu binden: haben sie aber keinen Feind, den sie gefangen nehmen können, so bedienen sie sich gemeiniglich dieses Strickes, ihre Nachbarn

und eigenen Landsleute zu knebeln, um sie als Feinde und Sclaven zu verkaufen.

Die Kriegs-Macht in Mingrelien bedeutet sehr wenig; sie ist nicht über 4000 Mann stark, und darunter sind nur 300 zu Fuße. Ordnung oder Zucht hat man unter ihnen gar nicht zu suchen. Die Truppen sind auch nicht Regimenter- oder Compagnienweise abgetheilt. Jeder Herr, jeder Edelmann geht, im Gefolge seiner Unterthanen, zu Felde; diese richten sich nach seinen Bewegungen; sie gehen vorwärts oder rückwärts, verfolgen oder fliehen mit ihm, so, daß also ihre Tapferkeit bloß von der seinigen abhängt.

Die mingrelischen Edelleute gehen allezeit gewaffnet. Sie und ihr Gefolge setzen sich niemahls zu Pferde, ohne vom Fuße bis auf den Kopf geharnischt zu seyn, und niemahls legen sie sich, ohne den Degen an der Seite, welches ein gerader Säbel ist, schlafen. Ihr übriges Gewehr besteht in einem Bogen, in Pfeilen, in einem Streit-Kolben, und in dem Schilde. Der Lanze und des Bogens wissen sie sich mit einer besondern Geschicklichkeit zu bedienen. Mit dem Pfeile schießen sie die kleinsten Vögel im Fluge. Mit Feuer-Gewehr hingegen wissen sie nicht gut umzugehen, pflegen es auch nicht so oft zu brauchen. Uebrigens stehen sie in dem Rufe, eben so berühmte Räuber, als tapfere Krieger, zu seyn.

4. In Indostan, oder dem Gebiethe des Groß-Mogols. Die zahlreiche Armee, welche der Groß-Mogol beständig im Solde unterhält, macht ihn zum furchtbarsten Fürsten von Indien. Der Kaiser mag sich aufhalten wo er will, so hat er allezeit eine Wache von 50,000 Mann zu Pferde bey sich, und die Zahl derer zu Fuße ist noch ein Mahl so stark. Diese Menge Soldaten folgt ihm überall nach, und zieht vor seinem Pallaste auf die Wache, bald zu Delli

(De-

(Deheli), bald zu Agra, welche die zwey gewöhnlichen Sitze des Kaisers sind. Wenn sich dieser Monarch aus Delli begibt, so herrscht die Einsamkeit daselbst, und ohne die Kaufmanns-Straßen, welche die Banjanen bewohnen, wäre die ganze Stadt wie ein wüstes Feld. Wenn der Kaiser verreiset, pflegt ihm dieses Kriegs-Heer nachzufolgen, es schlägt sein Lager um das Zelt des Kaisers auf, und der Platz, den es einnimmt, übertrifft an Größe die größten Städte in Europa. Die Gassen und Zelte sind in einer geraden Linie. Man trifft auch daselbst Marketender und Krämer von aller Art an; und die Eintheilung der Buden ist so bequem angelegt, daß ein jeder gleich finden kann, was er nöthig hat. Die Zelte des Kaisers sind in der Mitte; niemand darf sich denselben bis auf einen Flinten-Schuß nähern. Sie haben das Ansehen eines weitläuftigen Pallastes, in dessen Mitte ein Hof ist, in welchem der kaiserliche Thron unter einem Himmel von Brokat steht. Die Zelte seiner vornehmsten Officiers sind von verschiedener Gestalt und mancherley Farben. Einige sind so groß, und so herrlich geziert, als die größten und prächtigsten Zimmer.

Der ansehnlichste Theil der Miliz, woraus die Leib-Wache des Kaisers besteht, ist derjenige, welchen man die Sclaven des Kaisers nennt. Er besteht aus 4000 Mann, und ihr Anführer ist ein Officier von Range, dem öfters das Commando der Armeen anvertrauet wird. Alle Soldaten von diesem Heere sind an der Stirn bezeichnet. Aus ihnen nimmt man die geringen Officiers, um sie zu höhern Stellen zu erheben, welche unsern Generals-Stellen gleich kommen. Es gibt noch drey andere ausgesuchte Mannschaften, welche gleichfalls verschiedene Zeichen an der Stirn haben, nähmlich: die Leib-Wachen des goldenen, des silbernen und des eisernen Streit-Kolbens.

Ihr Sold ist stärker und schwächer, nach dem Metalle, von welchem ihre Streit-Kolben den Nahmen führen, und die Größe des Soldes entscheidet auch zugleich den Grad ihres Ranges. Wer monathlich 2000 Rthlr. zur Löhnung bekommt, führt den Titel eines Omka, welcher dem Range unserer General-Lieutenants gleich kommt; er muß alsdann einen Elephanten und 250 Reiter zu des Kaisers Diensten halten. Weil aber sein Sold zu diesem Aufwande nicht zureichen würde, indem jeder Reiter wenigstens 2 Pferde haben muß, so lässet ihm der Kaiser etliche herrschaftliche Güter dazu anweisen. Er muß nothwendig gedient, und sich in einem dieser vier Haufen hervor gethan haben, wenn er zu den Stats-Würden steigen will; denn die Geburt gibt hier, wie in Persien und in der Türkey, keinen Rang. Die Verdienste bestimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omka befindet sich oft unter dem gemeinsten Haufen der Soldaten. Man erkennt hier keinen andern Adel, als die Abstammung aus kaiserlichem Geblüte, und von einigen Nachkommen des Muhamed's, für den man noch einige Achtung hat.

Ausser diesen Kriegs-Völkern unterhält der Kaiser in den Provinzen, auch noch andere Truppen zu Pferde, deren Anzahl unglaublich scheinen wird. Man setzt die Zahl der Reiterey auf 300,000, und der Infanterie auf 600,000 Mann; denn bey der Mogolschen Armee muß die Zahl der Fuß-Völker jederzeit noch ein Mahl so stark seyn, als die Reiterey. In ausserordentlichen Fällen muß, nebst den Truppen, welche diejenigen Fürsten, die dem Groß-Mogol zinsbar sind, liefern müssen, auch jede Landschaft, die zum Reiche gehört, doppelte und dreyfache Mannschaft stellen. Die ganze Reiterey ist in verschiedene Haufen getheilt, welche aus einer sehr ungleichen Anzahl Soldaten bestehen. Die wichtigsten machen an 12

bis

bis 15,000 Pferde aus, welche von einem Prinzen vom Geblüte oder einem andern Großen des Landes angeführet werden. Es gibt Compagnien bis zu 3300 Mann. Die meisten Pferde kommen aus Arabien, Persien, und vornehmlich aus der Tatarey. Die Mogolschen Pferde sind stätig, scheu und ohne Muth. Die besten werden zum Dienst des Fürsten ausgelesen, die übrigen aber werden an diejenigen, welche, ihres Amtes wegen, die Reiterey mit Pferden zu versehen schuldig sind, verkauft. Die Reiter sind mit einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile, einem Wurf-Spieße, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Sie haben einen kleinen Schild, welchen sie beständig am Halse hangen haben, aber kein Feuer-Gewehr. Das Fuß-Volk bedient sich der Muskete, bisweilen auch des Bogens und der Pfeile, und einer 10 bis 12 Fuß langen Pieke. Sie haben nicht eben den Ruhm der Tapferkeit, welchen die Reiter besitzen. Ein jedes Oberhaupt versorgt seinen Haufen mit Waffen und Montirung, welches viele Verwirrung bey den Regimentern verursachet. Die Löhnung der Soldaten beruhet ebenfalls auf dem Belieben des Hauptmannes, wobey durch den Geiz der Oberhäupter große Ungerechtigkeiten veranlasset werden. Man übersieht diese Bedrückung, weil die Reichthümer, welche sie zusammen scharren, nach ihrem Tode dem Kaiser wieder zufallen.

Das Geschütz des Kaisers ist zahlreich. Seine Stücke sind sehr alt, und jedes hat seinen eigenen Nahmen. Der Kaiser hat ein besonderes Zeug-Haus von sehr großer Pracht. Seine Wurf-Spieße, Säbel, Bogen und Köcher, sind in der schönsten Ordnung aufgestellt; alles glänzt daran von Golde, Diamanten und andern Edelsteinen. Der Kaiser verrichtet bisweilen sein Gebet in diesem Zeug-Hause, um Gott zu bitten, daß er ihm mit seinen Waffen den

Sieg über seine Feinde wolle glücklich erfechten lassen.

Die Elephanten machen einen wichtigen Theil der Armeen des Kaisers aus. Man setzt ihre Anzahl auf mehr als 14000, davon einige in den Ställen des Kaisers, andere aber in den Häusern der Großen sind. Keiner kann unter 10 Thlr. des Tages erhalten werden. Man füttert sie mit Getreide, Butter, starkem Getränke und Zucker. Jeder Elephant hat wenigstens 10 Sclaven zu seiner Bedienung. Einige sind gesetzt ihn abzurichten, zahm zu machen, um ein Feuerwerk vor seinen Augen abzubrennen, um ihn kriegerisch zu machen; andere lehren sie die Stadt-Thore einstoßen, große Lasten auf dem Rücken tragen, und ihre Bewegungen zu den Feldzügen einrichten. Die Indostaner bedienen sich ihrer, als einer Verschanzung wider den ersten Anfall der Feinde. Ein jeder Elephant hat einen hölzernen Thurm auf seinem Rücken, welcher mit Feuer-Röhren, und mit Menschen, welche sie regieren, besetzt ist. Es geschieht aber gar oft, daß das Geräusch dieser Waffen und das Feuer-Werk, dessen der Feind sich bedient, sie scheu zu machen, sie dermaßen in Verwirrung bringt, daß sie ihrem eigenen Haufen mehr Schaden thun, als denjenigen, wider welchen sie gebraucht werden.

5. Auf der Küste von Malabar, machen die Nairen, welche, nach den Braminen, der vornehmste und zahlreichste Stamm daselbst sind, insgesammt von den Waffen Profession, und suchen nur im Adel und in der Tapferkeit Ruhm. Ein Naire, der ausser einem Stücke Kattun, den er um seine Lenden hat, und welcher bis auf die Knie herab geht, nacket ist, mit oben auf dem Kopfe in einen Wulst geknüpften Haaren, in der einen Hand einen Säbel und in der andern ein Feuer-Rohr, bringt sein ganzes Leben in diesem Stande zu. Wenn sie in den Krieg ziehen, neh-

nehmen sie niemahls über zwey Tage Lebens-Mittel und Kriegs-Bedürfnisse mit sich; und damit sie sich mit Unterhalt versorgen können, so sind beständig einige Haufen Kriegs-Völker dergestalt in Bewegung, daß der vierte Theil ihrer Truppen sich nach und nach, und beständig, entfernt befindet. In dem Treffen rückt ein jeder vor, oder weicht zurück, nach dem er mehr oder weniger beherzt ist. Sie springen aus einem Gesträuche in das andere, und geben Feuer. Wenn man sie in ihren Verschanzungen angreift, wehren sie sich bis auf den lezten Augenblick mit solcher Entschlossenheit, daß sie niemahls um Gnade bitten. Eine so hartnäckige Standhaftigkeit macht den Europäern, die in das Land dringen wollen, den Krieg sehr schwer, und kostet ihnen viel Blut. Die öftern Kriege, welche die malabarischen Könige unter sich führen, machen, daß die Nairen von demjenigen leben können, was ihnen die Fürsten, denen sie dienen, geben, und was die Ländereyen eintragen, die sie den Tiven, einem niedrigen Stamme, der unter ihnen steht, verpachten.

6. Im Königreiche Siam. Alle freye Unterthanen des Königes von Siam müssen, wenn er es verlangt, mit zu Felde gehen, und für ihre eigene Kosten dienen. Sein Fuß-Volk ist schlecht bewaffnet, seine Reiterey schlecht beritten, und seine größte Stärke besteht in der Menge Elephanten. Er führt auch schweres Geschütz, welches ihm aber wenig nützet, weil seine Truppen, sich dessen zu bedienen, nicht Geschicklichkeit genug besitzen. Seine See-Macht ist in eben so schlechten Umständen, als die zu Lande; sie besteht in einer gewissen Anzahl Fregatten und Galeren, die aber weder mit guten Matrosen, noch mit guten Officieren und Soldaten, besetzt sind. Er hat auch eine ansehnliche Menge Barken, deren er sich wider seine Feinde, sowohl auf dem Flusse als zur

See, mit Vortheil bedient, weil seiner Nachbarn Seewesen noch schlechter beschaffen ist, als das seinige; alles dieses aber würde nicht wider die geringste europäische Flotte Stand halten. Die Könige von Pegu und Siam leben fast im beständigen Kriege mit einander. Beyde Königreiche sind dadurch so verheeret worden, daß die Armeen nicht mehr darin dauern können; sie haben daher bey ihren Einfällen fliegende Lager, und beyde sind weiter auf nichts bedacht, als Sclaven zu machen; ein jeder ist vergnügt, wenn er mit ansehnlicher Beute davon kommen kann. Wenn die Armeen einander gegen stehen, und eine Schlacht nicht vermieden werden kann, so fangen sie mit etlichen Salven aus den Kanonen an, welche in die Luft geschossen werden. Es ist eine fast ausgemachte Sache, daß keiner gerade auf den andern, sondern höher, schießt. Mit dem Abschießen der Pfeile und des kleinen Gewehres hat es gleiche Bewandtniß; und wenn dieser Regen von Kugeln und Pfeilen auf den Feind herunter fällt, nimmt die Partey, die es zuerst gewahr wird, sogleich die Flucht. Ihre Art zu schießen ist, daß sie mit dem einen Knie auf die Erde fallen, das Gewehr auf dem andern anlegen, und das Gesicht wegkehren. Ein bloßer Degen kann 100 Siamer in die Flucht jagen, und ein Europäer mit einem Stocke in der Hand macht sie zittern. Ein Volk von Sclaven kann nicht tapfer seyn.

Ausser den National-Truppen unterhält der König noch einen Trupp fremder Soldaten von Mogoln, Malayen, Tatarn, Chinesern, Nasbuten ꝛc. die einen Theil seiner Leib-Wache ausmachen. In das Innerste des Pallastes kommen sie nicht, sie besetzen ihn nur von aussen, und begleiten den Fürsten auf seinen Reisen. Ihr Sold ist nicht gleich; der Sold der Mogoln ist der stärkste; weder die einen, noch die andern sind gute Soldaten, doch aber allemahl besser, als die Siamer,

amer, die gar keine Lust zum Kriege haben, und höchst unwissend sind. Sie wollen sich an keine Kriegs-Zucht gewöhnen, und wissen weder regelmäßig anzugreifen, noch sich zu vertheidigen. Weil sie aber mit Feinden zu thun haben, welche nicht beherzter und geschickter, als sie selbst, sind, geschieht es öfters, daß sie den Vortheil davon tragen.

Die Siamer haben auch zu allen Zeiten den Vortheil der Festungen vernachlässigt; die wenigen, welche sie haben, würden den ersten Angriff regulärer Truppen gewiß nicht aushalten. Ueberhaupt die Unterhaltung der festen Plätze und der Armeen kosten dem Könige von Siam sehr wenig.

7. Der König von Tunquin unterhält ordentlich eine Armee von 150,000 Mann, worunter 10 bis 12,000 zu Pferde sind. In ausserordentlichen Vorfällen wird diese Armee doppelt verstärkt. Der Fürst hält jährlich eine allgemeine Musterung seiner Truppen, wobey er sehr auf die Größe der Soldaten sieht. Die ansehnlichsten werden zu seiner Leib-Wache ausgehoben. Die Tunquiner sind aber schlechte Soldaten; dieses ist theils dem weiblichen Character ihrer Obern zu zuschreiben, welche gemeiniglich aus den Verschnittenen des Hofes gewählet werden, theils kennt man keine Kriegs-Belohnungen. Selbst bey denen, die Gelegenheit haben sich hervor zu thun, ändert die Tapferkeit ihren Zustand nicht. Man hat fast kein Beyspiel, daß ein niedriger Officier, seiner Tapferkeit oder Geschicklichkeit wegen, wäre befördert worden. Geld und Gunst sind die einzigen Wege, wodurch man sich heben kann. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Tunquiner bey Feldzügen mit ihren schlechten Truppen so wenig ausrichten. Sie bringen ihre Zeit hin, sich zu verschanzen, die Mauern der Städte anzusehen, und sich in Schlacht-Ordnung zu stellen; sie nehmen aber keine Belagerung vor, und liefern keine Schlacht,

sie

sie ziehen sich mit Geschwindigkeit zusammen, marschiren hitzig an, und lagern sich mit großer Zurüstung, bey dem geringsten Anfalle aber verschwinden sie so schnell, als sie sich versammelt hatten.

8. Von der militarischen Verfassung im Königreiche Korea, s. im XLIV Th. S. 535.

9. Von der Kriegs-Verfassung bey den Kamtschadalen, s. im XXXIV Th. S. 106, f.

10. In China, beruhet das Soldaten-Regiment auf einer Art von Bedienten, die Kriegs-Mandarine genannt werden. Man unterscheidet sie nach 5 Classen, die mehr als 18000 dergleichen Befehlshaber enthalten. Die von der ersten Classe heißen Mandarine vom Nachzuge; die von der zweyten, Mandarine vom linken Flügel; die von der dritten, Mandarine vom rechten Flügel; die von der vierten, Mandarine von der mittlern Schlacht-Ordnung; und die von der fünften, Mandarine vom Vortrabe. Diese verschiedene Ordnungen werden von 5 Gerichts-Höfen commandirt, die wieder unter einem sechsten stehen, welcher gleichfalls von dem Ober-Gerichte in Peking abhängt, welches den eigentlichen geheimen Kriegs-Rath ausmacht. Das Haupt dieser Leztern ist einer der größten Herren des Reiches, und seine Gewalt erstreckt sich auf alle Kriegs-Völker, sowohl um das Hof-Lager, als auch in den Provinzen. Seine Würde bedeutet so viel, als eines General-Feld-Marschalles, oder eines Kron-Groß-Feldherrn. Aus Furcht, daß solcher sein Ansehen mißbrauchen könnte, ist ihm ein Mandarin aus dem gelehrten Stande zugesellet, der den Titel eines Ober-Kriegs-Aufsehers führt; ausserdem wird sein Betragen noch von zwey andern hohen Kriegs-Bedienten, die von dem Heere genommen sind, beobachtet. Der Feld-Herr darf nicht das mindeste unternehmen, ohne diese drey Herren zu Rathe gezogen zu haben, und diese geben wieder

wieder von seinen Anstalten vor dem Ober-Kriegs-Rathe Rechenschaft. Diese 18000 Kriegs-Mandarine haben mehr als 700,000 Mann Infanterie, und 200,000 Mann Cavallerie, unter ihren Befehlen. Alle diese Völker dienen zur Wache und Bedeckung der Mandarinen, der Statthalter, der Kriegs-Bedienten, und anderer obrigkeitlichen Personen. Sie begleiten dieselben auf ihren Reisen, und wachen des Nachts um die Wirths-Häuser herum, über die Sicherheit derselben; und so oft der Mandarin sich irgendwo aufhält, werden sie von frischen Wachen abgelöset. Man hat sie in Legionen abgetheilt; jede Legion besteht aus 10,000 Soldaten, die wieder 100 Compagnien, jede von 100 Mann, ausmachen. Die Tatarn führen gelbe, und die Chineser grüne Fahnen. Die Befehlshaber jeder Abtheilung müssen ihre Völker fleißig in den Waffen üben lassen. Von Zeit zu Zeit werden Musterungen angestellt, und dabey Pferde und Gewehre besichtigt. Wenn alle diese Sachen nicht in gutem Stande sind, werden die Nachlässigen auf der Stelle bestraft, die Chineser mit dem Rohre, und die Tatarn mit der Peitsche. Der Sold eines Infanteristen, ist etwas über 18 Pfenn. den Tag, nebst einem Maße Reiß. Der Cavallerist hat doppelt so viel, und 2 Maß kleine Bohnen für sein Pferd. Diese Kriegs-Völker sind wohl bewaffnet und gut gekleidet. Ihr Sold wird ihnen alle 3 Monathe richtig ausgezahlt, und sie stehen überhaupt so gut, daß jedermann Soldat werden will. Man hat hier gar nicht, wie in Europa, nöthig, mit Gewalt, Geld oder List die Leute zu werben, denn sie geben sich von selbst dazu an. Allein, die von Natur furchtsamen Chineser sind schlechte Soldaten; der erste Angriff wirft sie sogleich über den Haufen. Das wollüstige Klima hat selbst die Tatarn verzärtelt. „Es sind gute Soldaten", sagte der große Kaiser Cang-Hi: „wenn sie mit schlechten zu

thun

thun haben, und schlechte, wenn sie gegen gute agiren sollen.“ Der lange Friede, den China genießt, und der nun, ohne die geringste Unterbrechung, über ein ganzes Jahrhundert gedauert hat, hat den Muth dieses Volkes vollends entkräftet. Der Vorzug, den seine Einwohner dem Studieren und den Wissenschaften ertheilen; die gewöhnliche Erziehung der Jugend, die nichts als Bücher zu sehen und nichts als Sitten-Lehren zu hören bekommt; die Abhängigkeit des Kriegs-Wesens von den Gelehrten: alles dieses sind Hindernisse der Tapferkeit dieses Volkes.

Die Heeres-Macht der Chineser ist hauptsächlich dazu bestimmt, Meutereyen zuvor zu kommen, oder Empörungen zu unterdrücken, und sich daher in Städten und Provinzen überall finden zu lassen; ihnen ist auch auferlegt, die öffentlichen Straßen von Räubern und Land-Streichern rein zu erhalten. Bey der beständigen Aufmerksamkeit, solches Gesindel auszuforschen und zu ertappen, entwischen nur wenige ihren Händen. Sind ordentliche Feldzüge zu unternehmen, so werden aus jeder Provinz Kriegs-Völker abgeschickt, die dann zusammen eine fürchterliche Armee ausmachen. Die Soldaten tragen gemeiniglich ihre Montur nur, wenn sie im Dienste sind, d. h. wenn sie auf die Wache ziehen, ihre Kriegs-Uebungen machen, sich zur Musterung stellen, oder einen Mandarin bedecken. Zur andern Zeit treiben sie die Hanthierung, in welcher sie geboren sind.

Die Kriegs-Uebungen werden folgender Maßen angestellt. Die Soldaten werden in zwey Linien gestellt, und haben Flinten mit Lunten. Die Ober-Befehlshaber sind zu Pferde, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, und die Unter-Bedienten zu Fuße mit längern oder kürzern Degen: jeder nach seinem Range. Alle diese Kriegs-Völker beobachten eine tiefe Stille, bis auf den Augenblick, da der Befehlshaber ein kleines

nes Stück, welches auf dem Rücken eines Kameles befestigt ist, abbrennen lässet. Auf dieses Zeichen gehen sie bald vor- bald rückwärts und machen ihre Schwenkungen, nach der Kriegs-Zucht des Landes, mit vieler Regelmäßigkeit. Sie theilen sich alsdann in verschiedene Compagnien, werfen sich dicht neben einander auf die Knie, und bleiben einige Minuten in dieser Stellung. Hierauf richten sie sich wieder in die Höhe, nehmen ihren Posten ein, und stellen sich mit großer Geschwindigkeit, und ohne die mindeste Verwirrung, von neuem in Reihen und Glieder. Aus diesen Bewegungen ist zu schließen, daß diese Truppen leicht auf den europäischen Fuß abgerichtet werden könnten.

Die Kriegs-Bedienten selbst, ja so gar die tatarischen Soldaten, haben den Geist der Sanftmuth und der Zurückhaltung angenommen. Bey Heerzügen hat man Fleisch und Zugemüse mit eben der Sicherheit auf dem Markte feil, als wenn bloß eine Procession von Geistlichen vorbey ginge. Es ist in China etwas Unerhörtes, wenn ein Soldat einem Unterthan des Reiches einen Schaden verursachet. Einem Tatarn wurde der Kopf herunter geschlagen, der sich unterstanden hatte, von einer Ware, die er einmahl behandelt hatte, 3 Pfenn. abzuziehen. Nach den Grundsätzen der Chineser ist der Soldat dazu bestimmt, sein Vaterland gegen den Feind zu vertheidigen; denn wenn das Land sich vor seinen eigenen Beschützern zu fürchten hätte, so wäre demselben viel zuträglicher, gar keine Vertheidiger, als statt Eines Feindes ihrer zwey, zu haben.

Die Kriegs-Bedienten oder Kriegs-Mandarine, tatarischer oder chinesischer Nation, in der Provinz Canton, tragen alle Zeichen ihrer Würde. Es gibt General-Lieutenants, General-Majors, Obersten, Obrist-Lieutenants, Hauptleute, Lieutenants, Fähnriche, u. s. w. Der General der Tatarn hat über

5000 Mann zu befehlen. Unter dem ersten Befehlshaber über die chinesischen Kriegs-Völker stehen in jeder Provinz alle Truppen von seiner Nation; der von Canton aber hat nicht, wie der tatarische General, sein Quartier in dieser Haupt-Stadt, sondern in einem andern Orte vom ersten Range, und 5000 Mann Infanterie und Cavallerie sind ihm untergeordnet. Ueberdies sind noch andere Generals-Personen zum Dienste dieser Provinz bestellt, die über verschiedene Corps zu befehlen haben, so daß, alles zusammen gerechnet, allein in der einzigen Provinz Canton, eine Armee von mehr als 30,000 Köpfen heraus kommt. Der tatarische General allein, hat alle seine Kriegs-Völker um sein Haupt-Quartier verlegt. Diese Kasernen, die meistentheils in der Mitte von Haupt-Städten angeleget werden, machen gleichsam eine eigene Stadt aus, und sind mit Mauern umgeben. Die chinesischen Befehlshaber aber vertheilen die ihrigen in alle Plätze ihrer Provinz.

Wenn einer der Kriegs-Bedienten irgend eine löbliche Handlung, welche Aufmerksamkeit verdient, gethan hat, wird er sogleich mit einem Ehren-Zeichen belohnt. Diese Ehren-Zeichen werden den ersten Mandarinen von den höchsten Gerichts-Höfen, den Mandarinen vom zweyten Range aber durch ihre Vice-Könige zuerkannt. Ein Oberster, der seine Soldaten wohl geübt hat, erhält dergleichen Ehren-Zeichen. Vier dergleichen geben einen Grad der Würde, mit welchem nur wichtige Dienste begnadiget werden. Diese Grade werden in ein eigenes Verzeichniß eingetragen, welches man allemahl nach Hofe schickt. Wenn aber einer etwas versieht, so wird, an statt ihn abzusetzen oder an Gelde zu strafen, ihm aus diesem Verzeichnisse ein oder mehrere seiner Grade wieder gestrichen.

Zu den Ehren-Stellen, zu welchen man durch die Kriegs-Wissenschaft gelangt, hat man gewisse Prüfungen auszuhalten, wenn man darin sein Glück machen will. Erstlich muß man Proben seiner Geschicklichkeit mit Pfeil und Bogen ablegen, ein guter Reiter seyn, große Steine werfen und schwere Lasten tragen können. Ferner lässet man so ganz ungekünstelte, aber wohl überdachte, die Kriegs-Kunst betreffende Ausarbeitungen machen, und legt ihnen Aufgaben über die Kunst vor, sich vortheilhaft zu lagern, Heer-Züge anzuordnen und Kriegs-Listen zu gebrauchen; und diese Fragen müssen sie beantworten. Diejenigen, welche die meiste Fähigkeit zeigen, erhalten die wichtigsten Stellen, und auf diese Art zieht der Stat vortreffliche Kriegs-Bediente.

Der Gebrauch des schweren Geschützes ist in China ziemlich neu, d. h. man bedient sich der Kanonen erst seit ungefähr 200 Jahren. Die Portugiesen von Maho waren es, die dem Kaiser damit ein Geschenk machten, und nach dem Muster derselben verfertigte man eine Menge andere. Allein, hierbey mußte man zu den Jesuiten seine Zuflucht nehmen.

11. **Auf der Insel Ternate.** Diese Insel ist eine der größten unter den moluckischen Inseln, und in viele kleine Königreiche vertheilt. Alle diese kleine Monarchen leben in beständigem Kriege mit einander. Der Krieg ist für sie eine Art von Gewerbe, weil sie Gefangene und Sclaven bekommen, die sie den andern Inseln wieder verkaufen. Sie nehmen manchmahl ihre eigene Kinder dazu, und wo sie einen Verwandten oder Freund habhaft werden können, da verhandeln sie diesen ebenfalls. Wenn sie im Kriege ihren Feind erlegt haben, schneiden sie ihm den Kopf ab, und hängen ihn aussen an ihre Häuser.

12. **Die Kriegs-Macht des Königes von Candy,** besteht aus seiner Leib-Wache, die wechselweise ihre

Dienste thut, und aus den Land-Soldaten, welche durch die ganze Insel zerstreuet sind. Die Leib-Wache ist von Natur auf den Sohn erblich, und statt des Soldes sind ihnen gewisse Ländereyen angewiesen, welche sie verlieren, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht beobachten. Sie haben die Freyheit, den Dienst aufzugeben, wenn es ihnen gefällt; aber alsdann müssen sie auch ihre Grundstücke denjenigen, welche an ihre Stelle kommen, abtreten. In der Anzahl dieser Leib-Wache, in der natürlichen Festigkeit des Landes, und mehr in der List, als in der Tapferkeit der Soldaten, besteht die Macht des Königreiches. Sie schlagen niemahls auf freyem Felde, viel weniger nach den Regeln der Kriegs-Kunst. Ihre Geschicklichkeit besteht darin, daß sie sich in einen Hinterhalt legen und die Wege verhauen; daß sie sich zwischen die Felsen und das Gebüsch verstecken, wo man sich vor ihrem Feuer-Gewehre fürchten muß; daß sie große Bäume auf ihre Feinde fallen lassen, welche sie mit Fleiß umhauen, und daß sie einen Regen von Pfeilen und Kugeln ihnen zuschicken, wenn sie sehen, daß sie in Unordnung sind.

13. **Auf der Insel Banda.** Die Bandaner leben mit ihren Nachbarn in fast beständigem Kriege, und unter verschiedenen Arten von Waffen, die bey ihnen eingeführt sind. Sie bedienen sich kleiner Pfeile mit Angel-Haken, woran sie einen Strick binden. Diese wissen sie auf den Feind mit vieler Geschicklichkeit zu werfen, ziehen den Pfeil mit dem Stricke wieder zurück, und bemächtigen sich zu gleicher Zeit des Verwundeten. Ihre Gewohnheit ist, den Ueberwundenen kein Quartier zu geben. Die Köpfe ihrer Feinde bringen sie, als Sieges-Zeichen, auf der Spitze einer Pieke zurück, legen sie an einem öffentlichen Orte zur Schau, und zeigen sie hernach mit vielem Stolze. Wenn das Volk sie gesehen hat, pfle-

gen

gen sie die Köpfe in einen benachbarten Wald zu vergraben.

14. Auf den marianischen, auch Diebs-Inseln genannt. Diejenigen Marianer, welche nicht unter dem spanischen Joche stehen, machen ihren Streit, wenn er ganze Völkerschaften angeht, durch die Waffen aus. Ihre Kriege sind bald geendigt, und nicht so blutig; so wie sie sich leicht erzürnen, so besänftigen sie sich auch bald wieder. Der Tod von zwey oder drey Menschen entscheidet gemeiniglich den Sieg. Wenn sie zu Felde gehen, machen sie ein großes Geschrey, um sich unter einander aufzumuntern; und weil sie von Natur weichlich und zaghaft sind, suchen sie ihren Feind nicht so wohl anzugreifen, als vielmehr heimlich zu überfallen. Sie kennen keine Kriegs-Zucht und Ordnung, nehmen auch weder Lebens-Mittel noch Proviant mit sich, und bringen öfters 2 bis 3 Tage hin, ohne zu essen. Sie sind nur beschäftigt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, und ihn durch Hinterlist zu verführen; sehen sie aber, daß einer ihrer Cameraden verwundet ist, so nehmen sie die Flucht. Die überwundene Armee sucht Frieden zu machen, und erhält ihn durch Geschenke; die Ueberwinder aber machen ihre Triumphe durch satyrische Versuche kund, welche sie bey feyerlichen Gelegenheiten absingen, und von Geschlecht zu Geschlecht aufbehalten.

Als noch etwas Besonderes bey dieser Nation, kann man rechnen, daß sie weder Bogen, Pfeile, noch Säbel, haben. Sie führen kein anderes Gewehr, als lange Stöcke, mit ziemlich sauber gearbeiteten Menschen-Knochen beschlagen, woran die Enden sehr spitzig sind. In der Schlacht bedienen sie sich auch der Steine, die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit zu werfen wissen. Vertheidigungs-Waffen kennen sie gar nicht. Sie suchen bloß, den Stößen,

die man ihnen beybringen will, durch geschickte und geschwinde Bewegung des Leibes auszuweichen.

15. Von der Kriegs-Macht in dem Königreiche Japan, s. im XXIX Th. S. 99, f.

Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfassung einiger Völker in Afrika.

16. In dem Königreiche Maroko. Zu den Zeiten der Römer waren die Mauren für sehr gute Reiter bekannt, die ohne Sattel und Zaum ritten, und die Pferde mit einem kleinen Stocke zwischen den Ohren, oder auch mit den Füßen lenkten; und die numidische Reiterey war die mächtigste, welche man damahls kannte. Sie hatten ehemahls Bogen und Pfeile, die sie so gar vergifteten, aber nun haben sie insgesammt Büchsen und Säbel. Doch haben sie noch keine Exercitia oder Tempo's mit dem Gewehre, oder schießen ihren Feind nach irgend einem ordentlichen Tacte todt, sondern derjenige, der am geschwindesten laden und schießen kann, ist der beste Soldat. Mulei Ismail hatte eine große Armee auf den Beinen, die vorzüglich aus Negern bestand, welche nach gerade so mächtig wurden, daß sie nicht allein diesen Tyrann bis in sein hohes Alter auf dem Throne erhielten, sondern so gar von seinen Kindern, welche sie wollten, auf den Thron setzten, und dieselben nach den Umständen auch wieder absetzten, bis Mulei Abd Allah und sein Sohn, der jezt regierende König, diesen Fehler einsahen, und deswegen die Zahl der Schwarzen von 50,000 (*) bis zu höchstens 6000 einschränkten.

Hinge-

(*) Mulei Ismail soll 60,000 Pferde gehabt haben, von welchen er zu einer Zeit täglich 8000 gesattelt hielt, und hernach nie weniger als 2000. Million historial de Marueccos, L. 1, c. 14.

Hingegen hat der König mit den Arabern die Einrichtung gemacht, daß einige Provinzen von den streitbarsten Stämmen militarisch sind, und diese müssen nicht allein auf den ersten Wink fertig seyn, mit ihm zu Felde zu gehen, sondern diejenigen von ihnen, die zu Hause bleiben, müssen so gar auch die Ausrüstung für die andern bezahlen, wogegen sie kein Schutz-Geld erlegen.

In Friedens-Zeiten hält der König nicht mehr Soldaten, als die vorgemeldeten 6000 Negern, und eben so viele Araber, theils von dem Stamme Ludaia, und theils von andern Stämmen, auf die er sich verlassen kann. Diese sind auch hinreichend genug; denn der König an der Spitze von 4000 Mann, ist ein Fürst des Schreckens, vor dem alle laufen. Er hat diese Soldaten in Taredant, Suira, Laraisch, Tanfghia, Meknes, Neu-Fes, Tedla und den größten Theil davon in Maroko vertheilt, wo täglich 1000 Mann die Wache haben, oder auf verschiedenen Stellen in der Arbeit des Königes sind. Diese erhalten jährlich 2 leinene Hemden und Beinkleider, einen Kaftan von rothem Tuche, und eine Jolhen von blauem Tuche, und bekommen täglich von 1 bis 4 Usghio oder Blankillen, ausser ihren Gewehren. Die andern bekommen täglich 1 Blankille, oder auch jährlich leinene Kleider; die Officiers erhalten beydes. Weil aber diejenigen, die bloß Kleider bekommen, davon nicht leben können, so nehmen sie etwas anders vor, als: Landbau, Fischerey, u. d. gl. wodurch sie sich etwas verdienen können. Oefters verschaffet ihnen der König selbst Gelegenheit dazu, wenn ein Gesandter oder Consul nach oder von dem Hofe begleitet werden soll, wobey es gute Gefälle gibt; bisweilen reicht er ihren Frauen ein kleines Braut-Geschenk, oder ihren Kindern ein kleines Geschenk, wann ihre Beschneidung geschehen soll.

Wenn der König in den Krieg will, sammelt er erst so viele von seinen eigenen Truppen, als auf ihren

Posten entbehret werden können, und gibt einem jeden von ihnen 10 bis 15 Ducaten, und an ihre Weiber 1 Ducaten, welches der Lohn für den ganzen Kriegs-Zug ist, er mag lange oder kurz dauern. Sodann ertheilt er Befehl an den Baschia über eine Provinz, eine gewisse Anzahl aufzubiethen, und der Baschia gibt wieder Befehl an den Schech in jeder Duar, so viele auszuheben, als nöthig sind, welches gemeiniglich einer von 10 Chaimen oder Zelten ist, wenn die Anzahl der Provinz 1000 Mann ist; 5 von 10, wenn sie 5000 Mann ist, und solcher Gestalt verhältnißmäßig, bis zu jedem Manne, der Waffen tragen kann, so, daß sehr geschwinde 100,000 Mann im Felde seyn können. Was in den militärischen Provinzen etwa mangelt, das wird von den andern Provinzen beygelegt, und der König bezahlt dagegen 5 Ducaten an jeden, und versieht ihn mit Waffen. Wenn nur ein Theil von den militärischen Provinzen zu Felde soll, so müssen die zurückbleibenden zusammen schießen, und jedem ausgehenden Soldaten von ihrer Provinz 5 Ducaten auszahlen, oder mehr, wenn der Kriegszug lange währen möchte. Ausserdem müssen sie dieselben mit Pferden, Büchsen, Säbeln, Pulver und Kugeln versehen; und endlich müssen sie ihren Land-Bau für dieselben treiben, und ihr Vieh in ihrer Abwesenheit hüten. Emkadem ist ein Officier, der über 100 Mann zu befehlen hat; ein Kaid befiehlt über 500 Mann, und ein Baschia über 2500 Mann. Wenn aber die Armee nicht so stark ist, so commandirt ein Baschia nur diejenigen, die zu seiner Provinz gehören, für deren gute Aufführung er stehen muß. Bey großen Kriegs-Zügen ist der König selbst Generalissimus, entweder zu Pferde, oder in einem Emhefa, welches eine Art von Lehn-Sessel ist, den zwey Maul-Thiere tragen. Bey Anbruche des Tages läsfet sich die Feld-Musik hören, und ein jeder macht

sich

sich mit seiner Bagage fertig, da unterdessen der König sein Gebet verrichtet, und ein Frühstück zu sich nimmt. Darauf marschiert zuerst der Baschia in der Provinz, wo die Armee ist, mit seinen Leuten; nach ihnen kommt ein Corps von schwarzen Soldaten, mit dem Buche ihres Patrones Sid elbuchari. Sodann folgt der König mit einem Corps seiner regulären Truppen, hernach die übrige Armee, und endlich die Bagage, welche von seinen eigenen Leuten bedeckt wird. In dieser Ordnung marschieren sie, ohne Halte zu machen, bis um 3 Uhr nachmittags, da sie nach einem Signale von der Feld-Musik Halte machen, und bis 4 Uhr einen bequemen Platz aufsuchen. Zu dieser Zeit halten sie Gebet, und schlagen sodann das Lager auf. Das königliche Zelt ist prächtig, öfters mit grünem oder rothem Damast gefüttert, und mit vielen ächt vergoldeten Knöpfen und Zierrathen versehen. Um dasselbe wird eine Wand von Leinwand gezogen, die ein Viereck ausmacht, und so hoch ist, daß kein Mann darüber sehen kann; der innere Raum ist gemeiniglich so groß, daß 6 bis 7 andere Zelte darauf stehen können, theils zu dem Gottesdienste des Königes, und theils, um einige seiner Frauenzimmer und Bedienten einzunehmen. Die Schwarzen, oder die Leib-Wache, (denn sie sind nicht alle schwarz,) machen ein längliches Lager nahe bey dem Zelte des Königes aus; demnächst stehen die andern gleichfalls etwas davon, und jede Provinz für sich. Der Baschia, in dessen Provinz die Armee campirt, sorgt dafür, daß sie zu ihrem Unterhalt Lebens-Mittel und Gerste gegen einen billigen Preis bekommt; aber der König und seine Leib-Wache müssen solches alles ohne Bezahlung haben. Wenn sie eine Schlacht liefern wollen, so wird die Reiterey getheilt, und auf die beyden Flügel der Infanterie gestellt, falls dergleichen da ist, welches sehr selten ist. Die Armee macht einen halben Mond, und in

der Ordnung halten sie ein kurzes Gebet um Sieg; alsdann erheben sie ein großes Geschrey, und gehen damit auf den Feind los.

17. Auf der Küste von Guinea. Da die Neger-Nationen auf der Gold-Küste so stolz, als arm und geldbegierig, sind, so entstehen öfters Händel unter ihnen. Der Krieg wird bey solchen Gelegenheiten förmlich angekündigt, und die Könige setzen durch ihre Statthalter einen Tag an, da die Unterthanen gewaffnet sich versammeln. Wenn die Officiers und Edeln beysammen sind, trägt ihnen der König die Ursachen seiner Beschwerden vor, ermahnt sie, den Ruhm ihrer Tapferkeit zu erhalten, verspricht ihnen den Sieg im Nahmen der Fetische, und versichert sie einer reichen Beute. Wenn dieses geschehen, und der Krieg also beschlossen ist, schickt der König einen Tie Tie, oder Herold, den Feinden den Krieg anzukündigen, und benennt zugleich den Tag, den Platz, und die Stunde der Schlacht. Unterdessen rüstet sich jeder Hauptmann mit seinen Sclaven, und das übrige Volk, d. i. alle über 20 Jahr, welche Waffen tragen können, thun dergleichen, jeder unter seinem Befehlshaber. Diese Zurüstungen verursachen, daß die Morinni, oder Großen, nach Hofe, und von da mit ihren Weibern und Familien in den Krieg ziehen. Hat der Krieg wichtige Ursachen, und ist er bedenklich, so zerstören sie vor ihrem Auszuge ihre Städte und Wohnungen, damit auch der Sieg dem Feinde keinen Vortheil bringe, und ihnen nichts übrig bleibe, sie zur Rückkehr anzureizen. Bey einer geringern Zwistigkeit aber schaffen sie nur ihre Familien in eine neutrale Stadt, und lassen ihre Häuser leer; dann niemand denkt daran, daß er vor Endigung des Krieges zurück kommen wolle. Die Schwarzen an der Küste, die unter den europäischen Forts wohnen, schaffen bey dem Kriege ihre Familien und Sachen in dieselben,

und nehmen selbst ihre Zuflucht dahin, wenn sie geschlagen werden.

Die Neger-Könige haben allemahl in Kriegs-Zeiten eine Leib-Wache, die sie im Felde und zu Hause begleitet. Die Soldaten in derselben machen tausenderley seltsame Stellungen, wenn sie sich auf den Straßen sehen lassen, als ob sie alles, was ihnen vorkommt, fressen wollten. Gegen den angesetzten Tag machen sie ihr Gewehr zurecht, und mahlen sich das Gesicht mit rothen und gelben Streifen, die Brust und den übrigen Leib aber mit eben dergleichen Figuren, damit sie desto fürchterlicher aussehen; doch vergessen sie dabey nicht, Glas-Korallen an ihren Fetisch-Schnüren, als Verwahrungs-Mittel vor der Gefahr, umzuhängen. Auch tragen sie ein Hals-Band, so dick als ein Arm, von dergleichen Aesten, um die Verletzungen von ihrer Feinde Waffen abzuhalten. Auf dem Kopfe haben sie einen Helm von Leoparden- oder Krokodill-Haut, und eine Binde von eben solcher Haut um den Leib, die zwischen den Schenkeln durchgeht. Ihre Blöße bedecken sie mit einem Stückchen Leinwand, und halten alle weite Kleider für hinderlich beym Fechten. Im Gürtel führen sie einen Dolch, in der linken Hand einen langen breiten Schild, welcher ihren ganzen Leib bedeckt, und in der rechten 3 oder 4 Wurf-Spieße oder Pfeile, nach ihrem Range. Die geringern Soldaten sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; ihr Köcher dazu ist aus Thier-Häuten gemacht, und sie wissen solche geschickt zu brauchen. Die Sclaven schlagen die Trommeln, und haben Hörner oder elfenbeinerne Pfeifen, mit welchen sie zur Schlacht blasen. Die Gemeinen tragen ihre Säbel an der linken Hüfte in einem um den Leib gegürteten Wehr-Gehenke, oder in den Binden, die sie um den Leib haben, und zwischen den Beinen durchstecken, damit sie schneller laufen können. Ausserdem sind sie noch mit einem Gehen-

henke umgürtet, in welchem etwa 20 Bandeliere stecken. Die Kappe auf ihrem Kopfe von Krokodill-Haut ist auf jeder Seite mit einer rothen Muschel, und hinten mit einem Büschel von Pferde-Haaren geziert, wobey sie noch eine elfenbeinerne Kette, oder etwas dergleichen, um den Kopf gebunden haben. Solcher Gestalt sehen unsere Helden mit ihren weiß gefärbten Leibern, Teufeln ähnlicher, als Menschen. Ihre Waffen sind Musketen und Karabiner, Schwerte, Säbel oder Dolche mit zwey Schneiden, Bogen und Pfeile, und Schilde. Einige Negern haben nur etliche wenige Kanonen, die sie aber schlecht zu brauchen wissen. In der Kunst, ein Lager zu schlagen, sind sie ganz unwissend; sie haben weder Zelte noch Geräthe, sondern liegen unter freyem Himmel. Diejenigen, die schon in andern Schlachten Feinde niedergemacht haben, erscheinen in den vordersten Gliedern mit Helmen, die zum Theil aus den Hirnschedeln der Hingerichteten verfertigt sind. Diejenigen, die Feuer-Gewehr haben, werden in das erste Glied gestellt. Sie haben jederzeit nur 2 Glieder. Sie richten sich nach der Beschaffenheit des Erdreiches, und fechten alle zugleich, so, daß sie sich niemahls wieder setzen können, wenn sie einmahl in Unordnung gerathen sind, sondern fliehen müssen, oder niedergemacht werden. Sie fechten sehr unordentlich, ohne alle Regeln. Jeder Befehlshaber hat seine Leute auf einem Haufen beysammen, in deren Mitte er sich ordentlich zeigt, und so fällt ein Haufen Leute den andern an. Wenn die Befehlshaber sehen, daß ihre Mitbrüder zurück getrieben werden, suchen sie oft ihre Sicherheit ebenfalls in der Flucht, an statt daß sie jenen beystehen sollten; und zwar, oft ehe sie einen Anfall ausgehalten, oder einen Streich gethan haben. Ihre Freunde, die sie im Gefechte verliessen, folgen ihnen sicher nach, wenn ihnen etwas hart zugesetzt wird, wofern sie nicht

so

so tief unter den Feinden sind, daß sie nicht durchkommen können, da sie dann wider ihren Willen sich doch den Ruhm guter Soldaten erwerben, weil sie nicht davon laufen können. Bey den Fechten stehen sie nicht aufrecht, sondern laufen gebückt und aufmerksam, daß die Kugeln über ihre Köpfe fliegen. Andere kriechen bis ganz zu dem Feinde, ehe sie feuern, worauf sie zu ihrem Heere eilends zurück laufen, um wieder zu laden und anzugreifen. Kurz, ihre lächerliche Stellungen, ihr Hüpfen, Kriechen und Schreyen macht, daß ihr Gefecht mehr wie ein Affen-Gebalge, als wie eine Schlacht, aussieht. Was sich sicher und in guter Ordnung zurück ziehen heiße, davon haben sie gar keinen Begriff. Das Metzeln hört nur durch die völlige Niederlage eines von beyden Theilen auf, da sie dann so viel Gefangene, als möglich, zu machen suchen. Die gemeinen Gefangenen, die ihr Löse-Geld nicht aufbringen können, werden entweder für Sclaven behalten, oder verkauft. Ein vornehmer Gefangener wird wohl verwahrt, und muß sich theuer loskaufen. Wird aber derjenige gefangen, der den Krieg verursacht hat, so lassen sie ihn nicht leicht sich loskaufen, wenn er auch so viel Gold, als er schwer ist, geben wollte, damit er künftig nicht etwas wider sie unternehme. Der mächtigste Schwarze ist vor der Sclaverey nicht sicher. Denn wagt er sich je in den Krieg, so kann er leicht darein gerathen, und muß, bis seine Auslösung völlig bezahlt ist, darin bleiben. Diese wird aber oft so hoch angesetzt, daß er mit seinen Freunden und allen, die ihm gefällig seyn wollen, nicht genug dazu hat, da er dann in der verachtetsten Sclaverey bey den niedrigsten Bedienungen bleiben muß. Manche sind so grausam, wenn sie sich in der Hoffnung, ein hohes Löse-Geld zu bekommen, betrogen finden, daß sie sich selbst durch unmenschliche Hinrichtung des Gefangenen bezahlt machen. Wenn die Besiegten

unversöhnliche Feinde der Sieger sind, so wird grausam mit ihnen umgegangen. Den Erschlagenen werden die Köpfe abgehauen; und wenn sie Lebendige bekommen, so reissen oder schneiden sie ihnen die untern Kinnbacken aus, und lassen sie solcher Gestalt umkommen.

18. Die Hottentotten, sind gegen Beschimpfungen, besonders welche die Nation angehen, nicht unempfindlich. Bey dem geringsten Eingriffe in ihre Rechte, wird eine Nation bald aufgebracht. Alle eilen zu den Waffen, und ziehen gegen den gemeinschaftlichen Feind. Ein hottentottischer Krieg aber ist keine Last für das Volk. Sie wissen nichts von Kriegs-Casse, Magazinen, Kriegs-Contribution, die viele Feldzüge hindurch dauert. Eine Schlacht endigt gemeiniglich den Zwist; es wird aber auch von beyden Seiten hartnäckig gefochten. Sie wissen nichts von Reihen, Gliedern, Fronte, Flanken und Hinter-Treffen, sondern fechten in größter Verwirrung; doch stehen sie nicht so dicht beysammen, daß nicht ein jeder Platz hätte, seine Assagaye zu schwingen, und von einer Seite auf die andere zu hüpfen, weil er zielt. Sie fangen den Angriff mit einem schrecklichen Geschreye an; und wenn einer seinen Pfeil oder Wurf-Spieß fortgeschossen hat, zieht er sich ein wenig zurück, daß ein anderer an seine Stelle treten kann, bis er diesen wieder abzulösen fertig ist. Der Sieg kommt meist auf die Geschicklichkeit des Oberhauptes an, des Feindes Schwäche zu entdecken, damit er daselbst mit seiner auserlesensten Mannschaft, oder mit den Kriegs-Ochsen einbrechen kann, die in diesem Falle ein schreckliches Blutbad anrichten.

Die Bewegungs-Ursachen zum Kriege bey den Hottentotten, sind gemeiniglich eine von diesen dreyen: wenn ihnen ihr Vieh gestohlen worden ist; wenn man ihnen ihre Weiber entführt hat; oder, wenn ihnen

ihre

ihre Weiden weggenommen worden sind. In allen diesen Fällen lässet die beleidigte Nation zuvor durch Abgeordnete das Unrecht vorstellen, und Genugthuung fordern. Wird dieses verschoben, so ergreifen sie die Waffen, und suchen sich durch Gegen-Feindseligkeiten, so gut sie können, zu helfen. Finden sie sich überwältigt, so wenden sie sich gemeiniglich an den holländischen Statthalter, als Mittler, der durch bewaffnete Abgeordnete beyde Parteyen bald zu einem Vergleich bringt, wovon der befehlshabende Officier die Bedingungen vorschlägt, die allezeit zum Vortheil dessen, der verloren hat, eingerichtet sind.

Kriegs-Gebräuche und Kriegs-Verfassung einiger Völker in Amerika.

19. Die Irokeser. Seitdem diese Wilden in Nord-Amerika mit den Europäern handeln, bestehen ihre Waffen in einer Flinte, in einem langen Messer, und in einem Beile. Das Beil nehmen, bedeutet bey ihnen: Krieg ankündigen; es vergraben, heißt: Frieden machen. Sie wissen es mit solcher Geschicklichkeit zu gebrauchen, daß, wenn sie es werfen, ob es sich gleich beständig dreht, die Schneide doch allezeit auf den gezielten Fleck trifft. Ehe sie zu Felde gehen, halten sie ein großes Gastmahl, worauf ein kriegerischer Tanz folgt. Sie erscheinen dabey mit roth beschmiertem Leibe, welches ihnen ein abscheuliches Ansehen gibt. Wenn sie vom Tische aufgestanden sind, besingen sie ihre und ihrer Vorfahren Helden-Thaten; dieses erweckt bey der ganzen Gesellschaft eine Art von kriegerischer Entzündung. Den andern Tag fangen sie an, reihenweise, einer hinter dem andern etliche Meilen zu marschiren, wobey sie das tiefste Stillschweigen beobachten. Wenn der Zug vorbey ist, schälen sie von einer großen Eiche die Rin-

de

de ab, und zeichnen auf den Stamm die Ausführung ihres Vorhabens. Die Figur eines Kahnes zeigt die Stärke ihrer Partey, und aus wie viel Mannschaft sie besteht, an; aus der Figur des Thieres aber, welche an das Hintertheil des Kahnes gemahlt ist, erkennt man die Nation, die sie anfallen wollen.

Da die Irokeser bloß dem Kriege ergeben sind, thun sie alles Mögliche, um die Tapferkeit des Volkes aufzumuntern; und nichts scheint diesem Endzwecke gemäßer zu seyn, als die bey der Rückkunft ihrer Krieger eingeführte Ceremonie. Den Tag vorher, ehe dieselben wieder in das Dorf einrücken, kommen zwey Herolde voraus, die, wenn sie nahe genug sind, um gehört zu werden, ein großes Geschrey anheben; die Art aber, wie sie schreyen, zeigt an, ob ihre Nachricht gut oder schlimm ist. Im ersten Falle versammelt sich das Volk, und man veranstaltet ein großes Fest für die Sieger. Vor ihnen geht ein Mann her, der an einer langen Stange einen Bogen trägt, auf welchem die Hirnschedel der in der Schlacht getödteten Feinde liegen. Die Verwandten, die Weiber und Kinder, kommen den siegreichen Helden entgegen, und bezeigen ihnen alle nur mögliche Ehrfurcht. Nach geendigten Complimenten, macht einer von den Kriegern die Beschreibung dessen, was vorgegangen ist; jedermann hört mit der größten Aufmerksamkeit zu, und das Gastmahl und die Tänze nehmen ihren Anfang.

Um die jungen Leute zum Kriege abzurichten, insonderheit diejenigen, welche noch keinen Feind gesehen haben, thun ihnen die Aeltesten alle ersinnliche Beschimpfungen an. Sie werfen ihnen heiße Asche auf den Kopf, machen ihnen die bittersten Vorwürfe, schlagen sie, überhäufen sie mit Schimpf-Wörtern, und treiben das Spiel bis auf das Aeusserste. Alles müsse[illegible] mit der größten Unempfindlichkeit leiden; denn

denn das geringste Merkmahl einer Ungeduld macht den jungen Soldaten unfähig, jemahls die Waffen zu tragen.

Diese Indianer liefern keine ordentliche Schlachten, sondern sie scharmuzieren nur truppweise, thun Ausfälle, und ziehen sich alle Abend in ihren Versammlungs-Ort zurück. Sie kennen die Oerter, wo der Feind marschiert ist, aus der Beschaffenheit des Grases und der Blätter auf den Bäumen so genau, daß sie ihm jedes Mahl auf dem Fuße nachfolgen. Damit sie unter Weges nicht aufgehalten werden, tödten sie alle Weiber und Kinder, die sie antreffen, und nehmen ihnen die Hirnschale ab, die Männer aber machen sie zu Gefangenen. Wenn jemand seinen Verwandten im Kriege eingebüßt hat, und er an dessen statt, einen dieser Gefangenen wählt, ist dieser nicht allein von denen Martern, welche den übrigen vorbehalten sind, befreyet, sondern er hat sich auch aller Rechte der übrigen Wilden zu erfreuen; die Familie sieht ihn als einen Verwandten an, und sie rechnete es sich zur Schande, ihn zurück zu schicken; man sähe es an, als ob sie das Blut des Verstorbenen verkauft hätte. Da dergleichen Gefangene in alle Rechte, die der Verstorbene gehabt hat, treten, so nehmen sie öfters auch, aus Erkenntlichkeit oder Gewohnheit, den National-Geist so sehr an, daß sie kein Bedenken tragen, den Krieg in ihr eigenes Vaterland zu spielen. Die Irokeser haben sich nicht anders, als durch diesen Kunstgriff, erhalten; ihre beständige Kriege mit den meisten andern Völkern würden sie endlich aufgerieben haben, wenn sie nicht immer einen Theil der Gefangenen naturalisirt hätten.

Derjenige, dem man den gewählten Gefangenen schenkt, lässet ihn durch jemand aus der Familie abhohlen; und die Raths-Versammlung, die ihn aushändigt, drückt sich dabey ungefähr in folgenden Wor-

ten aus: „Hier erhältst du diesen Sclaven, mit wel„chem du machen kannst, was du willst, um den Ver„lust deines Verwandten zu ersetzen, und das Herz „seines Vaters, seiner Mutter, Frau und Kinder zu „erleichtern, es geschehe nun, daß du ihnen wollest die „Brühe seines Fleisches zu trinken geben, oder daß du „lieber den Todten, durch ihn, wieder auf seine Stroh„Matte setzen wollest"! Ein auf diese Art zum Verwandten aufgenommener Sclave wird hernach in die Hütte geführt, wo er bleiben soll. Zuerst entledigt man ihn seiner Bande; hernach wird Wasser warm gemacht, und man wäscht ihm alle Theile des Leibes; man verbindet seine Wunden, man sparet nichts, um ihn seine erlittene Schmerzen vergessen zu machen; man gibt ihm gut zu essen; man kleidet ihn reinlich; kurz, man geht mit ihm um, als wenn der Verstorbene wieder von den Todten auferstanden wäre; es ist dieses der Ausdruck, dessen sie sich bedienen. Etliche Tage darauf wird ein Fest angestellt, wobey man ihm den Nahmen des verstorbenen Verwandten öffentlich beylegt, und er tritt in alle seine Rechte, so wie in seine Pflichten. Nimmt ein solcher angenommener Gefangener die Flucht, und fällt zum zweyten Mahl in die Hände der Ueberwinder, so hält man ihn für ein ausgeartetes Kind, für einen Undankbaren, der sich wider seine Aeltern und Wohlthäter aufgelehnt hat, und die Rache hat alsdann kenie Schranken.

Wenn ein Gefangener verurtheilt wird, das Leben zu verlieren, so fängt man an, die Seele des in der Schlacht gebliebenen Kriegers, welche man durch den Tod des Gefangenen rächen will, anzurufen. „Komm „herbey!" ruft man ihr zu: „man wird dich befried„igen; man bereitet dir ein Fest; trink in langen Zü„gen das Blut, das für dich vergossen werden soll; „nimm an das Opfer, das wir dir durch den Tod die„ses Sclaven bringen. Man wird ihm sein Haar aus„reis-

„reissen; man wird aus seiner Hirnschale trinken; man „wird ihn mit glühenden Aexten zerhauen; er wird „verbrannt und in einen siedenden Kessel geworfen „werden. Du wirst dich auf diese Art nicht mehr zu „beklagen haben; du wirst auf immer befriediget wer„den"! Alsdann lässet einer der Ausrufer den Gefangenen aus der Hütte hohlen, und ermahnt die jungen Leute, ihn recht zu martern. Ein Anderer kehrt sich zu dem Unglücklichen, und sagt zu ihm: „Bruder! faß einen Muth, wir werden dich jezt verbrennen"! Der Gefangene antwortet ihm kaltsinnig: „Du thust „wohl, ich danke Dir"! Hierauf wird er nach dem Richt-Platze geführt. Gemeiniglich bindet man ihn an einen Pfahl, so, daß er um denselben noch herum gehen kann. Hier fängt er an, sein Sterbe-Lied zu singen, er erzählt seine Helden-Thaten, schimpft und fordert seine Henker heraus, ermahnt sie, ihn nicht zu schonen, bittet sie aber sich zu erinnern, daß er ein Mann sey. Hierauf zwingt man ihn entweder, nachdem er losgebunden ist, zwischen zwey Reihen Leute durchzulaufen, welche Steine und Stäbe haben, und auf ihn schlagen, als wollten sie ihn umbringen, da man sich doch sehr in Acht nimmt, ihm auf ein Mahl das Leben zu nehmen; oder man reisset ihm einen Nagel, einen Finger, ein Ohr, u. d. gl. ab. Einer schlitzt ihm die Haut auf; ein Anderer sticht ihn mit Pfriemen; die Weiber aber peitschen ihn unbarmherzig. Die einzige Rache, deren sich diese enthalten, ist die Verstümmelung. Nur zulezt, wenn alle Glieder des Leibes auf eine unmenschliche Weise zerrissen worden sind, opfern sie diesen Theil, welcher lange Zeit der Gegenstand ihres Mitleidens geblieben war, vollends auf. Ohne Zweifel, um dergleichen Schimpf zu vermeiden, bedient sich der Leidende der Worte: sie sollen sich erinnern, daß er ein Mann sey.

20. Die Huronen sind eine Nation, welche ebenfalls in Nord-Amerika wohnt, und sehr oft mit den Irokesern Kriege führt. Wenn sie einen Krieg anfangen wollen, gebrauchen sie zu ihrer Kriegs-Erklärung folgende Ceremonien. Um Mitternacht erheben sie ein entsetzliches Geschrey, welches sie das Kriegs-Geschrey nennen. Bald darauf kommt ein Trupp ihrer Bundes-Genossen singend an. Drey oder vier der tapfersten unter ihnen erscheinen in einem fürchterlichen Aufzuge, und werden fast von allen da herum wohnenden Huronen begleitet, sie laufen alle Hütten durch. Ihr Gesang, den sie singen, ist schrecklich. Sie rufen darin den Kriegs-Gott, den sie Areskoni nennen, um den Sieg wider ihre Feinde an. Sein Nahme ist das Feld-Geschrey in der Schlacht; ja, während dem Marsche wird er öfters wiederhohlt, um einander aufzumuntern, und seinen Beystand zu erbitten. Die Huronen halten die Axt in die Höhe, oder es wird der Kessel aufgehängt. Unter diesen beyden Arten, den Krieg anzukündigen, ist die lezte die feyerlichste. Den Ursprung davon schreibt man den grausamen Gebräuchen zu, daß man die Gefangenen, wenn man sie gekocht hatte, aß. Die Huronen bedienen sich auch der Redens-Art: man wolle die Feinde fressen; um auszudrücken, daß sie sich mit der größten Wut schlagen wollen. Der Kessel aber wird nicht eher aufgehängt, als bis der Krieg mit verschiedenen Nationen geführt werden soll. Wenn es nur eine geringe Streitigkeit betrifft, wird bloß die Axt aufgehoben.

Um Bundes-Genossen auf ihre Seite zu bringen, schicken sie ihnen das so genannte Gefäß der gesellschaftlichen Zusammentretung. Es ist dieses eine große Muschel, womit sie einander einladen, Blut zu trinken, oder, nach ihrer Redens-Art, die Fleischbrühe der Ueberwundenen zu trinken. Selten schlagen die

Nach-

Nachbarn solche Einladung aus; ja oft ohne gebeten zu seyn, kann ein geringer Beweg-Grund, besonders aber die Begierde sich zu rächen, hinlänglich seyn, sich zu entschließen, zu dem vorgeschlagenen Bündnisse zu treten. Die Wilden haben auch allezeit einige alte oder neue Beleidigungen gegen einander auszumachen. Ein Verlangen, ihre Todte durch Gefangene zu ersetzen, oder die Seelen der Verstorbenen zu besänftigen, u. d. gl. gibt öfters Gelegenheit, daß ein Trupp Wagehälse zu Felde zieht, wenn sie eingeladen werden, die den Tag vorher nicht daran gedacht haben.

Ein Krieg, der die ganze Nation angeht, wird von den Huronen nicht so leicht beschlossen. Sie erwegen vorher sehr wohl den Schaden und Vortheil, der daraus entstehen kann. Ist aber der Krieg bestimmt, so sucht man sich mit Waffen und Lebens-Mitteln zu versehen; solches aber erfordert nicht viel Zeit. Die abergläubischen Ceremonien, welche vorher gehen, ehe sie gegen die Feinde ausziehen, währen desto länger. Derjenige, der zum Anführer ernannt ist, denkt an die Errichtung seiner Mannschaft erst, nachdem er viele Tage gefastet hat; binnen dieser Zeit bemahlt er sich das Gesicht, die Arme, Beine und Brust mit schwarzer Farbe, und hat mit niemand Umgang. Die einzige Bemühung seiner Einsamkeit ist, seinen Schutz-Geist Tag und Nacht anzurufen, auf seine Träume Acht zu geben, welche allezeit so ausfallen, wie er sie wünscht. Wenn die Tage des Gebetes, der Fasten und der Einsamkeit vorüber sind, versammelt der General seine Leute, und mit einem Bandelier in der Hand, redet er sie ungefähr also an: „Brüder, Ka„meraden, Kinder und Freunde! Der große Geist „genehmigt meine Meinung, und gibt mir ein, daß das „Blut dieses und jenes noch nicht gerächet ist, sein Kör„per ist noch nicht bedeckt, und ich will diese Pflicht „über mich nehmen". (Sind andere Gründe vorhan-

den, warum man den Krieg anfängt, so führt er solche an.) „Ich bin daher entschlossen, in das Land „der — — einzudringen, Haar-Schöpfe zu hohlen, „und Gefangene zu machen. Sollte ich bey diesem „glorreichen Unternehmen umkommen, oder verliert ei„ner von denen, die mich begleiten wollen, das Leben, so soll dieses Bandelier (Hals-Band) die Belohnung „dessen seyn, der die Beerdigung der Todten besorgen „wird, und auf solche Weise werden wir nicht im Stau„be liegen bleiben". Bey dem Schlusse der Rede legt er sein Bandelier auf die Erde, und derjenige, welcher es aufhebt, wird sein Lieutenant. Dieser dankt hierauf dem General für den Eifer, den er blicken lässet, seine Brüder zu rächen, und die Ehre des Vaterlandes zu retten. Hierauf wird Wasser warm gemacht, das Gesicht des Generales zu waschen, und ihm die gemahlte schwarze Larve abzunehmen. Man macht seine Haare zurecht, schmiert sie ein, und kämmet sie. Darauf wird er wieder mit bunten Farben bemahlt, und man zieht ihm sein bestes Kleid an. In diesem Aufputze singt er sein Sterbe-Lied in einem kläglichen Tone. Diejenigen, welche ihn in den Krieg begleiten wollen, sie seyn von der Nation, oder Bundes-Genossen, singen hernach, einer nach dem andern, auch ein Kriegs-Lied. Ein Jeder hat dabey einen besondern Gesang für sich und seine Familie, welchen kein anderer singen darf. Nachdem dieses geschehen ist, so begibt sich der General in die Raths-Versammlung der Nation, um seine Absicht vorzutragen, und diese zieht sie in Erwegung. Das Unternehmen wird aufs neue gebilligt, der General gibt ein Gastmahl, wo ein Hund, als das einzige Gericht, aufgetragen wird. Ehe das Thier in den Kessel gethan wird, weihet man es dem Gott der Schlachten, und dieses Fest wird etliche Tage wiederhohlt. Bey diesem Gast-Mahle wird ihre Einbildungs-Kraft erhitzt, und sie

stellen

stellen sich vor, das Fleisch ihrer Feinde zu essen; sie haben alsdann kein größeres Vergnügen, als dieselben mit Hunden zu vergleichen; sie geben auch den zu Gefangenen gemachten keinen andern Nahmen. Die Krieger, welche zu dieser Gesellschaft kommen, sind alle auf eine so abscheuliche und närrische Art gemahlt, daß man sich vor ihnen fürchten muß.

Hierbey ist noch anzumerken, daß bey jedem Gast-Mahle der Anführer eine Rede hält, worin er zwar von sich mit aller Bescheidenheit spricht, von denjenigen aber, welche im vorigen Kriege geblieben sind, und deren Tod man durch der Feinde Blut rächen will, macht er eine große Lobes-Erhebung. Hierauf hält er eine Anrede an die Krieger, und ein Gebet an den Gott des Krieges; da dann die Krieger ihren frohlockenden Beyfall dadurch zu erkennen geben, daß sie ihre Kriegs-Tänze anfangen. Der Anführer schlägt mit seinem Streit-Kolben an die Thür-Pfosten seiner Hütte, und die andern antworten ihm auf gleiche Weise. Dieses zeigt eine öffentliche Erklärung ihres Entschlusses an, daß sie ihm folgen wollen. Etliche schwingen ihre Waffen, und stellen sich, als ob sie einem der Anwesenden einen Streich beybrächten, um dadurch anzuzeigen, daß sie auf diese Art einige ihrer Feinde schon erschlagen hätten. Es ist aber keinem erlaubt, sich auf diese Weise zu geberden, wenn er nicht schon Helden-Thaten verrichtet hat; und doch muß er demjenigen, dem er dergleichen Beleidigungen anthut, sogleich ein Geschenk geben.

Der General tritt mitten in die Versammlung, hält seinen Streit-Kolben in der Hand, und fängt an zu singen. Seine Soldaten antworten ihm in eben dem Tone, und schwören, entweder zu siegen oder zu sterben. Dieses ist aber keine Verbindung zur Unterwürfigkeit, sondern sie machen sich dadurch nur anheischig, einig und tapfer zu seyn. Diejenigen, die mit zu Felde gehen wollen, überreichen dem Oberhau-

pte ein Stück Holz mit einem besondern Zeichen; und wer alsdann sein Wort zurück nimmt, ist auf immer verunehrt. Ehemahls wurde derjenige, der sein Versprechen nicht hielt, am Leben gestraft. Ob nun gleich dieses Gesetz heut zu Tage nicht so genau erfüllt wird, so hat man doch Beyspiele, daß Anführer denjenigen, die zurück gegangen sind, den Kopf eingeschlagen haben.

Darauf werden, bis zum Abmarsch, die Nächte mit Singen, die Tage aber mit Anstalten zugebracht. Geschieht der Marsch zu Wasser, so werden Kähne herbey geschaffet, und, wenn es nöthig ist, noch neue gebauet. Ist es Winter, so sorgt man für Holz-Schuhe, um auf dem Schnee zu gehen, und für Schlitten, um das Gepäck, die Kranken und die Verwundeten fortzubringen. Ein einziger Wilder ist im Stande, dergleichen Fuhrwerk, vermittelst eines breiten ledernen Riemens, den sie über die Brust tragen, fortzuziehen.

Am Tage des Abmarsches, nehmen diejenigen, welche zurück bleiben, von denen, die zu Felde gehen, den zärtlichsten Abschied. Alle Soldaten versammeln sich bey dem General. Dieser kommt seit der Zeit, da er diesen Titel führt, nicht aus den Waffen. Er kommt singend aus seiner Hütte, und hält nochmahls eine kurze Anrede an die Soldaten. Darauf folgen sie ihm, wobey das tiefste Stillschweigen beobachtet wird. In einiger Entfernung von dem Orte, wo sie ausmarschiert sind, geben sie aus dem kleinen Gewehre Salve. Darauf fängt der Anführer wieder an zu singen, bis er ausser dem Bezirke der Wohnungen kommt. Die Weiber müssen den Proviant tragen; und wenn der Ausmarsch im Sommer geschieht, so geben sie denselben auch ihre Kleidung, und gehen fast nacket.

Nachdem die Huronen von den Franzosen Schieß-Gewehr bekommen haben, haben sie ihre Bogen,

Pfeile

Pfeile und Wurf-Spieße abgeschaffet, und von ihren alten Waffen nichts als den Streit-Kolben behalten. Dieser besteht in einer kleinen Keule, von sehr hartem Holze, die auf der einen Seite einen runden Kopf hat, auf der andern aber schneidend ist. Sie haben auch, aus Baum-Rinden gemachte Fahnen, auf welchen das Zeichen der Nation und ihres Dorfes, ihrer Familie, oder ihres Generales steht. Diese Fahnen tragen sie an einer Stange, und ein Jeder versammelt sich bey derjenigen, wozu er gehört.

Der Marsch geht nur in kleinen Tage-Reisen fort. Sie haben auch ihre Wahrsager bey sich, nach deren Aussage sie sich richten, ob der Marsch aufgehalten oder beschleuniget werden muß. So lange sie nicht in des Feindes Lande sind, marschieren sie nicht zusammen, ein Jeder zieht für sich auf die Jagd. Allein, sie mögen sich noch so weit entfernt haben, kommen sie doch in der Stunde, und an dem Orte, der von dem Oberhaupte vorgeschrieben ist, wieder zusammen.

Sobald man auf feindlichem Boden angelanget ist, wird ein großes Gastmahl gegeben, nach welchem sie sich schlafen legen. Wenn sie erwachen, erzählen sie ihre Träume. Kann nun jemand die gehabten Träume auslegen, so steht es demjenigen, der einen solchen Traum gehabt hat, frey, in seine Wohnung zurück zu kehren.

Nach geschehener Anrufung des Kriegs-Gottes, begeben sie sich wieder auf den Marsch. Wo man bleiben will, wird das Lager aufgeschlagen, welches sehr leicht geschehen ist, weil ihre Zelte aus Kähnen, die sie mit sich führen, oder aus Sträuchen, welche sie in die Erde stecken, bestehen. Die Jüngsten unter dem Truppe müssen, wenn keine Weiber da sind, Feuer anmachen und den Kessel kochen lassen.

Wenn die Nacht anbricht, werden diejenigen, die geschwinde laufen können, als Kundschafter ausgesandt,

sandt, von der Lage und Stärke des Feindes Nachricht einzuziehen. Sobald sie nur von fern den Geruch von dem angemachten Feuer haben, laufen schon einige zurück, und bringen Nachricht, wie weit der Feind entfernt sey. Nach eingezogenen Nachrichten, wird sogleich Kriegs-Rath gehalten, worin man überlegt, ob es gut sey, den Feind in der Nacht zu überfallen. Wird ein Ueberfall beschlossen, so sind sie dabey sehr vorsichtig, sie kriechen auf Händen und Füßen, und wenn sie sich dem Feinde bis auf einen Flinten-Schuß genähert haben, richten sie sich in die Höhe, der Anführer gibt ein Zeichen zum Angriff, der ganze Haufe macht ein starkes Geschrey, und geben Feuer. Nach dieser gegebenen Salve fallen sie mit der Keule in der Hand an, und es entsteht ein Handgemenge, welches öfters sehr blutig ist.

Wenn der Feind in die Flucht geschlagen ist, wird ihm nachgesetzt. Einige ergeben sich willig; andere, wenn sie eingehohlt werden, setzen sich zur Wehre, und da sie sich nicht geschlossen zurück ziehen, auch so verfolget werden, so veranlasset dieses öfters noch kleine besondere Gefechte; ja, es geschieht öfters, daß sie sich Mann für Mann schlagen. Wenn zwey Bekannte auf einander stoßen, fallen sie einander nicht sogleich an, sondern reden erst zusammen, erkundigen sich beyderseits nach ihrem Befinden, und nach abgestatteter Begrüßung geht der Streit auf Tod und Leben an. Wenn die Schlacht vorbey ist, nimmt man den Todten und Verwundeten die Haar-Schöpfe ab. Die Gefangenen, welche man nicht fortbringen kann, werden sogleich auf dem Schlacht-Felde verbrannt. Diese sind glücklicher, als diejenigen, die zu einer langwierigen Strafe aufbehalten werden, weil sie nicht so viel, als diese, gemartert werden. Die Gefangenen, die sie mit sich fortführen, werden mit ausserordentlicher Sorgfalt bewahret. Des Nachts legt man sie mit dem Rücken

cken auf die Erde, und bey jedem werden vier Pfähle eingeschlagen; an diese werden sie mit den Händen und Beinen kreuzweise ausgestreckt angebunden, und an einem fünften Pfahle wird ein Ring gemacht, woran der Gefangene mit dem Halse gefesselt wird. Um den Leib schnüret man ihm einen Gurt, dessen beyde Enden derjenige unter seinen Kopf legt, dem man die Aufsicht über den Gefangenen anvertrauet hat, um bey der geringsten Bewegung, welche der Gefangene macht, sogleich munter zu seyn.

Wenn der Krieg nun geendigt ist, und sie gesiegt haben, ziehen sie in ihre Dörfer mit vollem Triumph ein. Sie marschieren zwey und zwey, und zwischen ihnen gehen die Gefangenen. Diese sind mit Blumen bekränzt, das Gesicht und die Hände sind bemahlt, am Leibe fast nacket; sie werden an Stricken geführt, welche man an die Arme gebunden hat. Sie singen beständig ihre Sterbe-Lieder zwar in einem kläglichen, doch dabey beherzten Tone, und sehen dabey weder niedergeschlagen, noch bekümmert, aus.

Marschiert man durch Dörfer, welche mit den Siegern im Bündnisse stehen, so werden die Gefangenen, bey dem Eingange dieser Dörfer, den Einwohnern derselben gewisser Maßen Preis gegeben, damit sie sich mit diesen Unglücklichen belustigen können, welches auf die grausamste Art geschieht. Das ganze Dorf tanzt um sie herum, und jedermann sucht ihnen so viel Leides, als möglich, zuthun. Sind aber unter den Gefangenen Personen von Stande, so sind solche von dieser Schmach befreyt.

Kommen nun die Huronen bey ihren Flecken, woraus sie marschiert sind, wieder an, so machen sie in einiger Entfernung Halte, und der Oberste lässet den Einwohnern von seiner Rückkunft Nachricht geben. Der Abgeordnete nähert sich dem Dorfe so weit, daß man seine Stimme hören kann. Durch sein Geschrey

macht er den Sieg und die vornehmsten Begebenheiten des Feldzuges bekannt, und zeigt durch Trauer-Tone noch an, wie viel von ihnen in diesem Kriege geblieben sind. Sobald man dieses hört, laufen Junge und Alte heraus, und man erkundigt sich bey ihm nach allen Neuigkeiten. Hierauf wird der Abgeordnete in eine Hütte geführt, wo die Aeltesten versammelt sind, die sich auch nach allem, was vorgefallen ist, erkundigen. Nachdem sie von allem Nachricht eingezogen haben, wird durch einen Ausrufer sämmtliche Jugend aufgebothen, den Kriegern entgegen zu gehen, und die Weiber bringen ihnen Erfrischungen. Wenn sie zu ihren Wohnungen nun näher heran gerückt sind, machen sie wieder Halte, und alsdann bezeigt ein jeder sein Mitleiden über diejenigen, welche in dem Kriege geblieben sind. Alsdann legen sie ihre Freude über den erhaltenen Sieg an den Tag; und dieses geschieht durch Grausamkeit an den Gefangenen. Zuerst nimmt man einen davon; diesem wird alles vorgeworfen, was er und seine Nation wider die Huronen ausgeübt haben; sie kündigen ihm dabey an, daß er eben dergleichen Begegnung erwarten müsse. Darauf wird er mit eben solcher Marter, wie bey den Irokosern bereits erwähnt worden ist, hingerichtet, und die übrigen Gefangenen müssen sein Fleisch auffressen.

So bald nun die Sieger sich zu ihren Hütten nahen, nehmen sie lange Stäbe, binden die erbeuteten Haar-Schöpfe daran, und tragen sie gleichsam im Triumph. Darauf nehmen die Weiber diese Sieges-Zeichen aus den Händen ihrer Männer, und hängen sie um den Hals. Die Art, wie diese Wilde ihren überwundenen Feinden die Haare abziehen, ist sehr grausam, und diese geschieht nicht allein den getödteten, sondern auch öfters den noch lebenden. Sie schneiden die Haut, welche die Hirnschale bedeckt, oben an der Stirn, über den Ohren und hinten um den Kopf, auf,

lösen

lösen sie ab, und reissen sie weg, so wie man ein Kalb oder einen Hammel abzieht. Diejenigen, die nun die Haar-Schopfe bekommen, richten sie zu, wie sie die Häute der wilden Thiere zubereiten; hernach werden sie bemahlt, und an den Thüren der Hütten aufgehängt.

Diejenigen Gefangenen, die man an Kindes statt annehmen will, werden unter ihnen vertheilet, und man beobachtet dabey dieselben Gebräuche, wie bey den Irokesern erzählt worden ist.

21. Die Einwohner von Florida, kommen in ihren Kriegs-Gebräuchen mit den übrigen Wilden in Nord-Amerika ziemlich überein; sie gehen aber mit ihren Gefangenen menschlicher um. Weiber und Kinder, welche sie zu Gefangenen bekommen, werden zu Sclaven gemacht, die Männer aber opfern sie der Sonne, und essen das Fleisch derselben. Sie halten dieses für eine Religions-Pflicht.

Ehe ein Oberhaupt dieses Volkes zu Felde geht, stellt er alle seine Leute in Schlacht-Ordnung: alsdann setzt er sich auf die Erde, und seine Soldaten lagern sich in eben der Stellung um ihn herum. Darauf fordert er Wasser, und man bringt ihm solches in einem Gefäße. Kaum hat er es in die Hand genommen, so geberdet er sich wie ein Besessener. Er bekommt Verzuckungen, verdreht die Augen im Kopfe, und kehrt sich beständig gegen die Sonne, welche dieses Volk für die einzige Gottheit hält. Wenn er wieder ruhig geworden ist, gießt er ein wenig Wasser auf die Köpfe seiner Soldaten; darauf stellt er sich, als wenn er wieder in Raserey geriethe, gießt das übrige Wasser in das Feuer, welches zu dieser Absicht angezündet worden ist, und schreyet aus allen Kräften: He Timoga! Dieses ist ein Religions-Gebrauch, und man sagt, daß, während der Entzuckung, das Oberhaupt die Sonne um Erhaltung des Sieges beständ-

ständig anflehete, und die Inbrunst seines Gebetes wäre Ursache, daß man ihn in diesem Zustande sehe. Indem er das Wasser auf den Kopf seiner Soldaten gießt, thut er Wünsche, daß sie mit Haar-Schöpfen ihrer Feinde wieder zurück kommen mögen. Dadurch, daß er das übrige Wasser in das Feuer gießt, zeigt er an, wie er den lezten Blutstropfen seiner Feinde zu vergießen wünsche. Nach Endigung dieser Ceremonien, schreyet auch die ganze Armee: He Timoga! jedermann steht auf, und man tritt sogleich den Marsch an. Die Oberhäupter sind auf dem Marsche, und in der Schlacht, allezeit an der Spitze ihrer Truppen. Sie pflegen auch die Haut von den Köpfen ihrer erlegten Feinde abzuziehen, womit die Weiber bey den auf den Sieg folgenden Feyerlichkeiten sich putzen, und alsdann wie die Furien aussehen.

Kommt eine Partey aus dem Kriege zurück, und bringt keine Haar-Schöpfe der Feinde mit, so ist der Cocique verbunden, das liebste unter seinen Kindern durch einen Pfeil-Schuß zu verwunden, um dadurch das Andenken der von dem Feinde empfangenen Beleidigungen einzuprägen, und das Volk zur fernern Rache desto mehr aufzumuntern.

Ein Krieg, welcher das ganze deutsche Reich betrifft, in welchem dasselbe der angreifende oder angegriffene Theil ist, wird ein Reichs-Krieg genannt. Ein römischer Kaiser muß ohne der Reichs-Stände, oder wenigstens der Kurfürsten, Bewilligung keinen Offensiv-Krieg anfangen, wohl aber einen Defensiv-Krieg. Er darf das Reich in keinen fremden Krieg verwickeln; kein fremdes Kriegs-Volk ohne Wissen der Reichs-Stände in das Reich einführen, und es den Reichs-Ständen, die es thun, verwehren; das zur Reichs-Defension bestimmte Volk nicht ausser dem Reiche führen, noch führen lassen;

sen; niemand mit geworbenem oder ausser dem Reiche zu führenden Kriegs-Volke, mit Einquartierung und andern Kriegs-Unruhen beschweren; keinem Reichs-Stande weder selbst Gewalt anthun, noch von Andern Gewalt anthun lassen; in Reichs-Kriegen mit dem Reiche gemeinschaftliche Sache machen; nicht gestatten, daß jemand für Reichs-Feinde im Reiche werbe, oder sich anwerben lasse; keine neue Reichs-Festungen in der Kurfürsten und Stände Gebiethe anlegen, noch zerfallene repariren; die hohen Kriegs-Chargen nur mit Deutschen besetzen; den westphälischen Frieden genau beobachten, und keinen Reichs-Frieden ohne der Reichs-Stände Bewilligung schließen.

Wenn ein römischer König zu Lebzeiten des Kaisers erwählt worden ist, so kann derselbe, in Abwesenheit des Kaisers, Krieg führen. So können auch die Reichs-Verweser nach dem Tode des Kaisers, oder in dessen Abwesenheit, wenn kein römischer König erwählt ist, Krieg führen. Beyde aber, der römische König und der Reichs-Verweser, haben das zu beobachten, was der Kaiser beobachten muß.

Die Reichs-Stände müssen, zur Reichs-Defension, weil der Kaiser, als Kaiser, keine Armee unterhält, die Reichs-Armee stellen; zu dieser kommen heut zu Tage gemeiniglich auch noch: 1. kaiserliche, und 2. Auxiliar-Völker; 3. fremde Subsidien; 4. der Vasallen, und 5. der Unterthanen Aufgeboth.

Ein jeder Reichs-Stand muß seinen Theil zur Reichs-Armee entweder an Mannschaft, oder an Geld, prästiren. Der Anschlag, wie viel ein jeder Reichs-Stand entweder an Geld, oder an Mannschaft, prästiren solle, ist in der Reichs-Matrikel v. J. 1512. ausgemacht, und zwar müssen für einen Infanteristen monathlich 4, und für einen Cavalleristen 12 Fl. gegeben werden. Die Mannschaft, die ein jeder Kreis zur Zeit des Krieges stellen und unterhalten muß,

muß, wird sein Contingent genannt, und diese Contingente werden in jedem Kreise in Regimenter zusammen gesetzt; es hat auch ein jeder Kreis seine eigene Generalität und Kriegs-Casse. Nach den Reichs-Gesetzen, sollte auch ein jeder Kreis seinen Kreis-Obersten haben, und dieser Kreis-Oberste wieder seine Zugeordnete, von welchen der erste Nachgeordneter heißt; allein, heut zu Tage bekommt er meistens den Titel als General-Feld-Marschall, und hat das Commando über die Kreis-Soldaten. Siehe Kreis-Contingent, im XLVIII Th. S. 501, und Kreis-Oberste, S. 508, fgg.

Im J. 1681, wurde auf dem Reichs-Tage ausgemacht, daß das Reich beständig 40,000 Mann auf den Beinen erhalten solle, nähmlich 12,000 zu Pferde, und 28,000 zu Fuße. In den J. 1702, 1734 u. s. w. wurde aber beschlossen, daß das Kriegs-Heer in Friedens-Zeiten noch einmahl so stark, nähmlich 80,000 Mann, und in Kriegs-Zeiten 3 Mahl so stark, nähmlich 120,000 Mann, seyn solle, ohne daß das Reich sich jezt mehr darum bekümmert, wie in jedem Kreise die Repartition auf einzelne Stände gemacht werde. Siehe im XLVIII Th. S. 528, f.

Wenn das Reich einen Krieg beschlossen hat, so geschieht die Declaration desselben im Nahmen des Kaisers und des Reiches zugleich. Den feindlichen Gesandten wird sodann befohlen, vom Reichs-Tage zu weichen und das Reich zu räumen, doch wird ihnen ein salvus Conductus gestattet. Es werden auch die bey dem Feinde in Kriegs-Diensten stehenden deutschen Unterthanen und Vasallen durch Avocatorien nach Hause berufen, und es wird ihnen gemeiniglich eben die Stelle gegeben, welche sie bey dem Feinde gehabt haben.

Die Avocatorien (Avocatoria) sind feyerliche und öffentliche Gebothe, wodurch der Kaiser, nach beschlossenem

Reichs-

Reichs-Kriege, diejenigen Reichs-Glieder und Vasallen abruft, welche sich in Kriegs-Diensten feindlicher Mächte oder friedbrüchiger Mit-Stände befinden. Der Kaiser erlässet solche allgemeine Abforderungs-Gebothe an alle Glieder, Fürsten, Vasallen und Insassen des Reiches. Die Verkündigung und Vollstreckung derselben geschieht in den Kreisen durch das Kreis-Ausschreib-Amt, (s. Th. XLVIII, S. 493, fgg.); dahingegen einzelne Stände solche Avocatorien besonders in ihren Staten verkündigen lassen, und dadurch ihre eigene Vasallen und Landsassen aus feindlichen Diensten abrufen. Es werden darin die Kriegs-Bedienten, sowohl Befehlshaber, als Gemeine, ihrer geleisteten Eides-Pflicht entbunden, und es wird ihnen befohlen, daß sie die Dienste eines Reichs-Feindes und öffentlichen Friedens-Brechers verlassen sollen; und in so fern solches einen des Friedens-Bruches schuldigen Reichs-Stand betrifft, ergeht dergleichen auch an seine Unterthanen und Vasallen. Beyde, sowohl mittelbare als unmittelbare Glieder des Reiches sind verpflichtet, den Avocatorien schleunigen Gehorsam zu leisten, und die Dienste zu verlassen, worin sie nur als Ungetreue und Empörer gegen ihr Vaterland, den Kaiser und ihre Mit-Stände, die Waffen tragen können.

Der Fälle, worin diese Avocatorien Statt haben, sind zwey. 1. Wenn eine auswärtige Macht von dem Reiche wirklich für einen gemeinen Reichs-Feind erklärt, und der Reichs-Krieg wider dieselbe von dem gesammten Reichs-Tage beschlossen ist. 2. Wenn ein Reichs-Stand einen wirklichen offenbaren Friedens-Bruch begeht, desselben überführt, und vom Kaiser und Reiche für schuldig erkannt worden ist.

Der Anfang in dieser Sache muß also mit Berathschlagungen auf dem Reichs-Tage gemacht werden; es muß daselbst jemand für einen Reichs-Feind erklärt, und der Reichs-Krieg gegen ihn beschlossen seyn. Alsdann erst können Avocatorien ergehen, weil diese jenes Verfahren nothwendig voraus setzen. Bey Kriegen, die weder das Reich selbst angehen, noch mit dessen Vorwissen und Einwilligung unternommen werden; bey Kriegen, die nicht von dem Kaiser, als Oberhaupte des deutschen Reiches, sondern von ihm als Besitzer seiner Erb-Staten, geführt werden, mithin keine Reichs-Kriege, sondern Kriege des

kaiserlichen Hauses sind, können keine verbindliche Avocatorien erlassen werden. Auch ist in dem zweyten Falle nicht zureichend, daß etwa nur der Reichs-Hof-Rath die Unternehmungen eines Reichs-Standes für einen Friedens-Bruch erklärt, oder für so notorisch hält, daß sie keines Beweises bedürfen. Denn eine Erklärung der Acht und des Reichs-Krieges, welche bey Avocatorien voraus gesetzt werden, dürfen nicht ohne Einwilligung und Vorwissen des Reichs-Tages, auch nicht ohne vorhergehendes ordentliches gerichtliches Verfahren geschehen (*); auch ist nie ein Friedens-Bruch so offenbar, daß er keines Beweises bedürfte.

Diese Grundsätze, welche der Hr. Verf. der Abhandlungen aus dem deutschen Staats- und Lehn-Recht, (Halle, 1757, 8.) S. 31, f. wohl entwickelt hat, werden zwar an und vor sich selbst leicht von Jedem als richtig und der deutschen Reichs-Verfassung angemessen erkannt; allein, die Anwendung derselben ist vielen Widersprüchen ausgesetzt.

Siehe auch oben, S. 533.

Wenn der Krieg erklärt worden ist, wird die Reichs-Generalität, (welche gemeiniglich aus 2 General-Feld-Marschällen, 2 Reichs-Generalen der Cavallerie; 2 Reichs-General-Feld-Zeugmeistern, und 2 Reichs-General-Feld-Marschall-Lieutenants besteht, sammt den Kriegs-Raths-Directoren und Räthen, (wiewohl heut zu Tage keine Reichs-Kriegs-Raths-Directoren und Räthe mehr sind, sondern der Krieg meistens von dem Kaiser und seinem Hof-Kriegs-Rathe allein dirigirt wird,) von dem Kaiser und den gesammten Ständen, und zwar von beyden Religionen eine gleiche Anzahl, ernannt, und nebst dem ganzen Kriegs-Heere in des Kaisers und des Reiches Pflicht genommen.

Der oberste Befehlshaber, welcher die Reichs-Armee als Generalissimus commandirt, wird durch die

(*) Wahlcapitulation, Art. 20, §. 2 — 5.

die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichs-Tage, oder von dem Kaiser selbst, ernannt. Derselbe ist zuweilen der Kaiser oder der römische König in Person, oder es ist auch schon diese Stelle einem Kur- oder andern Reichs-Fürsten anvertrauet worden. Der Krieg selbst, muß nach den Reichs-Verordnungen, der Executions-Ordnung, dem westphälischen Friedens-Schlusse, und den auf solche Reichs-Kriegs-Fälle ergangenen Reichs-Schlüssen gemäß, geführet werden.

Es wird auch zur Zeit des Krieges eine Reichs-Operations-Casse errichtet, und zum Behuf derselben werden von Zeit zu Zeit die so genannten Römer-Monathe bewilligt. Um 1 Million Thaler, oder 1500000 Fl., zusammen zu bringen, ist, im J. 1708, die im XLVIII Th. S. 538, angezeigte Eintheilung gemacht worden.

Das Gewehr und die Montirung bekommen die Reichs-Truppen von den Ständen selbst. Was die Artillerie betrifft, so mußten dieselbe vormahls die der Gefahr am nächsten gelegenen Kreise und Stände schaffen; bisweilen sorgte auch der Kaiser selbst dafür; allein, heut zu Tage muß ein jeder Kreis sein Quantum zur Artillerie und Munition, nebst den dazu gehörigen Leuten, hergeben.

Kein Reichs-Stand darf aber gegen einen Reichs-Feind Neutralität beobachten, noch viel weniger aber sich in Kriegs-Dienste bey demselben begeben, und wider das Reich sich gebrauchen lassen, oder in seinem Lande für Reichs-Feinde werben, oder demselben Proviant, Munition, u. d. gl. zuführen.

Waffen-Stillstand und Friedens-Schlüsse werden von dem Kaiser und dem Reiche gemeinschaftlich beschlossen.

Gleichwie die Reichs-Stände verbunden sind, zur Reichs-Defension zu concurriren, also muß ein jeder Reichs-Stand als Kreis-Stand auch seinen

Kreis-Mitständen, wenn einer derselben angegriffen wird, Hülfe leisten. Wenn aber der Fall sich eräugnete, daß die Kreis-Stände zu schwach wären, die ihrem Kreis-Mitstande angethane Gewalt abzutreiben, so hat ein solcher Kreis-Stand das Recht, sich der benachbarten Kreis-Hülfe zu bedienen, und diese darf er, nach Beschaffenheit der Umstände, zwey- und dreyfach fordern. Wenn aber alle diese nichts ausrichten können, sondern aller Kreise Hülfe nöthig erachtet wird, so muß ein Deputations- oder Reichs-Tag gehalten werden.

Endlich ist auch ein jeder Reichs-Stand als Landes-Herr schuldig und verbunden, sein Land und seine Unterthanen vor aller Gewalt zu schützen, so viel in seinem Vermögen steht.

Was das Recht Krieg zu führen eines jeden Reichs-Standes ins besondere betrifft, so hat ein jeder, sowohl geistlicher als weltlicher, Reichs-Stand das Recht Krieg zu führen; er kann sich auch nicht nur wider einen gegen ihn erregten Krieg vertheidigen, sondern auch selbst einen anfangen. Kein Reichs-Stand darf aber einen Krieg führen, wodurch dem Kaiser, dem Reiche, oder einem Mit-Stande, Nachtheil geschieht. Es darf auch kein Reichs-Stand wider den andern offensive die Waffen ergreifen, wohl aber defensive. Denn da die Reichs-Stände unter den Reichs-Gerichten stehen, so sollen sie ordentlicher Weise bey denselben belanget werden, und niemand soll sich der Selbst-Hülfe bedienen. Wenn dieselben aber keinen Richter leiden wollen, alsdann kann man sich mit Recht der Waffen bedienen.

Ich komme zur Betrachtung der Folgen, welche die Kriege in der menschlichen Gesellschaft und auf der Welt haben. Der bösen sind freylich viele, aber doch auch der guten nicht wenige. Ehe

ich

ich diese Folgen selbst anführe, will ich vorher zeigen, daß der Krieg einen Einfluß in die Witterung habe.

Man wird zugeben, daß die Anhäufung der Dünste in einer Gegend eine Bewegung der Luft verursachen könne. Machen sie da, wo sie sich häufen, die Luft kälter, als die entfernte ist, so werden sie die Ausdehnung derselben nach der wärmern Gegend veranlassen; und wenn viele warme Dünste irgendwo die Luft verdünnen, so wird die entfernte kältere sich hierher bewegen. Nun häuft ohne Zweifel der Krieg die Dünste, und unter den zufälligen Ursachen ihrer ungewöhnlichen Menge in einer Gegend, ist er vielleicht die stärkste, die wirksamste. Ich will nur die vornehmsten Veranlassungen ihrer Vermehrung nennen. Wo ein Krieg ausbricht, da vergrößert sich die Anzahl der bisherigen Bewohner einer vielleicht nicht großen Gegend gleich auf ein Mahl bey hundert Tausenden. Sie kommen nicht zusammen, um sich ruhig einander anzusehen, sie sind in beständiger Bewegung, oft in der heftigsten, ermattendsten Bewegung des Leibes, auch wohl der Seele, die auch den Schweiß vermehren kann. Die Eingebornen des Landes werden durch sie mit unruhig, Angst und Flucht und Arbeit treiben ihnen mehr Ausdunstungen aus, als wohl sonst erfolgt wären. Je mehr Menschen, desto mehr können und pflegen zu erkranken, wenn auch keine Ansteckung entsteht, und oft soll der Kranke durch vermehrte Ausdunstung genesen. Blut fließt fast täglich, und manchen Tag in abscheulicher Menge; wer wird es ohne die heftigste Anstrengung verlieren? Die Gebliebenen werden begraben, aber zuweilen nicht alle, oft nicht so früh, daß man nicht vorher ihr Bett der Ehren schon von fern wittern könnte, gemeiniglich nicht tief genug, und so dicht auf und an einander, daß ein Schlacht-Feld noch viele Jahre nachher von den Irr-

Lichtern, diesen Producten starker Ausdunstungen, kenntlich gemacht wird; s. Th. XXX, S. 790.

Der Krieg erfordert eine große Menge Pferde, nicht bloß für die zahlreiche Cavallerie, sondern auch für das Gepäck, die Zufuhre, die Benachrichtigungen. Es kann wohl seyn, daß im Kriege eine Gegend tausend Mahl mehr Pferde hat, als in Friedens-Zeiten da gehalten werden mögen. Das Pferd dunstet scharf in der Ruhe, wie viel schärfer in so häufiger, angestrengter Bewegung! Es fällt häufig von Verblutung und Ermattung; in beyden Fällen muß es stark vorher ausgedunstet haben. Es wird beygescharret, aber nicht so oft, nicht so geschwinde, wie der Soldat; vielfältig nur, wenn es über der Erde zu unleidlich werden will, gemeiniglich flach, locker, und wie sie bey einander her liegen, daher oft die Hunde dieselben wieder aufgraben.

Eine so große Menge von Menschen und Pferden, kann die Gegend, wo der Krieg sie zusammen führt, allein nicht nähren, sie braucht Zufuhre. Es wird daher aus der Ferne eine beträchtliche Anzahl von Vieh allerley Art in eine Gegend getrieben, die eine Weile gefüttert und geweidet, auch wohl einmahl verfolgt und erhitzt, endlich geschlachtet wird, wenn der Feind es nicht tödtet und unbrauchbar macht. Wie viel weniger reinlich und haushälterisch mag bey dem Schlachten im Kriege verfahren werden; und wie viele Ausdunstungen aus der Menge und dem Schicksale dieser Thiere! Ein großes Heer braucht viel mehr Korn, als die Gegend, wo es steht, gewinnen kann; es braucht starke Zufuhre. Sowohl die durch die Menge von Menschen, Pferden und Wägen, die sie leisten, vermehrt die Dünste, als es das Magazin thut, welches sie füllt, wenn auch das Korn trocken hinein kommt und sich darin nicht brennt. Wie stark der Back-Ofen riecht, folglich dunstet, weiß jedermann.

mann. Zu Brod und Fleisch gehört noch eine große Menge anderer Lebens-Mittel, die wir Vorkost aus dem Pflanzen-Reiche nennen, und Getränke von mehr als Einer Art. Es dunstet alles, wenn es auch nicht verdirbt, nicht verdorben wird, wie doch oft genug geschehen mag. Wie viel Heu braucht die Menge von Pferden! Sein Geruch ist bekannt. Es wird zugefahren, gerührt, in Haufen gepackt, brennt sich, wird aus einander geworfen, und häufig zerstreuet, wenn es auch keinen Feind erfährt, der doch sonst sein Verderben gern befördert.

Vielleicht wird weniger gepflügt, wo der Krieg herrscht; aber doch gewiß die Erde mehr geöffnet und gerührt, als der ruhige Ackerbau im Frieden erfordert hätte. Man gräbt nach Wasser im Lager, verschanzt sich, wo man steht, wirft Batterien auf, dämmt Flüsse ab, öffnet Lauf-Gräben, macht Minen, sprengt sie, legt Festungswerke an, u. s. w. Geöffnete Erde dunstet stärker, als berasete, und tiefe Oeffnungen können mancherley mächtige Dünste losmachen. Sollten sie sich nicht merklich vermehren, wo viel und tief in der Erde gewühlt, wo sie so häufig durch einander geworfen, und zusammen gebracht wird, was sonst nicht bey einander lag? Vermischung der Erd-Arten löset mehr auf, als geachtet wird.

Mehr Holz wird unstreitig im Kriege gebraucht und gehauen, als im Frieden nöthig gewesen und geschehen wäre. Die weit größere Anzahl von Menschen erfordert, daß mehr gekocht, gebacken, gebrauet, gewaschen wird. Erwärmung am Feuer gebraucht der Soldat oft auch, wenn er zu Felde liegt; wie viel mehr, wenn er gegen den Winter noch zu Felde liegen muß! Schwerlich wird diese Holz-Consumtion auf das räthlichste eingerichtet. Man findet nöthig, sich mit Pallisaden zu verwahren, Verhacke zu machen, ein Gehölz zu durchhauen oder anzuzünden, Brücken

oder Flößen zu bauen, und wieder her zu stellen, was der Feind verdorben hat. Wie viel Holz wird im Kriege mehr gefällt, gespalten und verbrannt, als in Friedens-Zeiten! Wie nun ein frisch gefällter Baum merklich dunstet, so füllt vielmehr der Rauch die Luft mit Dünsten an, da er von so viel mehrern Stellen und so häufig von nassem Holze aufsteigt. Welch ein Dampf, wenn Bagage, Brücken, Waldungen, Magazine, Dörfer, Städte — schrecklich zu sagen! — gezwungen werden zu brennen! Wie viele und mancherley Dünste werden hier mit einander in die Höhe getrieben! Dazu kommt noch das Schieß-Pulver. Ein Finger-Hut voll kann schon ein Zimmer mit sehr merklichen Dünsten erfüllen. Wie viel mögen ein Par große Kriegs-Heere bey wichtigen und unwichtigen Vorfällen in Einem Feldzuge in die Luft jagen! Wie viel mag vor einer Festung, die eine monathliche scharfe Belagerung aushält, angezündet werden! Sollte eine solche Menge von Pulver, in einer nicht gar zu großen Gegend verschossen, die Dünste über ihr nicht sehr vermehren, und die Luft damit füllen?

Die Erfindung und der Gebrauch des Schieß-Pulvers, ist hiernächst auch eine mächtige Beschleunigung der Austrocknung unsers Erdbodens. Bekannter Maßen besteht das Pulver aus Salpeter, Schwefel und Kohlen. Bey dem Gebrauche desselben geht das Phlogiston in die Luft über, und vermehrt die Menge der brennbaren Dünste; das in dem Salpeter befindliche fixe alkalische Salz aber präcipitirt sich schnell, und setzt sich auf die Erde nieder. Wenn man nun bedenkt, was für eine Menge solcher phlogistischen Materien, seit dem 14ten Jahrh., durch den Gebrauch des Pulvers in die Luft gekommen sind, und nach und nach mit den Feuchtigkeiten der Luft wieder die Erde geschwängert haben, so wird man unmöglich zweifeln können, daß dadurch die Austrocknung der Erde nothwendig hat beschleuniget werden müssen. Je mehr Kriege entstanden sind, desto mehr wirksames Phlogiston in der Luft, und von dannen zurück auf die Erde und die organischen Producte

des

des Erdbodens, desto mehr Kraft die wässerigen Theile in Erde zu verwandeln, und desto mehr Trockenheit und Dürre. Solcher brennlichen Dünste sind gewiß, seit der Erfindung des Pulvers, Millionen Centner auf dem Erdboden wirksam geworden. Da zeigt sich also offenbar, wie sehr der Gebrauch des Schieß-Pulvers, und folglich auch die Kriege, die Erde verderbt haben, und noch verderben. Je mehr Krieg, desto dürrer die Erde, desto verschlossener die Wolken zum Regen, desto unfruchtbarer die Felder, desto größer die Armuth und Noth unter den Menschen. Je wärmer, und besonders je trockner die Luft, desto mehr ausgedehnt ist sie, und desto stärkere Winde müssen nothwendig entstehen, welche in der Luft, auf der Erde, und in den organischen Producten der Natur, immer größere Veränderungen hervor bringen.

Ich glaube, daß eine der jezt angezeigten Dunst-Quellen reichhaltig genug sey, eine Anhäufung zu verursachen. Man nehme es aber zusammen, was große Kriegs-Heere mit ihrer fürchterlichen Bewegung und traurigem Schicksale, was viele tausend scharfer Treibung fähige und fallende Pferde, was eine Menge von allerley zugefahrnen und zusammen gehäuften Lebens-Mitteln, was häufige und tiefe Oeffnungen und Vermischungen der Erde, was ein öfterer, dicker, stinkender Rauch von so mancherley Dingen, was ein beynahe unaufhörlicher, oft undurchsichtlicher Pulver-Dampf, was dies alles, in einer mäßigen Gegend vereinigt, für eine Menge von Dünsten erzeugen muß; und urtheile nun, ob sie nicht der Krieg vermehren und in einem Reviere anhäufen muß.

Angehäufte Dünste in einer Gegend sind ohne Zweifel allein schon vermögend, die reinere, leichtere Luft vor sich weg zu drängen, werden ihr aber, so bald sie vor ihnen weicht, von andern wieder gedrängt, folgen müssen. Wohin wird sich indessen die durch Dünste ausgedehnte Luft ausbreiten? Wenn der Widerstand von allen Seiten gleich ist, so wird sie sich nach allen Seiten gleich ausbreiten; ist das nicht, so

wird die Ausbreitung da erfolgen, wo der wenigste Widerstand ist. Da dies lezte immer der Fall seyn wird, so kann schon die bloße Menge von Dünsten einer Gegend, einer andern Wolken zuschicken, und dadurch Einfluß in ihre Witterung äussern.

Dies wird noch einleuchtender, wenn wir bemerken, daß der Krieg, der die Dünste häuft, sie auch bewege. Nach ihrer elastischen Kraft drängt sich die Luft dahin, wo der wenigste Widerstand, wo sie verdünnt ist. Die Wärme treibt die Luft aus einander, und warm mag ein sehr großer Theil der Dünste seyn, die der Krieg veranlasset. Denn wie viel vermehrtes Feuer gehört nicht noch zu seinen Wirkungen! Es ist schon berührt und ohnehin bekannt, daß weit mehr nothwendiges Feuer brennen muß, wo so viele tausend Menschen mehr essen und sich erwärmen wollen. Je mehr Pulver angezündet wird, desto mehr kleine und große Flammen fahren in die Luft. Und nun noch die verheerende schreckliche Flamme, die hier ein Magazin zerstören, dort eine Waldung vertilgen, hier ein Dorf strafen, dort eine Stadt zur baldigen Uebergabe zwingen soll. So öfteres, so vieles, so großes Feuer, muß das nicht die Luft erwärmen, verdünnen, einen beständigen Ab- und Zufluß der dickern Luft verursachen, sie folglich in Bewegung setzen, und gleichsam hinter sich her locken?

Bey jedem Schalle wird die Luft zusammen gedrückt, und wieder ausgedehnt. Wie reich ist aber der Krieg an Getöse! Wenn auch das mannigfaltige Geschrey von Menschen und Pferden zu schwach wäre, wie es doch wohl nicht seyn mag, die Luft zu bewegen: so wird man es wohl nicht unglaublich finden, daß es das Pulver kann, welches täglich, manchen Tag so häufig, und zuweilen viele Tage hinter einander, in Menge verschossen wird. Ohne Zweifel kann hierdurch so viel Bewegung der Luft verursachet werden,

daß

daß daraus ein starker Zug nach einer Gegend, wo der wenigste Widerstand ist, erfolgt.

Kein Krieg ohne Bewegung, ohne heftige Bewegung. Es wird wohl nirgend mehr hanthiert, häufiger gegangen, stärker gefahren, schneller geritten, als wo große Heere gegen einander agiren. Sollte sich dieses beständige, ausgebreitete, geschwinde Zurücktreiben der untern Luft nicht auf die obere ausbreiten, und weit umher eine Bewegung darin veranlassen? Nun, was denn noch daran fehlt, und die Bewegung der Gewehre, Säbel, Fahnen ꝛc. nicht zusetzen können, das wird die schnelle Kugel ergänzen, welche so gewaltsam die Luft theilt, daß sie dieselbe demjenigen, welchen diese Luft fasset, schädlich, ja tödlich machen kann. Sie müßte so elastisch, wie sie ist, nicht seyn, wenn sie sich durch eine so unzählbare Menge Kugeln, wie manchen Tag durch sie hin und her gejaget werden, in Bewegung nicht setzen liesse.

Aus diesen Voraussetzungen, daß der Krieg die Luft mit Dünsten erfüllt, daß diese Dünste größten Theils warm sind, daß in demselben weit mehr Feuer, als ohne ihn, in die Luft fährt, und daß durch ihn die Luft weit mehr bewegt wird, als sonst geschehen wäre: hieraus wird folgen, daß die mit vielen warmen und andern Dünsten angefüllte, mithin oft verdünnte und oft bewegte Luft den aus andern Ursachen in der Ferne entstandenen Zug oder Gang derselben an sich locken, ihn daher von seiner sonstigen Richtung etwas ableiten, und in die Gegend des Krieges führen wird, und daß der nach dem Kriegs-Schauplatze geleitete Zug der Luft, wenn sie sich hier gehäuft und mit seinen Ausdunstungen gleichsam beladen hat, sich von da wieder in die wärmere Nachbarschaft ausbreiten, und den die vom Schauplatze des Krieges aufgestiegenen Wolken zuführen wird.

Wenn man nun, nach diesen Voraussetzungen, einen Einfluß des Krieges in die Witterung zu vermuthen wagen will, so versteht sich leicht, daß dieses nicht allgemein geschehen könne, sondern daß man sowohl auf den zu jeder Jahrs-Zeit natürlich gewöhnlichen Zug der Luft zu sehen habe, als man die Lage seines Vaterlandes gegen die Gegend, wo der Krieg geführt wird, vor Augen haben müsse, und daß folglich alle Vermuthungen, so wahrscheinlich sie auch scheinen möchten, triegen, sobald sich der Kriegs-Schauplaß, und damit unsere Lage gegen denselben ändert. Da sich nun das leicht zutragen kann, so wird der Beobachter der Witterung und des Krieges erst am Ende eines Jahres sprechen können, ob der geführte Krieg in die gehabte Witterung einen Einfluß gehabt haben möchte, oder nicht.

Vom Einfluß des Krieges auf die Gesundheit, werde ich im Art. Kriegs-Krankheiten und Seuchen sprechen.

Ich betrachte nun die Folgen des Krieges selbst, und zwar zuerst die schlimmen und verderblichen Folgen desselben.

Die erste ist Verhinderung der Vermehrung des Volkes, und wirkliche Entvölkerung des States. Der Krieg raubt einem Lande nicht allein alle, die im Felde fallen, gefangen weggeführt werden, und bey dem Einfalle des Feindes umkommen, sondern man muß auch dabey rechnen, wie viele Ehe-Weiber dadurch ihre Männer verlieren, und solcher Gestalt ausser Stand gesetzt werden, etwas zur Fortpflanzung beyzutragen, da dann das Land allen den Zuwachs verliert, den sie hätten geben können. Hierzu kommt nun wirkliche Entvölkerung. Es heißt zwar oft bey dem Entstehen eines Krieges: nun werde das Land einmahl von losem Gesindel, von Müßiggängern und Land-Streichern gereinigt; aber, zu geschweigen,

daß

daß es ein großes politisches Verbrechen ist, einen Haufen solcher unnützen, unthätigen und gefährlichen Menschen zu haben und zu dulden, entwischt doch immer ein großer Theil von solchem Auswurfe dem Kriegs-Dienste. Und wie kommt ihre Anzahl in Vergleichung mit der Zahl so vieler Tausend redlicher, fleißiger, betriebsamer Unterthanen, wie der scheinbare Gewinn bey jenen mit dem drückenden und entnervenden Verluste bey diesen? Wie verheerend und entvölkernd bis zum Entsetzen kann ein Krieg werden, wenn er, wie die Geschichte unserer Tage gelehrt hat, in einem halben Jahre ohne Haupt-Schlacht, ohne Ueberfall, bloß durch Scharmützel, Belagerungen und Krankheiten, ein Heer von 100,000 Mann wegraffet! wenn schon der Handwerker von seiner Werkstätte, der Bauer von seinem Pfluge, der einzige Sohn, die Hoffnung der Familie, aus den Armen seiner flehenden Aeltern fortgerissen werden muß! Ich will nicht in die Geschichte der Vorzeit zurück gehen, um Beyspiele aufzusuchen, welche ungeheure Zahl von Menschen oft ein Treffen geopfert, eine Belagerung aufgerieben, ein beschwerlicher Feldzug gekostet hat. Wie viel Generationen gehören nicht dazu, solchen Verlust zu ersetzen, und dem State so viel fleißige und arbeitsame Hände wieder zu geben!

Eine andere traurige Folge ist Länder-Verwüstung, und das damit verbundene Menschen-Elend. Wie manche blühende Gegend wird in eine Einöde, wie manche Stadt, wie manches wehrlose Dorf in einen Schutt- und Aschen-Haufen verwandelt! Lange, sehr lange bluten die Wunden, die ein erbitterter Feind dem Lande schlug. Da steht oft nach Jahrhunderten noch eine Menge Ruinen, welche zu keinen Wohnungen wieder empor steigen, und unter dicht verwachsenem Mose trauren. Und wer mißt das nahmenlose Elend so vieler tausend verarmter, beraubter, gepün-

der-

derter, gemißhandelter, verjagter und hülfloser Unterthanen; wer schildert alle die schrecklichen Arten des Todes, der Verstümmelung und Verkrüppelung der Krieger! Je weniger cultivirt, desto grausamer und unmenschlicher ist der Feind; das bewiesen noch unter den Europäern in der ersten Hälfte des jezigen Jahrhundertes die Russen, und beweisen jezt noch die Türken, die, so wie sie von ihrem tollkühnen und fanatischen Muthe noch nichts verloren, also auch jenen barbarischen Sinn in Behandlung ihrer Feinde noch nicht abgelegt haben, und daher wohl unser Erstaunen, aber nie unsere Bewunderung und Ehrfurcht erregen.

Verderbniß der Sitten, Abstumpfung des Gefühles der Menschlichkeit, kurz: Verschlimmerung der Moralität, sind ferner die unausbleibliche Folge jedes längern Krieges. Die Geschichte alter Zeiten bestätigt dieses. Viele Jahre werden oft dazu erfordert, die Nation zu der Stufe der Bildung wieder zu erheben, von welcher sie in einem hartnäckigen verderblichen Kriege herab sank. Mit der Todes-Gefahr vertrauter, hat das Leben für den Menschen nicht den hohen Werth, den es im Frieden hat. Die Gelegenheit, sich ungestraft fremder Güter zu bemächtigen, macht ihn ungerecht, habsüchtig, tyrannisch, und die ganze unstäte kriegerische Lebens-Art erzeugt eine Menge Laster, welche die Summe der etwa sich bildenden heroischen Tugenden weit überwiegt.

Eine drückende Schulden-Last ist endlich eine gewöhnliche, nicht minder nachtheilige Folge. Entweder ist der kriegführende Stat von Natur arm, weil Klima und Boden ungünstig sind, oder seine Finanz-Verwaltung liegt im Argen, seine Cassen sind erschöpft, oder der Fürst ist ein Verschwender, der, für die Zukunft unbesorgt, nur genießt und seine kostbare Sinnlichkeit befriedigt. In allen diesen Fällen werden dann

Geld-

Geld-Quellen gesucht und Hülfs-Mittel zur Hand genommen, welche lieber ungenutzt hätten bleiben sollen. Es werden Kriegs-Steuern und Dons gratuits ausgeschrieben, Lotterien errichtet, große Anleihen eröffnet, und was dergleichen mehr ist, um nur Geld zur Bestreitung der ungeheuern Kosten zu bekommen. So entsteht allmählich eine Last von Schulden, die das Land auf Jahrhunderte beschwert, und die Total-Summe des umlaufenden baren Geldes oft weit übersteigt; daher entsteht zuweilen eine Unzahlbarkeit, die einem Stats-Bankerotte nicht unähnlich sieht, Anticipation der Einkünfte, Creditlosigkeit, die jede neue Anleihe vollzählig zu werden hindert, und eine politische Impotenz bewirkt, die dem Interesse des States sehr nachtheilig werden muß.

Zu den Uebeln, welche zufällig durch den Krieg veranlasset werden, gehören insonderheit die schlechten **Münz-Sorten**, wovon ich im Art. **Münzwesen** sprechen werde.

Zu einem Beweise der traurigen und verderblichen Folgen eines, insonderheit langen, Krieges, dienen vornehmlich der dreyßigjährige Krieg im 17ten, und der siebenjährige im jezigen 18ten Jahrhunderte.

Der schwedisch-deutsche, oder von seiner Dauer so genannte **dreyßigjährige Krieg**, wird derjenige Krieg genannt, welchen der große König der Schweden, Gustav Adolph, und nach Dessen Tode seine Tochter und Thron-Folgerinn, die Königinn Christina, mit den römischen Kaisern Ferdinand II. und III. geführt haben, und welcher von seinem Ausbruche im J. 1618 an, bis zum westphälischen Frieden im J. 1648, unser Vaterland 30 Jahr lang verheerte, durch diesen Frieden aber den Anfang einer neuen Epoche unserer ganzen Stats-Verfassung veranlassete. Dieser Krieg ist mehr wegen der Verwüstungen, welche er angerichtet hat, als der edeln Art, womit derselbe

selbe geführt worden ist, merkwürdig. Gewiß bleibt es, daß in unsern Zeiten die Waffen immer mit mehrerer Menschlichkeit, als damahls, gebraucht worden sind, und daß alles, was in diesem laufenden Jahrhunderte sich auf den Kriegs-Schauplätzen zugetragen hat, mit dem nicht in Vergleichung kommt, was sich in der vorerwähnten Periode grausames und unnatürliches begeben hat. Welch ein stark bevölkertes Land müßte Deutschland jezt nicht seyn, hätte nicht jenes Krieges-Feuer, welches 30 volle Jahre, vor 142 Jahren innerhalb dessen Gränzen gewütet hatte, Menschen weggefressen, wie eine Heuschrecken-Schar die äusserst dicht gewachsene Kornsaat. Nach dem Menschen-Verluste mehrerer einzelnen Länder, und der am Ende des Krieges noch übrig gebliebenen Volks-Menge derselben, und nach der stärkern Bevölkerung mehrerer Städte vor jenem Kriege verglichen mit ihrer jezigen, zu urtheilen, ist die Vermuthung sehr wahrscheinlich, daß Deutschland, wenn es gleich nicht mehr Menschen vor jenem Kriege gehabt hat, wenigstens doch demselben nicht sehr viel an seiner jezigen Bevölkerung mag gefehlt haben. Zwar gab es zu Anfange des 17ten Jahrh., im Ganzen bevölkertere Städte, wie jezt, weil das Leben auf dem platten Lande damahls noch sehr unsicher und gefahrvoll war; allein, auf der andern Seite waren, wie man aus sichern Datis weiß, damahls auch viele Dörfer stärker mit Menschen besezt, als jezt; viele Dörfer waren damahls noch vorhanden, die es jezt nicht mehr sind, und ganze weite Gegenden und Strecken waren von Menschen bewohnt, wo jezt kaum noch irgend ein und das andere Thier sich aufhält. Hierzu rechne man vornehmlich noch die damahlige Nichtexistenz der großen stehenden Heere, die der Bevölkerung in der Folge so äusserst nachtheilig werden, und manche Stockung in derselben bewirken müssen, und zulezt noch die

Un-

Unbekanntschaft mit jenen schädlichen Getränken, die auf mancherley Weise die Menschen-Vermehrung hindern und verringern müssen. Selbst die niedere und mittlere Volks-Classe, damahls weniger mit allen den vielfältigen Zweigen des Luxus bekannt, in deren Bekanntschaft neuere Zeiten besonders dieselben eingeweihet haben, weniger durch zahllose Auflagen, Steuern und Abgaben gedrückt, konnte mehr und thätiger für Bevölkerung, als jezt, sorgen, weil selbst auch die Ehen an sich schon weniger erschweret wurden. Dem neuern Zeit-Alter muß man doch aber auch, bey allen dem, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es manche damahls herrschende Hindernisse der Bevölkerung entfernet, und durch gute Polizey-Einrichtuugen manchem Unheile vorgebeuget hat, ob gleich viele neuere Anstalten doch nicht ihrem Zwecke entsprochen haben. Ich kann mich hier in ein genaueres Detail von allem diesen nicht einlassen, und ich liefere nur noch eine kurze wahrscheinliche Berechnung des Menschen-Verlustes durch den dreyßigjährigen Krieg. Angenommen also, daß Deutschland vor jenem Kriege wenigstens so eine starke Volks-Menge, wie jezt, hatte, so wohnten ungefähr an $27\frac{1}{4}$ Millionen Menschen auf der Oberfläche desselben von 12,800 Quadrat-Meilen; also auf jede Quadrat-Meile etwa 2128 Menschen. Ziemlich sicher kann man, nach den vorhandenen Datis von einzelnen Ländern auf das Ganze geschlossen, die volle Summe des Menschen-Verlustes durch Krieg, Pest, Hungers-Noth und Auswanderungen, auf zwey Drittel der ganzen Volks-Menge rechnen, folglich auf 18,160,000 Menschen binnen 30 Jahren. Jährlich betrug daher der Verlust von Deutschland etwas über 605,000 Menschen, und auf jeder Quadrat-Meile jährlich etwas über 47, so wie überhaupt über 1418 Menschen, so, daß nur noch für jede Quadrat-Meile 710, und im Ganzen 9,080,000

Menschen zurück blieben. Nimmt man endlich an, daß seit dem dreyßigjährigen Kriege bis auf unsere Zeiten, binnen einem Zeitraume von 142 Jahren, jede Quadrat-Meile jährlich im Durchschnitt mit 10 Menschen vermehrt worden, welches geringe genug gerechnet ist, so gibt dies beynahe wieder den Ersatz des ganzen Verlustes von Einwohnern durch jenen Krieg, welcher einer der menschenfressendsten gewesen ist, den die Geschichte neuerer Zeiten kennt.

Der dritte schlesische, oder so genannte siebenjährige deutsche Krieg, welchen Friedrich II. König von Preussen, gegen die verbundene Macht von Oestreich, dem deutschen Reiche, Sachsen, Frankreich, Rußland und Schweden, in den Jahren 1756 bis 1763, siegreich geführt hat, und welcher mit dem, am 15 Febr. 1763 auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossenen Frieden sich endigte, ist unstreitig der größte Krieg, welcher seit Hannibal und Scipio geführt worden ist. Nach des General von Warnery Angabe, in seinen, 1788 heraus gekommenen Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse, de 1756 à 1762, hat derselbe auf beyden (preuß. und östreich.) Seiten an 400,000 Menschen das Leben gekostet. Der König von Preußen, Friedrich II., in seiner Histoire de la guerre de sept ans, schätzt den erlittenen Verlust aller kriegführenden Mächte. Ueberhaupt sind 853,000 Mann auf die Todten-Liste gekommen; von seinem Heere, 180,080; Oestreicher, 140,000; Russen, 120,000; Reichsvölker, 28,000; Schweden, 25,000; Franzosen, 200,000; Engländer und Alliirte, 160,000. Dieser Krieg ist eine der denkwürdigsten Welt-Begebenheiten, die je in den Jahrbüchern irgend eines Reiches verewigt sind; den erstaunungswürdigsten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der, reich an ausserordentlichen mannigfaltigen Scenen, die Erwartungen aller Menschen täuschte, und für die Feldherren,

Stats-

Statsmänner und Philosophen jeden Volkes und jeden Zeit-Alters lehrreich seyn wird. Eine Geschichte dieses Krieges für unmilitärische Stände, ein Meisterstück eines großen Meisters in seiner Kunst, haben wir Hrn. J. W. von Archenholz, welcher vom Dec. 1758 an, dem Kriege bey Friedrich's eigenem Heere, als Hauptmann beygewohnt hat, und dessen Bildniß den gegenwärtigen Theil dieses Werkes ziert, zu danken.

Viele Länder unsers Europa seufzen jezt wirklich unter einem Drucke von Calamitäten sowohl öffentlicher, als Privat- und bürgerlicher Kriege. Industrie und Commercien stocken in den meisten Gegenden; die Anzahl der Armeen und Bettler hat bisher von Jahr zu Jahr zugenommen; die Bauern und der Land-Adel, die für alle übrige Classen von Menschen die Bedürfnisse herbey schaffen müssen, sind größten Theils entnervt und ausgesogen; allenthalben werden durch Mangel und Schulden die wirthschaftlichen Unternehmungen und Gewerbe gehemmet und vermindert; die Noth, der Jammer und die Klagen ertönen von allen Seiten her; der Jammer macht viele Unglückliche zu verzweiflungsvollen Verbrechern, und überliefert sie den Ketten, dem Schwerte, Galgen und Rade. So steht es in den meisten Gegenden Europens. Was wird nicht erfolgen, wenn der Kriegs-Geist zwischen den großen europäischen Mächten fortwirkt, oder sein Feuer noch weiter umher anbläset! Die Folgen sind erschrecklich. Wer sie sieht, wie sie sind, der muß zittern. Ich will nur diejenigen zeichnen, an die man gemeiniglich nicht denkt, die aber die allerfürchterlichsten sind (*).

(*) Hrn. Schlettwein Archiv ꝛc. 1 B. (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 367, fgg.

Wenn zwey oder mehrere kriegführende Mächte von ihrem Kriegs-Volke bey dem Anfange oder im ersten Jahre des Krieges, nur 10,000 Mann zusammen verlieren, so müssen sie, an statt dieser umgekommenen 10,000 Soldaten und Schiffleute, für das folgende zweyte Kriegs-Jahr wieder neue 10,000 Mann aus andern Classen von Menschen annehmen. Wenn diese nicht Bettler und Tage-Diebe sind, sondern jeder von ihnen durch seine Arbeiten und Gewerbe jährlich nur den Werth von 100 Gulden hervor brachte, so wird nun, da sie ihrer ersten Bestimmung entzogen sind, und im Kriege dienen müssen, die Summe von einer Million Gulden weniger hervor gebracht, als in dem Jahre, da sie noch nicht zum Soldaten-Stande ausgehoben waren. Diese Million Gulden circulirte, als sie da war, und vermochte, wenn sie jährlich nur 5 Mahl ihren Umlauf hielt, wenigstens für 5 Millionen Gulden an Producten, Waren und Arbeiten, zu vergüten. Aber nun fällt dieser beträchtliche Werth sogleich weg, so bald die im Kriege im ersten Jahre gebliebenen 10,000 Mann Soldaten und Schiffleute wieder durch andere 10,000 arbeitende und gewerbetreibende Menschen für das zweyte Jahr ersetzet werden. Wenn aber die Producte, Waren und Arbeiten, die einen Werth von 5 Mill. Gulden betragen, nicht mehr vergütet werden können, so hören auch alle die Triebräder auf zu wirken, welche sich mit Hervorbringung und Herbeyschaffung dieser Producte, Waren und Arbeiten, beschäftigten, d. i. für 5 Mill. Gulden sind nun weniger Producte, Waren und Arbeiten in Europa zu haben, als vorher, da noch 10,000 gesunde Menschen, die man jezt zu Soldaten oder Schiffleuten genommen hat, um die zu Grunde gegangene gleiche Anzahl zu ersetzen, wirthschaftliche Geschäfte und Gewerbe verrichteten. Im Durchschnitt kann man die Bedürfnisse eines jeden erwachsenen Menschen an

aller-

allerley Producten, Waren und Arbeiten, jährlich auf 100 Gulden rechnen. Der Werth von 5 Mill. ist also der Betrag der Bedürfnisse für 50,000 Menschen. Für diese Anzahl fehlen nun gleich im zweyten Jahre die Bedürfnisse an Producten, Waren und Arbeiten, wenn der Krieg 10,000 Soldaten und Schiffleute frißt, und zu deren Wiedererseßung den wirthschaftlichen Geschäften und nüßlichen Gewerben 10,000 Menschen entzieht.

Wer die für ihn nöthigen Producte, Waren und Arbeiten nicht mehr findet, der kommt in Noth, und kann, wenn er nicht raubt und stiehlt, oder Schulden macht, nicht mehr leben, und keinen Werth mehr hervor bringen. Also geht nun auch für das zweyte Jahr die ganze Masse von Producten, Waren und Arbeiten verloren, die von 50,000 Menschen realisirt worden wären. Jeder von diesen 50,000 Menschen hätte wenigstens den Werth von 100 Fl. hervor gebracht, welches von 50,000 Menschen den Betrag von 5 Mill. Gulden ausmacht.

Nun sollen in diesem zweyten Jahre durch den Krieg wieder 10,000 Soldaten und Schiffleute umkommen, und an deren statt neue 10,000 Recruten aus der landwirthschaftlichen und gewerbetreibenden Classe für das folgende dritte Kriegs-Jahr ausgehoben werden. Diese hätten in dem dritten Jahre wieder eine Million Werth hervor gebracht, der aber nun auch zu Grunde geht. Es mangelt also, wenn der Krieg nur noch das zweyte Jahr fortgeseßt wird, unserm Europa im folgenden dritten Jahre der Werth von den 5 Millionen des zweyten Kriegs-Jahres, und der einen Million dieses dritten Jahres, und also der Werth von 6 Mill. Gulden, die sonst da seyn würden. Im fünffältigen Zirkel werden durch 6 Mill. Gulden, für 30 Mill. Gulden Producte, Waren und Arbeiten vergütet. Mithin haben wir im dritten Jahre,

wenn der Krieg nur das zweyte Jahr noch fortdauert, in der Vergütung der Producte, Waren und Arbeiten, einen Defect von 30 Mill. Gulden. 100 Gulden sind die Bedürfnisse eines erwachsenen Menschen; daher haben wir im dritten Jahre für 300,000 Menschen die Bedürfnisse nicht mehr; d. h. wenn ein Krieg nur 2 Jahr fortgeführt wird, und nur die kleine Recruten-Zahl jährlich erfordert, die ich vorher angenommen habe, so hat Europa im dritten Jahre 300,000 Menschen mehr als jezt, welchen ihre Nothwendigkeiten an Producten, Waren und Arbeiten ganz abgehen, und die also aus Mangel dieser Nothwendigkeiten völlig zu Grunde gehen müssen. Sollen sie nicht Hungers sterben, so müssen sie betriegen, stehlen, rauben, oder Schulden machen. Im vierten Jahre fallen alsdann alle die Producte, Waren und Arbeiten weg, welche durch die 300,000 Menschen wären zur Wirklichkeit gebracht worden. Auf jeden den Werth von 100 Fl. gerechnet, beträgt die Summe, die für Europa im vierten Jahre verloren geht, 30 Millionen Gulden. Gehen nun durch den Krieg im dritten Jahre wieder 10,000 Soldaten zu Grunde, und werden aus den übrigen Menschen-Classen wieden neue 10,000 Recruten in demselben Jahre für das vierte Kriegs-Jahr ausgehoben, so fallen für das vierte Jahr auch die Millionen Gulden weg, die durch diese 10,000 Recruten wären gewonnen worden. Der ganze Verlust also, den Europa im vierten Jahre leiden muß, wenn ein Krieg noch in dem dritten Jahre bis zum Anfange des vierten fortwähren sollte, beträgt unmittelbar zusammen 30 Mill. Gulden. Im fünffältigen Zirkel, den diese Summe gemacht hätte, beläuft sich der Werth auf 155 Mill. Gulden. Folglich verliert Europa im vierten Jahre eine Vergütung von Producten, Waren und Arbeiten, die sich auf 155 Mill. Gulden beläuft. So viel Producte, Waren und Arbeiten müssen im vier-

vierten Jahre in Europa fehlen. Werden nun 100 Fl. auf einen Menschen zu seinem Bedürfniß gerechnet, so fehlt im vierten Jahre das Bedürfniß für 1,550,000 Menschen; d. i. wenn der Krieg nur 3 Jahr und bis zum Anfange des 4ten fortdauert, und jährlich nur 10,000 Recruten aus der landwirthschaftlichen und gewerbetreibenden Classe erfordert, so leben im 4ten Jahre über anderthalb Millionen Menschen mehr, als im ersten Jahre, die an allen Nothwendigkeiten Mangel leiden. Welche Noth! Für anderthalb Mill. Menschen fehlen im 4ten Jahre nach Anfange des Krieges die nothwendigen Subsistenz-Mittel! Die müssen also, wenn sie nicht durch Hunger und Blöße aufgerieben werden wollen, theils betriegen, stehlen, rauben, theils Schulden machen, um die Summe von 155 Mill. Gulden zu erlangen, welche zum Unterhalt von 1,550,000 Menschen erfordert werden. Diese schreckliche Calamitäten wirkt der Krieg, wenn er nur 3 Jahr hindurch bis zum Anfange des 4ten Jahres dauert, und wenn jährlich nicht mehr als in allem 10,000 Menschen aus der landwirthschaftlichen oder gewerbetreibenden Classe zu Recrutirung der kriegenden Armeen und Flotten weggezogen werden. Welche unvermeidliche und gräuliche Verwüstung wird es nicht erst werden, wenn, an statt dieser kleinen Zahl von 10,000 Menschen, jährlich 40, 50 oder noch mehrere tausend unter vielen kriegenden Heeren und Flotten recrutiert werden müssen! Sind es 50,000 Recruten, die Europa aus seiner nützlichen Gewerbe-Classe hergeben muß, so hat Europa im 4ten Jahre nach Anfang des Krieges 6,200,000 arme elende Menschen mehr, die theils in Hunger und Blöße sterben, theils, um ihrer Noth zu Hülfe zu kommen, Schandthäter und Verbrecher werden müssen.

Das ist aber das Elend noch nicht alles. Wo die kriegenden Heere sich aufhalten, sterben immer viele

Tausende von der arbeitenden und gewerbetreibenden Classe weg. Immer sind mancherley Seuchen und böse Krankheiten unzertrennliche Gefährten der kriegenden Armeen. Gehen jährlich nur 10,000 nützliche arbeitsame Menschen durch die Kriegs-Drangsale und Seuchen in den europäischen Ländern zu Grunde, so wächst die schreckliche Folge, die vorher geschildert worden ist. Im 4ten Jahre nach Anfang des Krieges werden wir immer ausser den Elenden, die vor dem Kriege schon waren, und noch fortleben, und ausser denen, welche durch Recrutirungen gemacht worden sind, noch anderthalb Millionen Unglückliche mehr haben, denen es an Brod, Kleidung, und allen übrigen Bedürfnissen fehlt.

Ferner bleiben während des Krieges unzählige Ländereyen wüst und öde liegen, und unzählige werden schlecht gebauet, weil gemeiniglich viele tausend Land-Wirthe ihr Vieh und ihre übrige nothwendige Cultur-Auslagen, viele gar ihre Häuser, Scheunen und Ställe verlieren, und um alles Ihrige gebracht werden. Dadurch werden abermahl die Subsistenz-Mittel für die Menschen vermindert, und folglich steigt die vorher berechnete Anzahl der Unglücklichen immer höher. Wenn nur in den europäischen Staten durch einen Krieg die Productionen der Grundstücke jährlich um den 10ten Theil vermindert werden, so müssen auch die Gewerbe und die Nahrungs-Geschäfte um den 10ten Theil abnehmen, und die Calamitäten sich verzehnfältigen.

Von den traurigen Folgen, welche der Krieg durch Vermehrung und Vergrößerung der Steuern und Auflagen, durch Hemmung der Industrie, durch Unterbrechung der Commercien, und durch Verstopfung des Credites, nach sich zieht, und von den traurigen Wirkungen, welche er in vielen tausend Kindern hervor

vor bringt, die er ihrer Aeltern, ihrer Erziehung und Versorgung beraubt, und die er zu Gegenständen des Jammers, und zu den unglücklichsten und verderblichsten Lasten des gemeinen Wesens macht, will ich nicht besonders reden. Es ist klar genug, daß der Krieg durch die ungeheuern Uebel, die ich dargestellt habe, einen Fluch über Europa ausgießt, den keine menschliche Gewalt wieder gut machen kann, weil keine, wenn sie auch Gold und Silber schaffen könnte wie Sand am Meer, im Stande ist, die arbeitenden Menschen, die der Krieg auf so mancherley Weise frißt, sogleich, wie sie den arbeitenden Classen abgehen, wieder zu ersetzen, und also den gleichen Gang des Umsatzes der Arbeiten, Waren und Producte zu erhalten, wie er war.

Wenn auch nach einem überstandenen Kriege einst die Großen viele Millionen Thaler unter die armen Landleute zu Wiedererbauung ihrer verheerten oder zerfallenen Gebäude, zu Wiederanschaffung des unentbehrlichen Arbeits-Viehes, der nöthigen Geräthschaften und der übrigen landwirthschaftlichen Bedürfnisse schenken, wenn sie den entkräfteten und ausgesogenen Land-Adel mit vielen Millionen Thalern, zur Aufrechthaltung seiner Wirthschaft und seines Credites unterstützen: so ist das alles doch nicht vermögend, die Nachtheile wieder gut zu machen, die der Krieg wirkt. Die Millionen Thaler, die nach dem Kriege in die Hände des Volkes zur Herstellung der wirthschaftlichen Gewerbe vertheilt werden, waren schon da, und wenn der Krieg nicht wütete, so kam noch an Producten, Waren und Arbeiten, binnen 4 Jahren der Werth von 155, oder wohl gar von 775 und mehrern Millionen Gulden dazu. Diese werden durch den Krieg, wenn er nur bis in das 4te Jahr fortdauert, der menschlichen Gesellschaft völlig entzogen. Unmöglich aber ist es, daß die 20, die 100, die 1000 Millionen Gul-

den, die man, wenn man kann und will, nach dem Kriege dem Volke schenkt, eben das wirken können, was sie, und noch dazu die 155, oder gar 775, und mehrere Millionen, die der Krieg vernichtet, in den Händen von Millionen Menschen, die der Krieg theils aufgezehrt, theils entnervt hat, würden gewirkt haben. Wenn die Großen die Millionen Gulden vor dem Kriege auf die Urbarmachung der noch allenthalben befindlichen unangebaueten Districte, auf die Vergrößerung des Viehstandes, der noch überall zur blühenden Cultur der Felder Verstärkung bedarf, auf die Erziehung und Ausbildung der armen verlassenen Jugend, verwenden: so wird dadurch nicht nur die häufige Verarmung unzähliger Familien verhindert, die der Krieg und das Elend wirkt, sondern es werden auch noch viele neue Quellen des Glückes der Staten eröffnet; und nun wächst die Bevölkerung durch die Vervielfältigung glücklicher Ehen, dnrch steigende Anzahl der Gebornen, und durch Verminderung der Sterblichkeit der Lebenden. Allein, was ist es? Die Großen haben nicht Geld-Vermögen genug, nur allen den armen und elenden Menschen damit zu helfen, die jezt schon in den Ländern jammern. Wie könnten sie wohl alsdann der allgemeinen Noth steuern, die durch einen fortgesetzten oder neuen Krieg unvermeidlich vergrößert wird, und die selbst in den Einkünften der meisten Länder große Rückschläge verursachet!

Ich schließe mit den Worten des gekrönten Antimachiavell's (*). „Wenn die Monarchen eine wahre „und getreue Schilderung der Calamitäten sehen wür„den, die eine einzige Kriegs-Erklärung ihren Völkern „drohet, so würden sie nicht unempfindlich bleiben.

„Ihre

(*) Examen de Machiavel, c. 26, p. 227.

„Ihre Einbildung ist wahrlich nicht stark genug, „ihnen die traurigen Folgen, die sie nicht selbst erfahren „haben, und vor welchen sie selbst ihr Regenten-Stand „schützt, so ganz wie sie sind, vorzumahlen. Wie könn„ten sie wohl fühlen die Last der Auflagen, die ihre „Völker danieder drückt? den Verlust der blühenden „Jugend, welche durch die Recrutirung der Kriegs„Heere dem Lande entzogen wird? die ansteckenden „Krankheiten, welche die Armeen verwüsten? die gräß„lichen Wirkungen der Schlachten, und die noch mehr „Blut kostenden Belagerungen? den Jammer der „Verwundeten, welchen das feindliche Geschütz die „Gliedmaßen geraubt hat, die das einzige Werkzeug „ihrer Arbeitsamkeit und ihrer Subsistenz waren? die „Betrübniß der Waisen, die ihren Vater verloren „haben, die einzige Stütze ihrer kindlichen Schwäche? „den Verlust von so vielen nützlichen Menschen, die „vor der Zeit dem State entrissen sind? Die Regen„ten, die nur auf der Erde leben, um die Menschen „glücklich zu machen, sollten sich sehr wohl bedenken, „ehe sie die Menschen um eitler und oft nichtbedeuten„der Ursachen willen allen dem aussetzen, was der „Menschheit doch das Schrecklichste ist. Die Gro„ßen, welche ihre Unterthanen wie Sclaven ansehen, „setzen ihr Leben ohne Umstände auf das Spiel, und „sehen ohne Rührung ihren Untergang. Aber die „Fürsten, welche in ihren Mitmenschen ihres Gleichen „empfinden, und die das Volk als den Leib betrachten, „daran sie die Seele sind, gehen mit dem Blute ihrer „Unterthanen als weise Haushälter um". **Wehe al„len, die das nicht fühlen!**

Ich habe bisher die übeln Folgen des Krieges ge„zeigt; die Unparteylichkeit erfordert, daß ich auch die **guten Folgen** nicht verschweige.

Es ist wahr, Friede führt die Begriffe von Ruhe, Ordnung und Glückseligkeit mit sich. Ein arkadisches Schäfer-Leben, ein irdisches Elysium, und ähnliche dichterische Ideale schmeicheln der Einbildungs-Kraft durch die Sanftheit und Süßigkeit des Bildes; aber ohne ein Wunder können sie in der wirklichen Welt nicht Statt finden. Man denke sich einen Menschen, der seinen Körper nie von einem Orte zum andern bewegte, der ohne Anstrengung der Muskeln, ohne alle Arbeit in völliger Unthätigkeit und Trägheit nicht vom Faul-Bette sich erhübe; welche unbehülfliche unnütze Masse würde das seyn, eine Masse, die selbst den Muthwillen des Knaben nicht würde abwehren können. Eben so verhält es sich mit den politischen Körpern. Reiben der Kräfte ist zuweilen wohlthätig und heilsam. Die Nation, die alle Fehden scheuet, ist eine schwache Nation. Ich möchte nicht Herr eines Landes seyn, aber wahrlich des Landes am wenigsten, wo man von nichts als Lustbarkeiten und Schauspielen, Cabalen und Intriguen in der Residenz und Provinz, von nichts als Regen und schönem Wetter auf dem Lande spräche; wo die Geister nicht in Thätigkeit, und keine Gährung in Reden und Schriften, kein Sinn für Politik, kein Interesse an Welt-Händeln, keine Lust sich mit seinen Nachbarn zu messen, kein kriegerischer Muth, und kein National-Stolz wäre. Nur im entgegen gesetzten Falle kann ein Volk bedeutend und seinen Nachbarn furchtbar werden, und ein glückliches Gefühl seiner Selbstständigkeit und innern Stärke erlangen. Und wenn es nun mit Erfolg gegen seine Feinde kämpft, so wird es durch die gewonnene Achtung bey andern Mächten seine politische Wichtigkeit vergrößert, sich nicht so leicht beunruhigt und beleidigt sehen, und die Früchte des Friedens desto länger genießen können.

Oh-

Ohne Eifersucht der Nationen und ohne Kriege würde selbst die bürgerliche Gesellschaft kaum eine Form erhalten, ohne beydes kein Stat eine feste Bildung und dauerhafte Einrichtung bekommen haben. Ohne förmliche, auf Streitigkeiten erfolgte Vergleiche konnten die Menschen vielleicht Handel und Gewerbe treiben, und in mancherley Verbindungen mit einander kommen; aber ohne eine gewisse National-Uebereinstimmung konnten sie nicht sicher seyn. Der Gedanke an eine gemeinschaftliche Gefahr, an Anfälle eines Feindes, hat oft die Glieder der Nation fester unter einander vereinigt, und die Ausbrüche angesponnener bürgerlicher Zwietracht verhindert. Rom, andere Frey-Staten und Monarchien liefern Belege genug hierzu. Und dieser Beweg-Grund zur Einigkeit von aussen, ist nicht allein bey großen und ausgebreiteten Völkern, sondern auch bey den eingeschränktesten kleinsten Staten nöthig.

Der Krieg hat ferner oftmahls eine träge Nation aus ihrem Schlummer geweckt, sie ihre Kräfte anstrengen und brauchen gelehrt, sie mit Hülfs-Mitteln sich zu heben bekannt gemacht, die sie bis dahin entweder gar nicht kannte, oder doch aus Unkunde nicht achtete. Durch Kriege haben unterdrückte Völker sich des Joches der Tyranney und des Despotismus entledigt, und durch eine eingeführte bessere und mildere Regierungs-Form die menschliche Glückseligkeit befördert.

Endlich ist auch nicht zu läugnen, daß viele Talente der Menschen im blutigen Kriege mit ihren Feinden sich entwickeln, und dort die glänzende Scene ihrer Geschäftigkeit finden. Dort ist das Feld, wo Patriotismus und Vaterlands-Liebe, Großmuth und Tapferkeit, Klugheit und Entschlossenheit, sich in ihrer ganzen Größe zeigen können, und der thätige Mann selbst in der mühevollesten Anstrengung Belohnung und Vergnügen findet!

Ueberhaupt hat der Krieg die stärkste Wirkung auf die Cultur des menschlichen Geschlechtes (*). Wer nur ein wenig mit der Natur des geistigen Menschen bekannt ist, wird darin als Instinct einen gewissen rastlosen Trieb zur Thätigkeit angemerkt haben. Gerade dieser Trieb ist es, möchte ich sagen, der den Menschen über das Thier erhebt, dem er seine ganze Cultur, die ganze Ausbildung seiner geistigen Kräfte schuldig ist. Bey dem Thiere zeigt sich bloß Trieb zur Selbst-Erhaltung und zur Fortpflanzung seines Geschlechtes; und ist dieser befriedigt, so bleibt ihm keine Kraft zu andern Geschäften übrig. Erfüllt ist sein Beruf, und es schläft. Nicht so bey dem Menschen, dem rastlosen feurigen Geschöpfe, dem der Schöpfer vom geistigen und physischen Vermögen die Fülle gab, und an Bedürfnissen, im allerengsten physischen Verstande, so wenig. Er hat dem Rufe zur Selbst-Erhaltung und Fortpflanzung gehorcht, — und nun fühlt er, daß noch Kraft für mehreres in ihm da, und daß seine Bestimmung noch nicht erfüllt ist.

In einer solchen Lage, und sie ist nichts anders als die Lage des entstehenden Menschen-Geschlechtes, entsteht bey dem Menschen ein neuer von dem Gesetze der Selbst-Erhaltung und Fortpflanzung unabhängiger Trieb; der Trieb, sich auf eine oder die andere Art zu beschäftigen. Auf welche Art wird er ihn vorläufig befriedigen? Ich will hier nicht mehr raisonniren. That-Sachen mögen diese Frage entscheiden.

Kanada, Germanien, Scythien, Thracien, Sarmater, Tatarn, Araber, — alle neue und alte Völker, die auf der untersten Stufe der Cultur, nur ihre erste physische Bedürfnisse zu befriedigen gelernt hatten, was

(*) S. das 91 St. des hannov. Magaz. v. J. 1787.

was thaten sie da, und was thun sie noch unaufhörlich? Sie führten Kriege. Ich sage nicht, daß diese Kriegs-Sucht bey den Menschen Instinct sey, daß sie eine Folge jener feindseligen Antipathie sey, die Hobbes in die menschliche Natur hat hinein raisonniren, und aus welchem er sein abscheuliches Natur-Recht hat herleiten wollen: ein Krieg Aller gegen Alle. Die unaufhörlichen Kriege der Wilden sind weiter nichts, als Ergießung der Kraft-Fülle, welche die Natur in die Seele hinein geströhmet hat. Sie sind Aeusserung jener instinctartigen Thätigkeit, die rastlos Gegenstände, sich zu beschäftigen, sucht, und sie, sollte es auch in Streitigkeiten seyn, findet. Es sind Kräfte, die gegen einander anstoßen, und dadurch ein gewaltsames Aufbrausen hervor bringen.

Warum sich nun gerade das Uebermaß der menschlichen Thätigkeits-Kräfte an Kriegen zu erschöpfen sucht, lässet sich freylich bey dem ersten Anblicke nicht beantworten. Mir scheint es immer: Mangel an jeder andern Befriedigungs-Art. Auf welche Weise sollen sich rohe Natur-Menschen, ohne erkünstelte Bedürfnisse, ohne conventionellen Genuß, ohne alles das künstliche Triebwerk, wodurch die Fülle ihrer Kraft in der cultivirten Welt zerrieben und zerstreuet wird, beschäftigen, als durch das Reiben ihrer Kräfte an einander? Mir dünkt diese Ursache wenigstens so lange befriedigend, bis ein anderer Forscher der Ur-Geschichte eine nähere Ursache davon entdeckt.

Und was sind die Folgen dieser ewigen kriegerischen Collisionen, bey kriegerischen Völkern, dieser immerwährenden Gährung ihrer unbearbeiteten rohen Kraft? Keine andere, als daß sie nach und nach den Grund zur ganzen politischen Form der Gesellschaft legen. Keine andere, als daß sich darin die Verhältnisse eines Volkes, der regierende und der gehorchende Theil desselben entwickelt und heraus arbeitet, daß sie Häupter

hervor

hervor bringen, Disciplin, Subordination, Gesetze ꝛc. sie mögen noch so roh und unvollkommen seyn, einführen. Folglich legen Kriege eigentlich den Grund zur Staten-Verfassung, versammeln den Menschen in Gesellschaft, geben ihm Vaterland, Oberhaupt, National-Interesse; — lauter Ideen, die, schon bloß als Ideen, dem Natur-Menschen auf der untersten Stufe unbegreiflich sind.

Wenn ich meine Einbildungs-Kraft in viele Aeonen vor der Welt-Schöpfung hin versetze; wenn ich mir jenes unermeßliche öde Chaos denke, jene Nacht, jene schreckliche Stille, in welcher Dichtkunst und Kosmogonie die Ewigkeit ohne Anfang schildern: — so sehe ich das Schauspiel im Großen, was mir die Menschheit im Kleinen, wenn sie noch ganz im Thiere verhüllt ist, alle ihre Kräfte noch tief schlummern, darbiethet. Jene Menschen, über welche die Eskimaux und Nordländer, die Cook fand, noch um einige Stufen erhaben sind. — Nun nähert sich die Periode der Schöpfung; die Elemente gerathen in Gährung; ein fürchterlicher Sturm erhebt sich über dem Chaos; Feuer kämpft gegen Wasser, Erde gegen Luft; in jedem Winkel der Unermeßlichkeit steigen Feuer-Schlünde auf, knallen Explosionen, öffnet sich die Tiefe. Aber mitten in diesem Sturme entwickelt sich die Katastrophe des über allen Ausdruck erhabenen Schau-Spieles. Der seit Billionen schlummernde Same der Dinge entkeimt sich. Der Kampf der Wesen geräth allmählich in Gleichgewicht und Harmonie. Unermeßliche Feuer-Massen steigen empor, und formen das große Auge der Natur; der kochende Phlegethon schweigt, und trennt sich in Wasser und Erde. Die Ebenen schmücken sich mit dem Schmelze des Frühlinges. Jede Natur-Kraft findet ihre Stelle, jedes Element lebt friedlich mit dem andern, und erhält Fessel und Schranken.

Gerade so, dünkt mir, verhält es sich mit der moralischen Ausbildung des Menschen-Geschlechtes. Hätten wir seit unsern Ur-Vätern, wie Samojeden und Kamtschadalen in ewigem Frieden gelebt: so wäre unsere geistige Natur noch das, was sie bey den Samojeden und Kamtschadalen ist, — unentwickeltes Chaos. Kriegen, Fehden allein verdanken wir unser Hinaufsteigen zu Wesen höherer Art, verdanken wir das Entzünden und Anfachen der Licht-Materie, Vernunft und Geist genannt, die uns vor der übrigen sublunarischen Schöpfung adelt. Nur das Anprallen des Kiesels kann den Licht-Funken heraus schlagen, der in dem, im innern Sand-Hügel verscharreten, Krystalle ewig verborgen bleibt.

Auch hierüber spricht die Geschichte der Ur-Welt laut für meine Behauptung. Kriege, fast Kriege allein, verwandelten die irrenden griechischen Horden in ein fixirtes, unter Gesetzen und Häuptern lebendes Volk. Kriege riefen ein Genie nach dem andern, einen Gesetzgeber nach dem andern, in das Daseyn, den der enthusiastische griechische Dichter-Geist und die Dankbarkeit des Volkes in Halbgötter und höhere Genien verwandelte. Zwar wirkte auch der sanftere Geist des Friedens vieles auf Griechenlands Cultur; aber, was wär dieser Friede anders als Frucht, Geburt des Krieges, in dem man seinen Vater nicht verkannte. Er war geschäftig, thätig, feurig, wie er. Er veränderte bloß den Gebrauch seiner Werkzeuge; er umwühlte den Schooß der Erde mit dem Stahle, den sonst feindliches Blut färbte. Der Krieg hatte die Kräfte des Volkes aufgereizt, sie in Thätigkeit und Uebung gesetzt, und der Friede lenkte bloß ihren Gebrauch um, legte der zügellosen Geistes- und Körper-Kraft, die im Kriege regellos und wild dahin brauſete, Zaum und Gebiß an, führte sie unter Zucht und Disciplin in vorgezeichnete Bahnen.

Und hier erkenne ich den wahren Character des Friedens, jenes göttlichen Friedens, unter dessen Schirm Künste, Industrie, Aufklärung, Volks-Glück empor blühen, der die Menschheit segnet und die Erde schmückt. Er muß durch Krieg erzeuget, er muß eine Folge des Krieges seyn. Dann, erst dann läßet er sich, gleich dem sanften wohlthätigen Frühlinge, auf die Nationen herab, wenn sie lange unter dem (wenn ich mich so ausdrücken darf,) moralischen Winter, dem Kriege und dessen Verheerungen, geseufzt haben. Gerade so, wie Eis, Schnee, Frost und Aquilone in den Winter-Monathen die Natur zum Empfang des Lenzes vorbereiten müssen: so machen Verheerungen und Schlachten und Feld-Geschrey die rohern Natur-Menschen der sanftern Wirkung der Cultur fähig.

Lasset uns nun die ersten Jahrtausende der Ur-Welt vorüber eilen; lasset uns die Lage der Menschheit in jenen Zeiten beobachten, wo Staten gebildet, Gesetze und Sprache fixirt, das Leben verschönert, die Künste vervollkommnet, und der Geist veredelt sind. Kein Winkel des Erdbodens zeigt uns diese moralische Schönheiten in höherer Vollkommenheit, als Griechenland. Sollten nun die Menschen einen ewigen Frieden genießen können, und dürfen? Oder, ist ihnen noch immer der Krieg nöthig zu ihrem weitern Fortschritt, oder auch, um sich nur auf der Stufe, die sie schon erstiegen haben, zu erhalten? Jezt ist freylich nicht mehr die menschliche Kraft-Fülle, wie im Stande der Wildheit, eingepreßt, oder müßig; sie ist freylich nicht mehr genöthigt, sich gegen sich selbst gewaltthätig zu zerreiben. Cultur und Civilisirung hat sie in tausend Canäle abgeleitet, und beschäftigt; sie hat unter tausend verschiedenen Leidenschaften sich modificirt. Unter den Namen Talent, Genie, Ehrgeiz, Freundschaft ꝛc. hat sie tausend Gestalten angenommen. Bald ist sie Gesetzgeber, bald Künstler,

bald

bald Dichter, bald Philosoph. Alles, was bey dem Wilden unter der Gestalt eines Kriegers, sich voll fürchterlicher Energie gezeigt hatte, ist nun in unendlich viele Canäle ausgebreitet und geschwächt. Nach diesen Revolutionen sollte man nun zwar den Krieg hinfort für kein nothwendiges Uebel mehr halten; allein, es zeigen sich in der Natur des menschlichen Geistes neue bisher unbekannte Eigenschaften, und widerlegen diese Vermuthung. Gerade in dem Verhältnisse, in welchem unsere Thätigkeit beschäftigt ist, unsere Anlagen entwickelt, unsere Geistes-Kräfte bearbeitet werden, in eben dem Verhältnisse scheinen sie sich zu vervielfältigen, oder progressivisch zu steigen. Die Perfectibilität des menschlichen Geistes geht bis zu einem undenkbaren Grade, ganz ins Unendliche fort. Folglich liegt in unserm Innern eine ganz unbestimmbare Masse von Kräften verborgen, die sich immer stärker regen, je mehr sie bearbeitet und beschäftiget werden. Wie nun? wenn bey einem cultivirten Volke alle seine vorhandene Kräfte beschäftigt und bearbeitet sind, und sich mitten in ihrer völligen Thätigkeit ein neuer Vorrath darinnen anhäuft, regt, und Befriedigung fordert?

Auch hier will ich wieder mein Raisonnement einstellen, und mich an That-Sachen, an historische Wahrheiten halten. Nach dem trojanischen Kriege formte sich allmählich Griechenland zu einem polizirten Erdstrich. Es bildeten sich Frey-Staten, deren Constitution noch jezt Bewunderung erregt. Es gab Gesetzgeber, welche künstlich moralische Maschinen, Staten genannt, nach dem feinsten politischen Mechanismus, mit den herrlichsten Ressorts zusammen setzten. Es gab Künstler, welche die Menschen neue geistige Bedürfnisse kennen und befriedigen lehrten. Es gab Dichter, Philosophen und Schöngeister, die der Einbildungs-Kraft tausend neue Quellen des Ge-

nusses eröffneten. Und doch waren so unzählige feinere Köpfe nicht vermögend, die ganze menschliche Kraft in einem abgezirkelten vorgeschriebenen Geleise einzuschränken; nicht vermögend, sie so zu leiten, daß sie nicht wieder sich an einander rieb und aufbrauste. Kurz, der Krieg war nie aus diesem schönen blühenden Winkel der Erde verbannt. Zwar finden wir manche friedliche Zwischen-Periode. Selbst die Kriege werden jezt mit einem sanftern Geiste geführt. Es entsteht ein **Völker-Recht**. Er, dieser bisher zügellose Verheerer unterwirft sich Gesetzen und Ordnungen, unter welchen er aber doch immer Krieg bleibt. Nur erkenne ich in den Kriegen gesitteter Völker, in diesen fürchterlichen Ergießungen ihrer Kraft-Fülle, eine andere Triebfeder, einen andern Zweck, andere Folgen, als bey den Kriegen der Wilden. Ich muß hier einen Augenblick verweilen.

So bald die Kräfte und Anlagen des Menschen zu dem Grade gereift sind, daß er sie fühlt, sie mit Wohlgefallen fühlt, so entsteht auch der Wunsch in ihm, sie Andere, seine Mit-Geschöpfe mitfühlen zu lassen. Er unterwirft sich die Schöpfung, so weit er kann, und ist oft unzufrieden, daß er sie nicht ganz unter sein Gesetz beugen darf. Herrschsucht, jene dem ganz rohen Zöglinge der Natur so fremde Empfindung ist die erste, welche mit der aufkeimenden Cultur in seine Seele ströhmt. Allein, in eben dem Grade, in welchem er zu herrschen wünscht, und noch weit mehr, verabscheuet er das Beherrschtwerden; dieser Abscheu ist die stärkste seiner unverdorbenen Empfindungen; so stark, daß sie selbst dem Triebe zu herrschen die Wage halten kann. Auch scheint er nur darum herrschen zu wollen, um sich dadurch vor dem Beherrschtwerden in Sicherheit zu setzen. Würde er durch schrankenloses Streben nach dem Ausdehnen seiner Herrschaft, seine Freyheit in Gefahr setzen, so entsagt er lieber jener,

ner, und lebt glücklich im Gefühl seiner Unabhängigkeit. Traurig wäre es auch um die menschliche Glückseligkeit, um die Ruhe des Lebens, wäre nicht unsere Herrschsucht unserm Abscheu vor Sclaverey unaufhörlich subordinirt. Aber was ich hier von den Leidenschaften individueller Menschen sage, gilt auch von ganzen Nationen; ihr auftretender Ehrgeiz sucht immer über den Nacken benachbarter Völker das Joch her zu werfen; indem sie zu eben der Zeit noch weit mehr den Gedanken verabscheuen, den ihrigen vor dem Joche ihrer Nachbarn zu beugen. Diese beyde an einander gereihte Empfindungen waren sonst immer bey den gesitteten Völkern des Alterthumes die nächste Veranlassung ihrer Kriege; und hierin unterschieden sie sich auffallend von den Kriegen der Wilden, welche bloß durch Müßiggang und Unbehaglichkeit erzeuget wurden.

So wie Streben nach Herrschaft, und Sträuben gegen Sclaverey, die Nation im Ganzen in Bewegung setzten, so beseelten sie auch das Innere der Nation, die einzelnen Theile derselben. Unter den Collisionen dieser Triebfedern sahe man im gesitteten Theile der Erde, in Asia und Griechenland, die mancherley Regierungs-Formen, National-Charactere und National-Leidenschaften entstehen. Siegte Herrschsucht über den Trieb nach Unabhängigkeit, so entstand, nach dem größern oder kleinern Uebergewichte, welches das leztere über das erste erhielt, ein härterer oder gelinderer Despotismus. Der Character derselben war Feigherzigkeit und Entkräftung bey den Unterdrückten, und Uebermuth, Stolz und Schwelgerey bey den Unterdrückern. In Ländern, wo das heißere Klima die Fibern erschlaffte, und die Energie des Geistes lähmte, war es der Herrschsucht leichter, ihre Absicht zu erreichen, weil sie in dem ihr entgegen strebenden Freyheits-Sinne weniger Widerstand fand. Siegte die Liebe zur Unabhängigkeit über die Anstrengungen

und Plane der Herrschsucht, so entstanden Frey-Staten, so blüheten Regierungs-Formen auf, deren ganze Structur das Aufstreben der Tyranney dämpfte, und die Unabhängigkeit jenes Individui mit dem größtmöglichsten Wohl des Ganzen zu vereinigen suchte. Unter solchen Regierungs-Formen verbreitete sich einerley Geist und Character durch alle Theile des States. Dieser Geist war Selbst-Gefühl, Muth und Freyheits-Sinn. Keine Kraft wurde dadurch gelähmt, keine Geistes-Fiber erschlafft. Die Individua fühlten sich unter solchen Regierungs-Formen unendlich glücklich: sie empfanden den Werth ihrer politischen Verfassung noch stärker, wenn sie sich mit den niedergetretenen Schlachtopfern des Despotismus im Orient in Parallele setzten. Daher ihre Vaterlands-Liebe, der brennende Eifer, der sie für ihre Constitution, für das Wohl ihres Vaterlandes beseelte, und der fast eben so brennende Haß, der sie gegen ihre tyrannische und tyrannisirte Nachbarn erbitterte. So lässet sich die Antipathie zwischen Persern und Griechen zu den Zeiten, als Kambyses und Darius Hystaspes den Despotismus auf den höchsten Gipfel getrieben hatten, und auf der andern Seite unter Solonen, Miltiaden und Herodoten die griechische Freyheit in ihrem vollen Wachsthume blühete, erklären.

Es ist Character der Herrschaft, daß Befriedigung ihrer Absichten immer neuen Durst nach neuer Befriedigung in ihr erreget. Hat sie Tausende unter ihr Joch gebeugt, so entwirft sie Plane zur Unterjochung von Zehntausenden; und ist ihr auch diese Absicht geglückt, so will sie Millionen vor ihrem Zepter zittern sehen. So lange der Despotismus nicht durch sich selbst erschlaffet, nicht durch die Wollüste, die ihm von allen Seiten entgegen eilen, träge und unthätig geworden ist, hört er nicht auf, sich nach allen Richtungen auszubreiten. Dies war aber nicht der Fall

mit

mit dem persischen Despotismus zu den Zeiten der Hystaspes und des Xerxes. Noch fühlte er sich in seiner ganzen jugendlichen Stärke. Natürlich daher, daß diesem Tyrannen das freye edle Griechenland, welches über das sich ihnen aufdringende Joch hohnlachte, ein sehr ärgerlicher Anblick war. Ein Erden-Winkel, kaum groß genug, die Provinz des kleinsten persischen Satrapen abzugeben, und dieser Erden-Winkel von einem Volke bewohnt, welches dem persischen Koloß keck in das Auge sahe, das war mehr, als der Uebermuth eines Despoten ertragen konnte. Dies Volk mußte gezüchtiget, mußte von der Erde vertilget werden. Mit diesem Vorsatze schiffte Xerxes mit einigen Millionen kriegerischer Sclaven über den Hellespont.

Gab es jemahls unter dem Menschen-Geschlechte ein begeisterndes, erhabenes, hinreissendes Schau-Spiel, so war es die Geschichte des ersten Krieges zwischen Persien und Griechenland. Die Einbildung entsetzt sich, wenn sie sich die ganz ungeheure Maschine denkt, die der orientalische Ehrgeiz gegen dieses kleine muthige Volk in Bewegung gesetzt hatte. Noch mehr erschrickt sie, über die unerschrockene Herzhaftigkeit, mit welcher sich der kleine Haufe Republikaner dem daher brausenden Strohme entgegen stämmt, und mit übermenschlicher Kraft zurück drängt. Konnte man jemahls von einem ganzen Volke das Horatische: Si fractus illabitur orbis, impauidum ferient ruinae, behaupten, so war es hier. Marathon, Thermopylä, Salamin, Platää, jene durch die griechischen Helden-Thaten verewigte Gegenden müssen Jedem ein heiliges Schaudern einflößen, der im Stande ist, die Größe der menschlichen Fähigkeiten ehrfurchtvoll zu empfinden.

Kann man einen stärkern Beweis meiner votigen Behauptung verlangen, daß der Trieb zu herrschen

weit schwächer ist, als Abscheu des unverdorbenen Menschen vor Sclaverey, — als die Geschichte dieses Krieges? Dieser Abstand wird erst dann recht auffallend, wenn man nicht Individuum gegen Individuum, sondern Volk gegen Volk hält. Bey einer Nation, die für Freyheit kämpft, ist alles Kraft, alles Thätigkeit; jede Anstrengung ist auf ein einziges Ziel gerichtet. Jedes Individuum ist durch eine Feder-Kraft in Bewegung gesetzt, die mit dem Ressort des Ganzen völlig harmonirt. Jeder sieht ungeleitet, unbelehrt, das Ziel, wohin er treffen muß, und trifft es unfehlbar. Nicht so bey dem Volke, welches Herrschsucht bewaffnete. Hier sind alle Kräfte der Gehorchenden in der Hand des Befehlenden; dieser muß sie leiten und lenken, muß ihnen die Richtung geben, wo sie sich hinbewegen und Feder-Kraft mittheilen, wenn sie wirken sollen. Alles kommt auf seine Einsichten, auf seine Geistes-Schnelligkeit, an. Es ist nur Ein mit tausend Armen versehener Kopf. Allein, bey seinem Gegner ist jeder Arm Kopf, und, man erlaube mir diesen seltsamen, aber richtigen Ausdruck, jeder Kopf dieser Köpfe scheint mir nur ein Theil einer unbestimmbar großen Masse harmonischer Kopf-Kraft zu seyn.

Diese Begriffe scheinen freylich die Bewunderung und das Erstaunen für die griechischen Helden-Thaten zu mindern, wenigstens erklären sie das Wunderbare derselben. Indessen war nicht Griechenland allein das Schauspiel solcher Scenen, wo das Aufschwellen despotischer Macht, wie eine Luft-Erscheinung, von dem Widerstande der gekränkten Freyheit zurück gedrängt und zerstreuet wurde. Was waren die Kriege der Helvetier gegen die östreichischen Tyrannen anders, als Wiedererscheinung des Krieges des Xerxes gegen die Griechen; was die Schlacht bey Morgarten anders, als ein Da Capo von Thermopylä? Wie ver-

geb-

geblich kämpfte die spanische Inquisition mit Tapferkeit, Geld und List, ein halbes Jahrhundert lang gegen die empor strebende Freyheit des armen, verachteten, niedergetretenen Batavers!

Die Feder-Kraft, welche ein kriegerisches Volk in Bewegung setzt, kann noch auf eine dritte Art modificirt seyn, wenn es nähmlich von Herrschsucht und Eifer für Freyheit zugleich belebt ist. Ein solches Volk ist in seinen Kriegen fürchterlich und unwiderstehlich; es ist eine Vereinigung zwischen Feuer- und Wasser-Gewalt. Es ist ein fortbrausender Feuer-Strohm, der alles niederstürzt oder verbrennt. Ein solches Volk waren die Römer. Niederlagen konnten ihre Herrschsucht nicht demüthigen, und Siege ihren Eifer für Freyheit nicht abkühlen. In den Gefilden von Cannä sprachen sie gebietherisch und monarchisch, und an einem Tage, wie der bey Zama, athmeten sie noch immer als Republikaner. Kein Wunder, daß ein solches Volk in wenigen Jahrhunderten Herr der halben Erd-Kugel ward, und sehr bald der ganzen geworden wäre, wäre es ein solches Volk geblieben. Aber, über allen Ausdruck erschrecklich ist die Krieges-Wut eines Volkes, in welchem nebst Herrschsucht, statt Freyheits-Liebe, noch ein anderes Ressort wirkt — religiöser Fanatismus! Kein Bild vermag die vervielfältigte Krieges-Kraft einer solchen Nation, wie z. B. die Saracenen und Araber waren, auszudrücken. Tod in Schlachten ein Spott, ein leeres Schreck-Bild für den gewöhnlichen Helden: es ist ihm Wonne und Seligkeit; sie rastet nicht, bis sie ihn gefunden hat. Das brechende Auge eines solchen Kriegers sahe Houris in den Wolken, die, wollüstig umgürtet, mit den Pokalen der Freude ihrer Umarmung entgegen taumelten. Der Gedanke des Hinsinkens in Schlachten, berauschte seine Sinne mit der Fülle der höchsten sinnlichen Wollust. Man

sahe dieses Volk unter den Europäern, welche ihnen nur gewöhnlichen kriegerischen Muth entgegen setzen konnten, wie rasende Löwen unter einer Heerde schüchterner Schafe wüten. Spanien wurde von ihnen in einem einzigen Feldzuge, durch eine einzige Schlacht, unter das Joch gebracht. Allein bloß priesterliche Täuschung erzeugte diese phrenitische Herzhaftigkeit. Nur eine Anstrengung der entblendeten Vernunft dämpft den Rausch; und dann folgt auf diesen höchsten Grad der Schwärmerey, Betise, wie gänzliche Entkräftung auf den Paroxysmus des Fiebers. Daher der jezige plötzliche Verfall der ottomannischen Pforte.

Nie aber gab es edlere, erhabnere Menschen, als in Ländern, die so eben tyrannische Fesseln zerschlagen hatten, und die göttliche Atmosphäre der Freyheit athmeten. Das ist anerkannte, unbestrittene Wahrheit. Die Geschichte hat ihnen Denkmäler errichtet, die der zerstörenden Gewalt der Jahrhunderte trotzen. Was feyern diese Denkmäler anders, als die Wohlthaten des Krieges? Hervor aus seinem Schooße glänzen die Tugenden eines Junius Brutus, eines Wilhelm's I. von Oranien, eines Washington. Ich spreche unserm Europa, wo seit Jahrhunderten kein Freyheits-Retter gelebt, kein Volk existirt hat, welches, des Druckes eigensinniger, wollüstiger Herrscher müde, seine unverjährbare Rechte durch die Waffen vindicirt hätte; ich spreche diesem Zeit-Alter nicht das Verdienst ab, edle, große, redliche Menschen gebildet zu haben. Aber, was sind ihre Anstrengungen, ihre Aufopferungen für das Ganze, im Verhältniß der Anstrengungen der Märterer für Freyheit und Vaterland, eines Cassius, eines Brutus, eines Themistokles, eines Barneveld? Eine Thräne des Erstaunens und Bewunderns ist der Zoll, den unser Zeit-Alter der Asche jener Edeln darbringen kann und

muß

muß — wenn es anders noch solcher Thränen fähig ist. —

Das Resultat aus vorstehenden Untersuchungen ist dieses. **Der Krieg ist für unsere Welt ein unvermeidliches Uebel; und so lange die Menschen noch Leidenschaften haben, ist ein immerwährender Friede ein Unding.** Der Krieg ist ein Uebel, welches zu verhindern, weder in der Macht eines States, noch eines Monarchen, steht, sondern allein auf den Willen aller Staten und aller Monarchen zusammen genommen, beruhet. Eine allgemeine Vereinbarung derselben, um einen immerwährenden Frieden zu verabreden, möchte wohl eben so viele Kriege veranlassen, als getheilte Meinungen Statt fänden, und nur noch weiter von dem Zwecke entfernen (*). Man kann also in diesem Falle auf keine Aenderung denken, als in so fern sie von einer höhern Macht hervor gebracht wird. **Wir müssen unterdessen den Krieg nicht lieben, aber auch**

(*) Was ist den grössern Fürsten zu rathen, um das Wohl und Glück der Länder zu befördern, in freymüthigen Vorschlägen an Joseph II, Katharina II. und Friedrich Wilhelm II. von J. Gottfr. Schinly. Wien, St. Petersb. und Berlin, 1788, 8. 5 u. e. h. B. Der Verf. der sich im Eingang als einen Theologen angibt, scheint es ganz gut mit dem menschlichen Geschlechte zu meinen, und trägt, um den unseligen Kriegen ein Ende zu machen, gleich so vielen Andern, auf einen allgemeinen europäischen Congreß und eine allgemeine Association an. Vor allen Dingen, meint er, müßten die bestehenden Streitigkeiten und Ansprüche geschlichtet, und daher ein Normal-Jahr, z. B. der hubertsburger Friede, oder die Theilung von Polen, angenommen werden. Alles beruhe darauf, daß die mächtigern europäischen Staten sich einverständen und der Eroberungs-Sucht Gränzen setzten; doch sollen zuvor die Türken und See-Räuber zernichtet, Bayern und die Lausitz vertauscht, und so die östreichische und preussische Monarchie arrondirt werden. Das Beste in der ganzen Schrift ist vielleicht das, was von dem wahren Gehalte der russischen Macht und der Inconsequenz ihrer bisherigen Eroberungen für die Freyheit Europens gesagt wird.

auch nicht glauben, daß beständige Ruhe von aussen das einzige Mittel zur Volks-Glückseligkeit sey. Bey dem allen wird jeder Menschen-Freund den Wunsch zum Wohl derselben rechtfertigen können, daß die Kriege seltener, weniger langwierig, und weniger grausam, werden mögen. Ob wir jezt schon Hoffnung dazu haben, mag ich nicht geradezu entscheiden. Wer kann den Gang der Welt-Begebenheiten in der Zukunft vorher sehen, und wissen, ob nicht große, gewaltsame Revolutionen das ganze dermahlige politische System über den Haufen werfen können! — Wenn wir indessen auf die vergangene Zeit zurück sehen, und in den Schranken analogischer Schlüsse bleiben, so werden wir die allmählige Erfüllung jenes Wunsches wahrscheinlich finden. Bey dem jezigen Zustande von Europa ist jedes Project einer Universal-Monarchie, selbst von Seiten der furchtbarsten Macht, eine verwegene Chimäre, die mehrere einleuchtende Gründe selbst aus dem ehrsüchtigsten Kopfe verbannen müssen. Es herrscht einmahl ein Gleichgewicht unter den europäischen Mächten, welches auf die wechselseitige Ruhe unendlich wohlthätigen Einfluß hat. Jeder Stat hat seine Festungen, seine Vormauern, seine bestimmte Anzahl Kriegs-Völker, die ihn vor plözlichen Ueberfällen sichern, er hat vielfache Bündnisse, Associationen, Vertheidigungs-Verträge, wodurch Europa gleichsam eine große und allgemeine Conföderation geworden ist, die, wie die Glieder in einer Kette, unter sich zusammen hängt, und nur durch lange und mächtige Anstrengungen zerrissen werden kann. Die Zeiten sind in Europa längst vorbey, da man, wie vormahls die Griechen und Römer, mit einigen Legionen ganze Königreiche erobern konnte. Die Alexanders, Cäsars, Pompejen, und andere große Helden des Alterthumes, würden, wenn sie jezt wieder aufständen, mit ihrer Taktik schwerlich

sol-

solche ausserordentliche Rollen spielen, als in ihrem Seculo. Die Kriegs-Rüstungen kosten schon unermeßliche Summen, und die Fortsetzung derselben erschöpft bald den Schatz und das Land, oder vergrößert, wo jener nicht war, die Schulden-Last bis in das Ungeheure. Aller Vorzüge einzelner Staten ungeachtet, sind doch die taktischen Kenntnisse jezt schon ziemlich gleichförmig ausgebreitet. Es gehört also jezt schon ein ausschweifender Ehrgeiz, oder ein tödlicher National-Haß, oder eine schmerzliche Kränkung dazu, ehe ein Stat den andern anzugreifen sich entschließt, und das herrschend gewordene System der Fried-Liebe zu stören waget. Freylich, wenn ihn Tractaten zu Hülfs-Leistungen verbinden, wird er genöthigt seyn, an den Feindseligkeiten Anderer auch wider seinen Willen Antheil zu nehmen; aber er wird auch aus allen Kräften arbeiten, durch Negotiationen einen baldigen Frieden wieder zu vermitteln. Er wird, wenn der Krieg sich seinen Gränzen nähert, durch kriegerische Anstalten sich Achtung zu geben wissen, und auf alle Fälle bereit seyn, aber ungereizt sich nicht in einen immer zweifelhaften Kampf einlassen, oder in fremde Händel mischen.

Glücklich sind Preussens Staten, die unter Friedrich Wilhelm's friedliebender Regierung noch das Glück des Friedens und der Ruhe genießen, und hoffentlich ferner genießen werden. Preussen ist jezt unstreitig die Macht, die, wohin sie sich wendet, der Wage den Ausschlag gibt. So steht Friedrich Wilhelm in einem Zeitpuncte, der seiner Vergrößerung sehr günstig wäre. Er ist ein Zuschauer des begonnenen blutigen Kampfes. Wäre er genöthigt Theil daran zu nehmen, so bedarf er nicht Jahre zu seiner Rüstung; ein Monath, und er erscheint in seiner ganzen, furchtbaren Größe. Darum ehren und scheuen ihn Europens bedeutendste Fürsten. Friedrich II. gab

sei-

seinem State den mächtigen Nerven, der den Körper bis in die kleinsten Gelenke thätig machte; Friedrich Wilhelm II. wird ihn stärken, pflegen und erhalten. Er wird den Krieg nicht suchen, aber auch dem Frieden kein unrühmliches Opfer bringen; er wird, weil ihm das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, fortarbeiten, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, wird der Vermittler zwischen den kriegführenden Mächten seyn, so wie seine rächende Gerechtigkeit über die niederländischen After-Patrioten kam; und sein Herz voll Mitleid und Güte wird in der Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe von Europa die süßeste Belohnung für seine mannigfaltige politische Sorgen und Arbeiten finden.

In allen Kriegen, deren Schrecken nicht nur Europa, sondern auch Asia, im J. 1789 empfinden mußte, war es um Länder, Festungen und Oberherrschaft, zu thun. Aber ein Par andere Fürsten führten Krieg, um eine Kuh. Der Otaheite Omai, welcher, bekannter Maßen, eine Zeitlang in England war, starb auf einer Insel, und hinterließ eine europäische Kuh. Der Monarch der Insel, auf welcher Omai gestorben war, wollte die Kuh erben, aber der Monarch der Insel, auf welcher Omai geboren war, wollte auch die Kuh erben, weil Omai sein geborner Unterthan sey. Und so führten beyde Prinzen einen schweren Krieg. Vielleicht gewann der, der die Kuh eroberte, mehr als — andere Fürsten, die Kriege geführt haben, — nach Abzug aller Kosten, an Geld, und Korn, und andern Gütern, und Waffen und Menschen.

In allegorischer Vorstellung, wird der Krieg, wie Bellona, nach alter Art bewaffnet, mit einem Helme auf dem Haupte und einer Lanze in der Hand, oder

oder wie Bellona, welche mit Helm, Panzer und Schwert gewaffnet ist, und eine brennende Fackel in der Hand trägt, abgebildet. Oder, er wird auch durch den Gott Mars angedeutet, den seine Waffen-Rüstung und ein Wolf kenntlich machen, oder der auf einem Wagen fährt, der alles, was sich seinem Laufe widersetzt, niederschlägt und umreisset; sein Blick ist stolz und schrecklich; die Furcht und der Tod gehen vor seinen Pferden her, die ganz mit Schaume bedeckt sind. Das Gerücht, (die Fama) welches um ihn herum schwärmt, setzt die doppelte Trompete an den Mund, und bringt alles in Schrecken und Angst. Siehe Kriegs-Gott und Kriegs-Göttinn.

Man bildet den Krieg auch wohl durch eine Furie ab, die mit einem bloßen Degen gewaffnet ist, die Hände voller Blut, und ein feuriges Gesicht hat, um welches allenthalben schreckliche Schlangen zischen.

Krieg, (Angriffs-) siehe oben, S. 473, und 505.
— — (auswärtiger) s. oben, S. 473, und 523.
— — (bürgerlicher) s. oben, S. 469, und 473.
— — (Decisiv-) s. oben, S. 474.
— — (Defensiv-) s. oben, S. 473, 474, und 498.
— — (dreyßigjähriger) s. oben, S. 623, fgg.
— — (Entschädigungs-) s. oben, S. 474.
— — (Erb-) s. oben, S. 476, und 477.
— — (Feder-) s. oben, S. 532.
— — (feyerlicher) s. oben, S. 473.
— — (gerechter) s. oben, S. 474, und 500, fgg.
— — (heiliger) s. Kreuz-Zug, oben, S. 291, fgg.
— — (innerlicher) s. oben, S. 469, und 473.
— — — — — (öffentlicher) } s. oben, S. 473.
— — — — — (Privat-) }
— — (kleiner) } s. oben, S. 469.
— — (Land-) }

Krieg,

Krieg, (leidender) s. oben, S. 524.
— — (nichtfeyerlicher) s. oben, S. 474.
— — (Offensiv-) s. oben, S. 473, 498, und 505.
— — (öffentlicher) s. oben, S. 472.
— — — — — innerlicher, s. oben, S. 473.
— — (Privat-) s. oben, S. 472, 475, fgg. und 493, f.
— — — — innerlicher, s. oben, S. 473.
— — (Rach-) s. oben, S. 477.
— — (räthlicher) s. oben, S. 474.
— — (Reichs-) s. oben, S. 606, fgg.
— — (Religions-) s. oben, S. 527, f. und 533.
— — (See-) s. oben, S. 469, und Kriegs-Flotte.
— — (siebenjähriger) s. oben, S. 626, fgg.
— — (Straf-) s. oben, S. 474, und 507.
— — (thätiger) s. oben, S. 525.
— — (ungerechter) s. oben, S. 474, und 516, fgg.
— — (vermischter) s. oben, S. 472, f.
— — (Vertheidigungs-) s. oben, S. 473.
— — (Zahlen-) Rhythmomachie des Pythagoras; s. im Art. Zahl.

Kriegen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und so wie das Haupt-Wort (s. oben, S. 467, f.) eigentlich schreyen, hernach zanken, streiten und processiren bedeutete, jezt aber in allen diesen Bedeutungen veraltet ist, wo man es nur noch von Krieg führen, in der dritten figürlichen Bedeutung des Haupt-Wortes braucht; L. bellare, belligerare, bellum gerere. Will die Stadt mit dir kriegen, so belägere (belagere) sie, 5 Mos. 20, 12. Das Land hörte auf zu kriegen, Jos. 11, 23.

In dieser lezten Bedeutung bey den schwäbischen Dichtern, und in einer Verordnung Kaiser Friedrich's von 1236 schon kriegen.

Da-

Daher bekriegen, mit Kriege überziehen; L. bellum alicui inferre. Ein Volk, ein Land bekriegen.

Ingl. figürlich, für bestreiten. Jenseit des Grabes, wo kein Verhängniß das sturmvolle Leben bekriegt.

Wenn ein Hund ein verwundetes Thier, welches ihm steht oder Stand hält, anbellet, ingl. wenn ein Hund in dem Baue vorliegt, so sagen die Jäger: der Hund krieget. So lange der Laut des Hundes nicht beständig an einem Orte gehört wird, so ist es ein Zeichen, daß das Thier noch nicht hält, sondern hin und her fliehet; ingl. daß der Dachs oder Fuchs sich in dem Baue noch nicht gesetzt oder vergraben hat.

2. Kriegen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, aber nur im gemeinen Leben üblich ist.

1. Eigentlich, mit der Hand ergreifen. Jemand bey dem Rocke, bey dem Kopfe kriegen. Kriege ich nur einen Stock. Die Aepfel hängen zu hoch, ich kann sie nicht kriegen.

Ingl. erhaschen, in seine Gewalt bekommen. Man hat den entflohenen Gefangenen wieder gekriegt; wo man auch in der sonst ungewöhnlichen thätigen Gestalt sagt, er ist gekriegt, wieder gekriegt worden. Ha! kriegt man dich so!

2. Für bekommen, in dem ganzen Umfange der Bedeutung dieses Wortes. Eine Krankheit kriegen. Geld, Briefe, eine Bedienung. Gäste, Schläge kriegen. Ich werde ihn wohl nie wieder zu sehen kriegen. Ich kriege am Ende das Beste davon. Warte, du sollst es kriegen! Sollte er sie nicht zu Gesichte kriegen?

So fremd dieses Wort jezt der edlern anständigern Sprech- und Schreib-Art geworden ist, so muß es doch ehedem nicht so niedrig gewesen seyn, weil man

es oft in dem feyerlichsten und erhabensten Zusammenhange findet. In Luther's Uebersetzung der Bibel kommt es fast in allen Kapiteln vor, und so brauchen es auch noch Opitz und andere Dichter.

Im Niedersächs. krigen. Es ist von greifen nur im Suffixo verschieden; und Frisch führt einige Beyspiele an, wo kriepfen für kriegen in der ersten Bedeutung vorkommt. So fern kriechen sich mit den Klauen auf der Erde forthelfen bedeutet, gehört auch dieses mit zu der Verwandtschaft. Im Imperfecto und dem Mittel-Worte der vergangenen Zeit lautet das ie gemeiniglich kurz, da denn auch das g den Hauch des ch annimmt, als wenn es ich krichte, du krichtest, u. s. f. gekricht, geschrieben wäre. Ja selbst im Präsenti spricht man in der zweyten und dritten einfachen Person an den meisten Orten, du krichst, er kricht.

Krieger, (der) Fämin. die **Kriegerinn**, eine Person, so fern sie Krieg führt, imgl. so fern sie im Kriege bey Gefechten Dienste leistet, ein Soldat, ohne Unterschied der Würde; doch nur in der höhern Schreib-Art. Der Krieger durstet nach Ehre. L. Bellator, Fr. Guerrier.

In der deutschen Bibel kommt es sehr oft vor, wo es auch in dem sonst ungewöhnlichen figürlichen Verstande für Held gebraucht wird; Krieger in Füllerey seyn, Es. 5, 22. In Mich. 4, 14. heißt in einem andern figürlichen Verstande, die Tochter Zion eine Kriegerinn.

Kriegerisch. 1. Einem Krieger gemäß, anständig, in welchem Verstande es doch wenig gebraucht wird.

2. Zum Kriege geneigt, im Kriege geübt. L. bellicosus, animus bellax; Fr. guerrier, belliqueux. Kriegerische Leute. Kriegerische Unterthanen haben. Ehedem auch kriegisch, krieghaft, kriegbar.

Kriegerischer Vormund, siehe Vormund.

Kriegs-Academie, siehe Kriegs-Schule.

Kriegs-Adel, derjenige Adel, welcher durch Ehren-Stellen bey dem Kriegs-Heere erworben und fortgepflanzet wird.

Kriegs-Ammunition, L. Commeatus bellicus, Fr. Ammunition, Munition, begreift alles unter sich, was zur Bedienung des groben und kleinen Geschützes erforderlich ist, als: Pulver, Kugeln, Bomben, Granaten, Lunten, Feuersteine, u. d. gl. Zuweilen wird auch das grobe und kleine Geschütz selbst mit unter diesem Worte verstanden.

Siehe auch Kriegs-Bedürfnisse. Kriegs-Geräth. Kriegs-Rüstung. Kriegs-Vorrath.

Kriegs-Ankündigung, siehe Kriegs-Erklärung.

Kriegs-Armatur- und Mondirungs-Wesen, siehe Mondirung.

Kriegs-Artikel, L. Articuli constitutionum bellicarum, diejenigen Gesetze, welche die verpflichteten Soldaten eines Herren, sowohl im Kriege als im Frieden zu beobachten haben; die Kriegs-Gesetze, das Kriegs-Reglement.

Die Kriegs-Artikel, oder, wie sie an andern Orten genannt werden, die Kriegs-Artikels-Briefe, sind es, nach welchen hauptsächlich bey Kriegs-Gerichten entschieden wird. Es wird daher erfordert, daß sie den Soldaten vorgelesen werden, damit sie sich nicht mit der Unwissenheit entschuldigen können; und diese Vorlesung muß, damit die Gesetze den Soldaten nicht aus dem Gedächtnisse kommen, öfters wiederhohlet werden.

Im Preußischen werden sie den Unter-Officieren und Gemeinen alle 2 Monathe vorgelesen, welches auch im Sächsischen, Schwedischen, den vereinigten Niederlanden, und im Würtembergischen alle Monathe geschieht. Bey den dänischen, hannoverischen, sachsen-gothaischen, bayerischen und andern Truppen,

geschieht es des Jahrs 4 Mahl, und in Rußland alle Monathe bey jedem Regimente.

Wenn ein Neuangeworbener, welcher gleich noch nicht zur Fahne geschworen hat, delinquirt, so wird er schon nach den Kriegs-Artikeln bestraft; doch wird mit einem solchen nicht so hart verfahren, als mit demjenigen, welcher schon länger in Diensten ist.

Wenn die Vorlesung der Kriegs-Artikel unterlassen worden ist, so trägt dieses nichts zur Linderung der Strafe bey, weil ein jeder Soldat sich den Inhalt derselben bekannt machen soll, auch dieselben gemeiniglich gedruckt und ausgetheilet werden.

Die Kriegs-Gerichte müssen in Entscheidung der Sachen die Kriegs-Artikel genau beobachten; sie können daher, wenn in denselben auf ein Verbrechen eine gewisse Strafe gesetzt ist, dieselbe nicht ändern.

Wenn Fälle vorkommen, welche in den Kriegs-Artikeln nicht entschieden sind, auch nicht daraus gefolgert werden können, so muß die Entscheidung aus den übrigen Kriegs-Ordren, Reglements ꝛc., und nach diesen aus den Kriegs-Observanzen genommen werden. Nach diesen werden die im Lande sonst üblichen Gesetze zu Rathe gezogen, und wenn auch diese nichts bestimmen, die Reichs-Abschiede und kaiserlichen gemeinen Rechte. Der fremden Potentaten Kriegs-Rechte können nicht zur Richtschnur dienen.

Sr. königl. Majestät von Preussen ꝛc. allergnädigst neu bestätigte Kriegs-Artikel, für die Unter-Officier und gemeine Soldaten von der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Potsdam, den 18ten November 1787.

Nachdem Se. Kön. Maj. von Preussen ꝛc. Unser allergnädigster König und Herr, die bisher bey Dero Ar-

Armee von den Unter-Officiers und gemeinen Soldaten zu beobachten gewesene Kriegs-Artikel revidiren, und nach den jezigen Zeit-Umständen, zur zweckmäßigern Uebereinstimmung mit der gegenwärtigen Verfassung der Armee, abändern lassen: so haben Se. kön. Maj. nachstehende neue Kriegs-Artikel allergnädigst zu bestätigen geruhet.

Art. 1.

Ein jeder Soldat muß ein christliches und tugendhaftes Leben führen, die ihm nach seiner Religion obliegenden Pflichten sorgfältig erfüllen, und aller solcher Handlungen, wodurch seine Religion entehret wird, sich gänzlich enthalten.

Wenn er sich hierunter Mißbräuche schuldig macht, so hat er die Bestrafung mit Arrest, oder auch, nach der Größe seiner Bosheit, mit Spieß-Ruthen, zu erwarten.

Art. 2.

Ein Soldat ist schuldig, Sr. kön. Maj. als seinem Kriegs-Herren treu und redlich zu dienen, Deroselben Nutzen und Dero Unterthanen Bestes nach seinen Kräften zu befördern, Schaden und Nachtheil aber bey jeder Gelegenheit abzuwenden. Er muß sich in keinerley Berathschlagungen, die zum Schaden Sr. kön. Maj., Dero königlichen Hauses, der Armee, oder der Unterthanen, gereichen, einlassen; sonst wird er dafür mit Spieß-Ruthen, Festungs-Arbeit, auch mit dem Tode, bestraft, so wie diese Unternehmungen mehr oder weniger gefährlich gewesen sind.

Bey nähmlicher Strafe muß er auch, wenn er dergleichen nachtheilige Handlungen oder Absichten von andern erfährt, solches seinen Vorgesezten anzeigen.

Art. 3.

Ein Soldat muß Sr. kön. Maj. Generalität, auch sonst jedem Ober-Officier, er sey von demselben oder einem andern Regimente, von der Infanterie, Ca-

vallerie oder Artillerie, ohne einigen Unterschied, überall Respect, Ehre und Gehorsam, zur schuldigst genauesten Befolgung ihrer Befehle zu jeglicher Zeit, es sey im Frieden oder Kriege, unveränderlich beweisen.

Art. 4.

Wörtliche Widersetzung gegen Dienst = Befehle eines Vorgesetzten, wird mit Gassenlaufen bestraft, welches zu 8, 10 bis 20, auch wohl 30 Mahl, nach dem Stande des Beleidigten, und den übrigen Umständen, zu bestimmen ist.

Art. 5.

Thätliche Widersetzung, oder auch Drohen mit Gewehr, wird ohne Unterschied mit Arquebusiren bestraft. Wenn aber durch solche thätliche Widersetzung eine Verwundung oder gar Entleibung erfolgt, so hat der Verbrecher die Strafe des Rades verwirkt.

Art. 6.

Schlägereyen und unnöthige Händel, oder Duelle, werden mit 8, 10 bis 20mahligem Gassenlaufen bestraft, und hat der Anfänger jederzeit eine Erhöhung der Strafe, nach den Umständen, für sich zu erwarten. Wer bey solchen Schlägereyen oder Duellen seinen Kameraden oder sonst jemanden verwündet, oder gar entleibet, der hat im ersten Fall 30mahliges Gassenlaufen, im letztern Fall aber die Strafe eines vorsetzlichen Todtschlägers verwirkt.

Art. 7.

Die Nothwehr gereicht zwar dem Soldaten, welcher angefallen worden, zur Entschuldigung, in so fern er in wirklicher Gefahr, verwundet oder gar getödtet zu werden, sich befunden hat. Er muß aber von seiner Seite zu solcher Gefahr keine Veranlaßung gegeben haben, und die Gefahr selbst, vornehmlich in dem Fall, da bey der Vertheidigung eine Verwundung oder gar Entleibung des andern vorge-

fal-

fallen, erweisen, sonst bleibt er der im vorigen Artikel bestimmten Strafe unterworfen.

Art. 8.

Alles Spielen um Geld, oder des Gewinnstes wegen, ist mit Spieß-Ruthen zu 6, 8 oder 10 Mahl, nach den Umständen, so wie ein Soldat dabey mehr oder weniger schuldig befunden wird, zu bestrafen.

Art. 9.

Vom Zapfenstreich bis zur Reveille muß jeder Soldat in seinem Quartiere oder Zelte seyn, wenn er nicht im Dienst sich befindet, oder von seinen Vorgesetzten Erlaubniß hat, sich anderwärts aufzuhalten. Ausser diesen Fällen wird die Entfernung aus dem Quartiere oder Zelte mit 6, 8 und 10mahligem Gassenlaufen, nach den Umständen, bestraft. Diese Strafe muß auch verdoppelt werden, wenn der Soldat bey solchem Ausbleiben die Absicht, ein anderes Verbrechen auszuüben, gehabt hat.

Art. 10.

Wer im Dienst besoffen ist, soll mit 6, 8 bis 10mahligem Gassenlaufen, nach Beschaffenheit der Umstände, bestraft werden.

Art. 11.

Keine Schildwache darf ohne Erlaubniß oder Befehl des wachthabenden Officiers oder Unter-Officiers, über 20 bis 30 Schritt von ihrem Posten gehen, sich niedersetzen, niederlegen, Tobak rauchen, oder gar schlafen, bey Strafe 6 bis 12mahligen Gassenlaufens.

Zu Kriegszeiten aber, und wenn sonst daher Gefahr entstanden, wird diese Strafe verdoppelt, und, nach Befinden der Umstände in Ansehung der Erheblichkeit der vorhandenen oder zu besorgen gewesenen Gefahr, bis zum Arquebusiren erhöhet.

Ueberhaupt ist ein jedes Verbrechen, welches von einer Schildwache begangen wird, doppelt so hart zu bestrafen, als sonst in diesen Artikeln verordnet

ist; so soll auch derjenige, der auf der Schildwache selbst stiehlt, oder zugibt, daß andre stehlen, ohne Lärm zu machen, mit doppelter Strafe beleget werden.

Art. 12.

Kein Soldat darf in der Nähe einer Wache oder Schildwache unnöthigen Lärm machen, oder sich derselben bey Steurung eines Unfugs in ihrer Verrichtung widersetzen. Wer dergleichen unternimmt, hat die im 4ten und 5ten Artikel bestimmte Leibes- oder Lebens-Strafe zu erwarten.

Art. 13.

Beym Marsch und Commando, muß jeder Soldat auf dem ihm angewiesenen Platz verbleiben, und sich nicht davon entfernen, widrigenfalls er 6 Mahl Gassen laufen soll. Wenn er aber solchen Platz verläßt, und in der Entfernung einer Viertel-Stunde davon ohne Urlaub oder Beweis andrer Entschuldigungs-Gründe betroffen wird, so ist er als ein Deserteur zu bestrafen.

Art. 14.

Wer mit dem Feinde mündlich oder schriftlich correspondirt, oder demselben die Losung offenbaret, soll mit dem Strange bestraft werden.

Art. 15.

Ein Soldat, der vor dem Feinde, bey welcher Gelegenheit es wolle, die Flucht zuerst boshafter Weise nimmt, soll arquebusiret werden.

Wenn er aus einer Schlacht oder Action sich heimlich wegschleicht, oder beym Zurückzug sein Gewehr wegwirft, so muß er 20 bis 30 Mahl Gassen laufen.

Art. 16.

Ein Soldat, der zum Feinde übergeht, und demnächst mit dem Gewehre in der Hand gegen uns betroffen wird, soll mit dem Strange bestraft werden. Hat

aber

aber ein solcher Ueberläufer sein Gewehr wirklich und thätlich gegen uns gebraucht, so muß er mit dem Rade vom Leben zum Tode gerichtet werden. In den übrigen Desertions-Fällen hat jeder Deserteur zum ersten Mahl 16, zum zweyten Mahl 24 mahliges Gassenlaufen, auch in beyden Fällen den Verlust seiner Capitulation, und zum dritten Mahl die Strafe des Stranges verwirkt. Für einen Deserteur, der diese Strafe leiden muß, ist jeder Soldat zu halten, welcher in der Absicht, zu entweichen, außerhalb den Mauern oder Bezirk des Ortes seiner Garnison ergriffen oder gefunden wird.

Art. 17.

Der Anführer eines aus drey oder mehrern Personen bestehenden Desertions-Complotts, wird, wenn die Desertion nach der Bestimmung im 16ten Artikel erfolgt ist, mit dem Strange bestraft. Wer sonst einen andern zur Desertion verleitet, soll doppelt so hart, als der Verleitete, bestraft werden. Wer einen Deserteur durchhilft, und dessen Entweichung nicht verhindert, hat die Strafe der Desertion selbst verwirkt. Wer aber ausserdem ein Desertions-Vorhaben erfährt, und solches seinem Vorgesetzten anzuzeigen unterläßt, muß 8 bis 12 Mahl, nach Bewandtniß der Umstände, Gassen laufen.

Art. 18.

Wenn ein Deserteur, um neues Hand-Geld zu bekommen, sich wieder anwerben läßt, und sich einen falschen Nahmen gibt, so soll derselbe nicht nur des erhaltenen Pardons und Hand-Geldes verlustig seyn, sondern auch überdem mit 12mahligem Gassenlaufen bestraft werden.

Art. 19.

Kein Soldat darf ohne Vorwissen oder Bewilligung des bey der Compagnie commandirenden Ober-Officiers sich mit einer Weibsperson ehelich verloben, noch weniger, ohne erhaltenen Trau-Schein, diese Verbindung durch priesterliche Copulation vollzie-

hen. Wenn er solches dennoch thut, so soll er im ersten Fall mit 12, im lezten Fall mit 24mahligem Gassenlaufen bestraft, auch das Verlöbniß oder die Ehe als null und nichtig vom Kriegs-Consistorio jederzeit aufgehoben werden, wobey es keinen Unterschied machen soll, ob dergleichen Eheversprechen eidlich geschehen, oder die Weibsperson unter solcher Zusage geschwängert worden.

Art. 20.

Ein Soldat, welcher seine Waffen oder Mondirungs-Stücke muthwilliger Weise verdirbt, versezt, verkauft oder verspielt, hat nachdrückliche Bestrafung mit Gassenlaufen, nach Befinden seiner Bosheit, zu erwarten.

Art. 21.

Wer ohne Einwilligung seines commandirenden Officiers Schulden macht, soll mit Gassenlaufen bestraft werden, welches nach Bewandtniß der Umstände, und in so fern die Schulden aus Hang zur Liederlichkeit oder zur Beförderung eines andern Verbrechens gemacht sind, von 6 bis zu 20 Mahl zu bestimmen ist.

Art. 22.

Gewaltsame Einbrüche und Beraubungen sind nach dem auszumittelnden Grad der Bosheit des Thäters, und nach dem Betrag des verursachten Schadens, mit 20 bis 30mahligem Gassenlaufen zu bestrafen. Wegen anderer Diebstähle hat der Soldat die Strafe von 6 bis 20 Mahl Gassenlaufen verwirkt. Bey Verhehlungen eines Diebstahls, oder des Thäters, soll der Soldat mit eben dieser Strafe gezüchtiget werden.

Art. 23.

Wenn es sich zutragen möchte, daß Löhnung, Brod, Mondirungsstücke, oder was sonst dem Soldaten noch gebührt, nicht richtig erfolgen könnte: so ist er dennoch verbunden, seine Schuldigkeit überall genau

nau zu erfüllen, ohne zu murren, andere aufzuwiegeln und mißmüthig zu machen, oder sich sonst ungebührlich zu betragen, weil er gewiß erwarten kann, daß ihm hiernächst alles werde gerichtet werden, so bald es die Umstände verstatten.

Sollte aber ein Soldat bey versammeltem Kriegs-Volk laut Beschwerde führen, oder sonst sich ungeziemend verhalten, so muß er mit 10 bis 20mahligem Gassenlaufen, auch mit dem Tode durch Arquebusiren, bestraft werden, wenn er dadurch, vornehmlich zu Kriegeszeiten, einen Aufruhr, oder sonst großen Schaden, erreget und gestiftet hat.

Art. 24.

Wer sich einer ihm zuerkannten Strafe widersetzt, es sey durch Entleibung oder Verwundung eines andern, durch Verletzung oder Verstümmelung seines Körpers, oder durch Angebung einer Infamie von sich, muß dem ungeachtet die verwirkte Strafe leiden, und hierauf wegen des neuen Verbrechens, im Fall der Entleibung eines andern, mit dem Rade, bey Verwundung aber mit dem Schwerte hingerichtet, und bey Verletzung oder Verstümmelung seines Körpers, auch bey angegebener Infamie, mit 10 bis 24mahligem Gassenlaufen, falls er jedoch sich dadurch zum fernern Kriegs-Dienst untüchtig gemacht hätte, mit 30mahligem Gassenlaufen und lebenswieriger Festungsarbeit bestraft werden.

Art. 25.

Wenn ein Soldat bey seiner Anwerbung oder Vereidigung verschwiegen hat, daß er gestäupt, gebrandmarkt, oder ein Schinderknecht gewesen ist, und solches nachher ausgeforscht wird, so soll er auf Lebenszeit in die Karre geschmiedet werden. Hätte er aber dergleichen Infamie fälschlich von sich behauptet, um sich dem Dienste zu entziehen, so ist er mit 24mahligem Gassenlaufen für solche Bosheit zu bestrafen.

Art. 26.

Wer Gliedmaßen seines Körpers verstümmelt, in der Absicht, zum Dienst sich untüchtig zu machen, muß

12 bis 20 Mahl Gassen laufen. Wäre er aber dadurch wirklich untüchtig geworden, so hat er noch überdem lebenswierige Festungsarbeit zur Strafe zu erwarten.

Art. 27.

Wer, eines begangenen Verbrechens wegen, worauf Todesstrafe haftet, sich entleibet, dessen Körper soll durch den Schinder unter dem Galgen verscharret werden.

Bey geringern, nur mit Leibes- oder Festungs-Strafe zu ahndenden Verbrechen, findet eine gleiche Verscharrung Statt.

Wenn aber im leztern Fall die Verwundung nicht tödlich seyn möchte, und der Verbrecher am Leben erhalten wäre, so muß er, wegen seines boshaften Vorsatzes, ausser der sonst verwirkten Strafe, noch 10 bis 20 Mahl Gassen laufen.

Art. 28.

Im Fall der Selbstentleibung aus Schwermuth oder Melancholie, ist der Körper ganz in der Stille fortzuschaffen und zu beerdigen. Ist jedoch nur eine Verwundung erfolgt, so müssen die Umstände, nach dem Grad der Schwermuth oder Melancholie, in Erwegung gezogen werden, um die Bestrafung des Thäters, wenn ihm dabey Bosheit zur Last fällt, mit Gassenlaufen zu bestimmen.

Art. 29.

Wer einen Arrestanten vorsezlicher Weise entlaufen lässet, oder einen andern Missethäter verhehlt, oder fortschafft, muß mit 16mahligem Gassenlaufen bestraft werden. Ist jedoch der entlaufene Arrestant, oder verhehlte oder fortgeschaffte Missethäter eines Haupt-Verbrechens schuldig, und dieses dem Durchhelfer bekannt gewesen: so muß desselben Strafe nach den Umständen, auf 24 bis zu 30mahligem Gassenlaufen erhöhet werden.

Art. 30.

Wer falsche Päße oder falsche Briefe schreibt, oder falsche Siegel macht, muß, nach Bewandtniß des dadurch

durch beförderten Verbrechens, oder sonst angestifteten, oder verdeckten, oder auch nur beabsichtigten Uebels mit Gassenlaufen bis auf 30 Mahl, oder am Leben, bestraft werden.

Art. 31.

Ein Soldat, welcher falsche Münze macht, oder dergleichen wissentlich ausgibt, oder gute Münze beschneidet und verringert, soll, nach Beschaffenheit des dadurch verursachten Schadens und gespielten Betruges, mit 12 bis 24mahligem Gassenlaufen und Festungs-Arrest bestraft werden.

Art. 32.

Wenn ein Soldat Feuer anlegt, und die Feuersbrunst wirklich ausbricht, so soll er mit dem Schwerte gerichtet und der Körper verbrannt werden. Geschieht dieses zu Kriegszeiten, z. B. wenn er ein Magazin, oder seines Commandeurs oder eines andern Officiers Quartier ansteckt, so soll er lebendig verbrannt werden. In dem jezt gedachten Fall kann es ihm auch zu keiner Entschuldigung gereichen, wenn etwa das Feuer nicht ausgebrochen oder gedämpft worden, und kein Schaden daher entstanden ist.

In anderu Fällen, da die Absicht des Thäters, Schaden zu stiften, wegen nicht ausgebrochenen, oder gleich gedämpften Feuers, nicht ausgeführet worden, muß er dennoch mit dem Schwerte hingerichtet und sein Körper begraben werden.

Hat er aber gleich nach der That, aus Reue, die Löschung des Feuers selbst bewirkt, so kann er, nach den Umständen, die Verwandlung der Todes-Strafe in 20 bis 30mahliges Gassenlaufen erwarten.

Art. 33.

Wenn ein Soldat sich eines Haupt-Verbrechens, welches Todes-Strafe verdient, verdächtig gemacht, solches aber läugnet, und weder durch gesetzliche Mittel, noch durch rechtlichen Beweis, der That überführt werden kann: so soll er nicht gleich

frey

frey gelassen, sondern eine verhältnißmäßige Zeit noch im Verhaft behalten, und wenn nicht mehrere Proben von seiner Unschuld, oder dem ihm zur Last liegenden Verbrechen gegen ihn, sich finden, nach dem Grad des vorhandenen Verdachts mit Gassenlaufen und Festungsarbeit bestraft werden.

Art. 34.

Vorsetzliche Trunkenheit kann das Verbrechen oder Vergehen eines Soldaten niemahls entschuldigen, vielmehr muß die Strafe in einem solchen Fall, nach Befinden, verdoppelt werden. Nur alsdann, wenn der Soldat vollständig beweiset, daß seine Trunkenheit ganz zufällig gewesen, und er selbst deshalb nicht das mindeste verschuldet habe, kann Milderung der Strafe, nach den Umständen, erfolgen.

Art. 35.

Wegen anderer, in diesen Kriegs-Artikeln nicht besonders benannten Verbrechen, als: Mord, Todschlag, Verwundung, zwiefacher Ehe, gewaltsamer Schändung einer Weibsperson, Ehebruch, Sodomiterey, Blutschande, und wie sie sonst immer heißen, muß der Soldat, gleich andern Königl. Unterthanen, nach den Landes-Gesetzen bestraft werden, und ist, wenn diese Landes-Gesetze Festungs- oder Zuchthaus-Arbeit zur Strafe verordnen, der Soldat mit Gassenlaufen in dem Verhältniß zu bestrafen, daß 12 Mahl Gassenlaufen für 6monathliche Festungsarbeit gerechnet werde. Ueberhaupt ist der Soldat, eben so wie jeder anderer Unterthan, zur Befolgung aller zur allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit abzielenden Landes-Gesetze verpflichtet, und hat er bey deren Uebertretung die darin vorgeschriebene Strafe zu erwarten.

Art. 36.

Wer sich zu wiederhohlten Mahlen gleicher Verbrechen schuldig macht, muß die in diesen Kriegs-Artikeln festgesetzte Strafe doppelt leiden; und wenn bey solcher Verdoppelung mehr als 30mahliges

Gassen-

Gassenlaufen zu bestimmen wäre, so soll das mehrere Gassenlaufen, welches der Verbrecher verwirkt hätte, nach dem im 35sten Artikel angenommenen Verhältniß, in Festungsarbeit verwandelt werden.

Art. 37.

Unter-Officiers sind, wenn sie die in diesen Kriegs-Artikeln erwähnten Verbrechen begehen, in der Art zu bestrafen, daß sie in den Fällen, wo 6 bis 10mahliges Gassenlaufen für den gemeinen Soldaten Statt findet, degradirt werden. Wenn sie aber höhere Strafe im Gassenlaufen oder sonst verwirkt hätten, so müssen sie gänzlich degradirt, und, gleich einem gemeinen Soldaten, für ihre That, nach den obwaltenden Umständen, gezüchtiget werden.

Art. 38.

Von der Ambition eines Ober-Officiers ist zwar nicht zu vermuthen, daß derselbe von einem Unter-Officier oder gemeinen Soldaten Geld borgen werde; indessen wird doch solches bey harter für den Unter-Officier oder gemeinen Soldaten, der Geld geliehen hätte, nach Bewandniß der Umstände verbothen.

Art. 39.

In allen Fällen, wo ein Unter Officier oder gemeiner Soldat, nach vorstehenden Kriegs-Artikeln, wegen boshafter Entleibung seines Vorgesetzten, oder eines an andern Personen ganz vorsetzlicher Weise verübten Mordes, die Todes-Strafe leiden muß, darf ihm, von welcher Religion er sey, weder vor, noch bey der Hinrichtung, ein Geistlicher verstattet werden, der ihn zum Sterben zubereite.

Art. 40.

Wenn aber ein Unter-Officier oder Soldat keiner Verbrechen sich schuldig macht, vielmehr eines christlichen und tugendhaften Lebenswandels sich befleißigt, die ihm obliegenden Pflichten in und ausser dem Dienst, zu Friedens- oder Kriegs-Zeiten, in ihrem ganzen Umfange, nach seinen Kräften erfüllet, und

dadurch den Beyfall und das Lob seiner Vorgesetzten erlangt: so hat er nicht nur die genaueste und pünctlichste Befolgung dessen, was durch die Capitulation und sonst bey seiner Anwerbung ihm versprochen worden, zu erwarten, sondern auch überdem gewiß zu hoffen, daß auf alle andere Art, wie es in einzelnen Fällen nur immer geschehen kann, für ihn vorzüglich gesorget werden soll.

Art. 41.

Die Verbindlichkeit dieser Kriegs-Artikel soll mit dem 1 Jan. künftigen Jahres dergestalt anfangen, daß alsdann die Stand- und Kriegs-Gerichte die vorfallenden Vergehungen der Soldaten, in Absicht der zu erkennenden Strafe, lediglich nach diesen neuen Kriegs-Artikeln beurtheilen müssen. Diese Kriegs-Artikel sollen vorher gehörig publicirt, in der Folge aber alljährlich in der Exercier-Zeit, wenn sämmtliche Beurlaubte eingezogen sind, bey jeder Compagnie durch langsame und deutliche Vorlesung von neuem bekannt gemacht werden, so wie auch diese Vorlesung und Verständigung der Kriegs-Artikel, durch den Auditeur, in Absicht eines jeden Recruten, ehe derselbe den Eid nach der hier beygefügten Formel schwöret, geschehen muß, damit niemand mit der Unwissenheit sich entschuldigen dürfe.

Urkundlich haben Se. kön. Majestät vorstehende Kriegs-Artikel eigenhändig unterschrieben, und mit Dero Insiegel bedrucken lassen. So geschehen Potsdam, den 18ten November 1787.

(L.S.)

Fr. Wilhelm.

Formel

Formel des Soldaten-Eides.

Ich N. N. schwöre zu Gott dem Allwissenden einen leiblichen Eid, daß ich Sr. Majestät dem König von Preussen, Friedrich Wilhelm dem Zweyten, meinem allergnädigsten Krieges-Herrn, in allen und jeden Vorfällen, zu Krieges- und Friedens-Zeiten, getreu und redlich zu dienen entschlossen bin. Ich will auch Sr. kön. Maj. Generalität, nebst allen Officiers und meinen Vorgesetzten, Respect und Gehorsam, in genauester Erfüllung ihrer Befehle, beweisen, die mir vorgelesenen Kriegs-Artikel überall befolgen, und mich in Ausübung meiner sämmtlichen Pflichten jederzeit so betragen, wie es einem ehrliebenden und unverzagten Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe ꝛc.

Von den Gesetzen, nach welchen sich die See-Gerichte in Entscheidung vorkommender Fälle richten, s. im Art. See-Recht.

Kriegs-Bäckerey, Feld-Bäckerey, der Ort, wo Brod für die Truppen im Felde, oder im Lager, gebacken wird, mit dem dazu nöthigen Geräthe; ingl. das Backen des Brodes für die Truppen und die sämmtlichen dazu gehörigen Personen. Ein Bäcker für die Truppen im Felde oder im Lager, heißt der Feld-Bäcker, im Oberd. der Feldbäck; daher der Feldbäcken-Meister, und Ober-Feldbäcken-Meister, der den Feld-Bäckern einer ganzen Armee vorgesetzt ist.

Eine Feld-Bäckerey findet theils in Kriegs- theils in Friedens-Zeiten Statt. In Friedens-Zeiten ist es z. B. diejenige, welche bey einem Lust-Lager, worüber eine Revüe gehalten werden soll, zur Verpflegung eines solchen Corps d'Armée errichtet zu werden pflegt. Da eine solche von der Feld-Bäckerey zu Krieges-Zeiten sehr unterschieden ist, so werde ich zuerst zeigen: Wie die Bäcker in Friedens-

Zeiten bey einem Corps d'Armée von 20,000 Mann, welches bey einer darüber zu haltenden Revüe campiren muß, einzurichten sey.

Wenn ein Landes-Herr ein Corps seiner Armee an einen gewissen Ort bestimmt, daselbst zu campiren und ihre Evolutionen zu machen, so ist, wenn dieselbe einige Tage beysammen bleiben soll, nöthig, daß für alle dazu erforderliche Lebens-Mittel in Zeiten gesorget werde, und dieselben herbey geschaffet werden. Das Brod ist das Nothwendigste, womit der Soldat zu versehen ist, und es entsteht daher die Frage, wie dieses am bequemsten geschehen könne, und ob eine Bäckerey bey solchem Corps nothwendig sey? Es sind hier verschiedene Gegenstände in Erwegung zu ziehen, nähmlich: wie stark ein solches Corps d'Armée sey, wie lange es campiren solle, ob das Lager sehr weit von einer Stadt entfernt sey, und endlich, ob die nahe an dem Lust-Lager gelegene Stadt vermögend sey, daß diese Stadt-Bäcker, wenn die Stadt nicht an Brod Noth leiden soll, die Verpflegung des Corps bestreiten können. Will man also am richtigsten in dieser Sache verfahren, so nehme man an: dieses Corps bestehe aus 20,000 Mann, welches im freyen Felde campiren, und 15 Tage beysammen bleiben soll; es stehe zwar nahe an der Stadt, die Stadt sey aber klein, und habe kaum so viel Bäcker, die das für die Einwohner in der Stadt benöthigte Brod bereiten können. Da also dieses Corps von der Stadt keine Verpflegung zu erwarten hat, so müssen entweder eiserne Oefen, deren eine zu Felde gehende Armee sich bedient (Feld-Back-Oefen), herbey geschaffet, oder es müssen gemauerte Oefen errichtet werden.

Die schicklichste Anlage zu solchen Back-Oefen, wenn sie mit Nutzen, ohne große Weitläuftigkeiten gebraucht werden sollen, ist diejenige, wo ein schiffbarer Strohm, oder fließender Bach, oder Land-See, be-

befindlich ist, weil doch gemeiniglich dergleichen Läger nicht weit von solchen Flüssen, oder stehenden Gewässer, aufgeschlagen werden, damit die zu dem Campement benöthigte Sachen zu Wasser herbey geschaffet werden können, wie auch die bey dem Corps befindliche Cavallerie in Tränkung ihrer Pferde keine Noth leide. Die zu errichtenden Oefen erfordern Mauer-Steine, Lehm, Holz, und das zum Verbacken nöthige Mehl. Alle diese Materialien zu Wasser herbey zu schaffen, verursachet nicht so viele Kosten, als wenn sie auf der Achse zugeführet werden müssen; des vielen, zu Fütterung der Pferde nöthigen Heues und Strohes, des Strohes zum Nacht-Lager der Soldaten, und des zur Feuerung und zum Kochen der Speise erforderlichen Holzes nicht zu gedenken. Ströhme, fließende Bäche, oder stehende Seen, bleiben allemahl, es sey bey einem solchen zu haltenden Lust-Lager, oder in Kriegs-Zeiten, wenn Oefen zu errichten sind, der Haupt-Umstand, worauf zu sehen ist, besonders in Kriegs-Zeiten, wenn die Armee groß ist, und viele Back-Oefen zu Herbeyschaffung des nöthigen Brodes erbauet werden müssen. Sollte Mangel an Wasser seyn, welches zu solcher Bäckerey durch Menschen oder auf Wägen sehr weit herbey geschleppet werden müßte, was für Kosten würde dieses nicht verursachen! Oefters haben zu Kriegs-Zeiten nach Beschaffenheit des Lagers, zum Gebrauch der Bäckerey, mit schweren Kosten Brunnen gegraben werden müssen, welche keinen Zufluß oder Quell-Wasser hatten, mithin unbrauchbar, und die darauf verwandte Kosten vergebens waren, und die Brunnen wieder zugeworfen werden mußten. Alle diese Umstände veranlassen in Kriegs-Zeiten eine Verzögerung, daß eine Armee, wenn sie an solchem Orte sehr lange stille steht, an Brod und allem Benöthigten Noth leiden muß.

Zur Verpflegung eines, erwähnter Maßen, im Lust-Lager befindlichen Corps d'Armée von 20,000 Mann, sind 9 eiserne Feld-Backöfen hinreichend, weil in einen jeden dieser Oefen 200 Stück Brod können eingeschoben und gebacken werden. Sollten aber gemauerte Oefen errichtet werden, so dürften nur 6 dergleichen anzufertigen seyn, weil ein jeder derselben von dem Umfange ist, daß er 7 Fuß in der Länge, und 6 in der Breite hat, und 300 Stück Brod darin gebacken werden können. Zwanzig tausend Mann brauchen täglich 20,000 Portionen, oder 6,666⅔ Stück Brod, ein jedes Brod zu 6 Pfund gerechnet. Wenn ein solches Corps 15 Tage campiren soll, werden dazu 1000 Faß Mehl, jedes zu 6 berl. Scheffel, erfordert. Diese Faß zusammen, betragen 4090 Ctn. und 100 Pfund, und machen 300,000 Portionen, oder 100,000 Stück Brod, jedes zu 6 Pfund, aus.

Es fragt sich: welcher von beyden Back-Oefen, der eiserne, oder der von Mauer-Steinen aufgeführte, die mehresten Kosten verursachet? Kann ein solches Commiß-Brod, wie man es zu nennen pflegt (s. Th. VI, S. 752, f.) in einer dem Lager nahe gelegenen Stadt von den Stadt-Bäckern gebacken werden, so werden viele Kosten dabey erspart. Die Ansetzung der Bäcker, die Gebäude zur Zubereitung des Mehles und Brodes, die vielen hölzernen und kupfernen Gefäße, das dazu erforderliche Holz ꝛc. verursachen weit mehrere Umstände und Kosten, als wenn das Backen dieses Brodes bey Stadt-Bäckern geschehen kann. Gesetzt, das Brod für dieses Corps könnte von den Stadt-Bäckern in einer diesem Corps nahe gelegenen Stadt gebacken werden: so schließt das Feld-Kriegs-Directorium oder Commissariat dieserhalb einen Contract mit den Stadt-Bäckern, ein solches Corps mit Brod zu verpflegen. Nach diesem Contracte bekommt ein Bäcker für den Centner 5 Sgr., welches für die

Tonne

Tonne Mehl 20 Ggr. $\frac{5}{11}$ Pfenn. Back-Geld beträgt; dafür muß ein jeder 400 Stück Brod, zu 6 Pfund, gut ausgebacken liefern. Hierbey hat ein Commissarius oder Proviant-Bedienter seine Anweisung, darauf zu sehen, daß dieser geschlossene Contract von Seiten der Bäcker erfüllet werde.

Sollen hingegen bey diesem Corps d'Armée entweder 9 eiserne oder 6 gemauerte Oefen errichtet werden, so werden hierzu Mäurer und Materialien erfordert; und ausserdem müssen dabey ein Back-Meister, 3 Ober-Bäcker, und, nach Beschaffenheit der Oefen, verschiedene Bäcker-Bursche, angestellet werden. Bey den 9 eisernen Oefen, müssen wenigstens bey jedem Ofen 5, und bey den 6 gemauerten Oefen, bey jedem 7 Bäcker-Bursche, nach dem Feld-Kriegs-Etat, angestellet werden. Diese Anzahl Bursche muß doppelt gerechnet werden, weil dieselben sich alle 24 Stunden ablösen müssen. Alle diese, jezt genannte Personen haben ihre volle Arbeit, und ist keiner dabey überflüssig angesetzt. Des Back-Meisters Beschäftigung dabey ist diese: die Haupt-Rechnung über alles zu führen; aller Rapport von den Ober-Bäckern und von dem Betragen der Bäcker-Bursche ergeht an ihn; und er muß dem Directorio oder dem Commissariate von allem eine schriftliche Anzeige thun. Was die drey Ober-Bäcker betrifft, so ist des erstern seine Verrichtung, daß er das Mehl zum Verbacken in Empfang nimmt, es in die ihm angewiesene oder verfertigte Mehl-Kammer aus den Tonnen ausschütten, und die Klumpen Mehl, die wegen festen Eintretens in großer Menge sich finden, durch die Bäcker-Bursche zerschlagen und sieben lässet, und sodann das Mehl zum Verbacken weggibt. Der zweyte Ober-Bäcker besorgt die Einsäuerung des Mehles, die Ausarbeitung des Teiges, und die Verfertigung der Brode; er sieht zugleich mit auf die Oefen, daß dieselben in glei-

cher Stärke geheizet werden, und der eine Ofen nicht mehr oder weniger Holz, wie der andere, bekomme; daß die gehörige Anzahl Brod in den Ofen eingeschoben werde, 2 Stunden, oder, nach Befinden, noch länger darin stehe, bis es gut ausgebacken ist, auch nicht verbrennen lasse. Sobald das Brod aus dem Ofen gezogen wird, nimmt es der dritte Ober-Bäcker in Empfang; dieser lässet das Brod in die dazu angewiesene Brod-Kammer durch die Bäcker-Burschte tragen, und hat alsdann dafür zu sorgen, daß das Brod sich gut abkühle, nicht verderbe, oder mit einem Schimmel überzogen werde, wie in Sommers-Zeiten in 24 Stunden geschehen kann. Denn, wenn ein solches Brod sehr heiß an einander reihenweise gesetzt wird, steckt sich dasselbe, wie man zu sagen pflegt, selbst an, und der größte Vorrath von Brod ist dadurch dem Verderben ausgesetzt. Nach erhaltener Assignation theilt er dasselbe an die Regimenter aus, und durch diese Assignationen verificirt er die richtige Brod-Ausgabe.

Ein gemauerter Back-Ofen, wenn er in fertigen und brauchbaren Stand gesetzt werden soll, erfordert 900 bis 1000 Stück Mauer-Steine; ein eiserner Ofen hingegen erfordert nicht die Hälfte dieser Anzahl von Mauer-Steinen. Es kann also der eiserne Back-Ofen mit weit geringern Kosten verfertiget, und überdies in der größten Geschwindigkeit innerhalb 6 Stunden errichtet, und darin gebacken werden. Ein gemauerter erfordert weit mehrere und längere Zeit, und kann unter 24 Stunden nicht verfertiget werden.

Die Beschreibung und Abbildung eines von Hrn. Faiguet, in Frankreich, zum Gebrauch der Armeen im Felde erfundenen tragbaren, irdenen Ofens, findet man im III Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, f. und der dazu gehörigen Fig. 61 — 64.

Von den Geschäften der Bäckerey bey einem zum Lust-Lager oder zu einer Revüe bestimmten Corps, in Friedens-Zeiten, weichen die Geschäfte der Bäckerey bey einer Armee, die im Felde steht, gar sehr ab; denn im Felde finden sich alle Stunden neue Auftritte, und was man in einem Lust-Lager in Ruhe genießen kann, wird hier entweder von dem Feinde ruiniret, oder man bekommt, es selbst zu thun, den Befehl dazu. Ich werde hierbey den Satz einer Armee von 30,000 Mann annehmen; nach demselben ist hernach leicht zu bestimmen, was zu einer Armee von 100,000, und mehr, Mann erfordert werde.

Nach dem kön. preuß. Feld-Kriegs-Etat, befinden sich bey einer Feld-Bäckerey folgende Personen, welche dabey angestellt sind: ein Director, ein Kriegs-Commissarius, ein Commissarius, ein Ober-Backmeister, 3 Back-Meister, 16 Ober-Bäcker, und 255 Bäcker-Bursche. Keiner ist dabey zu viel angesetzt, alle haben ihre vollkommene, und ihrem Stande nach gemessene Beschäftigung und Arbeit; ein jeder ist schuldig, wenn er sich nichts will zur Last kommen lassen, seine ihm obliegende Pflicht treu und redlich abzuwarten.

Die erste Person dieser Bäckerey, ist ein Director. Zu diesem Posten werden von dem Könige gemeiniglich invalide Officiers, welche als Capitäne bey der Armee gestanden haben, die aber, wegen erhaltener Blessuren, als Denkmäler der beygewohnten Feld-Schlachten, oder wegen anderer ihnen zugestoßenen Zufälle oder Krankheiten, den Kriegs-Diensten nicht mehr vorstehen können, bestellet. Personen von bürgerlichem Stande, kommen selten zu solchem Posten. Dergleichen invalide Officiers werden von dem Könige dem Commissariate angezeigt. Aus diesen Personen werden diejenigen, welche die Routine von einem Fache haben, darin bestellt. Dieser bey der Bäckerey angestellte Director bekommt von dem Commissariate seine

Instruction, und wird von diesem, den Obern der Bäckerey vorgestellt. Unter den Befehlen dieses Directors steht die ganze Bäckerey selbst, wie auch diejenigen Personen, die gleichfalls ihre Beschäftigung bey der Bäckerey haben, als: Mäurer, Böttcher ꝛc. wie auch das ganze Bäckerey-Fuhrwesen, dessen Inspectores, Wagen- und Schirr-Meister, wie auch Knechte. Ueber alle diese ist er gesetzt, und nach seinen Befehlen ist ein jeder sich zu richten schuldig.

Der Director ist, nach der ihm von dem Commissariate ertheilten Vorschrift, verbunden, täglich seinen Rapport von der Bäckerey, und dem unter sich habenden Train, dem Commissariate abzustatten. Alle seine Befehle bekommt er von dem Commissariate, und er macht dieselben, nach Beschaffenheit der Umstände, der Bäckerey und dem Fuhrwesen bekannt. An diesen Director müssen der Kriegs-Commissarius, der Commissarius, wie auch der Ober-Backmeister von der Bäckerey, und der Inspector von dem Bäckerey-Fuhrwesen, täglich ihre Rapports abstatten. Im Felde, wenn die Bäckerey zum Backen des Brodes aufgeschlagen werden soll, bestimmt er, jedoch mit Zuziehung des Ober-Backmeisters, den Ort derselben. Unter seinen Befehlen steht zuvörderst der Kriegs-Commissarius. Dieser ist eine Person, die eigentlich unter der Direction des Feld-Kriegs-Commissariates steht, von demselben gesetzt, und in Eid und Pflicht genommen wird. Ihm wird die Casse über die Bäckerey, und den bey der Bäckerey befindlichen Train, anvertrauet. Die Anweisung zum Empfang und zur Auszahlung dieser Gelder erhält er von dem Commissariate, und diese Auszahlung der Gelder geschieht von der General-Feld-Kriegs-Casse. Von dem Kriegs-Commissarius empfangen der Ober-Back-Meister, Ober-Chirurgus, Mauer-Meister, ihre Gelder, um diese an die ihnen Untergebenen auszuzahlen;

len; doch muß ein jeder von Benannten seine Quittung über den Empfang dieser Gelder vorher von dem Director autorisiren lassen, und ehe dieses geschehen ist, zahlt der Kriegs-Commissarius kein Geld an sie aus, damit allem Unterschleise, der von dem Ober-Backmeister, Ober-Chirurgus und Mauer-Meister, in richtiger Angabe der Anzahl ihrer Untergebenen geschehen könnte, vorgebeuget werde. Uebrigens ist der Kriegs-Commissarius verbunden, allemahl seinen Rapport an das Commissariat, wie auch an den Director, gleichlautend, zu überreichen.

Der Commissarius steht gleichfalls unter den Befehlen des Commissariates, und wird von demselben in Eid und Pflicht genommen. Er hat die Aufsicht über die Bäckerey, an ihn wird das Mehl abgeliefert, er quittiert über den Empfang, und auf Erfordern des Ober-Backmeisters wird demselben davon so viel abgeliefert, als er zum Verbacken nöthig hat. Er führt die ganze Rechnung über das Mehl und Brod, und ist verbunden, alle Tage seinen Rapport von der Ausgabe des Mehles, und Vorrath des Brodes, an das Commissariat und den Director, schriftlich, gleichlautend, zu überreichen. Auf die leeren Mehl-Fässer muß er ein wachsames Auge haben, daß die Fässer entweder ganz, oder die Stäbe und Böden von den eingefallenen Fässern, an einen besondern und sichern Ort, zum Abliefern untergebracht werden. Bey Anlegung einer Bäckerey, sie mag, so oft und wo es nöthig ist, geschehen, muß der Commissarius alles Mehl, und zu den Mehl- und Brod-Kammern alle dazu nöthige Materialien anschaffen. Alles, was der Ober-Backmeister anordnet, muß er, so bald als möglich, in fertigen Stand setzen, damit keine Klagen über ihn entstehen. Die ausgestellten Quittungen über die empfangenen Materialien, welche der Ober-Backmeister und Mauer-Meister überreicht haben,

muß der Commissarius allemahl attestiren, damit die Auszahlung von dem Kriegs-Commissarius geschehen könne.

Die Personen, welche die Bäckerey selbst zu besorgen haben, sind: der Ober-Backmeister, der Back-Meister, der Ober-Bäcker, und die Bäcker-Bursche.

Der Ober-Backmeister ist gleichsam der Vorgesetzte, von dem die ganze Bäckerey abhängt, und dem alle zu derselben gehörige Personen, als: Back-Meister, Ober-Bäcker, Bäcker-Bursche, Mäurer- und Böttcher-Gesellen subordinirt sind. Er wird gleichfalls von dem Commissariate angenommen und vereidet. Sobald es zu Felde geht, empfängt er wegen der Bäckerey alle seine Befehle von dem Commissariate; und unter diesen Commissariats-Befehlen steht er so lange, bis die Armee weiter marschirt, und er von demselben getrennet wird. Sobald dieses geschieht, kommt er unter den Befehl des der Bäckerey vorgesetzten Directors zu stehen, dessen Anordnungen er zu befolgen hat. Sein Haupt-Geschäft ist, auf die ganze unter ihm stehende Bäckerey Acht zu haben, und bey Errichtung der Oefen auf die geschwinde Instandsetzung derselben zu sehen, damit vornehmlich kein Brod-Mangel bey der Armee entstehe. Er muß auf den Sauer und Mörsel besonders mit Acht haben, daß dabey nichts verabsäumet werde; auf alles Nöthige, nachdem der Ofen fertig geworden ist, in Absicht der Heizung und des Backens, hat er mit zu sehen; er ertheilt seine Befehle, an die ihm subordinirte Bäckerey-Bediente; er muß von allem dem Commissariate Rede und Antwort geben, und wenn er von demselben getrennet ist, dieses dem Director thun. Die Bestrafung des geringsten Vergehens von den unter ihm stehenden Bäcker-Burschen hängt von ihm ab. Die Back-Meister, Ober-Bäcker und Bursche sind zwar schuldig, seinen Befehlen zu gehorchen, die Back-

Mei-

Meister aber haben sich vorzüglich nach den Befehlen des Directors zu richten. Den Rapport von dem Vorrathe des gebackenen Brodes hat er täglich dem Commissariate und dem Director, gleichlautend, zu übergeben, damit das Commissariat von dem Brod-Vorrathe, dem commandirenden General en Chef der Armee Bericht abstatten könne. Sobald aber die Bäckerey von dem Commissariate getrennt ist, vertritt hierin der Director die Stelle des Commissariates.

Diesem Ober-Backmeister sind, nach dem Feld-Kriegs-Etat, drey Back-Meister zur Seite gesetzt. Diese Back-Meister stehen unter den Befehlen des Ober-Backmeisters, und werden gleichfalls von dem Commissariate angenommen, und in Eid und Pflicht gesetzt. Sobald die Bäckerey aufgeschlagen wird, bekommt jeder Back-Meister seine Beschäftigung. Einer von ihnen muß täglich im Dienste (de jour) seyn, und auf alles bey der Bäckerey Acht haben; dieser stattet von allen seinen Geschäften täglich seinen Rapport an den Ober-Backmeister ab.

Diesen 3 Back-Meistern sind 16 Ober-Bäcker zur Seite gesetzt; davon hat der Back-Meister, der de jour ist, allemahl 7 unter sich; 5 davon haben die Aufsicht auf die Zubereitung des Teiges, Verfertigung der Brode, Heizung der Oefen, und Einschieben des Brodes; der 6te bekommt die Mehl- und der 7te die Brod-Kammer zur Aufsicht. Diese Ober-Bäcker nimmt zwar der Ober-Backmeister an, sie werden aber von dem Commissariate zu diesem Posten confirmiret. Sie vertreten bey der Bäckerey gleichsam die Stelle eines Unter-Officiers bey den Soldaten; sie müssen auf alles Acht haben, auch daß von den Bäcker-Burschen kein Brod entwendet werde. Sie haben die Macht, wenn sie dergleichen Diebstahl selbst sehen, oder ihnen gemeldet wird, oder wenn Klagen we-

wegen Zank, Streit und Schlägereyen, oder bey bemerkter Nachlässigkeit im Dienste, nach Untersuchung der Sache, nach Befinden der Große des Verbrechens, dieselben bestrafen zu können. Sie müssen von allem, ihren Rapport an den Back-Meister, an dem der Dienst ist, (der de jour ist,) so wie diese wieder an den Ober-Backmeister, abstatten.

Bäcker-Bursche, sind, zu diesem Corps d'Armée von 30,000 Mann, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, 255 erforderlich. Die Annehmung derselben überlässet das Commissariat dem Ober-Backmeister, welcher auch dafür zu sorgen hat, daß die Anzahl vollzählig werde, und bey der Armee im Felde stets vollzählig erhalten werde. Sobald es zu Felde geht, ziehen dieselben in Reihe und Gliedern, mit einer bey sich führenden Fahne, auf; wenn sie an Ort und Stelle kommen, wird die Fahne in dem Quartiere des Ober-Backmeisters abgesetzt. Worin dieser Bäcker-Bursche Verrichtung bestehe, wird weiter unten angezeiget werden. Ein jeder von ihnen bekommt monathlich 6 Rthlr. Tractement, welche ihm entweder alle Monathe ausgezahlet werden; oder weil zuweilen leichtsinnige Gemüther sogleich nach Empfang ihres monathlichen Gehaltes sich von dem Corps absondern, und heimlich davon laufen, wird jedem alle 5 Tage 1 Rthlr. ausgezahlt.(*). Davon muß jeder seine Equipage und Unterhalt bestreiten.

Bey einigen Armeen, z. B. der östreichischen, bekommen die Bäcker ihre Montur, Patron-Tasche und Büchse, sich im Nothfall damit zu wehren; dagegen werden, nach Abzug der Montur und des Gewehres, einem jeden monathlich nur 5 Rthlr. Tractement gereichet. Im siebenjährigen deutschen Kriege, wurden auch den preussischen Bäcke-

(*) Eben diese Löhnung bekommen die Bäcker-Bursche auch bey der churf. sächsischen Armee, welche der Ober-Backmeister einem jeden alle 5 Tage auszahlt.

Bäckereyen ganz leichte Gewehre, dergleichen die Cavallerie hat, zu ihrer Vertheidigung ausgetheilet. Im Grunde betrachtet, waren diese Gewehre mehr zur Hinderung und Vernachlässigung des Dienstes, und wurden von diesen zügellosen jungen Leuten, nicht zur Nothwehr, sondern Jagden zu exerciren, oder nach vorgesteckten Zielen zu schießen, gebraucht. Daher wurde, wegen der vielen Klagen, welche darüber selbst von ihren Vorgesetzten von dem Commissariate einliefen, denselben, ein Gewehr weiter bey sich zu führen untersaget; wie denn auch, in dem 1778 entstandenen Kriege, kein Bäcker-Bursch sich unterstehen durfte, ein Gewehr bey sich zu führen.

Dergleichen Armatur ist wirklich der Bäckerey mehr hinderlich und schädlich, als vortheilhaft. Im Felde soll, bey einem entstehenden schleunigen Aufbruche der Armee, die Bäckerey abgebrochen und fortgeschaffet werden. Bey solchem unvermutheten Vorfalle hat der Bäcker-Bursch darauf zu denken, daß die nöthigen Back-Geräthschaften, und das noch vorräthige, an die Regimenter nicht vertheilte, Brod, auf Wägen fortgebracht und bestmöglichst gerettet werden. Während der Zeit, da diese Veranstaltungen von den Bäcker-Burschen geschehen, reissen die Mäurer, wenn dazu noch so viel Zeit übrig ist, mit Hülfe der Wagen-Knechte, die Oefen, sie mögen mit Feuer oder mit Brod angefüllt seyn, nieder, bringen die Reifen oder Bügel der Oefen auf die Wägen, wobey die Wagen- und Schirr-Meister, welche die Aufsicht über die Wägen haben, vorzüglich darauf za sehen haben, daß alles zur Bäckerey gehörige auf die Wägen geladen werde, und nichts davon zurück bleibe, damit es bey Wiederaufschlagung der Bäckerey an nichts fehle. Sind nun die Back-Geräthschaften und das noch vorräthige Brod von den Bäcker-Burschen auf die Wägen gebracht, so werden sie kaum noch so viel Zeit übrig haben, an ihre Equipage zu denken und sich zu erhohlen, geschweige an Gewehr, Pulver und Bley zu denken, und sich damit zu belästigen. Geht die Bedeckung (*) verloren, so ist der Bäcker ihre Wehr wohl unwirksam und unnütz.

Wenn

(*) Bey der kön. preussischen Armee hat eine jede Bäckerey allemahl ihre hinlängliche Bedeckung; und diese findet man auch bey andern Mächten.

Wenn von einer Armee ein kleines Corps zur Observation detachiret werden sollte, dasselbe aber, wegen der Entfernung von dem Gros d'armée, keine Zufuhre an Brod haben könnte, so werden einem solchen Corps, zur Anlegung einer kleinen Bäckerey, ein Back-Meister, 2 Ober-Bäcker, und 30 Bäcker-Bursche, nebst Geräthschaften und einem Vorrathe an Mehl, aber keine Back-Oefen, mitgegeben. Kommt diese Bäckerey bey dem Corps zu Stande, so hat der hierbey commandirende Back-Meister die Berechnung davon zu besorgen, und dem Feld-Kriegs-Commissariate Rede und Antwort davon zu geben. Ein solches kleines Corps, welches zu Sommers-Zeit, auch, nach Beschaffenheit der Umstände, im Winter, bey einer fortdauernden Winter-Campagne, zu einer auszuführenden Expedition detachirt wird, muß, damit es nicht Noth leide, die demselben mitgegebene Bäckerey mit Brod versorgen. Geht ein solches Corps in die Winter-Quartiere, so wird ihm die benöthigte Bäckerey mitgegeben, und das Mehl zum Verbacken wird ihm nachgeschickt.

Gesetzt, ein kleines Corps wird, zu einer gewissen Expedition, eiligst von der Haupt-Armee detachirt, diesem Corps werden weder Back-Oefen noch Mehl-Wägen mitgegeben, um flüchtige und forcirte Märsche thun zu können, es folgt demselben eine Bäckerey, diese hat aber keine Bestimmung, ob sie für dieses Corps in einer Stadt oder auf Dörfern, so viel Back-Oefen, als sie das erforderliche Brod zu backen nöthig hat, in Beschlag nehmen dürfe, so entsteht die Frage: wo kommt das Mehl dazu her, wenn die Bäckerey für dieses Corps backen soll? Hier können verschiedene Fälle vorkommen, und der Chef des Corps, dem solche Expedition aufgetragen ist, sorgt dafür, daß das Corps nicht Noth leide. Durch Spione hat er schon Nachricht eingezogen, wie stark das Corps, auf welches

ches seine Expedition gerichtet ist, sey, auch ob dasselbe dort ein Magazin habe. Von beyden muß er Nachricht haben, denn hiernach hat er seine Maßregeln zu nehmen. Ist er nun glücklich, und führt seine Expedition gut aus, macht er gleich das Corps nicht zu Gefangenen, daß sie capituliren und in der Stille abmarschiren, so fällt ihm doch gewiß das Magazin, wenn daselbst eins errichtet ist, in die Hände; dieses wird alsdann sogleich in Beschlag genommen, und das zurück gelassene feindliche Mehl-Depot auf Berechnung an die Bäckerey abgeliefert, und für dieses Corps das benöthigte Brod gebacken. Dieses Verbacken dauert so lange, als das Corps sich an diesem Orte aufhält. Muß dasselbe, sich eräugnenden Umständen nach, sich wieder retiriren, so muß der Ort, es sey eine Stadt, oder nahe gelegene Dörfer, so viel Wägen herbey schaffen, als der Chef verlangt, welche, mit Brod oder Mehl beladen, und nach der Convention, auf einige Meilen mitfahren, und nachher leer wieder zurück geschicket werden. Der von dem Magazine zurück gelassene Vorrath wird, nach Beschaffenheit der Umstände, ruiniret, damit der Feind keine Subsistenz zu seinem Fortkommen oder Nachsetzen erhalten möge.

Sollte hingegen diese Expedition für den Chef dieses Corps nicht so glücklich ausfallen, daß er weiter nichts thäte, als daß er das feindliche Corps delogirte, daß es sich retiriren müßte, und weder von Mehl noch Fourage ein Magazin vor sich fände, welches der zweyte Fall ist, den der Chef eines solchen Corps sich zu Nutze zu machen hat: so wird der Landschaft oder dem Kreise, so weit dieses Corps sich erstreckt hat, unter strengster militarischer Execution anbefohlen, sogleich Mehl an die Bäckerey, nebst nöthiger Fourage, abzuliefern. Sobald diese Ablieferung geschieht, wird sie an die von dem Commissariate dazu bestellte und mitgegebene

Pro-

Proviant-Bediente abgegeben, welche über Einnahme und Ausgabe die Berechnung führen, und an das Commissariat abzulegen haben.

Der dritte Fall bey solchem flüchtigen Corps, welches alle nur möglich forcirte Märsche zu machen hat, ist dieser, daß auch solche Mehl-Lieferungen in möglichster Geschwindigkeit durch Entrepreneurs geschehen, welche, durch contractmäßige Verbindung, dieses Corps mit hinlänglichem Mehle zu versehen, sich anheischig machen müssen. Auch diese Lieferungen würden von den Proviant-Bedienten, durch die darüber an das Commissariat abzulegende Rechnung, wegen Bezahlung der übrigen Gelder an den Entrepreneur, pflichtmäßig geführt und abgeleget werden müssen.

Bey der Bäckerey, werden, bereits erwähnter Maßen, auch Chirurgi, Mäurer und Böttcher, als nothwendige Personen angesehen, und dabey angesetzt.

Was die Chirurgos betrifft, so sind solche Personen allerdings nothwendig und unentbehrlich, dieser kleinen Anzahl von Menschen, in den ihnen zustoßenden Zufällen und Krankheiten zu Hülfe zu kommen. Wie oft eräugnet es sich nicht, daß bey den Mehl-Geschäften im Felde, manchen Burschen, wegen der vor dem Back-Ofen auszustehenden großen Hitze, eine Krankheit plötzlich überfällt! Wo soll nun, wenn die Bäckerey in Feindes Landen, in freyem Felde aufgeschlagen ist, oder cantoniret, ein solcher Mensch gleich Hülfe erlangen? Kann er nicht sterben, ehe er von einem Regiments-Chirurgus, oder einem Arzte aus einer, der Bäckerey nahe gelegenen Stadt, Hülfe sich zu versprechen hätte? Die Bäckerey ist deswegen bey einem Corps d'Armée von 30,000 Mann, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, mit einem Ober-Chirurgus und zwey Gesellen, nebst hinlänglicher Medicin versehen. Dieser Ober-Chirurgus steht gleichfalls

falls unter dem Commissariate, und wird von demselben angenommen und verpflichtet. Seine Pflicht ist, einen jeden, bey sich eräugnenden Zufällen, mit aller Treue zu unterstützen; sollten es aber gefährliche oder langwierige Krankheiten zu werden den Anschein haben, so werden solche Patienten sofort nach einem Lazarethe zu weiterer Verpflegung und Obsicht des Feld-Medici abgesendet.

Auch **Mäurer** sind bey der Bäckerey höchst nothwendig. Sobald eine Bäckerey im Felde zu errichten ist, finden die Mäurer dabey gleich ihre Arbeit, damit die Back-Oefen zu Stande kommen. Bey einem Corps d' Armée von angegebener Größe, werden 1 Mauer-Meister und 15 Gesellen erfordert, die beständig bey der Bäckerey gegenwärtig seyn müssen, um nicht nur die Oefen zu errichten, sondern auch, sobald die Umstände erfordern, diese Oefen wieder einzuschlagen und niederzureissen, hülfliche Hand zu leisten, wovon unten ein Mehreres vorkommen wird. Dieser Mauer-Meister und dessen Gesellen stehen gleichfalls unter dem Commissariate, und es wird besonders der Mauer-Meister von demselben angenommen und vereidet. Er bekommt seine Instruction, laut welcher er die bestimmte und festgesetzte Anzahl von Gesellen annehmen, und im Felde beständig complet erhalten muß, weil dieselben, gedachter Maßen, bey dem Aufrichten und Niederreissen der Oefen unentbehrlich sind.

Der Bäckerey folgen auch beständig 2 **Böttcher-Gesellen**, welche die aufgegangenen Mehl-Fässer, oder wenn Reifen auf den Wägen zersprungen sind, sogleich wieder in den Stand setzen und mit neuen Reifen belegen müssen. Diese Reifen, wie auch das dazu benöthigte Handwerkszeug führen die Wägen, welche bey der Bäckerey sind, jederzeit mit sich; für das Holz, die Reifen, und die Anschaffung der Materialien

aber müssen die Böttcher sorgen, welche sich auch ohne Vorwissen des Directors nicht von der Bäckerey entfernen dürfen.

Wenn ein Corps d'Armée von 30,000 Mann vorrückt, oder, seine Retirade zu nehmen, durch den Feind gezwungen wird, und sich auf einem vortheilhaften Orte postiret, auch denselben zu behaupten gedenkt, und nun, damit es der Armee nicht an Brod mangele, eine Bäckerey daselbst aufgeschlagen werden soll, der Mehl-Vorrath aber zur Verpflegung dieses Corps mit dem nöthigen Brode nicht hinreichend ist, und wegen der weiten Entfernung und der Situation des Landes, worin die Armee steht, derselben kein Mehl nachgefahren werden kann, aber doch eine Vermahlung geschehen soll, da die Armee in Feindes Lande steht, so fragt es sich: Auf was für Art soll die Vermahlung geschehen? soll dazu das Korn in Feindes Lande geliefert, oder soll es für Geld angekaufet werden? Der landesherrliche Befehl ist dieser: Es soll Korn gekaufet und vermahlen werden. Ich muß demnach zeigen, **was bey dem Ankaufe des Kornes, und bey solcher vorzunehmenden Vermahlung zu beobachten ist.**

Es ist für einen Fürsten allemahl eine große Erleichterung, einige hundert Tausend angefüllte Mehl-Fässer in den Proviant-Häusern und Magazinen vorräthig liegen zu haben, um dieselben, im erforderlichen Falle, seinen Kriegern, es sey zu Wasser oder zu Lande, nachschicken zu können. Dergleichen Vorrath erst dann anzuschaffen, wann die Armee marschiren soll, ist mit weit größerm Aufwande verknüpft, als wenn es zu Friedens-Zeiten geschieht, und die Preise davon sehr niedrig sind. Bey entstehendem Kriege fangen gemeiniglich auch die Korn-Preise an zu steigen; daher ein Landes-Herr allemahl wohl thut, in Friedens-Zeiten auf Korn- und Mehl-Vorrath bedacht zu seyn.

Kann

Kann nun einer Armee, wegen eines sehr weit entlegenen Marsches durch fremde Länder, in des Feindes Land weder Korn noch Mehl nachgefahren werden, so muß zur Ankaufung des Kornes und Anschaffung des nöthigen Mehles, alle nur mögliche Anstalt gemacht werden. Es pflegt auch eine Armee, welche in Feindes Länder eingerückt ist, und sich darin sehr weit ausdehnt, von denselben verpfleget werden zu müssen. Es werden darin, nach Beschaffenheit und Größe des Landes, monathlich Geld- Mehl- Korn- Gerste- Hafer- Heu- und Stroh-Lieferungen ausgeschrieben, welche so lange fortdauern, als die Armee darin festen Fuß hält. In solchem Falle würde es unnöthig seyn, der Armee in Feindes Ländern dergleichen Lieferungen nachzusenden. Soll aber die Armee, auf allerhöchsten Befehl, dergleichen Verpflegung nicht in des Feindes Lande, sondern von dem Landes-Herrn selbst, erhalten, so muß, wegen Entlegenheit der Länder, die ganze Verpflegung der Armee, durch Ankaufung alles dazu Benöthigten geschehen. Soll nun für die Armee in Feindes Lande gebacken werden, so muß Korn darin aufgekaufet, und die Vermahlung beschleuniget werden. Hier würde das vornehmste Geschäft des bey der Armee befindlichen Commissariates seyn, den Ankauf des Kornes und die Vermahlung desselben zu besorgen, um einen hinlänglichen Mehl-Vorrath bereit zu halten.

Ein Commissarius, oder Proviant-Bedienter, welcher von dem Commissariate darüber gesetzt ist, hat darauf wohl zu sehen, daß gutes, reines Korn zur Mühle komme, aber auch von dem Müller nicht ausgetauschet, oder an dessen Stelle verdorbenes Korn gegeben und vermahlen werde. Hat nun ein solcher Proviant-Bedienter die Einnahme des Kornes, muß derselbe darauf sehen, daß das Korn gut, von Raden, Trespe und so genannten Knoblauch gereinigt, und

von dem Wurme nicht überhäuft sey. Raden an sich, schadet dem Korne nicht, und gibt sein Mehl; nur allzu viel Trespe ist demselben schädlich, und dem Gewichte nach hinderlich.

Nach dem Magazin-Reglement, muß der berl. Scheffel 80 Pfund wiegen, das Pfund aber zu 32 Loth gerechnet werden. Sobald dieses Korn zum Vermahlen nach der Mühle gebracht wird, muß dasselbe dem Müller, der solche Vermahlung übernimmt, zugewogen werden; welches Wägen um so viel nöthiger ist, weil das Vermahlen in Feindes Lande geschieht. Hier wird sich aber ein Abgang finden, und zwar dergestalt, daß, nach dem berl. Scheffel gerechnet, $8\frac{1}{2}$ Pfund fehlen werden; dieser Abgang aber ist in der Mahl-Metze, den Kleyen und dem Verstauben anzutreffen, daß 5 Pfund für die von dem Müller genommene Mahl-Metze, und $3\frac{1}{2}$ Pf. für die Kleyen und das Staub-Mehl angenommen werden; es wiegt also der Scheffel Mehl, wenn er aus der Mühle kommt, netto $71\frac{1}{2}$ Pfund.

Ein Vorgesetzter hat also, zur Verhütung eines Betruges oder Unterschleifes, besonders bey einer großen Vermahlung, alle nur mögliche Vorsicht dabey anzuwenden. Irren ist menschlich; allein, es kann auch ein Vorgesetzter, bey aller besitzenden Klugheit, dennoch von einem Müller, wenn dieser habsüchtig ist, in qualitate & quantitate hintergangen werden, welches vornehmlich in Kriegs-Zeiten in Feindes Lande, wo es sehr tumultuarisch zugeht, geschehen kann. Ein Proviant-Bedienter muß also bey solcher Vermahlung in Kriegs-Zeiten auf folgende zwey Stücke vorzüglich Acht haben: daß er 1. mit dem Müller ein Aufschreibe- oder Mahl-Buch halte, worein der Empfang des Kornes und die Ablieferung des Mehles zu verzeichnen ist; und 2. daß er den von Seiten des Müllers bey dem abzuliefernden Mehle angebrach-

brachten Betrug zu erkennen und zu untersuchen wisse.

Die Vermahlung des Kornes in einer Mühle mag so geringe seyn, wie sie wolle, so erfordert es allemahl die Nothwendigkeit, daß von Seiten des Proviant-Bedienten, und von Seiten des Müllers, ein Aufschreibe- oder so genanntes Mahl-Buch gehalten werde, worinn das in die Mühle gebrachte Korn, und die richtige Ablieferung des Mehles, eingetragen werden kann. Eine höchst nöthige Sache, sowohl für den Proviant-Bedienten, als auch für den Müller, weil, wenn hierin keine Ordnung beobachtet wird, ein geringer dazwischen kommender Umstand beyden Theilen vielen Verdruß zuwege bringen kann. So lange dieses nicht geschieht, beweiset es von Seiten des Proviant-Bedienten: entweder, daß er die Sache nicht verstehe, daher bey einer großen Vermahlung ein schlechter Ausgang für ihn zu befürchten ist, oder aber es geschieht aus Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, da dann Pflicht und Dienst-Eifer aus den Augen gesetzt wird. Am sichersten gehen beyde, wenn ein jeder von ihnen ein Mahl-Buch hat, worinn einer dem andern den Empfang des Kornes und die Ablieferung des Mehles attestiret.

Bey dem allen kann der Müller, der solche Vermahlung hat, einen Betrug oder Unterschleif begehen.

Im siebenjährigen deutschen Kriege, hatte ein gewisser Müller bey einer ansehnlichen Stadt eine solche Vermahlung. Die Armuth drückte diesen Mann nicht; nur der Geiz, sich zu bereichern, blendete ihn. Er wußte, daß sein Mehl, so wie es aus der Mühle kam, sogleich zu Commiß-Broden verbacken wurde. Er gerieth auf den Einfall, das Mehl mit einem feinen weißen Sande zu vermengen, daß es gar nicht zu merken war. Hierzu bediente er sich der weißen Sand-Steine. Dieses Handwerk mochte er schon lange getrieben haben, und der arme Soldat hatte

sein Brod, welches halb aus Mehl und Sand bestand, essen müssen, ohne es zu merken. Die Geschäfte, welche den Müller veranlasseten, bey dieser Vermahlung nicht zugegen zu seyn, machten den Gesellen und Burschen dreist, in Abwesenheit ihres Herren, hierin unvorsichtig zu verfahren; sie verstanden entweder die Kunst, den Stein zu pulverisiren, nicht recht, oder hatten die Zeit nicht daran wenden wollen oder können, und glaubten, daß die kleinen zurück gebliebenen Sand-Körnchen nichts zu bedeuten haben würden. Das von diesem Mehle gebackene Brod enthielt mehr Sand, als Mehl, und war zum Essen ganz untauglich. Der Müller wurde dieserwegen vorgefordert und zur Rede gesetzt; er wollte sich aber zu nichts verstehen. Der Gesell, aus Furcht vor der Strafe, entfernte sich, und diese Entweichung vermehrte den Verdacht; der vorgeforderte Lehr-Bursch gestand alles ein, wie diese Zubereitung unternommen war.

Hierbey entsteht nun die Frage, wie ein solcher fein ausgedachter Kunstgriff des Betruges am sichersten zu entdecken sey? Man nehme ein feines Mehl-Sieb, und sichte das Mehl dadurch; der Sand, welcher schwerer, als das Mehl, ist, fällt am ersten durch das Sieb. Man nehme nun dergleichen zuerst durchgefallenes Mehl in den Mund, so ist leicht zwischen den Zähnen zu bemerken, ob Sand unter dem Mehle befindlich ist, weil der Sand, ob er gleich zu Pulver gestoßen ist, doch eine Schärfe an sich behält. Der unter dem Mehle befindliche Sand, kann entweder von dem Scharfmachen der Mühle herrühren, oder von dem Müller mit Fleiß und Vorsatz mit dem Mehle vermenget worden seyn. Um dieses zu unterscheiden, ist Folgendes zu bemerken. Eine Mühle, welche erst scharf gemacht, und auch nicht vorher, ehe das Korn darauf vermahlen wird, mit Kleyen beschüttet worden ist, macht zwar anfänglich das Mehl sehr sandig; da aber eine scharf gemachte Mühle, 2 auch bis 3 Malter, sächs. Maßes, welches, nach dem berl. Scheffel gerechnet, 3 Wispel oder 72 Scheffel beträgt,

ab-

abmahlt (*), welches Mehl in einen großen Kasten, grobes und feines unter einander vermenget wird, so ist dieses bey 2 oder 3 Malter sehr wenig zu spüren; wäre aber ein solches Mehl, von einer Schärfung der Mühle, bis zu einer andern Schärfung, gar sehr von Sande überhäuft, so wäre der von dem Müller dabey angebrachte Betrug mehr als zu sichtbar; und wenn dergleichen Fälle bey großen Vermahlungen bey 100 oder 1000 Scheffel sich finden sollten, würde dieses ein Vieles ausmachen, und ein recht grober Betrug seyn. Daher diejenigen Proviant-Bedienten, die von dem Commissariate bey solcher Vermahlung angestellt sind, auch Andere, die dabey interessirt sind, wenn sie dergleichen Betrug verspüren sollten, nicht an Einem Sacke, sondern Sack für Sack, die Probe machen müssen, wie viel wirklich Sand unter das Mehl gemischt und gemahlen sey. Dieser Betrug nun kann auf folgende Art zuverlässig entdecket werden. Man nehme $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{16}$ Metze Mehl, wiege es, schütte es sodann in ein reines irdenes Gefäß, gieße Wasser darauf, und wieder ab; dieses wiederhohle man so lange, bis alles Mehl abgelaufen oder abgespühlt ist. Der Sand setzt sich auf den Boden des Gefäßes. Sobald nun das Wasser davon völlig abgegossen ist, findet sich der Sand, welchen man wieget, und wonach man also sicher berechnen kann, wie viel Sand in einem Scheffel oder Centner Mehl befindlich ist.

Folgende Tabelle zeigt, wie die Berechnung mit dem Müller anzustellen sey, und wie viel derselbe nach Abzug wegen des bey dem Vermahlen vorgefallenen Minus von Mehl, an Mahl-Geld empfange.

(*) In andern häuslichen Vermahlungen, da das Korn öfters aufgeschüttet wird, kann dieses durch die Mühle nicht präsiret werden, es sey denn, daß die lezte Vermahlung nicht gut geräth.

Vermahlungs-

Hat empfangen Korn. Dresdner Maß. Sch.	Mz.	thut berliner Maß. Wsp.	Sch.	Mz.	Das Korn hat gewogen ℔. netto.	Nahmen der Müller.
48	—	3	21	—	7518	
36	—	2	21	12	5624	
12	—	—	23	4	1884	
36	—	2	21	12	5663	
48	—	3	21	—	7520	
12	—	—	23	4	1886	
84	—	6	18	12	13227	
36	—	2	21	12	5667	
42	8	3	10	5½	6673	
84	—	6	18	12	13207	
48	—	3	21	—	7558	
36	—	2	21	12	5663	
12	—	—	23	4	1863	
24	—	1	22	8	3796	
48	—	3	21	—	7555	
48	—	3	21	—	7562	
24	—	1	22	8	3773	
48	—	3	21	—	7572	
24	—	1	22	8	3761	
12	—	—	23	4	1884	
12	—	—	23	—	1884	
36	—	2	21	12	5663	
84	—	6	18	12	13207	
24	—	1	22	8	3773	
928	8	74	3	9½	144383	Summa

Tabelle.

Hat geliefert an Mehl ℔. netto.	Passiret Abgang pr. Schff. Dresdn. 7 ℔.	Summe der Pfunde.	plus.	min.	Das gelieferte Mehl beträgt nach berl. Maß		
					Wsp.	Sch.	Meh.
7182	336	7518	—	—	3	23	$12\frac{12}{77}$
5372	252	5624	—	—	2	23	$10\frac{2}{77}$
1800	84	1884	—	—	1	—	—
5411	252	5663	—	—	3	—	$2\frac{26}{77}$
7184	336	7520	—	—	3	23	$12\frac{24}{77}$
1802	84	1886	—	—	1	—	$\frac{32}{77}$
12639	588	13227	—	—	7	—	$8\frac{24}{77}$
5415	252	5667	—	—	3	—	$3\frac{15}{77}$
$6375\frac{1}{2}$	$297\frac{1}{2}$	6673	—	—	3	13	$\frac{8}{77}$
12619	588	13207	—	—	7	—	$4\frac{4}{77}$
7222	336	7558	—	—	4	—	$4\frac{12}{77}$
5411	252	5663	—	—	3	—	$2\frac{26}{77}$
1779	84	1863	—	—	—	23	$11\frac{39}{77}$
3628	168	3796	—	—	2	—	$5\frac{73}{77}$
7219	336	7555	—	—	4	—	$4\frac{4}{77}$
7226	336	7562	—	—	4	—	$5\frac{41}{77}$
3605	168	3773	—	—	2	—	$1\frac{5}{77}$
7236	336	7572	—	—	4	—	$7\frac{51}{77}$
3593	168	3761	—	—	1	23	$14\frac{33}{77}$
1800	84	1884	—	—	1	—	—
1800	84	1884	—	—	1	—	—
5411	252	5663	—	—	3	—	$2\frac{26}{77}$
12619	588	13207	—	—	7	—	$4\frac{4}{77}$
3605	168	3773	—	—	2	—	$1\frac{5}{77}$
$137953\frac{1}{2}$	$642\frac{1}{2}9$	144383	—	—	76	15	$6\frac{6}{77}$

Sollte von dem frischgemahlnen Mehle, etwas oder alles, zum Nachschicken der Armee, in Fässer eingetreten werden, so hat der Proviant-Bediente dafür zu sorgen, daß, wofern es die Umstände erlauben, dieses Mehl einige Zeit vorher, zum Austrocknen, auf den Boden geschüttet werde. Sollte es aber in Säcken der Armee zugesandt, und sogleich zum Verbacken gebraucht werden, so bedarf es dieser Aufschüttung auf den Boden nicht.

Sobald eine Armee marschiret, bekommt dieselbe auf 9 Tage ihr Brod, welches für den Mann 3 Brode, jedes zu 6 ℔ gerechnet, ausmacht. Diese 3 Brode würden dem Soldaten zur größten Last gereichen, wenn er dieselben mit fortschleppen sollte, da er ausserdem schon genug beschwert ist. Daher ist die Einrichtung mit dem Brode auf 9 Tage folgende. Jeder Soldat bekommt ein Brod auf 3 Tage, auf 6 Tage aber werden die beyden Brode demselben durch das Proviant-Fuhrwesen nachgefahren, nebst so viel Mehl, daß wieder auf 9 Tage, Brod gebacken werden kann. Wenn die Armee, den Umständen nach, Halte macht, wird auch sogleich der Ort ausgesucht, wo die Bäckerey am bequemsten, aber auch, zumahl wenn es in Feindes Lande ist, am sichersten, damit sie dem Feinde nicht sogleich in die Hände falle, aufzuschlagen sey. Es muß hierbey nicht nur auf das Wasser, sondern auch auf das Holz, und andere zur Errichtung der Oefen nöthige Bedürfnisse, gesehen werden.

Wenn ein Corps d'Armée von 30,000 Mann nicht Mangel an Brod leiden soll, werden zur Bäckerey 17 eiserne Oefen erfordert. Diese müssen und können in solcher Geschwindigkeit aufgeschlagen werden. Um einen einzelnen Ofen in Stand zu setzen, daß darin gebacken werden kann, erfordert nicht mehr, als 6 Stunden, Zeit. Drey Stunden braucht der Maurer, den Ofen zu mauern und fertig darzustellen; und 3 Stun-

den

den der Bäcker, mit Anzündung eines Schmauch-Feuers und Heizung zum Backen; und nach Verlauf dieser 6 Stunden kann schon Brod in den Ofen eingeschoben werden.

Sobald eine Bäckerey sich lagert, und Anstalt zum Aufschlagen der Oefen macht, muß unverzüglich die Anschaffung und Anfuhre von Mauer-Steinen, Lehm, Sand und Holz, die erste Beschäftigung seyn. Gesetzt, an diesem Orte, wo die Bäckerey aufgeschlagen werden sollte, wäre ein Mangel an Steinen und Lehm, und das vorräthige Holz wäre hartes und nasses, so wird, wenn man in Feindes Lande ist, ohne weiter Umstände zu machen, das erste, der Bäckerey nahe gelegene hölzerne Gebäude niedergerissen, damit der Mäurer solcher Gestalt Lehm zur Errichtung der Oefen, und der Bäcker trocknes Holz zur Feuerung, bekomme. Sollten in diesem niedergerissenen Gebäude nicht so viel Mauer-Steine, als zum Aufmauern der Oefen nöthig sind, befindlich seyn, so müssen Mauern in dem nächsten Flecken oder Dorfe eingerissen, und die Mauer-Steine davon genommen werden. Für alles dieses hat der Ober-Backmeister zu sorgen.

Wenn nun diese Materialien, Sand und Steine herbey geschaffet sind, setzen die Mäurer unverzüglich die gehörige Anzahl der Oefen in fertigen Stand. Einige mauern an dem Ofen von aussen; andere verfertigen den Herd des Ofens; andere reichen Steine und Lehm, bearbeiten die Steine, und geben den an dem Ofen, besonders am Herde, Arbeitenden alles in die Hände. Sobald Ein solcher Ofen fertig ist, continuiren die Mäurer ihre Arbeit zur Errichtung der übrigen Oefen, bis alle aufgemauert sind.

Des Ortes, wo diese Back-Oefen am vortheilhaftesten anzulegen sind, ist bereits bey dem Lust-Lager, oben, S. 674, f. Erwähnung geschehen. Kann solche Bäckerey an einem schiffbaren Strohme, einem fließen-

ßenden Bache, oder einem Land-See angeleget werden, so ist es allemahl vortheilhaft, weil eine Bäckerey viel Wasser erfordert, auch, im Nothfalle, Holz und Mauersteine, bequem zu Schiffe herbey gefahren werden können. Die übrigen Bedürfnisse, welche bey eisernen, und gemauerten Back-Oefen zur Feld-Bäckerey erfordert werden, sind folgende: eine Sauer- und eine Mörsel-Beute; ein Schragen; 20 Back-Breter; 3 Schieber; 3 Schieber-Stangen; ein Trage-Kübel; eine Wasser-Bütte; ein Wasser-Eimer; ein Füll-Fäßchen; 2 Schütt-Fässer zum Mehl; 2 Trog-Scharren; eine Wage mit kupferner Wage-Schale; 6 Pfund- und 24 Loth-Gewichte dazu, in der Mehl-Kammer; 4 Schippen; 3 große Draht-Siebe zum Schrot; 3 Mehl-Siebe; 2 Siebe-Böcke; 24 Stück Mehl-Säcke; 2 Laternen; 3 Draht-Leuchter; 2 Haar-Besen; 2 Borstwische; 2 Brod-Zeichen; eine große Mehl-Wage, dazu zwey eiserne Centner, 3 halbe Centner, 4 Viertel-Centner, und ein Zwanzigpfundstück; ein Back-Zelt; ein Zelt für die Bäcker-Bursche und für zwey Oefen; ein Brod-Zelt; ein Mehl-Zelt; ein kupferner Wasch-Kessel, nebst Dreyfuß; eine Holz-Axt; ein Beil. Bey zehn Oefen werden zwey Schieber-Macher erfordert, und bekommen an Handwerkszeug: eine Müller-Axt, 2 Beile, eine Säge, 2 Meissel, eine Zange, 2 Hammer, 2 Nagel-Bohrer, ein Schneide-Messer, eine Feile, und 2 Hobel.

Sobald die Mäurer mit den aufgesetzten Oefen fertig sind, und dieselben verlassen, finden sich auch schon die Bäcker-Bursche ein, die von dem Back-Meister dabey ihre Anweisung bekommen. Hier nimmt nun das Back-Geschäft seinen Anfang. In diesem fertig gewordenen Back-Ofen wird von den dabey angestellten Bäcker-Burschen sogleich Feuer angezündet. Anfänglich wird ein ganz kleines Feuer,

von

von Stroh, Werrig, oder kleinen Spänen, angezündet, und nur ein so genanntes Schmauch-Feuer gemacht. Mit diesem kleinen Feuer wird so lange continuiret, bis der Lehm in dem Ofen dicht und trocken zu werden anfängt, und der Herd selbst trocken geworden ist. Dieses Schmauch-Feuer wird darum gemacht, weil bey einem anfänglich gemachten großen Feuer der Ofen würde gesprenget werden. Wenn dieses Schmauch-Feuer den gehörigen Effect gethan hat, wird zu einer ordinären Feuerung geschritten. Währender Zeit, da die Mäurer den Ofen gesetzt haben, und die Heizung des Ofens von den Bäcker-Burschen geschehen ist, arbeiten die andern Bäcker-Bursche an dem zu verfertigenden Sauer und Mörsel, damit sogleich, nach geschehener Heizung des Ofens, das verfertigte Brod eingeschoben und gebacken werden könne.

Die Bäcker nennen diejenigen Gefäße, worin der Sauer-Teig und der bereits gegangene Teig bearbeitet oder durchgeknetet werden, Sauer- und Mörsel-Beuten. Sobald eine Bäckerey zu marschiren den Befehl bekommt, ist der Back-Meister erste und vornehmste Sorge, so viel Sauer mit zu nehmen, daß bey Aufschlagung der Bäckerey das nöthige Sauer vorräthig sey. So viel Sauer aber für alle 17 Oefen mit sich zu führen, würde zu weitläuftig seyn. Der zu dieser Bäckerey erforderliche Sauer-Teig wird in kleinen, etwas runden, doch mehrentheils länglichen Kügelchen, in Mehl aufgerieben, und in einen reinen leinenen Beutel geworfen. Nach solcher Behandlung kann dieser Sauer-Teig 15 bis 30 Jahr, ja noch weit länger, ohne zu verderben oder zum Gebrauch untauglich zu werden, dauern. Ein jeder Ofen hat 2 dergleichen Beuten oder Tröge, davon der eine kleiner ist. In diesen kleinern Beuten wird der Sauer-Teig eingemacht, und in den größern Beuten wird der Mörsel verfertigt.

So-

Sobald eine Bäckerey im Felde an einem Orte aufgeschlagen wird, muß der Ober-Backmeister dafür sorgen, daß ein Kessel mit Wasser gefüllet, Feuer darunter gemacht, und das Wasser zum Sieden gebracht werde. Das siedende Wasser wird sodann mit kaltem Wasser abgekühlet, damit es nicht brühend heiß bleibe. Dieses Wasser wird zu dem kleinen Troge genommen, welcher mit Mehl angefüllet wird, hierein werden die kleinen harten Sauer-Kügelchen geworfen, auf dieses wird Mehl geschüttet, und mit dem Sauer gut durchgeknetet, daß es einem ordentlichen Teige ähnlich werde. Dieser eingesäuerte Teig muß, ohne im geringsten gerühret zu werden, 3 Stunden stehen, ehe er zu wirken, oder, wie man es nennt, zu gehen anfängt; alsdann wird der also zubereitete Sauer-Teig an alle 17 Oefen vertheilt. Gleich darauf wird wieder eine neue Sauer-Beute zu der zweyten Verbackung angestellt; und auf solche Art wird mit dieser Zubereitung des Sauer-Teiges, so lange die Bäckerey steht, fortgefahren. Die Bäcker-Bursche richten sich mit der Einsäuerung des Teiges nach ihren Oefen, welche nach und nach errichtet werden. Hiernach werden die Sauer- und Mörsel-Beuten eingerichtet. Ein jeder eingesäuerter Teig muß so lange ungerührt stehen bleiben, bis er zu gehen anfängt; denn ein nicht gegangener eingesäuerter Teig gibt kein Brod, sondern bekommt die Gestalt eines Fladens. Sobald der Teig in der Beute zu gehen anfängt, wird er in der Mörsel-Beute mit zugeschüttetem Mehle durchgearbeitet, daß er die gehörige Festigkeit des Teiges erhält. Der Teig zu einem Brode wird abgewogen, in Form eines Brodes gewirket, und nachher in den dazu geheizten Ofen eingeschoben. In diesem Ofen geht nun der Teig auf, oder hebt sich, und wenn er 2 Stunden darin gestanden hat, wird er als ein gutes eßbares Brod heraus gezogen.

Was die zum Backen nöthigen Geräthschaften betrifft, so haben, nach dem preussischen sowohl, als auch sächsischen, Feld-Kriegs-Etat, zwey Back-Oefen einen kupfernen Kessel, einen großen eisernen Dreyfuß, und vier Beuten oder Back-Tröge.

Das vorerwähnte Schmauch-Feuer wird bey jedem Ofen, so wie er fertig ist, vorgenommen, und zwar auf eben die Art, wie bey dem ersten Ofen geschehen ist, bis alle 17 Oefen fertig sind. Alle die Bäcker-Bursche, die bey einem Ofen angestellt sind, bearbeiten ihren Teig. So wie ein Ofen fertig ist, wird einer nach dem andern geheizt, und Brod darin gebacken. Wenn das Brod seine gehörige Zeit von 2 Stunden in dem Ofen gestanden hat, wird es heraus gezogen; es wird zur zweyten Verbackung geschritten, und der erste Ofen wird gleich darauf wieder geheizt, und solcher Gestalt geht die Arbeit bey allen 17 Oefen Tag und Nacht beständig fort.

Wenn eine Bäckerey in Feindes Lande eben in ihren Back-Geschäften begriffen ist, der eine Ofen vom Brode leer gemacht, und zu einer anderweitigen Feuerung Anstalt gemacht wird, in einen andern Ofen das Brod eingeschoben wird, in einem andern das Brod steht, andere eben geheizt sind, so daß Eisen und Steine glühend sind, und nun ein Lärm entsteht, daß der Feind komme, und der Befehl ergeht, daß die Oefen eiligst abgebrochen werden sollen, damit sie nicht in Feindes Hände fallen, so fragt es sich: wie ist das Einreissen dieser Oefen am geschwindesten und geschicktesten, besonders, wenn viele dieser Oefen glühend sind, zu bewerkstelligen? Es kommt hier auf die Ueberlegung und Klugheit des Ober-Backmeisters an, in der Geschwindigkeit so viele Oefen abzubrechen, und sie abzukühlen, daß sie auf die Wägen können gebracht werden. Ist die Gefahr bereits groß, daß keine Zeit mehr übrig ist, die Oefen zu retten, so bleiben

sie,

sie, nebst dem darin befindlichen, und bereits fertigen ausgezogenen Brode stehen; der Feind bekommt alles, Back-Oefen und Brod; die Bäcker und das Bäckerey-Fuhrwesen retiriren sich, so gut wie sie können, um nicht in die Gefangenschaft zu gerathen. Ist hingegen noch so viel Zeit übrig, daß die Oefen gerettet und mit fortgebracht werden können, so wird mit dem Niederreissen derselben folgender Maßen verfahren. Sobald der Befehl dazu ergangen ist, stellen sich die Mäurer ein, die, mit Hülfe der Knechte von dem Bäckerey-Fuhrwesen, diese Oefen einreissen. Die glühenden eisernen Reifen, oder Bügel, werden so lange mit Wasser begossen, bis sie abgekühlt sind, und hernach auf die dazu bestimmten Wägen gebracht. Wenn ein Ofen auf solche Art behandelt wird, bleibt er brauchbar, und kann wieder aufgeschlagen werden. Doch geschieht es zuweilen, daß mancher glühender Bügel, so stark er auch ist, bey solchem tumultuarischen Einschlagen und Niederreissen der Oefen, gebogen wird.

Im siebenjährigen Kriege geschahe das Niederreissen auch wohl auf eine andere Art, die nicht viel Zeit erforderte. Der Ober-Backmeister nahm hierzu 3 oder 4 Pferde von dem Bäckerey-Fuhrwesen, legte eine eiserne Kette um einen Bügel des Ofens, da denn solcher Gestalt die Oefen über den Haufen gerissen wurden. Die glühenden Bügel wurden durch fleißiges Begießen mit Wasser abgekühlt, und auf die Wägen gelegt. Dadurch aber geschahe es, daß mancher Bügel, welcher glühend war, zusammen gebogen wurde, oder daß dadurch die untern Spitzen desselben gekrümmet, oder wohl gar abgebrochen wurden, da dann ein solcher Reifen dadurch unbrauchbar gemacht wird.

Zu einem Ofen werden 7 eiserne Bügel erfordert; und die sämmtlichen Bügel, wiegen bey der preuß. Bäckerey netto 18 Centner. Die sächsischen Oefen sind etwas stärker, und die Bügel von einem Ofen wiegen 20 bis 21 Centner. Bey dem Auf- und Abbrin-

bringen dieser Oefen auf die Wägen und von denselben, werden viele Leute erfordert. Vielleicht wäre es möglich, in Absicht dieser schweren eisernen Reifen eine Aenderung zu treffen, und sie zum bequemern Fortbringen im Felde, und um weniger Leute bey dem Auf- und Abladen nöthig zu haben, dergestalt einzurichten, daß ein jeder dieser Reifen oben in der Mitte könnte getheilet, und durch geschickte Bearbeitung eines Schmiedes oder Schlössers so gemacht werden, daß auch bey etwaniger Verwechselung dieser Stücke, doch alles passen müßte, und nur durch einen davor zu schiebenden Riegel zusammen gehalten und befestiget werden dürfte. Indessen würden, wenn dieses auch möglich wäre, doch dergleichen Oefen mehr schädlich, als nützlich seyn. Denn, da bey einem tumultuarischen Sturme auf solchen Ofen, jene eiserne Reifen, die oben doppelt zusammen geschmiedet, und mit starken Nieten versehen sind, bey dem Niederreissen sich zuweilen biegen und krumm werden, so wird ein Reifen, der nur oben zusammen gefügt und mit einem Riegel versehen ist, noch weniger solcher Gewalt widerstehen können. Fugen und Riegel werden ja bey der geringsten Beugung so sehr verletzt, daß sie auf einmahl unbrauchbar sind. Wenn auch nicht bey dem Abbrechen tumultuarisch verfahren würde, so veranlasset dieses das viele Heizen und die Gluth schon; und obgleich der Armee jederzeit eine Feld-Schmiede folgt, so können dergleichen Bügel doch nicht von derselben wieder in Stand gesetzt werden, weil deren Schmiede-Feuer viel zu klein ist, dergleichen starke Eisen glühend und schmiederecht zu machen. Es sind und bleiben also die gegenwärtigen Oefen, welche die Armeen der kriegführenden Mächte mit sich führen, die beste, sicherste und dauerhafteste Erfindung, wenn nur von Seiten der Mäurer und Fuhr-Knechte, bey dem Niederreissen derselben, vornehmlich, wenn

die Bügel glühend sind, alle Vorsicht und Behutsamkeit angewendet wird.

Ich habe oben gesagt, daß zu einem eisernen Ofen 5, und zu einem gemauerten 7 Bäcker-Bursche gehören, und bey jedem Ofen doppelt gerechnet werden. Dieses findet aber nur in Friedens-Zeiten, da alles ruhig, kein Abgang von Bäckern und keine Gefahr vorhanden ist, Statt. Zu Kriegs-Zeiten hingegen hat es mit einer Feld-Bäckerey eine ganz andere Bewandtniß, und wird dabey eine größere Anzahl Bäcker erfordert, weil sich im Felde zu jeder Stunde Umstände eräugnen können, die nicht vorher zu sehen sind. Einige werden krank, andere laufen weg; zu einer andern Zeit sollen einige zu einer Reserve-Bäckerey bey einem detaschirten Corps mit fortgehen. Es findet sich also im Felde beständig ein Abgang, und deswegen muß allemahl ein Ueberschuß von Bäcker-Burschen seyn. Und damit diese nicht ihr Tractement als Müßiggänger genießen, müssen sie den andern Burschen, die ihre Geschäfte in den Mehl- und Brod-Kammern haben, dieselben erleichtern helfen. Sie finden ihre Arbeit mit dem Wegtragen des Brodes nach dem Ofen, und, wenn es aus dem Ofen heraus gezogen wird, nach der Brod-Kammer, mit dem Umsetzen des Brodes, daß es abkühle, und was dergleichen Arbeiten mehr, als: bey dem Wassertragen und Holzhauen, sich finden, worauf der Back-Meister und die Ober-Bäcker Acht haben. Es ist daher die angegebene Anzahl von 255 Bäcker-Burschen auf 17 Oefen nicht zu viel, weil sich ein beständiger Abgang findet.

Sobald im Felde die Arbeit mit der Bäckerey ihren Anfang nimmt, hat es, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, mit den Bäcker-Burschen eben die Bewandtniß, wie mit den Soldaten, in Ansehung ihrer Löhnung, und der Subordination, worauf strenge

gehalten wird. So wie der Soldat zu einer bestimmten Stunde auf die Wache zieht, 24 Stunden seine Dienste verrichtet, und zu der bestimmten Stunde wieder abgelöset wird, so ziehen auch die 255 Bäcker-Bursche auf ihre Arbeit, wozu sie von dem Back-Meister commandiret werden; nach 24 Stunden werden diese von andern abgelöset; und so gehen die Back-Geschäfte, wenn sie nicht durch Märsche oder feindliche Ueberfälle gestöret und unterbrochen werden, täglich fort.

Wie oft innerhalb 24 Stunden, ehe die Ablösung geschieht, in den 17 Oefen gebacken werde, ist nicht so genau zu bestimmen, weil Umstände die Sache verändern. Nach dem Back-Reglement aber sind die Bäcker schuldig, in 24 Stunden 4 bis 5 Mahl zu backen. Ist aber die Bäckerey, verschiedener Vorfälle wegen, genöthigt, innerhalb 24 Stunden 6 Mahl zu backen, so wird diese 6te Verbackung den Burschen bar bezahlt.

Der tägliche Rapport, welcher von dem Ober-Backmeister und Back-Meister bey dem Commissariate abgestattet werden muß, beweiset allemahl, ob Vorrath von Brod ist, oder ob gebacken werden müsse. Ist kein Vorrath, so wird von dem Ober-Backmeister bey einem Ofen ein Bäcker-Bursch mehr angestellt, damit die Arbeit beschleuniget werde. Ist hingegen ein Brod-Vorrath bey der Armee vorhanden, so würde der Ober-Backmeister seiner Pflicht zuwider handeln, wenn er in allen 17 Oefen, vorgeschriebener Maßen backen zu lassen fortfahren wollte, sondern er muß alsdann entweder in allen Oefen binnen 24 Stunden 1 oder 2 Mahl weniger backen, oder in einigen Oefen gar nicht backen lassen, damit der Brod-Vorrath erst an die Armee könne ausgegeben werden, und nicht verderbe.

Gesetzt, es wäre in dieser Feld-Bäckerey kein Brod weiter vorräthig, als was zur Verpflegung der

Armee erforderlich ist, es käme aber unvermuthet ein Detachement, welches gar nicht zu der Armee gehört, und sollte aus dieser Bäckerey sein Brod empfangen, wodurch aber der Armee ihr Brod entzogen würde, und sie Noth leiden müßte: so muß, um diesen Brod-Abgang geschwinde wieder zu ersetzen, der Ober-Back-Meister die Bäckerey zu forciren, und, an statt daß sonst in 24 Stunden 4 Mahl gebacken worden ist, nun 5 bis 6 Mahl backen lassen. Sollte aber dieses Detachement stark seyn, und sich mit der Armee vereinigen, wie dergleichen Fälle in Kriegs-Zeiten sich öfters ereignen, und wäre der Ober-Backmeister nicht im Stande, durch die 17 Oefen dieser Armee so viel Brod, als nöthig ist, zu liefern, so werden, wenn die Bäckerey nicht weit von einer Stadt aufgeschlagen ist, einige Oefen von den Stadt-Bäckern zu Hülfe genommen; oder wenn die Bäckerey bey einem Dorfe aufgeschlagen ist, wird in den Dorf-Oefen gebacken, und werden dazu die noch vorräthigen Bäcker-Bursche gebraucht, auch, wenn es nöthig ist, noch mehrere angenommen.

Oben ist gesagt worden, daß in einen eisernen Ofen netto 200, und in einen gemauerten Ofen 300 Stück Brod, jedes von 6 ℔., eingeschoben und darin gebacken werden müssen. Dieses aber geschicklich zu verrichten, erfordert Fertigkeit und vornehmlich Zeit, und kann nur zu Friedens-Zeiten, da keine Bäckerey forcirt wird, geschehen. In Kriegs-Zeiten findet dergleichen Verbackung nicht Statt, und werden, wegen Eilfertigkeit, in manchen Ofen nur 170 bis 180 Brod eingeschoben, und können dieserhalb der Bäckerey keine Monita gemacht werden, welches alles durch das fünfmahlige Backen ersetzt wird.

Bey der sächsischen Armee, ist die Bäckerey verbunden, in 24 Stunden 5 Mahl zu backen; denn bey jedem Ofen sind 15 Bäcker-Bursche. 6 von ihnen machen sogleich, bey

bey dem Aufschlagen der Bäckerey, den Anfang mit der Einsäuerung und Verarbeitung des gegangenen Teiges, welches bey ihnen der Sauer und Mörsel genannt wird; 6 von ihnen ruhen sich aus, und lösen, nach verflossenen 24 Stunden, erstere ab; die übrigen 3 Bursche werden auf folgende Art vertheilet, daß der eine in der Mehl- und der zweyte in der Brod-Kammer helfen muß, ein halber Mann wird während diesen 24 Stunden in die Mehl- und Brod-Kammer vertheilt.

Wenn nun in 17 Oefen, binnen 24 Stunden 5 Mahl gebacken wird, und in jeden Ofen, bey Einer Verbackung, 200 Stück Brod eingeschoben werden: so können, in diesem Zeitraume, 17000 Stück Brod gebacken werden; und eine Armee von 30000 Mann kann in zwey Mahl 24 Stunden ihr Brod haben, und darf keinen Mangel leiden. Nur muß zugleich auch von Mehl und Holz ein beständiger Vorrath seyn.

Das Mehl ist das nothwendigste Stück, worauf das Kriegs-Commissariat vorzüglich zu sehen hat, daß kein Mangel daran sey. Ein Holz-Mangel ist, wie ich bereits oben gezeigt habe, bald zu ersetzen, der Mangel an Mehl hingegen nicht so geschwinde; weshalb aus den Rapports, welche der Ober-Backmeister täglich an das Commissariat abzustatten hat, zu ersehen ist, wie groß der Abgang und Bestand an Brod, und wie stark der Mehl-Vorrath ist; hiernach werden, von Seiten des Commissariates, alle Veranstaltungen getroffen, daß kein Mehl-Mangel entstehe. Bey Errichtung der Bäckerey im Felde, hat der derselben vorgesetzte Director darauf zu sehen, daß niemahls Mangel an Wasser und Holz sey.

Was die Quantität Holz, welche 17 Back-Oefen zum Heizen erfordern, betrifft, so muß, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, ein jeder Ofen, wenn er in 24 Stunden 5 Mahl geheizt wird, 1000 Stück Brod fertig und ausgebacken liefern. Ein Wispel Mehl, oder 24 Scheffel berl. Maß, gibt netto 400

Stück Brod, jedes zu 6 ℔. Auf einen Wispel Mehl zu verbacken, wird, nach dem Reglement ½ Klafter Holz gerechnet. Soll nun ein einzelner Ofen, in 24 Stunden, 1000 Stück Brod gut ausgebacken liefern, so werden dazu 2½ Wisp. Mehl, (oder 60 berl. Scheffel,) und 1¼ Kl. Holz, erfordert. Die für ein Corps d'Armée von 30000 Mann bestimmten 17 Back-Oefen, wenn dieselben in 24 Stunden 5 Mahl geheizet werden, verbacken netto 42½ Wsp. oder 1020 berl. Sch. Mehl, und brauchen dazu 21¼ Kl. Holz, und die Bäckerey hat einen Vorrath von 17000 Stück Brod. Hiernach ist nun leicht zu berechnen, was 17 Oefen an Mehl und Holz erfordern, wenn diese Bäckerey täglich fortgesetzt werden soll; und wenn 50 bis 60 Oefen die täglichen Brod-Bedürfnisse für 80 bis 100,000 Mann liefern sollen, wie dergleichen Fälle im siebenjähr. Kriege bey der preuß. Armee sich sehr oft eräugneten.

Wenn nun in des Feindes Lande kein Holz-Vorrath vorhanden, auch denselben herbey zu schaffen nicht möglich ist, so fragt es sich, ob in solchem Falle, an statt des Holzes nicht Stein-Kohlen, Torf oder Stroh zu gebrauchen wären, und dabey ein eßbares und wohlschmeckendes Brod könne gebacken werden?

Was das **Brod-Backen bey Stein-Kohlen** betrifft, so hat es zwar nicht an Erfindungen und Vorschlägen zur Errichtung dazu tauglicher Back-Oefen gefehlt, und man findet dergleichen im III Theil gegenwärtigen Werkes, S. 363, fgg. und der dazu gehörigen Fig. 65, und in Hrn. D. Venel, auf Befehl der Stände der Provinz Languedoc herausgegebenen Unterrichte von den Stein-Kohlen und ihrem Gebrauche zu allen Arten von Feuern; indessen hat man bisher nicht nach Wunsch damit reüssiren können. Alle diese Erfindungen kamen darin überein, daß man die Feuerung unmittelbar auf demjenigen Herde, auf welchen das

Brod

Brod geschoben werden muß, anzubringen, und die Flamme darüber hinspielen zu lassen angeordnet hatte. Erweget man nun, daß, da die ersten Bestand-Theile aller Stein-Kohlen aus Erd-Pech und Schwefel bestehen, das gebackene Brod diesen Geschmack solcher Gestalt annehmen würde, und daß überdies der Steinkohlen-Dampf vielen Ruß ansetzt, und dadurch das Backen unreinlich macht; so ist leicht zu begreifen, daß von allen diesen Vorschlägen kein nützlicher Gebrauch zu machen war; nicht zu gedenken, daß, wenn hier und da Stein-Kohlen eine arsenikalische Beymischung haben sollten, dergleichen Backen für die menschliche Gesundheit äusserst schädlich seyn würde; und daher waren diese Gründe zusammen genommen, hinreichend, jedermann das Backen bey Stein-Kohlen verwerflich zu schildern.

In dem im J. 1778 gewesenen Feldzuge, da Se. kön. Maj. von Preussen sahen, daß durch die langwierigen Läger in den schlesischen Gebirgen, sowohl Dero eigene als auch die Privat-Förste, durch das zu dem Commiß-Backen erforderliche Holz sehr mitgenommen wurden, und in der Gegend von Waldenburg und Gottesberg, unweit Schweidnitz, ingl. unfern Silberberg und Glatz, auch selbst in Ober-Schlesien, eine Menge vortrefflicher Steinkohlen-Gruben vorhanden waren, warfen Dieselben auch einen Blick auf das Backen bey Stein-Kohlen, und befahlen, zu dem Ende, sowohl in Schlesien, als auch in Berlin, Dero wirklichen geh. Etats-Kriegs- und dirigirenden Minister, des Freyherrn v. Heinitz Exell., deshalb bestmögliche Projecte entwerfen, und darnach Versuche anstellen zu lassen. In Schlesien wurden zwey dergleichen Versuche, der eine in einem stehenden, der andere in einem beweglichen Back-Ofen vorgenommen; allein, bey ersterm ward das Brod nicht gar, und der Fehler lag in der Construction des Ofens selbst; bey lezterm

aber brannte das Gewölbe nieder, wozu der in den Stein-Kohlen steckende Schwefel, der die eisernen Trage-Balken des Gewölbes zerstörte, die natürliche Veranlassung gab. Von Seiten des Freyherrn v. Heinitz Exc. erhielt der kön. Ober-Berg- und Bau-Rath, Hr. Holsche den Auftrag, ein Project zu entwerfen; dies geschahe; der Riß und Anschlag, den Hr. Holsche hierauf entwarf, und worin er jene im vorhergehenden bemerkte Mängel abzustellen gesucht hatte, wurde dem Könige eingereicht, welcher solchen genehmigte, und, dem geschehenen Antrage zu Folge, die Errichtung desselben auf der hiesigen königl. Feld-Bäckerey befahl.

Es wurde darauf dieser Bau, im Sommer, unter Hrn. H. Direction und Aufsicht ausgeführt, und der erste Versuch wurde mit 52 Commiß-Broden darin gemacht. Dieser Versuch bewies, daß es möglich sey, unter einem envelopirten Gewölbe Brod zu backen, und also dasselbe den Steinkohlen-Dämpfen und dem Russe nicht auszusetzen; allein, es fanden sich noch Hindernisse, theils den Rauch geschwinder fortzuschaffen, andern Theils das obere und untere Gewölbe mehr zu erheizen; weshalb Hrn. H. hierauf erlaubt wurde, das obere Gewölbe abtragen und die bemerkten Mängel verbessern zu dürfen. Auch dies geschahe sogleich, und hierauf wurde das fernere Probe-Backen vorgenommen. Den Rauch konnte man nunmehr geschwinde genug fortschaffen, und der Hinter-Theil der Gewölbe fand sich auch hierauf mehr erheizt, so, daß man sich überzeugen konnte, daß das Backen gut von Statten gehen werde.

Am 11 Aug. geschahe das erste Probe-Backen. Man erheizte den Ofen von früh morgens um 4 Uhr bis $\frac{1}{4}$ auf 7 Uhr, mit 2 Scheffel schlesischer Stein-Kohlen, und um 9 Uhr waren 165 Stück sechspfündige Commiß-Brode ausgebacken. Der Ofen war

aber

aber noch neu, grün und feucht; und dies verursachte eines Theils eine längere Zeit, als bey der Holz-Feuerung zum Auswärmen nöthig ist, andern Theils, daß man den Ofen nicht ganz voll schob. Sobald dieser Schuß Brod heraus war, wurde von neuem gefeuert, dazu 2 Scheff. Stein-Kohlen gebraucht, und um 10 Minuten auf 12 Uhr kam der zweyte Schuß Brod in den Ofen, welcher um 2 Uhr ausgebacken war, und in 175 Stück sechspfünd. Broden bestand. Hierauf wurde die dritte Erheizung des Ofens abermahl mit 2 Sch. Stein-Kohlen bewerkstelliget, um 4 Uhr geschossen, und um 6 Uhr waren 170 Stück Brod gar gebacken. Demnächst geschahe sogleich die vierte Erheizung des Ofens, und nun bedurfte man nur 1 Sch. Stein-Kohlen, um 8 Uhr war der Ofen erheizt, und um 10 Uhr waren abermahl 182 dergleichen Brode gar gebacken. Die fünfte Erheizung des Ofens nahm man sogleich vor, und auch hierzu war nur 1 Sch. Kohlen erforderlich; um 12 Uhr war der Ofen damit erheizt, und um 2 Uhr waren 180 dergleichen Brode gar. Die sechste Erheizung wurde hierauf ebenfalls gleich veranstaltet; zu dieser war nun nur ½ Sch. Kohlen erforderlich, um 4 Uhr wurde das Brod geschossen, und um 6 Uhr waren 185 Brode ausgebacken. Endlich erheizte man zum siebenten Mahl diesen Ofen mit ½ Sch. Kohlen, um halb 8 Uhr wurde darauf das Brod eingeschoben, und um halb 10 Uhr waren 193 Brode ausgebacken, so, daß während dieses 24stündigen Backens 1250 Stück sechspfündige Brode dargestellet wurden. Diese sämmtliche Brode waren durchgängig nach dem Feldbäckerey-Principio, nach welchem nicht über 2 Loth an einem sechspfündigen Brode fehlen dürfen, gut und richtig ausgebacken, so, daß die königl. Bäckerey-Bediente sie durchgängig dafür anerkannten.

Als diese Proben sämmtlich vollendet waren, wurde auch der so genannte Zwieback für die Armee darin gebacken, und dieser gerieth, der Reinlichkeit wegen, ganz vorzüglich gut.

Aus diesen voraus gegangenen Proben flossen nachstehende unumstößliche Grundsätze. 1) Das Backen bey Stein-Kohlen auf einer stehenden Feld-Bäckerey, verhält sich, in Absicht der Geschwindigkeit, zu dem Backen bey Holz, wie 7 zu 5; indem in 24 Stunden bey Stein-Kohlen 7 Mahl, bey Holz hingegen nur 5 Mahl, zu backen möglich ist; und wenn die Bäcker erst recht eingerichtet seyn werden, wird ein achtmahliges Backen in 24 Stunden sicher möglich seyn, welcher Vortheil und Geschwindigkeit dadurch gestiftet wird, daß, ehe man das Brod heraus zieht, man die Feuerung schon wieder vornimmt, als wodurch $\frac{1}{4}$ Stunde bey jedem Backen zu ersparen ist. 2) Das Backen in solchen Oefen ist viel reinlicher, als in den ordinären Back-Oefen, indem niemahls Asche, noch anderer Unrath sich an die Unter-Rinde des Brodes hängen, noch weniger Dämpfe und einen Geschmack nach den Stein-Kohlen annehmen kann. 3) Das Reinmachen der Oefen fällt gänzlich weg, und es wird also dadurch die Arbeit den Bäckern erleichtert. 4) Weil keine Kohlen aus dem Ofen gezogen werden, wie bey dem gewöhnlichen Backen geschieht, so ist auch das Backen bey Stein-Kohlen nach dieser Manier nicht feuergefährlich; und man weiß, daß durch das Herausziehen der glühenden Kohlen aus den Oefen, bey der Sorglosigkeit der Bäcker, oft sehr beträchtliche Feuersbrünste entstehen. 5) Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Vorräthen der Stein-Kohlen, welche, bekannter Maßen, ohne Luftzug nicht zu entzünden sind, da hingegen die Vorräthe von Holz oft große, nicht zu löschende, Feuersbrünste nach sich ziehen. Es ist auch ferner der Raum, den man zur Aufbewahr-

wahrung der Stein-Kohlen nöthig hat, ausserordentlich geringe gegen denjenigen, den man zur Aufbewahrung des Holzes haben muß; denn da, nach einem vielfältig ausgemittelten Principio, 5 bresl. Sch. Stein-Kohlen, einer Klafter Kienen-Holz, in Absicht der Erheizung gleich sind, ein bresl. gehäufter Scheffel Stein-Kohlen aber $2\frac{3}{4}$ Kubik-Fuß rheinl. Maß enthält, und eine sechsfußige Klafter Holz, von dreyfußiger Kloben-Länge, 108 Kubik-Fuß ausmacht, so werden schon auf 100 Scheffel Stein-Kohlen, verglichen gegen 20 Klafter Holz, 1885 Kubik-Fuß an Raum erspart, welches in großen Städten, und besonders in Festungen, ein Object ist, wozu noch kommt, daß, durch feindliches Werfen brennbarer Materien unter Steinkohlen-Magazine, dieselben nicht entzündet werden können; wie man solche denn auch an feuchten Orten, und so gar unter Wasser aufzubewahren, leicht Gelegenheit findet, welches doch bey Holz-Vorräthen überall nicht angeht. Endlich 6) besteht der wesentlichste Vortheil hauptsächlich darin, daß die Steinkohlen-Feuerung, wo die Gruben in der Nähe sind, oder der Transport zu Wasser geschehen kann, weit wohlfeiler, als die Holz-Feuerung ist, wie folgende, darüber bey den vorgewesenen Proben zugelegte, Berechnung beweiset.

a) Zur Erwärmung eines Back-Ofens, worin 300 Stück sechspfündige Brode gar gebacken werden können, gehört, den auf wiederhohlte Versuche sich gründenden Principiis zu Folge, - - - 1 Klafter Kienen-Holz, von 108 Kub. Fuß rheinl.

b) Zu einem vierwöchentlich Tag und Nacht fortgehenden oder 140mahligen Backen, noch - - - - - - - - - - - - 25 -

mithin überhaupt 26 Klafter, wobey 45,000 Stück Brod gebacken werden.

26 Klafter, oder 6½ Haufen Kienen-Holz, kosten aber hier in Berlin, der Haufen

1) auf den Holz-Märkten an Kauf-Geld, incl. Anweiser-Lohn und Damm-Geld, - - 15 Rthlr. 12 Gr.
2) an Fuhr-Lohn bis zur Bäckerey - 1 ″ 12 ″
und 3) für einmahliges Durchsägen und Zerhauen - - - - - - - - 1 ″ 8 ″

Summa 18 Rthlr. 8 Gr.

mithin 6½ Haufen, 119 Rthlr. 4 Gr.; oder zu 1000 Stück Brod werden 3 Rthlr. 1 Gr. 4 Pf. an Holz-Feuerung erfordert.

Das Backen von 45000 Stück Brod bey Stein-Kohlen, wenn jedes Mahl nur 200 Brode eingeschoben werden können, erfordert

a) zur ersten, zweyten und dritten Erheizung, jedes Mahl 2 Scheffel, macht - - - - - 6 Scheffel
b) zur vierten und fünften Heizung, jedes Mahl 1 Scheffel, macht - - - - 2 ″
und c) zu den folgenden 220mahligen Erheizungen, jedes Mahl ½ Scheffel, macht - - - - - - - - 110 ″

thut überhaupt 118 Scheffel,

und der Scheffel kostet allhier 12 Gr., mithin kosten 45000 Stück sechspfündige Brode bey Stein-Kohlen zu backen, hier in Berlin, 59 Rthlr., oder 1000 Stück Brod - - - - - 1 Rthlr. 7 Gr. 5⅗ Pf.

Aus der hier nun vorgelegten, auf Erfahrung sich gründenden Berechnung, ist also offenbar bewiesen, wie vortheilhaft das Backen bey Stein-Kohlen gegen das Backen beym Holze ist, ungeachtet deren Transport den Preis hier theurer macht, als wo man solche in der Nähe hat.

In Schlesien ist das Holz zwar wohlfeiler, als in Berlin; allein, es sind auch auf der andern Seite die Stein-Kohlen weit wohlfeiler allda zu haben; und eine Berechnung in Schweidnitz, Glatz oder Silberberg, würde ungefähr so aussehen:

45000 Stück Brod erfordern
entweder 26 Klafter Holz, und diese kosten mit Anfuhre, Durchschneiden und Kleinmachen, zu 4 Rthlr. 4 Gr. pro Klafter gerechnet, - - - 108 Rthlr. 8 Gr.
oder 118 Scheffel Stein-Kohlen, welche, mit Inbegriff des Transportes auf 6 Gr. pro Scheffel, zu stehen kommen können, macht - - - 29 = 12 =

mithin kosten 45000 Stück Brod bey Stein-Kohlen zu backen, 78 Rthlr. 20 Gr. alida weniger, als bey Holz, und 1000 Stück Brod zu backen, nur 15 Gr. $8\frac{4}{5}$ Pf.

Um im Ganzen zu überschlagen, ob die Feuerung bey Stein-Kohlen vortheilhafter, als die bey Holz sey, nimmt man hier das Principium an: Kosten 5 Sch. Stein-Kohlen mit den Transport-Kosten, bis zur Stelle des Gebrauches, weniger als 1 Klafter Kienen-Holz, so ist der Steinkohlen-Brand anzurathen; kosten sie hingegen mehr, so bleibe man bey der Holz-Feuerung.

Aus der hier geschehenen Beschreibung ist nun ferner einleuchtend, daß bey dem Commiß-Backen ein größerer Vortheil, als bey dem ordinären Backen der Bäcker, in Absicht der Steinkohlen-Feuerung, entstehen müsse, welches darin liegt, daß ersteres in einer Continuation fort verrichtet wird, ohne daß der Ofen erkalten darf, welches im Gegentheil bey dem ordinären Backen nicht angeht; und man hat schon in dem Hôtel-Dieu, in Paris, deshalb durch einen Versuch gefunden, daß zum ersten Schuß Brod, 3 Mahl mehr Holz, als zum fünften Backen, erforderlich war; und bey den hiesigen Versuchen hat sich gezeigt, daß bey der sechsten und folgenden Wiederhohlung des Backens nur ein Viertel Kohlen gegen die erste Erheizung erforderlich war.

Indessen muß ein Stadt-Bäcker sich darüber die Rechnung nach der vorhergehenden Anweisung so machen: Er backe täglich 1, 2 oder 3 Mahl, und gebrauche, die Woche über, ½ Haufen, oder in einem Jahre 26 Haufen Kienen-Holz; diese kosten ihm, mit Inbegriff des Fuhr-Lohnes, Sägens und Spaltens, à 18 Rthlr. 8 Gr. der Haufen, - - - - - - - - - - - 476 Rthlr. 16 Gr.

An Stein-Kohlen wird er dagegen, da 20 Scheffel statt eines Haufens gerechnet werden, 520 Scheff. bedürfen, und diese kosten ihm, zu 12 Gr. den Scheffel gerechnet, - - - - - - - 260 ⸗ — ⸗

mithin erspart derselbe hier in Berlin, im Jahre - - - - - - - - - 216 Rthlr. 16 Gr.

Um den ganzen Holz-Bedarf für die Bäcker in Berlin zu übersehen, und berechnen zu können, wie viel Stein-Kohlen diese dagegen bedürfen, und wie vieler Vortheil ihnen dadurch zuwachsen würde, hat Hr. Holsche folgende, auf sichere Grundsätze sich gründende, Berechnungen zugelegt.

Es befinden sich in Berlin 260 Bäcker-Meister, und diese verbacken jährlich

an Weizen-Mehl - - - - - - - 6050 Wispel.
und an Rocken-Mehl - - - - - - 13850 ⸗
Summa 19900 Wispel.

Was nun die großen Bäcker betrifft, diese backen, das Jahr hindurch, tagtäglich 1, 2, 3, 4, auch 5 Mahl, und rechnen, wenn sie große Brode backen, auf 1 Wisp. Rocken-Mehl ¼ Haufen Kienen-Holz; bey kleinen Broden, zu ½ Wisp. ¼ Haufen Holz; und zu 16 Scheffel Weizen-Mehl in Semmel u. d. gl. zu verbacken, ¼ Haufen Holz, und wird in lezterm Falle der Ofen 2 Mahl beschoben.

Die ordinären hiesigen Back-Oefen sind so beschaffen, daß darin auf ein Mahl entweder 2 Scheff. Weizen-, oder 3 Scheff. Rocken-Mehl verbacken werden können; und zu solchem achtmahligen Backen rechnen die Bäcker ¼ Haufen Holz; mithin erfordert 1 Wispel Rocken zu verbacken, ¼ Hau-

$\frac{1}{4}$ Haufen Kienen-Holz, und $\frac{2}{3}$ Wisp. oder 16 hiesige Scheff. Weizen erfordern ebenfalls $\frac{1}{4}$ Haufen Holz.

Es erfordern also 6050 Wispel Weizen zu backen 2263 Haufen,
und 13850 Wisp. Rocken - - - $3462\frac{1}{2}$ -
mithin überhaupt $5730\frac{1}{2}$ Haufen Kienen-Holz.

Ein Haufen Kienen-Holz kostet, nach den vorhin angegebenen Berechnungen, 18 Rthlr. 8 Gr.
mithin $5730\frac{1}{2}$ Haufen Holz 105059 Rthlr. 4 Gr.

Es sind aber, vermöge der so oft wiederhohlten Versuche, 20 Scheffel Stein-Kohlen in der Feuerung einem Haufen Kienen-Holz gleich; mithin würden, statt der $5730\frac{1}{2}$ Haufen, 114610 Scheffel Stein-Kohlen erforderlich seyn; und da der Sch. hier zur Stelle 12 Gr. kostet, beträgt dies eine Summe von 57305 Rthlr.

und werden also gegen die Holz-Feuerung in Einem Jahre ersparet - - - - - - - - - 47754 Rthlr. 4 Gr.

Der Haufen Kienen-Holz hat mit dem Klafter-Holze eine gleiche Kloben-Länge von 3 Fuß; und es soll, nach der Vorschrift, der Haufen zu 18 Fuß lang und 9 F. hoch gerechnet werden, welches dann einen Inhalt von 486 Kubik-Fuß ausmacht, und also $4\frac{1}{2}$ Klafter beträgt. Allein, da die Haufen nicht so sorgfältig gesetzt werden, so ist dies die Ursache, warum, bey den hier angestellten Versuchen, statt $22\frac{1}{2}$ Sch. Stein-Kohlen, gegen 1 Haufen Kienen-Holz verglichen, nur 20 Scheffel nöthig waren, und daher der Haufen zu 4 Kl. immer gerechnet worden ist.

Wäre nun die Nahrung der hiesigen 260 Bäcker gleich, so würde ein jeder 183 Rthlr. 16 Gr. im Jahre ersparen;

indessen gewinnt doch der eine das mehrere, was der andere weniger ausgeben darf; und wenn man zu jedem Haufen Holz 6 Stück Kienen, im Durchschnitt rechnet, werden 34380 Stück zu einem nützlichern Behuf zu verwenden erspart.

Der von Hrn. Holsche zum Backen bey Stein-Kohlen erfundene, und in Fig. 2920 abgebildete Ofen, ist im Back-Herde zu 300 Broden eingerichtet. Da indessen die meisten der ordinären Bäcker-Oefen nicht so groß seyn dürfen, so zeigt folgende Tabelle, wie ein jeder seinen Ofen im Back-Herde zu proportioniren habe.

Berliner Scheffel Mehl.	Länge des Ofens. Fuß.	Zoll.	Breite des Ofens. Fuß	Zoll.	Höhe des Gewölbes in der Mitte. Fuß.	Zoll.	Zahl der zu backenden Brode. große.	kleine.
12	15	4	13	3	1	6	240	1152
11	14	6	12	9	1	$5\frac{1}{2}$	220	1056
10	14	—	12	—	1	5	200	960
9	13	8	10	9	1	$4\frac{1}{2}$	180	864
8	13	—	9	8	1	4	160	768
7	12	8	9	—	1	$3\frac{1}{2}$	140	672
6	12	—	8	8	1	3	120	576
5	11	9	8	4	1	$2\frac{1}{2}$	100	480
4	11	—	8	—	1	2	80	384
3	10	—	7	—	1	$1\frac{1}{2}$	60	288
2	9	8	6	—	1	1	40	192
1	8	—	5	—	1	$\frac{1}{2}$	20	96

Erklärung der Figuren.

A. Der Grundriß des Fundamentes.
a, der Schorstein zur Feuerung.
b, das Schür-Loch.
c, der Luftzug, welcher wenigstens 24 bis 30 Fuß lang, und an der Mündung gegen die Oeffnung bey dem Roste, sich wie 4 Fuß, sowohl der Breite als Höhe nach, zu 2 Fuß, verhalten muß.
d, das Aschen-Loch, welches bey e, $2\frac{1}{2}$ Stein stark zugemauert wird, damit kein conträrer Luftzug entstehe.
f, die Größe des Herdes.
g, der Rost aus geschmiedetem oder gegossenem Eisen.

B. Der Grundriß des Back-Herdes.

a, der Schorstein.
b, das Ofen-Loch zum Brod-Einschieben.
c, die vier Dampf-Röhren.
d, die 14 Erheizungs-Röhren, welche auslaufen.
e, die vier eisernen Anker.
f, der Leucht-Kamin, um den Ofen beym Brod-Einschieben zu erleuchten.

C. Der Standriß von der langen Seite x y.

a, der Schorstein.
b, das Backofen-Gewölbe.
c, die Gurte.
d, das Aschenloch, welches aber beym Backen ½ Stein stark zugemauert wird, um keinen conträren Luftzug zu haben.
e, vier eiserne Anker mit ihren Splinten, zum Zusammenhalten des Ofens und Tragen des Gewölbes.

D. Der Standriß von der Seite der Feuerung v w.

a, der Luftzug, welcher mit einer hölzernen Thüre, zum Temperiren, bey der Mündung versehen wird.
b, das Schür-Loch zur Feuerung, mit einer blechernen Thüre versehen, welche nach der Feuer-Seite zu mit gutem Thone lutiret werden muß, weil sie sonst glühend wird, und die Arbeiter nicht einschieben können.
c, das Backofen-Loch.
d, Leucht-Kamin.
e, dieses Kamines Rauch-Loch.
f, zwey Brodem-Röhren, um den feuchten Wrasen des Brodes hinten aus dem Ofen zu ziehen.
g, das Dampf-Rohr, in welchem die vier Dampf-Röhren (B, c.) einfallen, und welches Rohr mit einer sich senkrecht öffnenden Thüre, die sich an den Rahmen auf beyden Seiten klemmet, das Register genannt, verschlossen, und, nach dem dieses mehr oder weniger geöffnet wird, die Stein-Kohlen mehr oder weniger zu brennen anfangen.
h, der Schorstein.

E. Das Profil der Länge nach, und zwar nach der Linie t u.

a, der Luftzug, welcher wenigstens 24 bis 30 Fuß lang seyn muß.
b, das Aschen-Loch.
c, der Rost.
d, das Schür-Loch.
e, die vier Gurte, in welchen 4 eiserne geschmiedete Anker envelopirt liegen, damit sie der Schwefel der Stein-Kohlen nicht angreife.
f, die steigende Sohle des Feuer-Herdes.
g, die Dampf-Röhre, deren vier sind.
h, die Brodem-Röhre, deren zwey sind.
i, das Ofen-Loch, zum Einschieben des Brodes.
k, das Dampf-Loch mit dem Register.
l, der Schorstein.

F. Das Quer-Profil, nach der Linie r s.

a, die Sohle des Feuer-Herdes, nach beyden Seiten steigend.
b, die Dampf-Röhren.
c, die 14 Erheizungs-Röhren, welche gegen die 2 Brodem-Röhren auslaufen.
d, das Herd-Gewölbe, welches zu mehrerer Haltbarkeit etwas gebogen ist.
e, das Backofen-Gewölbe.
f, die schon zusammen gezogenen 4 Dampf-Röhren.

G. Ein eiserner geschmiedeter Anker, auf beyden Enden mit Splint versehen, und zwar so, daß Anker und Splint heraus geschlagen werden können, um im erforderlichen Falle neue einzuwechseln.

H. Verband des Herd-Gewölbes, wie die Mauer-Steine verhauen oder gleich gestrichen werden müssen. Die Gurt-Steine, und was dem Feuer ausgesetzt ist, müssen gute Mauer-Steine seyn, die im Feuer nicht gleich schmelzen.

I. Die lutierte Thür des Schür-Loches.

K. Kapsel zum Verschließen der Brodem-Röhren.

L. Klapp-Thür oder Register vor der Dampf-Röhre.

M. Sichelförmiger, eiserner Haken an einer hölzernen Stange, um den Rost, wenn er sich versetzt, damit zu reinigen.

N. Schippe zum Aufwerfen der Kohlen.

Was ein solcher Ofen hier in Berlin zu errichten kostet, zeigt nachstehender Bau-Anschlag, nach welchem sich an andern Orten solche Anschläge leicht verfertigen lassen.

Bau-Anschlag

von Errichtung eines Back-Ofens, der mit Stein-Kohlen geheizt wird, und in welchem auf ein Mahl 300 Stück sechspfündige Commiß-Brode gebackt werden können; ohne Gebäude und Dach darüber, weil angenommen ist, daß er in einem schon vorhandenen Gebäude angelegt werden soll.

A. An Mauer-Arbeits-Lohn.

	Thl.	Gr.	Pf.
6 Schacht-Ruthen Fundament unter dem Ofen, jede zu 144 Kublk-Fuß gerechnet, 4 Fuß tief, dem Risse gemäß, auszugraben, und die Erde beyseit zu schaffen, à Schacht-Ruthe 6 Gr.	1	12	—
6 Schacht-Ruthen Fundament, den Luftzug nach dem Risse auszugraben, und die Erde beyseit zu schaffen, à Schacht-Ruthe 6 Gr.	1	12	—
4½ Schacht-Ruthe Fundament von Kalk- Bruch- oder Feld-Steinen in tüchtigem Verbande, der Zeichnung gemäß, in zwey Absätzen der Erde gleich, unter dem Ofen aufzumauern, à Schacht-Ruthe 1 Rthlr. 12 Gr.	6	18	—
36 laufende Fuß, den Luftzug, der Zeichnung gemäß, von Kalk- oder Bruch-Steinen die Seiten-Mauern aufzumauern, à Fuß 3 Gr.	4	12	—
Latus	14	6	—

	Thl.	Gr.	Pf.
Transport	14	6	—
36 laufende Fuß, den Luftzug mit Mauer-Steinen auf der flachen Seite in Lehm zu pflastern, à Fuß 4 Pfenn.		12	—
36 laufende Fuß, den Luftzug einen halben Stein stark mit Mauer-Steinen zu zuwölben, und bey der Mündung eine Kappe zu wölben, à Fuß 2 Gr.	3	—	—
4½ Schacht-Ruthe, die Umfassungs-Mauern und Wiederlagen 5 Fuß hoch und 3 F. stark, 1½ F. nach der Feuer-Seite zu, in Lehm, die äussern anderthalb Fuß hergegen von Kalk- oder Bruch-Steinen mit Mauerspeise von Kalk tüchtig aufzumauern, à Schacht-Ruthe wegen Anlage und Abtheilung der Züge 2 Rthlr.	9	—	—
½ Schacht-Ruthe, den Schorstein von der Erde 7 Fuß hoch, der Zeichnung gemäß, 1½ Stein stark mit Mauer-Steinen von Kalk in tüchtigem Verbande herauf zu mauern und den Bogen zu schließen	2	—	—
21½ Fuß hoch, den Schorstein, der Zeichnung gemäß, ½ Stein stark in Lehm gemauert, trichterförmig herauf zu führen, über dem Dache mit Gesims zu versehen und zu putzen, unter dem Dache zu berappen und inwendig mit Lehm zu verstreichen, à Fuß 3 Gr.	2	16	6
1 □R. Das Pflaster des Feuer-Herdes, 1 Stein stark, sowohl nach beyden Seiten als auch nach hinten zu steigend in Lehm zu mauern, und die Züge gehörig einzurichten	2	—	—
Den Rost zu legen, die Wangen zu mauern, und erstern zu befestigen	—	16	—
Latus	34	2	6

	Thl.	Gr.	Pf.
Transport	34	2	6
1¼ □R. Das Herd-Gewölbe, der Zeichnung gemäß, mit 4 Dampf- und 14 Erheizungs-Röhren anzulegen und in Lehm zu mauern, 4 Gurte 1 Stein hoch zu machen, darin die Anker zu envelopiren, die Steine dazu zu verhauen, die Anker zu legen, auch das übrige Gewölbe mit keilförmigen Steinen ½ Stein stark zu wölben, und die hierzu zu gebrauchenden Steine durchgängig abzuschleifen	10	—	—
1 □R. Pflaster von abgeschliffenen 1½ Zoll starken Fliesen, damit das Herd-Gewölbe zu belegen, und hernach abzureiben	1	12	—
1½ □R. Das obere oder Back-Gewölbe, mit den 4 nachmahls in eins laufenden Dampf-Röhren, den 2 Brodem- und daran auslaufenden 14 Erheizungs-Röhren mit 4 Gurten in tüchtigem Verbande zu wölben, dazu die Bogen zu schneiden, und die sämmtlichen Röhren inwendig mit Lehm zu verstreichen	18	—	—
1 □R. Dies Gewölbe mit Lehm, 2 Zoll hoch zu übertragen	—	18	—
Zu dem Schür-Loche die eiserne Thür-Zarge und Trage-Eisen, desgl. zu dem Ofen-Loch, wie auch der Rauch-Röhre, und zu den 2 Brodem-Röhren die Zargen einzusetzen und zu vermauern	2	—	—
2½ □R. Die ganze Umfassungs-Mauer, nebst dem Schorsteine bis zum ersten Absatze mit Kalk zu berappen, à □R. 10 Gr.	1	1	—
Latus	67	9	6

	Thlr.	Gr	Pf.	Thl.	Gr.	Pf.
Transport	67	9	6			
Den Ofen und Luftzug rund herum das Fundament mit Erde wieder anzufüllen, fest zu stampfen, auch den Schutt wegzufahren - - -	3	—	—	70	9	6
B. An Zimmer-Arbeits-Lohn.						
Für die Mündung des Luftzuges, eine gefalzte Zarge von 4½ Fuß hoch, und 4 F. breit, mit einer zweyflügeligen gespündeten und mit eingeschobenen Leisten versehenen Thür anzufertigen, incl. Holz - - - - - - -	—	—	—	2	8	—
C. An Hufschmiede-Arbeit.						
Einen Rost von 4 Fuß lang, 2 F. breit, die Stäbe von einzolligem Eisen, und 1 Z. weiter Theilung mit den Wangen-Eisen von ½ Z. stark und 2 Z. breit, anzufertigen, wiegt 440 ℔., à ℔. incl. Eisen, 2 Gr. - -	36	16	—			
Anm. Wird der Rost von Guß-Eisen gemacht, müssen die Stäbe anderthalb Zoll stark abgegossen werden, die Wangen aber anderthalb Zoll breit und 3 Zoll hoch, und die Entfernung der Stäbe bleibt 1 Zoll weit, und wiegt ein solcher Rost 3 Ctn. à Ctn. da es Sandguß ist, 2 Rthlr 19 Gr. 7 Pf., macht 8 Rthlr 10 Gr. 9 Pf.						
4 Stück geschmiedete Anker von 16½ F. lang, 2 Z. hoch und 1 Z. breit, mit Schläufen an beyden Seiten, auch 8 Stück 3 F. langen Splinten, 2 Z. stark und ¾ Z. breit, anzufertigen, incl. Eisen, à ℔. 2 Gr., macht für 580 ℔. - - - - - - - - -	48	8	—			
Latus	—	—	—	72	17	6

	Thl.	Gr.	Pf	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	—	—	—	72	17	6
3 Stück Trage-Anker zum Schür-Loche, Ofen-Loche und der Rauch-Röhre anzufertigen, wiegen 36 ℔. à ℔. incl. Eisen, 2 Gr.	3	—	—			
Einen Haken zum Räumen des Rostes, nach Art der Sichel, mit einer Tille anzufertigen, wiegt 8 ℔. à 2 Gr.	—	16	—			
	—	—	—	88	16	—
D. An Kleinschmiede- oder Schlösser-Arbeit.						
Eine eiserne Zarge zur Thüre vor das Schür-Loch, wiegt 33 ℔., à ℔. 3 Gr.	4	3	—			
Die Thür zu dieser Zarge mit Rahmen und Wiederhaken zum Lutiren versehen, auch mit einer darin anzubringenden kleinen Zarge und Thür, die Rahmen von 1 Z. breiten Eisen; alles übrige von starkem Sturz-Bleche anzufertigen, auch mit Häspen und Haken, Klinke und Klink-Haken zu versehen, wiegt 24 ℔. à 4 Gr.	4	—	—			
Eine Zarge zum Backofen-Loche in der vorher beschriebenen Art anzufertigen, wiegt 16 ℔. incl. Eisen, 3 Gr.	2	—	—			
Die Thür zu dieser Zarge von starkem Sturz-Bleche, mit Rahmen und ganz über gehenden Häspen, auch Haken, Klinke und Klink-Haken anzufertigen, wiegt 14 ℔. à 4 Gr.	2	8	—			
Eine Zarge zu der Dampf-Röhre anzufertigen, wiegt 25 ℔.; à ℔. incl. Eisen, 3 Gr.	3	3	—			
Latus	—	—	—	161	9	6

	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	—	—	—	161	9	6
Eine Klapp-Thür oder Register mit 2 Backen, die sich an die Seiten klemmen, aus starkem Sturz-Blech anzufertigen, mit Häspen und Haken, auch Handgriff zum Oeffnen und Verschließen, versehen, wiegt 36 ℔.; à ℔. 4 Gr.	6	—	—			
Zwey Röhren mit Klappen, für die Brodem-Röhren aus starkem Sturz-Blech anzufertigen und mit Hand-Griff zu versehen, wiegen 12 ℔. à 4 Gr.	2	—	—			
Die zwey hölzernen Thüren vor dem Luftzuge mit Häspen und Haken, auch Riegeln und deutschem Schloß zu beschlagen	1	18	—			
Eine Kohlen-Schippe anzufertigen	1	—	—			
	—	—	—	26	8	—
E. An Materialien.						
4½ Prahm ordinäre rüdersdorfer Kalk-Steine, von 420 Kub. Fuß pro Prahm, statt der Feld- oder Bruch-Steine, anzukaufen 6Th. 17Gr. 6Pf. und an Wasser-Fracht bis Berlin 3Th.—Gr.—Pf. macht 9Th. 17Gr. 6Pf.	43	18	9			
6000 Stück rathenower Mauer-Steine, welche im Feuer nicht leicht schmelzen, anzukaufen, incl. Transport, à 7 Rthlr.	70	—	—			
200 Stück 2½ Zoll starke und ein Fuß im □ breite Fliesen anzukaufen, incl. Transport, à Stück 4 Pfenn.	2	18	8			
36 Vierscheffel-Tonnen rüdersdorfer Kalk anzukaufen, mit Transport, à 1 Rthlr.	36	—	—			
30 Fuder Lehm anzufahren, à 12 Gr.	15	—	—			
Latus	—	—	—	187	17	6

	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	—	—	—	187	17	6
82 Fuder Sand anzufahren, à 6 Gr.	20	12	—			
20 Stück Rüst-Bretter zu Bogen und Rüstungen anzuschaffen, à 8 Gr.	6	16	—			
15 Stück Dach-Latten zum Wölben anzuschaffen, à 3 Gr. 4 Pf. - -	2	2	—			
10 Schock Latt-Nägel anzukaufen, à 4 Gr. - - - - - - - - -	1	16	—			
	—	—	—	258	11	5
Für Rüstzeug, Botten-Lohn, Geräthe und unvorherzusehende Ausgaben - - - - - - - - - -	—	—	—	8	—	—
Summa	—	—	—	454	4	11

Es ist noch einige Anleitung zur Behandlung dieses Ofens zu geben nöthig.

1. Die Kohlen werden in ein neben dem Ofen vertieft anzulegendes Behältniß, worein etwa ein Par Scheffel gehen, gestürzt, und vor dem Gebrauche mit Wasser gut benetzt; und können auf 1 Scheffel Kohlen 4 bis 5 Eimer Wasser gegossen werden.

2. Grus, oder, bergmännisch geredet, klare Kohlen, müssen zum Gebrauch bey diesem Back-Ofen anfänglich nicht genommen werden, sondern man muß die Stück-Kohlen aussuchen, und damit erst feuern, um jene nicht durch den Rost fallen zu lassen. Sind die Stück-Kohlen aber erst einmahl in völliger Gluth, so kann man klare Kohlen nachwerfen; doch muß man immer dahin sehen, daß der Rost aller Orten bedeckt bleibe. Wollen die Kohlen nicht

nicht brennen, so ist es ein Zeichen, daß der Rost sich versetzt hat, und es am Luftzuge fehlt, alsdann nimmt man den sichelförmigen Haken, M, und sucht von oben damit in dem Roste wieder Luft zu schaffen; wenn dies aber nicht mehr möglich ist, muß es von unten durch den Luftzug geschehen; indessen kommt dieser lezte Fall nicht oft vor. Will man die dem ungeachtet durch den Rost durchfallenden kleinen Kohlen wieder gebrauchen, muß man das Aschen-Loch so tief anlegen, daß etwas Wasser darin steht, so löschen sich dieselben beym Herunterfallen gleich aus, und beym Herausziehen der Asche kann man solche wieder absondern, und diese kleine Kohlen an die Schmiede verkaufen.

3. Wenn zuerst der Ofen angefeuert werden soll, muß man nur so viel Kohlen auf den Rost legen, daß er kaum damit bedeckt ist, alsdann zündet man sie an, und zieht das Register vor der Dampf-Röhre nur zum vierten Theile auf, bis man ein Prasseln des Feuers und einen starken Dampf verspüret, da man dann dieses Register nach und nach immer mehr öffnet, und den dicken Dampf möglichst geschwinde von den Kohlen zu jagen sucht. Sobald die Kohlen aber hell brennen, wird das Register bis zum vierten Theile wieder geschlossen, damit nicht zu viel Hitze unnütz verfliege; wenn hergegen von neuem wieder Kohlen aufgegeben werden, muß man sich durch mehreres Oeffnen des Registers wieder von dem Dampfe zu befreyen suchen, und hernach solches wieder mehr verschließen. Die Thür des Schür-Loches, des Ofen-Loches, und die Kapseln vor den Brodem-Röhren, bleiben beständig geschlossen. Leztere werden, wenn das Brod im Ofen

ist,

ist, einige Mahl geöffnet, um den Wrasen wegzuschaffen.

4. Will man wissen, ob der Ofen aller Orten die gehörige Hitze habe, so werfe man eine ungefähr durchgängig 2 Zoll starke Stange in den Ofen bis zu Ende desselben, lasse solche 3 bis 4 Minuten darin liegen, und ziehe sie hernach geschwinde heraus, so kann man mit der Hand gleich fühlen, ob er aller Orten schon die nöthige Hitze habe. Ein geübter Bäcker wirft eine Handvoll Mehl in den Ofen, und sieht an dessen Braunwerden, auch an der Couleur der Steine selbst, welche nicht grau, sondern weiß seyn müssen, ob der Ofen bereits genug erheizt worden ist, oder nicht.

5. Sobald das Brod in den Ofen geschoben, oder, nach der Sprache der Bäcker, geschossen werden soll, müssen beyde hölzerne Thüren vor dem Luft-Zuge, wie auch das Register verschlossen, und klare Kohlen aufgegeben werden, theils um keine stärkere Hitze, als nöthig ist, zu bekommen, und die Kohlen nicht unnutz zu verbrennen, andern Theils, weil, wenn der Luftzug und das Register offen, und nicht hinlängliche Kohlen vorhanden sind, der Ofen zu geschwinde abgekühlt, und das eingeschobene Brod nicht gar wird. Ist der Ofen aber zu sehr erheizt, so darf man nur die Ofen-Thür, die beyden Brodem-Röhren und das Register einige Minuten gänzlich öffnen, da man dann sogleich ein Abkühlen desselben verspüren wird.

6. Soll das Backen recht geschwinde von Statten gehen, als worauf es bey den Feld-Bäckereyen hauptsächlich ankommt, so muß man den Kohlen-Bedarf zur folgenden Erwärmung des Ofens allemahl vorher auf den Rost legen, ehe man das

Brod

Brod heraus zieht, sodann die Thür vor dem Luftzuge, wie auch das Register, ein wenig öffnen, so jagt man, während dem Herausziehen des Brodes den Dampf schon von den Kohlen weg, und der Ofen wird weit eher wieder heiß. Ein Vortheil, welcher bey der Erheizung von Holz gar nicht Statt findet!

Wenn die Bäcker mit dieser vortheilhaften Behandlung solcher Oefen erst recht bekannt sind, so ist es, nach dem eigenen Geständnisse des hiesigen Ober-Backmeisters Metzke, welcher beym Probe-Backen die Aufsicht hatte, möglich, statt 7 Mahl, die es geleistet wurde, ein achtmahliges Backen binnen 24 Stunden vorzunehmen. Das Backen bey der Feuerung von Holz kann in 24 Stunden nur 5 Mahl geschehen, und es werden, da jedes Mahl 300 Brode geschossen werden, in 24 Stunden 1500 Stück Brod gebacken. Bey der Feuerung von Stein-Kohlen wird in 24 Stunden 7 Mahl geschossen, und jedes Mahl, ebenfalls nach der Größe dieses Ofens 300 Brode, welches 2100 Stück beträgt, und also in 24 Stunden 600 Stück Brod mehr. Lässet sich dieses in der Folge 8 Mahl leisten, so können 900 Brode in 24 Stunden mehr, als bey Holz, gebacken werden, welches bey Feld-Bäckereyen ein einleuchtender Vortheil ist.

Fried. Holsche neu inventirter Back-Ofen, bei der Feuerung von Steinkohlen Brod zu backen. Berl. 1781, 4. 3 Bog. u. e. K. T.

An denen Orten, wo Torf gebräuchlich, und kein Holz-Vorrath ist, wird Brod dabey gebacken. Eben so lässet sich auch bey Stroh ein recht wohlschmeckendes Brod backen.

Wie viel Mehl und Wasser zu einem Brod von 6 lb., und wie viel zu einem Scheffel Mehl genommen werden müsse. Es soll z. B. ein Scheffel, berl. Maß,

Maß, zu Brod eingesäuert werden. Dieser Scheffel muß, nach dem preuß. Magazin-Reglement, 75 ℔. wiegen. Aus diesem Scheffel sollen 50 tägliche Portionen, eine jede Portion zu 2 ℔. gerechnet, gebacken werden; mithin muß zu diesem Scheffel an 26 ℔. Wasser zugegossen werden. Nun fragt es sich, wenn viel Wasser aus diesem Brode im Ofen austrocknet, wie viel dann ausgebackenes Brod bleibt, und wie viel Wasser zu solchem Scheffel Mehl genommen werden müsse, wenn gedachte Portionen-Anzahl ihre Richtigkeit und ihr völliges Gewicht behalten soll. Dieses ist aus nachstehender Tabelle deutlich zu ersehen.

Tabelle, vom Verbacken.

Wenn an Mehl gebacken werden soll,			so wird dazu Wasser nöthig seyn,		daraus wird Teig,	hiervon trocknen an Wasser aus	bleibt an ausgebackenem Brod	Back-Geld den Stadt-Bäckern, pro Scheff. 3 Gr.	
Pf.	Sch.	Mtz.	Pf.	Qrt.	Pf.	Pf.	Pf.	Gr.	Pf.
1	—	—	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{5}$	$1\frac{1}{2}$	$\frac{1}{6}$	$1\frac{1}{3}$	—	$\frac{1}{2}\frac{2}{5}$
2	—	—	1	$\frac{2}{5}$	3	$\frac{1}{3}$	$2\frac{2}{3}$	—	$\frac{2}{2}\frac{4}{5}$
3	—	—	$1\frac{1}{2}$	$\frac{3}{5}$	$4\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	4	—	$1\frac{1}{2}\frac{1}{5}$
4	—	—	2	$\frac{4}{5}$	6	$\frac{2}{3}$	$5\frac{1}{3}$	—	$1\frac{2}{2}\frac{3}{5}$
5	—	—	$2\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{5}$	$7\frac{1}{2}$	$\frac{5}{6}$	$6\frac{2}{3}$	—	$2\frac{2}{5}$
6	—	—	3	$1\frac{1}{5}$	9	1	8	—	$2\frac{2}{2}\frac{2}{5}$
7	—	—	$3\frac{1}{2}$	$1\frac{2}{5}$	$10\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{6}$	$9\frac{1}{3}$	—	$3\frac{2}{2}\frac{2}{5}$
8	—	—	4	$1\frac{3}{5}$	12	$1\frac{1}{3}$	$10\frac{2}{3}$	—	$3\frac{2}{2}\frac{1}{5}$
9	—	—	$4\frac{1}{2}$	$1\frac{4}{5}$	$13\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{2}$	12	—	$4\frac{1}{2}\frac{1}{5}$
10	—	—	5	2	15	$1\frac{2}{3}$	$13\frac{1}{3}$	—	$4\frac{1}{5}$
20	—	—	10	4	30	$3\frac{1}{3}$	$26\frac{2}{3}$	—	$9\frac{3}{5}$
30	—	—	15	6	45	5	40	1	$2\frac{2}{5}$
40	—	—	20	8	60	$6\frac{2}{3}$	$53\frac{1}{3}$	1	$7\frac{1}{5}$
50	—	—	25	10	75	$8\frac{1}{3}$	$66\frac{2}{3}$	2	—
60	—	—	30	12	90	10	80	2	$4\frac{4}{5}$
70	—	—	35	14	105	$11\frac{2}{3}$	$93\frac{1}{3}$	2	$9\frac{3}{5}$
75	—	—	$37\frac{1}{2}$	15	$112\frac{1}{2}$	$12\frac{1}{2}$	100	3	—
—	2	—	75	30	225	25	200	6	—
—	3	—	$112\frac{1}{2}$	45	$337\frac{1}{2}$	$37\frac{1}{2}$	300	9	—
—	4	—	150	60	450	50	400	12	—
—	5	—	$187\frac{1}{2}$	75	$562\frac{1}{2}$	$62\frac{1}{2}$	500	15	—
—	6	—	225	90	675	75	600	18	

Wie ein eingesäuerter und gegangener Teig zu behandeln sey, wenn ein gutes und festes Brod entstehen soll. Ein der Feld-Bäckerey Vorgesetzter hat darauf zu sehen, daß der zum Verbacken zubereitete Teig nicht dünn oder fließend bleibe, und zu viel Wasser behalte, sondern mit Mehl fest und derb durchgeknetet werde. Ein Brod, welches noch sehr viel Wasser bey sich hat, und schwammicht ist, hat die Kraft nicht, welche ein fest geknetetes Brod hat.

Wenn das Brod sein vollkommenes Gewicht von 6 Pfund behalten soll, muß der Bäcker 6¾ Pfund Teig einlegen, weil bey dem Verbacken, sobald das Brod in den Ofen kommt, auf jedes Pfund 4 Loth eintrocknen; daher sind auf ein sechspfündiges Brod allemahl 24 Loth zu rechnen. Ein Mehreres ist aus nachstehender Teig- und Brod-Tabelle zu ersehen.

Teig- und Brod-Tabelle.

Auf 1 ℔. Brod wird 1 ℔. 4 Loth Teig gerechnet, wenn nähmlich der Teig wohl ausgeknetet, und nicht zu dünn ist.

Teig.		gibt Brod.	Teig.		gibt Brod.
℔	Lt.	℔.	℔.	Lt.	℔.
—	18	½	29	8	26
1	4	1	30	12	27
2	8	2	31	16	28
3	12	3	32	20	29
4	16	4	33	24	30
5	20	5	34	28	31
6	24	6	36	—	32
7	28	7	37	4	33
9	—	8	38	8	34
10	4	9	39	12	35
11	8	10	40	16	36
12	12	11	41	20	37
13	16	12	42	24	38
14	20	13	43	28	39
15	24	14	45	—	40
16	28	15	56	8	50
18	—	16	67	16	60
19	4	17	78	24	70
20	8	18	90	—	80
21	12	19	101	8	90
22	16	20	112	16	100
23	20	21	562	16	500
24	24	22	1125	—	1000
25	28	23	—	—	—
27	—	24	—	—	—
28	4	25	—	—	—

Wie viel Mehl zu jedem Pfund Brod erfordert werde, wenn das Brod von der gehörigen Güte seyn soll. Ein nach dem Feld-Kriegs-Etat zu verfertigendes Commiß-Brod muß 6 ℔. schwer seyn. Auf jedes ℔. Brod werden $\frac{3}{4}$ ℔. Mehl gerechnet, daß also zu einer Portion Brod, welche aus 2 ℔. besteht, $1\frac{1}{2}$ ℔. Mehl gehören. Nachstehende Mehl- und Brod-Tabelle setzt dieses in ein mehreres Licht.

Mehl- und Brod-Tabelle.

Zum Haus- und Proviant-Backen.

Mehl	gibt Brod	Mehl	gibt Brod	Mehl	gibt Brod.
℔	℔.	℔.	℔.	℔.	℔.
$\frac{3}{4}$	1	$20\frac{1}{4}$	27	$39\frac{3}{4}$	53
$1\frac{1}{2}$	2	21	28	$40\frac{1}{2}$	54
$2\frac{1}{4}$	3	$21\frac{3}{4}$	29	$41\frac{1}{4}$	55
3	4	$22\frac{1}{2}$	30	42	56
$3\frac{3}{4}$	5	$23\frac{1}{4}$	31	$42\frac{3}{4}$	57
$4\frac{1}{2}$	6	24	32	$43\frac{1}{2}$	58
$5\frac{1}{4}$	7	$24\frac{3}{4}$	33	$44\frac{1}{4}$	59
6	8	$25\frac{1}{2}$	34	45	60
$6\frac{3}{4}$	9	$26\frac{1}{4}$	35	$45\frac{3}{4}$	61
$7\frac{1}{2}$	10	27	36	$46\frac{1}{2}$	62
$8\frac{1}{4}$	11	$27\frac{3}{4}$	37	$47\frac{1}{4}$	63
9	12	$28\frac{1}{2}$	38	48	64
$9\frac{3}{4}$	13	$29\frac{1}{4}$	39	$4\frac{3}{4}$	65
$10\frac{1}{2}$	14	30	40	$49\frac{1}{2}$	66
$11\frac{1}{4}$	15	$30\frac{3}{4}$	41	$50\frac{1}{4}$	67
12	16	$31\frac{1}{2}$	42	51	68
$1\frac{3}{4}$	17	$32\frac{1}{4}$	43	$51\frac{3}{4}$	69
$13\frac{1}{2}$	18	33	44	$52\frac{1}{2}$	70
$14\frac{1}{4}$	19	$33\frac{3}{4}$	45	$53\frac{1}{4}$	71
15	20	$34\frac{1}{2}$	46	54	72
$15\frac{3}{4}$	21	$35\frac{1}{4}$	47	$54\frac{3}{4}$	73
$16\frac{1}{2}$	22	36	48	$55\frac{1}{2}$	74
$17\frac{1}{4}$	23	$36\frac{3}{4}$	49	$56\frac{1}{4}$	75
18	24	$37\frac{1}{2}$	50	57	76
$18\frac{3}{4}$	25	$38\frac{1}{4}$	51	$57\frac{3}{4}$	77
$19\frac{1}{2}$	26	39	52	$58\frac{1}{2}$	78

Was ein berl. Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus zu backen sey. Ein berl. Scheffel Mehl wiegt, nach dem auf allen königl. Magazinen angenommenen Satze, 75 ℔.; hiernach werden alle Berechnungen der Mehl-Fässer angefertigt. 50 tägliche Portionen Brod, erfordern 1 berl. Scheffel Mehl, à 75 ℔.; wenn nun eine jede tägliche Portion 2 ℔. enthält, so würde diese Portionen-Anzahl 100 ℔. ausmachen. Dieses ist schon in der Tabelle vom Verbacken mit angeführt worden. Hier soll nur gezeigt werden, wie aus 1 Scheff. Mehl, der nur 75 ℔. wiegt, $16\frac{2}{3}$ Brod, welche 50 Portionen oder 100 ℔. betragen, wirklich gebacken werden. Dieses ist aus beyliegender Tabelle, A, welche von $\frac{7}{8}$ berl. Metzen bis 4200 Wispel berechnet ist, zu ersehen.

Berechnung der Portionen-Anzahl. 50 Mann erfordern zu ihrem Unterhalt, auf 1 Tag gerechnet, 1 berl. Scheffel Mehl, oder $16\frac{2}{3}$ Stück Brod. Zu einer Portion, à 2 ℔. auf 1 Tag, gehört $\frac{2}{7}\frac{4}{7}$ berl. Metze; und 1000 Mann haben alle Tage 20 Scheff. zu ihrem Unterhalte nöthig. Soll die Verpflegung dieser 50 Mann mit Brod auf 1 Monath, von 30 Tagen, geschehen, so bekommt 1 Mann auf sein Antheil 10 Brode, jedes zu 6 ℔. gerechnet; und 50 Mann haben an täglichen Portionen, auf 30 Tage, 500 Stück Brod zu empfangen: diese betragen an Mehl, 1 Wisp. 6 Scheff. berl. Maß. Die tägliche Verpflegung von 1000 Mann, erfordert, auf 1 Monath von 30 Tagen, 10,000 Stück Brod, und netto 25 berl. Wispel, oder 600 Scheffel, wie aus der beygefügten Portionen-Tabelle B zu ersehen ist.

Da, nach vorstehender Berechnung, 1000 Mann alle Tage 20 Scheff. Mehl zu ihrem Unterhalt gebrauchen, so würden zur Verpflegung einer Armee von 100,000 Mann, auf 1 Tag, die Portion zu 2 ℔. gerechnet, 83 Wisp. 8 Scheff., oder 2408 berl. Scheff.

gehören.

Tabelle,

Was der berliner Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus gebacken werden kann.

Mehl. Berliner Maß. à Scheffel 75 ℔.			wiegt		und geben an sechspfündigen Brod	Mehl. Berliner Maß. à Scheffel 75 ℔.			wiegt		und geben an sechspfündigen Brod	Mehl. Berliner Maß. à Scheffel 75 ℔.			wiegt		und geben an sechspfündigen Brod	Mehl. Berliner Maß. à Scheffel 75 ℔.			wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.	Mehl. Berliner Maß. à Scheffel 75 ℔.			wiegt		und geben an sechspfündigen Brod.
Wisp.	Sch.	Mk.	Centner.	℔.	Stück.	Wisp.	Sch.	Mk.	Centner.	℔.	Stück.	Wisp.	Sch.	Mk.	Centner.	℔.	Stück.	Wisp.	Sch.	Mk.	Centner.	℔.	Stück.	Wisp.	Sch.	Mk.	Centner.	℔.	Stück.
—	—	$\frac{7}{8}$	—	$4\frac{13}{28}$	$17\frac{5}{12}$	—	21	—	14	35	350	34	—	—	553	—	13600	70	—	—	1145	50	28000	700	—	—	11454	60	280000
—	—	1	—	$4\frac{1}{15}$	$1\frac{1}{24}$	—	22	—	15	—	$366\frac{2}{3}$	35	—	—	572	80	14000	71	—	—	1161	90	28400	800	—	—	13090	100	320000
—	—	2	—	$9\frac{3}{8}$	$2\frac{1}{2}$	—	23	—	15	75	$381\frac{1}{3}$	36	—	—	589	10	14400	72	—	—	1178	20	28800	900	—	—	14727	30	3 0000
—	—	3	—	$14\frac{1}{16}$	$3\frac{1}{8}$	1	—	—	16	40	400	37	—	—	605	50	14800	73	—	—	1194	60	29200	1000	—	—	16363	70	400000
—	—	4	—	$18\frac{3}{4}$	$4\frac{1}{6}$	2	—	—	32	80	800	38	—	—	621	90	15200	74	—	—	1210	100	29600	1100	—	—	18000	—	440000
—	—	5	—	$23\frac{7}{16}$	$5\frac{5}{24}$	3	—	—	49	10	1200	39	—	—	638	20	15600	75	—	—	1227	30	30000	1200	—	—	19636	40	480000
—	—	6	—	$28\frac{1}{8}$	$6\frac{1}{4}$	4	—	—	65	50	1600	40	—	—	654	60	16000	76	—	—	1243	70	30400	1300	—	—	21272	80	520000
—	—	7	—	$32\frac{13}{16}$	$7\frac{1}{3}$	5	—	—	81	90	2000	41	—	—	670	100	16400	77	—	—	1260	—	30800	1400	—	—	22909	10	560000
—	—	8	—	$37\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{3}$	6	—	—	98	20	2400	42	—	—	687	30	16800	78	—	—	1276	40	31200	1500	—	—	24545	50	600000
—	—	9	—	$42\frac{3}{16}$	$9\frac{9}{24}$	7	—	—	114	00	2800	43	—	—	703	70	17200	79	—	—	1292	80	31600	1600	—	—	26181	90	640000
—	—	10	—	$46\frac{7}{8}$	$10\frac{1}{2}$	8	—	—	130	100	3200	44	—	—	720	—	17600	80	—	—	1309	10	32000	1700	—	—	27818	20	680000
—	—	1	—	$51\frac{9}{16}$	$11\frac{1}{24}$	9	—	—	147	30	3600	45	—	—	730	40	18000	81	—	—	1325	50	32400	1800	—	—	29454	60	720000
—	—	12	—	$56\frac{1}{4}$	$12\frac{1}{2}$	10	—	—	163	70	4000	46	—	—	752	80	18400	82	—	—	1341	90	32800	1900	—	—	31090	100	760000
—	—	13	—	$60\frac{15}{16}$	$13\frac{13}{24}$	11	—	—	180	—	4400	47	—	—	769	10	18800	83	—	—	1358	20	33200	2000	—	—	32727	30	800000
—	—	14	—	$65\frac{5}{8}$	$14\frac{7}{12}$	12	—	—	196	40	4800	48	—	—	785	50	19200	84	—	—	1374	60	33600	2100	—	—	34363	70	840000
—	—	15	—	$70\frac{5}{16}$	$15\frac{5}{8}$	13	—	—	214	80	5200	49	—	—	801	90	14600	85	—	—	1390	100	34000	2200	—	—	36000	—	880000
—	1	—	—	75	$16\frac{2}{3}$	14	—	—	229	10	5600	50	—	—	818	20	20000	86	—	—	1407	30	34400	2300	—	—	37636	40	920000
—	2	—	1	40	$33\frac{1}{3}$	15	—	—	245	50	6000	51	—	—	834	60	20400	87	—	—	1423	70	34800	2400	—	—	39272	80	960000
—	3	—	2	5	50	16	—	—	261	90	6400	52	—	—	850	100	20800	88	—	—	1440	—	35200	2500	—	—	40909	10	1000000
—	4	—	2	80	$66\frac{2}{3}$	17	—	—	278	20	6800	53	—	—	867	30	21200	89	—	—	1456	40	35600	2600	—	—	42545	50	1040000
—	5	—	3	45	$83\frac{1}{3}$	18	—	—	294	60	7200	54	—	—	883	70	21600	90	—	—	1472	80	36000	2700	—	—	44181	90	1080000
—	6	—	4	10	100	19	—	—	310	100	7600	55	—	—	900	—	22000	91	—	—	1489	10	36400	2800	—	—	45818	20	1120000
—	7	—	4	85	$116\frac{2}{3}$	20	—	—	327	30	8000	56	—	—	916	40	22400	92	—	—	1505	50	36800	2900	—	—	47454	60	1160000
—	8	—	5	50	$133\frac{1}{3}$	21	—	—	343	70	8400	57	—	—	932	80	22800	93	—	—	1521	90	37200	3000	—	—	49090	100	1202000
—	9	—	6	15	150	22	—	—	360	—	8800	58	—	—	949	10	23200	94	—	—	1538	20	37600	3100	—	—	50727	30	1240000
—	10	—	6	90	$166\frac{2}{3}$	23	—	—	376	40	9200	59	—	—	965	50	23600	95	—	—	1554	60	38000	3200	—	—	52363	70	1280000
—	11	—	7	55	$183\frac{1}{3}$	24	—	—	392	80	9600	60	—	—	981	90	24000	96	—	—	1570	100	38400	3300	—	—	54000	—	1320000
—	12	—	8	20	200	25	—	—	409	10	10000	61	—	—	998	20	24400	97	—	—	1587	30	38800	3400	—	—	55636	40	1360000
—	13	—	8	95	$216\frac{2}{3}$	26	—	—	425	50	10400	62	—	—	1014	60	24800	98	—	—	1603	70	39200	3500	—	—	57272	80	1400000
—	14	—	9	60	$233\frac{1}{3}$	27	—	—	441	90	10800	63	—	—	1030	100	25200	99	—	—	1620	—	39600	3600	—	—	58909	10	1440000
—	15	—	10	25	250	28	—	—	458	20	11200	64	—	—	1047	30	25600	100	—	—	1636	40	40000	3700	—	—	60545	50	1480000
—	16	—	10	100	$266\frac{2}{3}$	29	—	—	474	60	116 00	65	—	—	1063	70	26000	200	—	—	3272	80	80000	3800	—	—	62681	90	1520000
—	17	—	11	65	$283\frac{1}{3}$	30	—	—	490	100	12000	66	—	—	1080	—	26400	300	—	—	4909	10	120000	3900	—	—	63818	20	1560000
—	18	—	12	30	300	31	—	—	507	30	12400	67	—	—	1096	40	26800	400	—	—	6545	50	160000	4000	—	—	65454	60	1600000
—	19	—	12	105	$316\frac{2}{3}$	32	—	—	523	70	12800	68	—	—	1112	80	27200	500	—	—	8181	90	200000	4100	—	—	67090	100	1640000
—	20	—	13	70	$333\frac{1}{3}$	33	—	—	540	—	13200	69	—	—	1129	10	27600	600	—	—	9818	20	240000	4200	—	—	68727	30	1680000

Portionen-Tabelle.

wie viel zu 1 bis 1000 Portionen Brod, täglich und monathlich, an Mehl erfordert wird.

Portionen Anzahl.	täglich.	beträgt an Mehl. Maß. Viert.	Sch.	Mk.	Gewicht. Centn.	℔	Portionen Anzahl.	monathlich.	beträgt an Mehl. Maß. Wisp.	Sch.	Mk.	Gewicht. Centn.	℔.
1	à 2 ℔. Brod.	—	—	$\frac{24}{75}$	—	$1\frac{1}{2}$	1	à 2 Pf. Brod.	—	—	$2\frac{45}{75}$	—	45
2	— — —	—	—	$\frac{48}{75}$	—	3	2	— — —	—	1	$3\frac{15}{75}$	—	90
3	— — —	—	—	$\frac{72}{75}$	—	$4\frac{1}{2}$	3	— — —	—	1	$1\frac{60}{75}$	1	25
4	— — —	—	—	$1\frac{21}{75}$	—	6	4	— — —	—	2	$6\frac{30}{75}$	1	70
5	— — —	—	—	$1\frac{45}{75}$	—	$7\frac{1}{2}$	5	— — —	—	3	—	2	5
6	— — —	—	—	$1\frac{60}{75}$	—	9	6	— — —	—	3	$9\frac{45}{75}$	2	50
7	— — —	—	—	$2\frac{18}{75}$	—	$10\frac{1}{2}$	7	— — —	—	4	$3\frac{15}{75}$	2	95
8	— — —	—	—	$2\frac{42}{75}$	—	12	8	— — —	—	4	$12\frac{60}{75}$	3	20
9	— — —	—	1	$2\frac{66}{75}$	—	$13\frac{1}{2}$	9	— — —	—	5	$6\frac{30}{75}$	3	75
10	— — —	—	—	$3\frac{15}{75}$	—	15	10	— — —	—	6	—	4	10
11	— — —	—	—	$3\frac{39}{75}$	—	$16\frac{1}{2}$	11	— — —	—	6	$9\frac{45}{75}$	4	55
12	— — —	—	—	$3\frac{63}{75}$	—	18	12	— — —	—	7	$3\frac{15}{75}$	4	100
13	— — —	—	—	$4\frac{12}{75}$	—	$19\frac{1}{2}$	13	— — —	—	7	$12\frac{60}{75}$	5	35
14	— — —	—	—	$4\frac{36}{75}$	—	21	14	— — —	—	8	$6\frac{30}{75}$	5	80
15	— — —	—	—	$4\frac{60}{75}$	—	$22\frac{1}{2}$	15	— — —	—	9	—	6	15
16	— — —	—	—	$5\frac{9}{75}$	—	24	16	— — —	—	9	$9\frac{45}{75}$	6	60
17	— — —	—	—	$5\frac{33}{75}$	—	$25\frac{1}{2}$	17	— — —	—	10	$3\frac{15}{75}$	6	105
18	— — —	—	—	$5\frac{57}{75}$	—	27	18	— — —	—	10	$12\frac{60}{75}$	7	40
19	— — —	—	—	$6\frac{6}{75}$	—	$28\frac{1}{2}$	19	— — —	—	11	$6\frac{30}{75}$	7	85
20	— — —	—	—	$6\frac{30}{75}$	—	30	20	— — —	—	12	—	8	70
30	— — —	—	—	$9\frac{45}{75}$	—	45	30	— — —	—	18	—	12	30
40	— — —	—	—	$12\frac{60}{75}$	—	60	40	— — —	1	—	—	16	40
50	— — —	—	1	—	—	75	50	— — —	1	6	—	20	50
60	— — —	—	1	$3\frac{15}{75}$	—	90	60	— — —	1	12	—	24	60
70	— — —	—	1	$6\frac{30}{75}$	—	105	70	— — —	1	18	—	28	70
80	— — —	—	1	$9\frac{45}{75}$	1	10	80	— — —	2	—	—	32	80
90	— — —	—	1	$12\frac{60}{75}$	1	25	90	— — —	2	6	—	36	90
100	— — —	—	2	—	1	40	100	— — —	2	12	—	40	100
500	— — —	—	10	—	6	90	500	— — —	12	18	—	204	60
1000	— — —	—	20	—	13	70	1000	— — —	25	—	—	409	10

gehören. Nach diesem Satze erfordern 100,000 Mann, an Portionen Brod, auf 1 Monath von 30 Tagen, 100,000 Stück Brod, und hierzu 2500 berl. Wisp. oder 60,000 Scheff. Mehl. In der beygefügten Tabelle C, findet man die monathlichen Brod-Portionen von 1 Mann bis zu 100,000 Mann berechnet.

Was ein Regiment, es sey Infanterie, oder Cavallerie, auf 1 Tag an Portionen empfange, und wie viel Mehl dazu gehöre, ist aus nachstehender Tabelle zu ersehen; wobey anzumerken ist, daß die Regimenter nach der Größe und Stärke der kön. preuß. Regimenter angezeigt sind, und die Berechnung darnach eingerichtet ist.

Ta

wie viel eines Regimentes Portionen Brod

Portionen-Anzahl à 2 ℔.	Brod à Stück 6 ℔.	Regimenter.
		Infanterie.
2608	869⅓	für 3 Bataillons königl. Leibgarde -
2736	912	für 3 Bataillons Prinz von Bernburg
1824	608	für 1 Regiment von 2 Bataillons ohne Grenadiers - - - - - - -
1824	608	für 1 Regiment Füsiliers ohne Grenadiers - - - - - - - - -
757	252⅓	für 1 Grenadier-Bataillon - - -
		Cavallerie.
610	203⅓	für 3 Escadrons Garde du Corps -
1310	436⅔	für 1 Regiment Küraſſier - - - -
2327	775⅔	für 1 Regiment Dragoner von 10 Escadrons - - - - - - - - -
1317	439	für ein Regiment Dragoner von 5 Escadrons - - - - - - - - -
2024	674⅔	für ein Regiment Husaren von 10 Escadrons - - - - - - - - -

Portionen-Tabelle,

wie viel zu 1000 Mann, bis 100,000 Portionen Brod, täglich und monathlich an Mehl erfordert wird.

Portionen Anzahl.	täglich.	beträgt an Mehl. Maß. Wisp.	Sch.	Mz.	Gewicht. Cent.	Pf.	Portionen Anzahl.	monathlich.	beträgt an Mehl. Maß. Wisp.	Sch.	Mz.	Gewicht. Cent.	Pf.
1000	à 2 Pf. Brod.	—	20	—	13	70	1000	à 2 Pf. Brod.	25	—	—	409	10
2000	— — —	1	16	—	27	30	2000	— — —	50	—	—	818	20
3000	— — —	2	12	—	40	100	3000	— — —	75	—	—	1227	30
4000	— — —	3	8	—	54	60	4000	— — —	100	—	—	1636	40
5000	— — —	4	4	—	68	20	5000	— — —	125	—	—	2045	50
6000	— — —	5	—	—	81	90	6000	— — —	150	—	—	2454	60
7000	— — —	5	20	—	95	50	7000	— — —	175	—	—	2863	70
8000	— — —	6	16	—	109	10	8000	— — —	200	—	—	3272	80
9000	— — —	7	12	—	122	80	9000	— — —	225	—	—	3681	90
10000	— — —	8	8	—	136	40	10000	— — —	250	—	—	4090	100
11000	— — —	9	4	—	150	—	11000	— — —	275	—	—	4500	—
12000	— — —	10	—	—	163	70	12000	— — —	300	—	—	4909	10
13000	— — —	10	20	—	177	30	13000	— — —	325	—	—	5318	20
14000	— — —	11	16	—	190	100	14000	— — —	350	—	—	5727	30
15000	— — —	12	12	—	204	60	15000	— — —	375	—	—	6136	40
16000	— — —	13	8	—	218	20	16000	— — —	400	—	—	6545	50
17000	— — —	14	4	—	231	90	17000	— — —	425	—	—	6954	60
18000	— — —	15	—	—	245	50	18000	— — —	450	—	—	7363	70
19000	— — —	15	20	—	259	10	19000	— — —	475	—	—	7772	80
20000	— — —	16	16	—	272	80	20000	— — —	500	—	—	8181	90
30000	— — —	25	—	—	409	10	30000	— — —	750	—	—	12272	80
40000	— —	33	8	—	545	50	40000	— — —	1000	—	—	16363	70
50000	— — —	41	16	—	681	90	50000	— — —	1250	—	—	20454	60
60000	— — —	50	—	—	818	20	60000	— — —	1500	—	—	24545	50
70000	— —	58	8	—	954	60	70000	— — —	1750	—	—	28636	40
80000	— — —	66	16	—	1090	100	80000	— — —	2000	—	—	32727	30
90000	— —	75	—	—	1237	30	90000	— — —	2250	—	—	36818	20
100000	— — —	83	8	—	1363	70	100000	— — —	2500	—	—	40909	10

b e l l e,

täglich und monathlich an Mehl betragen.

betragen an Mehl										
täglich					monathlich.					
Maß.			Gewicht.		Maß.			Gewicht.		
Wsp.	Sch.	Metz.	Ctn.	℔.	Wsp.	Sch.	Metz.	Ctn.	℔.
2	4	$2\frac{42}{75}$	35	62	65	4	$12\frac{60}{75}$	1066	101
2	6	$11\frac{30}{75}$	37	34	68	9	$9\frac{45}{75}$	1119	30
1	12	$7\frac{51}{75}$	24	96	45	14	$6\frac{30}{75}$	746	20
1	12	$7\frac{51}{75}$	24	96	45	14	$6\frac{30}{75}$	746	20
—	15	$2\frac{18}{75}$	10	35	18	22	$3\frac{15}{75}$	309	75
—	12	$3\frac{15}{75}$	8	35	15	6	—	249	60
1	2	$3\frac{15}{75}$	17	95	32	18	—	535	100
1	22	$8\frac{45}{75}$	31	89½	58	4	$3\frac{15}{75}$	951	105
1	2	$5\frac{33}{75}$	17	105	32	22	$3\frac{15}{75}$	538	85
1	16	$7\frac{51}{75}$	27	66	50	14	$6\frac{30}{75}$	828	—

Der Mehl-Fässer, und deren Einrichtung, ist bereits oben Erwähnung geschehen. Aus der beygefügten Tabelle D ersieht man: wie viel Scheffel Mehl ein solches Faß enthalte; desgl. wie viel diese Scheffel Maß, an Gewicht und Pfunden betragen; wie viel Brod-Portionen dieselben ausmachen; und wie viel Brod aus solchem Fasse Mehl gebacken werden müssen. Es ist die Berechnung hierüber von 1 Faß, bis 14,000 Faß, und zwar nach dem berl. Scheffel, gemacht; und wenn deren Anzahl bey dem Marsche einer Armee noch stärker seyn sollte, ist die weitere Berechnung darnach leicht anzufertigen.

Da der dresdner Scheffel beynahe so groß ist, wie 2 berl. Scheffel, und im Verhältniß gegen einander, an dem dresdner Scheffel 1 Metze berliner, welche daran fehlt, den Unterschied darin macht, so folgt auch hier eine Berechnung, was der dresdner Scheffel Mehl an Maß, Gewicht, Portionen und Stücken Brod, beträgt. Die Berechnung aber ist nach diesen Sätzen sehr verschieden, welche Verschiedenheit die Mahl-Metze, die von dem Müller bey der Vermahlung des Kornes in der Mühle genommen wird, verursachet. Wenn nähmlich die Mahl-Metze an den Müller bezahlt wird, so bleibt das Gewicht des Scheffels 140 ℔.; wird hingegen die Mahl-Metze nicht bezahlt, so bleiben nur 132 ℔., weil die Metze, laut Abzug von 8 ℔. den Unterschied macht. Nach diesen beyden Sätzen, ist in der beygefügten Tabelle E die Berechnung geschehen.

Es ist oben der Rapports, welche die Back-Meister an den der Bäckerey vorgesetzten Director, und Lezterer seinen General-Rapport an den Commissariats-Intendanten, oder an den commandirenden Chef der Armee oder des Corps, abzustatten

Tabelle,

was die Fässer Mehl an Gewicht und Maß halten, und wie viel Brod daraus gebacken werden kann.

Mehl.						gibt Brod			Mehl.						gibt Brod		
Fässer à 450 ℔.	deren Gewicht.		und Maß.			Pfunde.	Portion.	Stück.	Fässer à 450 ℔.	deren Gewicht.		und Maß.			Pfunde.	Portion.	Stück.
Stück.	Centner.	℔.	Wispel.	Scheffel.	Metzen.	℔.	à 2 ℔.	à 6 ℔.	Stück.	Centner.	℔.	Wispel.	Scheffel.	Metzen.	℔.	à 2 ℔.	à 6 ℔.
1	4	10	—	6	—	600	300	100	80	327	30	20	—	—	48000	24000	8000
2	8	20	—	12	—	1200	600	200	90	368	20	22	12	—	54000	27000	9000
3	12	30	—	18	—	1800	900	300	100	409	10	25	—	—	60000	30000	10000
4	16	40	1	—	—	2400	1200	400	200	818	20	50	—	—	120000	60000	20000
5	20	50	1	6	—	3000	1500	500	300	1227	30	75	—	—	180000	90000	30000
6	24	60	1	12	—	3600	1800	600	400	1636	40	100	—	—	240000	120000	40000
7	28	70	1	18	—	4200	2100	700	500	2045	50	125	—	—	300000	150000	50000
8	32	80	2	—	—	4800	2400	800	600	2454	60	150	—	—	360000	180000	60000
9	36	90	2	6	—	5400	2700	900	700	2863	70	175	—	—	420000	210000	70000
10	40	100	2	12	—	6000	3000	1000	800	3272	80	200	—	—	480000	240000	80000
11	45	—	2	18	—	6600	3300	1100	900	3681	90	225	—	—	540000	270000	90000
12	49	10	3	—	—	7200	3600	1200	1000	4090	100	250	—	—	600000	300000	100000
13	53	20	3	6	—	7800	3900	1300	2000	8181	90	500	—	—	1200000	600000	200000
14	57	30	3	12	—	8400	4200	1400	3000	12272	80	750	—	—	1800000	900000	300000
15	61	40	3	18	—	9000	4500	1500	4000	16363	70	1000	—	—	2400000	1200000	400000
16	65	50	4	—	—	9600	4800	1600	5000	20454	60	1250	—	—	3000000	1500000	500000
17	69	60	4	6	—	10200	5100	1700	6000	24545	50	1500	—	—	3600000	1800000	600000
18	73	70	4	12	—	10800	5400	1800	7000	28636	40	1750	—	—	4200000	2100000	700000
19	77	80	4	18	—	11400	5700	1900	8000	32727	30	2000	—	—	4800000	2400000	800000
20	81	90	5	—	—	12000	6000	2000	9000	36818	20	2250	—	—	5400000	2700000	900000
30	122	80	7	12	—	18000	9000	3000	10000	40909	10	2500	—	—	6000000	3000000	1000000
40	163	70	10	—	—	24000	12000	4000	11000	45000	—	2750	—	—	6600000	3300000	1100000
50	204	60	12	12	—	30000	15000	5000	12000	49090	100	3000	—	—	7200000	3600000	1200000
60	245	50	15	—	—	36000	18000	6000	13000	53181	90	3250	—	—	7800000	3900000	1300000
70	286	40	17	12	—	42000	21000	7000	14000	57272	80	3500	—	—	8400000	4200000	1400000

Tabelle,

Was der dresdner Scheffel Mehl wiegt, und wie viel Brod daraus gebacken werden kann.

Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 132 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 132 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 132 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 132 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod.	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 110 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod.	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 140 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod.	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 110 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod.	Mehl. Dresdner Maß. à Scheffel 140 Pf.		wiegt		und geben an pfündigen Brod.
Schff.	M.	Ct.	Pfd	Stück.	Schff.	M.	Centn.	Pfd.	Stück.	Schff.	M	Centn.	Prd.	Stück.	Schff.	M	Centn.	Pfd	Stück	Schff.	M.	Centn.	Pfd	Stück	Schff.	M.	Centn.	Pfd	Stück	Schff.	M.	Centn.	Pfd.	Stück.	Schff.	M.	Centn.	Pfd.	Stück.
—	1	—	$8\frac{1}{4}$	$2\frac{3}{4}$	18	—	21	66	792	50	—	60	—	2200	82	—	98	44	3608	—	1	—	$8\frac{3}{4}$	$2\frac{1}{12}$	18	—	22	100	840	50	—	63	70	$2333\frac{1}{3}$	82	—	104	40	$3826\frac{2}{3}$
—	2	—	$16\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{2}$	19	—	22	88	836	51	—	61	22	2244	83	—	99	66	3652	—	2	—	$17\frac{1}{2}$	$5\frac{5}{6}$	19	—	24	20	$886\frac{2}{3}$	51	—	64	100	2380	83	—	105	70	$3873\frac{1}{3}$
—	3	—	$24\frac{3}{4}$	$8\frac{1}{4}$	20	—	24	—	880	52	—	62	44	2288	84	—	100	88	3696	—	3	—	$26\frac{1}{4}$	$8\frac{1}{3}$	20	—	25	50	$933\frac{1}{3}$	52	—	66	20	$2426\frac{2}{3}$	84	—	106	100	3920
—	4	—	33	11	21	—	25	22	924	53	—	63	66	2332	85	—	102	—	3740	—	4	—	35	$11\frac{2}{3}$	21	—	26	80	980	53	—	67	50	$2473\frac{1}{3}$	85	—	108	20	$3966\frac{2}{3}$
—	5	—	$41\frac{1}{4}$	$13\frac{3}{4}$	22	—	26	44	968	54	—	64	88	2376	86	—	103	22	3784	—	5	—	$43\frac{3}{4}$	$14\frac{7}{12}$	22	—	28	—	$1026\frac{2}{3}$	54	—	68	80	2520	86	—	109	50	$4013\frac{1}{3}$
—	6	—	$49\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{2}$	23	—	27	66	1012	55	—	66	—	2420	87	—	104	44	3828	—	6	—	$52\frac{1}{2}$	$17\frac{1}{2}$	23	—	29	30	$1073\frac{1}{3}$	55	—	70	—	$2566\frac{2}{3}$	87	—	110	80	4060
—	7	—	$57\frac{3}{4}$	$19\frac{1}{4}$	24	—	28	88	1056	56	—	67	22	2464	88	—	105	66	3872	—	7	—	$61\frac{1}{4}$	$20\frac{5}{12}$	24	—	30	60	1120	56	—	71	30	$2613\frac{1}{3}$	88	—	112	—	$4106\frac{2}{3}$
—	8	—	66	22	25	—	30	—	1100	57	—	68	44	2508	89	—	106	88	3916	—	8	—	70	$23\frac{1}{3}$	25	—	31	90	$1166\frac{2}{3}$	57	—	72	60	2660	89	—	113	30	$4153\frac{1}{3}$
—	9	—	$74\frac{1}{4}$	$24\frac{3}{4}$	26	—	31	22	1144	58	—	69	66	2552	90	—	108	—	3960	—	9	—	$78\frac{3}{4}$	$26\frac{1}{4}$	26	—	33	10	$1213\frac{1}{3}$	58	—	73	90	$2706\frac{2}{3}$	90	—	114	60	4200
—	10	—	$82\frac{1}{2}$	$27\frac{1}{2}$	27	—	32	44	1188	59	—	70	88	2596	91	—	109	22	4004	—	10	—	$87\frac{1}{2}$	$29\frac{1}{6}$	27	—	34	40	1260	59	—	75	10	$2753\frac{1}{3}$	91	—	115	90	$4246\frac{2}{3}$
—	11	—	$90\frac{3}{4}$	$30\frac{1}{4}$	28	—	33	66	1232	60	—	72	—	2640	92	—	110	44	4048	—	11	—	$96\frac{1}{4}$	$32\frac{1}{12}$	28	—	35	70	$1306\frac{2}{3}$	60	—	76	40	2800	92	—	117	10	$4293\frac{1}{3}$
—	12	—	99	33	29	—	34	88	1276	61	—	73	22	2684	93	—	111	66	4092	—	12	—	105	35	29	—	36	100	$1353\frac{1}{3}$	61	—	77	70	$2846\frac{2}{3}$	93	—	118	40	4340
—	13	—	$107\frac{1}{4}$	$35\frac{3}{4}$	30	—	36	—	1320	62	—	74	44	2728	94	—	112	88	4136	—	13	1	$3\frac{3}{4}$	$37\frac{1}{12}$	30	—	38	20	1400	62	—	78	100	$2893\frac{1}{3}$	94	—	119	70	$4386\frac{2}{3}$
—	14	—	$115\frac{1}{2}$	$38\frac{1}{2}$	31	—	37	22	1364	63	—	75	66	2772	95	—	114	—	4180	—	14	1	$12\frac{1}{2}$	$40\frac{5}{6}$	31	—	39	50	$1446\frac{2}{3}$	63	—	80	20	2940	95	—	120	100	$4433\frac{1}{3}$
—	15	—	$123\frac{3}{4}$	$41\frac{1}{4}$	32	—	38	44	1408	64	—	76	88	2816	96	—	115	22	4224	—	15	1	$21\frac{1}{4}$	$43\frac{3}{4}$	32	—	40	80	$1493\frac{1}{3}$	64	—	81	30	$2980\frac{2}{3}$	96	—	122	20	4480
1	—	—	132	44	33	—	39	66	1452	65	—	78	—	2860	97	—	116	44	4268	1	—	1	30	$46\frac{2}{3}$	33	—	42	—	1540	65	—	82	80	$3033\frac{1}{3}$	97	—	123	50	$4526\frac{2}{3}$
2	—	2	44	88	34	—	40	88	1496	66	—	79	22	2904	98	—	117	66	4312	2	—	2	60	$93\frac{1}{3}$	34	—	43	30	$1586\frac{2}{3}$	66	—	84	—	3080	98	—	124	80	$4573\frac{1}{3}$
3	—	3	66	132	35	—	42	—	1540	67	—	80	44	2948	99	—	118	88	4356	3	—	3	90	140	35	—	44	60	$1633\frac{1}{3}$	67	—	85	30	$3126\frac{2}{3}$	99	—	126	—	4620
4	—	4	88	176	36	—	43	22	1584	68	—	81	66	2992	100	—	120	—	4400	4	—	5	10	$186\frac{2}{3}$	36	—	45	90	1680	68	—	86	60	$3173\frac{1}{3}$	100	—	127	30	$4666\frac{2}{3}$
5	—	6	—	220	37	—	44	44	1628	69	—	82	88	3036	200	—	240	—	8800	5	—	6	40	$233\frac{1}{3}$	37	—	47	10	$1726\frac{2}{3}$	69	—	87	90	3220	200	—	254	60	$9333\frac{1}{3}$
6	—	7	22	264	38	—	45	66	1672	70	—	84	—	3080	300	—	360	—	13200	6	—	7	70	280	38	—	48	40	$1773\frac{1}{3}$	70	—	89	10	$3266\frac{2}{3}$	300	—	283	90	14000
7	—	8	44	308	39	—	46	88	1716	71	—	85	22	3124	400	—	480	—	17600	7	—	8	100	$326\frac{2}{3}$	39	—	49	70	1820	71	—	90	40	$3313\frac{1}{3}$	400	—	509	10	$18666\frac{2}{3}$
8	—	9	66	352	40	—	48	—	1760	72	—	86	44	3168	500	—	600	—	22000	8	—	10	20	$373\frac{1}{3}$	40	—	50	100	$1826\frac{2}{3}$	72	—	91	70	3360	500	—	636	40	$23333\frac{1}{3}$
9	—	10	88	396	41	—	49	22	1804	73	—	87	66	3212	600	—	710	—	26400	9	—	11	50	420	41	—	52	20	$1913\frac{1}{3}$	73	—	92	100	$3406\frac{2}{3}$	600	—	763	70	28000
10	—	12	—	440	42	—	50	44	1848	74	—	88	88	3256	700	—	840	—	30800	10	—	12	80	$466\frac{2}{3}$	42	—	53	50	1960	74	—	94	20	$3453\frac{1}{3}$	700	—	890	100	$32666\frac{2}{3}$
11	—	13	22	484	43	—	51	66	1892	75	—	90	—	3300	800	—	960	—	35200	11	—	14	—	$513\frac{1}{3}$	43	—	54	80	$2000\frac{2}{3}$	75	—	95	50	3500	800	—	1018	20	$37333\frac{1}{3}$
12	—	14	44	528	44	—	52	88	1936	76	—	91	22	3344	900	—	1080	—	39600	12	—	15	30	560	44	—	56	—	$2053\frac{1}{3}$	76	—	96	80	$3546\frac{2}{3}$	900	—	1145	50	42000
13	—	15	66	572	45	—	54	—	1980	77	—	92	44	3388	1000	—	1200	—	44000	13	—	16	60	$606\frac{2}{3}$	45	—	57	40	2100	77	—	98	—	$3593\frac{1}{3}$	1000	—	1372	80	$46666\frac{2}{3}$
14	—	16	88	616	46	—	55	22	2024	78	—	93	66	3432	2000	—	2100	—	88000	14	—	17	90	$653\frac{1}{3}$	46	—	58	60	$2146\frac{2}{3}$	78	—	99	30	3640	2000	—	2557	50	$93333\frac{1}{3}$
15	—	18	—	660	47	—	56	44	2068	79	—	94	88	3476	3000	—	3600	—	132000	15	—	20	10	700	47	—	59	90	$2193\frac{1}{3}$	79	—	100	60	$3686\frac{2}{3}$	3000	—	4836	20	140000
16	—	19	22	704	48	—	57	66	2112	80	—	96	—	3520	4000	—	4800	—	176000	16	—	20	40	$746\frac{2}{3}$	48	—	61	10	2240	80	—	101	90	$3733\frac{1}{3}$	4000	—	5114	100	$186666\frac{2}{3}$
17	—	20	44	748	49	—	58	88	2156	81	—	97	22	3564	5000	—	6000	—	220000	17	—	21	70	$793\frac{1}{3}$	49	—	62	40	$2346\frac{2}{3}$	81	—	103	10	3780	5000	—	6392	70	$233333\frac{1}{3}$

ten haben, Erwähnung geschehen, zu deren Erläuterung hier zwey Schemata folgen. Das erste ist der Rapport der Back-Meister; und das zweyte der General-Rapport des Directors.

Rapport

von der königl. Feld-Bäckerey zu N. N.

Datum	Einnahme.	Brod	Mehl. in Fässern.	Mehl. auf den Böden		Holz	Salz.	Alte leere Fässer.	Leere Säcke.
		Stuck.	Stuck.	Ctn.	Pfund	Klaft.	Toñen	Stü .	Stück.
den ,	ist Bestand geblieben -	10336	12	—	—	28	1	123	25
, , ,	hierzu eingenommen	—	32	—	—	—	—	—	—
	Summa	10336	44	—	—	28	1	123	25
	Ausgabe.								
den ,	an die Regimenter -	8863	—	—	—	—	—	—	—
, , ,	an Kriegs-Gefangene	1023	—	—	—	—	—	—	—
	Summa	9886	44	—	—	28	1	23	—
, , ,	bleibt Bestand	450	44	—	—	28	1	123	25

N. N.

den , , ,

Extract

von den heutigen Bäckerey-Rapports.

Datum	Bestand.	Brod.	Mehl.		Holz.	Salz.	Alte leere Fässer.	Leere Säcke.
		Stück.	Wsp	Sch.	Klaft.	Toñen	Stück.	Stuck.
den ,	in den Bäckereyen	31835⅓	25	—	83	5	446	125
	auf dem Proviant-Fuhrwesen - -	—	150	—				
	Summa	31835⅓	175	—	83	5	446	125
	Hiervon wird die Armee heute auf 3 Tage mit Brod, als vom 12ten bis 14ten dieses verpfleget, und der übrige Vorrath reicht noch auf 7 Tage, als vom 15ten bis incl. 21sten dieses, a. c.							

Sobald

Sobald eine Armee in das Feld rückt, und zu campiren anfängt, folgt auch derselben die Bäckerey nach, doch bleibt dieselbe beständig hinter der Armee, absonderlich in Feindes Lande, nach Beschaffenheit der Umstände, wohl 2 bis 3 Meilen zurück. So wie die Armee ihre Zelte aufschlägt, folgt hierin die Bäckerey nach. Diese Zelte werden der Bäckerey durch das Bäckerey-Fuhrwesen, wovon ich hernach sprechen werde, nachgefahren. Die Bedeckung, welche bey der Bäckerey ist, führt ihre Zelte bey sich. Sobald der Ort, wo die Bäckerey aufgeschlagen werden kann und soll, ausersehen ist, ist das erste, daß die Back-Zelte von den Bäcker-Burschen, mit Hülfe der Mäurer und Böttcher, errichtet werden; nachher errichten sie ihre Zelte.

Die Back-Zelte sind demnach die ersten, welche aufgeschlagen werden müssen, wenn die Bäckerey nicht in einer Stadt oder einem Flecken angeleget werden kann, und die in dem Orte befindlichen Oefen dazu nicht mitgebraucht werden können. Zu einem Corps d'Armée von 30,000 Mann werden 18 große Zelte erfordert; in 6 Zelten wird der Sauer und Mörsel bereitet, dem Brode das gehörige Gewicht gegeben, und das Brod verfertigt; in 6 Zelten geschieht die Zubereitung des Mehles, und sie werden daher Mehl-Zelte genannt; in die 6 übrigen wird das Brod, wenn es aus dem Ofen kommt, zum Abkühlen hingebracht, weshalb man sie auch Brod Zelte nennt. Ist der Vorrath an Brod sehr groß, so werden auch wohl ein oder ein Par Mehl-Zelte zum Abkühlen des Brodes mit zu Hülfe genommen. Ein jeder Ofen hat sein Back-Zelt; hingegen haben 2 Oefen nur 1 Mehl- und 1 Brod-Zelt.

Bey der sächsischen Armee befinden sich gleichfalls 18 große Zelte, davon 6 zu Sauer und Mörsel, 6 Mehl- und 6 Brod-Zelte sind. Von den zu dem

Sauer

Sauer und Mörsel bestimmten 6 Zelten, hat jedes oben in der Mitte auf beyden Seiten, eine ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lange und breite Quadrat-Oeffnung, mit einem Gitter, worüber von eben der Leinwand, davon das Zelt bereitet ist, ein Deckel gemacht ist, welcher durch ein nicht allzu starkes Sack-Band auf- und zugezogen werden kann, damit der Rauch und Dampf von dem heißen Wasser bey dem anzufertigenden Mörsel, oder der Zubereitung des Teiges, heraus ziehen könne. Dergleichen Oeffnungen aber sind an den preussischen Zelten, die zu dem Sauer und Mörsel gebraucht werden, nicht befindlich.

Sobald bey der campirenden Bäckerey die zum Backen gehörigen Zelte aufgeschlagen sind, werden die Brod-Zelte mit Bretern beleget, welche aus der, der Bäckerey nahe gelegenen Stadt oder Dorfe herbey geschaffet werden müssen, wofür der, der Bäckerey vorgesetzte Commissarius zu sorgen hat; auf diese Back-Breter bringen die Bäcker-Bursche das Brod stoßweise hin, auf deren Richtigkeit die Ober-Bäcker zu sehen haben.

Bey der sächsischen Feld-Bäckerey werden die Zelte mit reinem, frischem Stroh ausgelegt, und das zum Abkühlen gebrachte Brod darauf hingesetzt. Eine davon zu befürchtende Feuers-Gefahr findet nicht Statt, weil jedes Mahl das aus dem Ofen gezogene Brod von den Bäcker-Burschen besehen, und eine an dem Brode etwann hangende Kohle abgewischt wird.

Nach aufgeschlagenen Back-Zelten, werden die Zelte für den Ober-Backmeister und die Back-Meister, sodann die für die Ober-Bäcker, und zuletzt die für die Bäcker-Bursche, aufgeschlagen. Sechs Bursche haben allemahl ein Zelt; sie bekommen, gleich den Soldaten, ihr Lager-Stroh, und haben ihre Zelt-Decken.

Es ist aber nicht allemahl nothwendig, daß, wenn die Armee campirt, auch die Bäckerey campiren müsse. Es kann eine Armee campiren, und die Bäckerey cantoniren. Sehr selten ist die Bäckerey zu campiren genöthigt. Des Directors erste Sorge muß dahin gerichtet seyn, die Bäckerey an einem Orte, wo Wasser befindlich ist, es sey eine Stadt, oder ein Dorf, anzulegen, und die Back-Oefen an dem Wasser errichten zu lassen. Die Bäcker dürfen keine Zelte für sich aufschlagen, sondern werden, wie die Soldaten, wenn sie in die Cantonirungs-Quartiere gehen, in die Häuser des Ortes verlegt. Bey den Oefen aber werden Schoppen von Dielen aufgeschlagen; einige zu dem Mehle, und andere zu dem Brode, welches zum Abkühlen darein gebracht wird; daher auch jene **Mehl-Kammern**, und diese **Brod-Kammern**, genannt werden.

Wenn eine Armee in Feindes Lande, von dem Feinde durch verschiedene vorgemachte Wendungen theils gedrehet wird, daß sie ihre vorige Stellung verlassen muß, theils verfolget wird, und keinen festen Fuß fassen kann, daß sie weder mit Brod noch Mehl versehen werden kann, sie auch, eine Bäckerey anzulegen, keinen sichern Ort vor sich sieht, und von keinem Orte, es sey einer Stadt oder anderwärts her, Brod zu bekommen ist: in solchem Falle muß einer in dergleichen Verlegenheit sich befindenden Armee, Zwieback zum höchst nothdürftigen Unterhalt gereichet werden, bis sie an den Ort der Sicherheit kommt, wo ihr die Proviant-Wägen das Brod entgegen bringen.

Es gibt verschiedene Arten **Zwieback**. Einige werden aus Weizen-Mehl und Zucker gebacken. Eine andere Art wird aus einem Mittel-Mehle, von Rocken- und Weizen-Mehl (als: $\frac{2}{3}$ Rocken- und $\frac{1}{3}$ Weizen-Mehl) bereitet. Von diesen ist hier aber nicht die Rede; sondern der Zwieback, womit eine Armee

im Nothfalle unterhalten werden soll, ist nichts anders, als ein zwey Mahl gebackenes Brod, L. Panis dipyrus, s. biscoctus, welches diesen Nahmen daher erhalten hat, weil es zum zweyten Mahl in den Ofen kommt, damit seine Feuchtigkeit desto mehr abtrockne, und es lange aufbehalten werden könne. Weil es vornehmlich auch bey langen Reisen auf der See gebraucht wird, wird es Schiff-Zwieback genannt. Schon Plinius gedenkt desselben unter der Benennung: Panis nauticus; denn es war schon bey dem römischen Kriegs-Heere, nebst dem Essige, ein Hauptstück des Unterhaltes desselben im Felde. Ammianus sagt, daß man den Soldaten, auf 20 Tage, von solchem auf die Dauer gebackenen Brode auf die Achseln gelegt habe (*). Dieses Brod wurde in dünnen Kuchen so hart und trocken ausgebacken, daß es sich 50 Jahr lang aufbehalten, und sehr leicht nachtragen ließ.

Auf den englischen, französischen und spanischen Schiffen, wird dieser Zwieback aus lauter Weizen-Mehl gebacken.

In Frankreich wird, nach Malouin's Beschreibung (**), der Zwieback, welcher sich auf langen Reisen zur See, in Feldzügen und bey Belagerungen, gut aufbehalten lässet, aus Weizen-Mehl gemacht, von dem man den ganzen Gries und die Kleyen abgesondert hat, so, daß man von einem Sacke von 200 ℔. nur 160 ℔. Mehl zum Zwieback nimmt. Unter diese 160 ℔. Mehl nimmt man, wenn man es knetet, 40 ℔. Wasser, und bekommt davon 200 ℔. Teig, aus dem man, wie der Verf. der Berechnung des Unterhaltes der Miliz (Tarif des Subsistances militaires)

(*) Des Ammianus Worte sind: Viginti dierum frumentum, ex eo quod erat in sedibus consumendum, ad vsus diuturnitatem exoctum, buccellatum, ut vulgo appellant, humeris imposuit libentium militum.

(**) Ausführliche Beschreibung der Müller- Nudelmacher- und Bäcker-Kunst, von Hrn. Malouin, im 8 B. des übers. Schauplatzes der Künste und Handwerke, (Lpz. und Königsb. 1769. gr. 4.) S. 446, fgg.

taires) anführt, nur 133⅓ Portionen Zwieback, jede zu 24 Unzen, bäckt, die aber, nachdem sie aus dem Ofen kommt, nur 18 Unzen wiegen darf, weil 40 ℔. Wasser ausdunsten; ja, wie dieser Schriftsteller sagt, so dunstet auch die natürliche Feuchtigkeit des Mehles, da er auf jeden Sack 9 bis 10 ℔. rechnet, aus; folglich bäckt man aus 160 ℔. Mehl und 40 ℔. Wasser, nur 150 ℔. Zwieback; und auf diese Art wird die Einbuße an dem Commiß-Zwiebacke (*) höher geschätzet, als bey den italiänischen Nudeln, bey denen man eben so viel am Gewichte wieder bekommt, als man Nudel-Gries dazu genommen hat, und keinen andern Abgang, auch wenn sie ausgetrocknet sind, verspüret, als den Abgang des Gewichtes des zum Kneten genommenen Wassers.

Der Zwieback, dessen man sich als Proviant zu Lande bedient, darf nicht so scharf gebacken seyn, als der Schiff-Zwieback, und man bekommt aus 200 ℔. Mehl, 142 Portionen dergleichen Zwieback, jede Portion zu 18 Unzen gerechnet; oder, deutlicher zu reden, man muß diesen Zwieback zwar fast eben so lange Zeit im Ofen lassen, man kann aber mehr Wasser zum Einkneten nehmen. Ordentlicher Weise läßet man den Zwieback 2 Stunden im Ofen, der Ofen aber muß schärfer geheizet werden, als zum Brodbacken; denn je weniger Wasser man zu einem Teige nimmt, desto schwerer bäckt er aus; übrigens muß auch der Zwieback mehr ausgebacken seyn, als das Brod.

Dergleichen aus lauter Weizen-Mehl gebackener Zwieback, sieht zwar sehr weiß aus, ist aber ohne alle Kraft, da hingegen ein nach hiesiger Landes-Art aus ⅔ Rocken- und ⅓ Weizen-Mehl eingesäuerter und zubereiteter, weit schmackhafter ist. Die kräftigste und beste Art von Zwieback ist diejenige, die aus gutem reinem Rocken-Mehl gebacken wird; doch wird die Kraft dieses Zwiebackes sich nicht eher und besser, als in Bier oder Wasser, zu erkennen geben.

Die

(*) Dergleichen Verrechnungen sind den Proviant-Commissarien vortheilhaft, und gereichen der Nation zum Schaden.

Die hiesigen Zwiebacke werden aus lauter Rocken-Mehl bereitet. Dieser Teig wird gesäuert, man lässet ihn gehen, er wird wie der Teig zu Brod bearbeitet, in eine Art kleiner runder Brode verfertigt, und in einen dazu geheizten Back-Ofen eingeschoben; wenn diese runde Brode ausgebacken sind, werden sie aus dem Ofen gezogen, und mit einem Messer in der Mitte zerschnitten; jede Hälfte davon wird mit einem Kreuz-Schnitte durchgeschnitten, und in eben diese Ofen-Hitze, zum Ausbacken, wieder eingeschoben. Durch diese Hitze wird nun die in dem zerschnittenen Brode noch befindliche Nässe gänzlich verzehrt, und das Brod bekommt nun die Gestalt eines Zwiebackes. Er muß so lange im Ofen bleiben, bis er die Härte einer Brod-Rinde erhalten hat, und ganz leicht ist.

Ein Brod, so gut es auch ausgebacken ist, kann in sehr kurzer Zeit verderben, und, zumahl im Sommer in sehr heißen Tagen, von Schimmel überzogen werden. Dieser Zwieback hingegen ist solcher Gefahr nicht ausgesetzt, sondern bleibt, bereits erwähnter Maßen, 30, 50 und mehr Jahre gut, und von Schimmel und Würmern frey. Er wird den Armeen nur im höchsten Noth-Falle gereichet.

Im siebenjährigen Kriege, da die preuß. Feld-Bäckerey in Torgau aufgeschlagen war, wurden im J. 1761 daselbst sehr viel Zwiebacke gebacken, um die Armeen, die damahls, wegen der beständigen Hin- und Hermärsche, die Bäckereyen nicht allemahl bey und mit sich führen konnten, dadurch im Noth-Falle zu unterstützen. Diese Zwiebacke wurden in Mehl-Fässer gepackt, und ein solches Faß mit Zwieback wog ungefähr 150 bis 180 ℔. In dem 1778 entstandenen Kriege, wurde eine große Quantität dieser Fässer mit Zwieback, zur Verpflegung der Armee nach Dresden geschaffet; weil aber dieser Feldzug bald zu Ende war, so wurden diese Fässer wieder nach Magdeburg zurück gesandt.

Dieser Zwieback ist zwar ein sehr hartes Brod, und kann daher nicht wie eine andere Art von Brod gegessen werden, bleibt aber doch allemahl von sehr großem Nutzen; denn wenn er klein geschlagen, und zu Suppen verbraucht, oder in Bier oder Wasser gelegt wird, macht er beyde sehr wohlschmeckend, und sättigt.

So lange eine Armee, entweder durch ihre eigene Bäckerey, oder aus einer Stadt-Bäckerey, mit Brod verpfleget werden kann, werden die mit Zwieback angefüllten Fässer, der Armee, wenn sie auf dem Marsche ist, beständig durch besonders dazu commandirte Bauer-Wägen nachgefahren. Kann nun eine Armee durch keine Bäckerey unterstützet werden, so wird dieser Zwieback, zur Ersetzung des Brod-Mangels unter die Armee ausgetheilt. Den Regimentern wird eine gewisse Anzahl Fässer gegeben; bey deren Eröffnung sich finden wird, daß, wegen des vielen Hin- und Herfahrens mit diesen Fässern, der darin eingepackte Zwieback mehrentheils in Stücke zerbrochen ist. Von den Chefs der Compagnien wird den Unter-Officiers der Befehl ertheilt, die Zwiebacke an die Gemeinen zu vertheilen. Ein jeder Soldat bekommt, nach Beschaffenheit der Umstände, seine Pfunde, welche ihm in lauter Stücken zugewogen werden. Auf solche Art wird der bey einer Armee entstandene Brod-Mangel dadurch ersetzt.

Das Fuhrwesen, welches alles der Bäckerey Zugehörige fortbringt, wird das Feld-Bäckerey-Fuhrwesen genannt, und ist mit dem Feld-Proviant-Fuhrwesen, welches von einem großen Umfange ist, und wovon ich im Art Kriegs-Proviantwesen handeln werde, nicht zu verwechseln. Dieses Feld-Bäckerey-Fuhrwesen bey einem Corps d'Armée von 30,000 Mann, verursachet schon ein großes Aufsehen,

und noch mehr, wenn eine weit stärkere Armee marschiret. Nach dem Feld-Kriegs-Etat sind zur Verpflegung dieses Corps mit hinlänglichem Brod, 17 Back-Oefen bestimmt; hieraus ist zu ersehen, daß auch das Fuhrwerk dazu, und die Anzahl der verschiedenen Professions-Verwandten, die alle bey der Bäckerey ihre Beschäftigung haben, ansehnlich seyn müsse.

Nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat gehören dazu zwey Inspectores, vier Wagen-Meister, acht Schirr-Meister, vier Schmiede-Gesellen, ein Stellmacher oder Wagner, und ein Riemer oder Sattler.

Die zu diesem Bäckerey-Train erforderlichen zwey Inspectores werden nicht von dem Commissariate, sondern von dem über den Train gesetzten General-Intendanten angenommen und vereidet; sie bekommen von demselben ihre Instruction und Verhaltungs-Befehle, wie auch ihr monathliches Tractement. Dem Range nach, folgt der Inspector nach dem Proviant-Commissarius, und hat an monathlichem Tractement 12 Rthlr., ohne die Portionen und Rationen. Unter den Befehlen dieser zwey Inspectoren steht der ganze bey dem Corps d'Armée befindliche Bäckerey-Fuhrwesen-Train. Ein jeder Inspector hat seine Colonne, welche aus einer gewissen Anzahl Wägen, nebst den dazu gehörigen Wagen-, Schirr-Meistern und Fuhr-Knechten besteht. Ein jeder Inspector hat 2 Wagen-Meister und 4 Schirr-Meister unter seinem Befehl, wie auch eine Schmiede, wobey 2 Schmiede-Gesellen angestellt sind; ferner 2 Stellmacher und 2 Sattler, und eine gewisse Anzahl Wägen, nebst den dazu gehörigen Knechten und Pferden. Ueber diese Knechte, Pferde und Wägen, sind zur Aufsicht die Wagen- und Schirr-Meister gesetzt, deren jeder hierbey seine Verrichtung hat.

Der Schirr-Meister Function besteht darin, auf die Knechte Acht zu haben, daß die Pferde gut abgewartet werden, und ihr gehöriges Futter bekommen, daß das Futter nicht von den Knechten den Pferden entzogen und heimlich verkauft werde. Diese Schirr-Meister müssen alle Unordnungen, welche etwa vorgehen, an den Wagen-Meister berichten, desgleichen wenn Knechte oder Pferde krank sind, oder an den Wägen und dem Sielenzeuge etwas schadhaft geworden ist; sie müssen die Anzahl ihrer Knechte revidiren, ob auch einige heimlich, ohne sich vorher zu melden, weggegangen sind. Zank, Streit, Schlägerey, welche unter den Knechten vorgefallen sind, müssen die Schirr-Meister steuern, sie davon abhalten, und das Vorgegangene den Wagen-Meistern melden.

Der Wagen-Meister Schuldigkeit ist, alles, was ihnen von den Schirr-Meistern hinterbracht worden ist, zu untersuchen, und solches an den der Colonne vorgesetzten Inspector zu berichten. Sie verfertigen über die bey dem Train schadhaft gewordenen Sachen, an Pferden, Wagen-Geschirr, was daran gemacht, oder noch in fertigen Stand zu setzen ist, ihren schriftlichen Rapport an den Inspector, welcher darauf, nach angestellter Untersuchung, die Ordre gibt, alles sogleich wieder in fertigen Stand zu setzen, worauf die Wagen-Meister zu sehen, und davon Rede und Antwort zu geben, verbunden sind. Sie bekommen, auf ihren Rapport an den Inspector, in Ansehung der Portionen und Rationen für Knechte und Pferde, von dem Inspector ihre Assignationen über das zu empfangende Brod für alle ihre Untergebene, über das Korn und Rauch-Futter für den Train Pferde, über das Lager-Stroh für die Knechte, und Streu-Stroh für die Pferde, mit Unterschrift ihres Nahmens. Sie haben alsdann darauf zu sehen, daß diese Portionen und Rationen gehörig eingetheilt werden, und Men-

schen und Vieh keine Noth leiden. Sobald dieses von dem Wagen-Meister geschehen ist, haben die Schirr-Meister dafür zu sorgen, daß dieses Futter den Pferden richtig gereichet werde. Diese Wagen- und Schirr-Meister bekommen das monathliche Tractement für sich, und für die Knechte, von dem Inspector, welches sie an die Knechte gehörig auszahlen, und die geschehene Auszahlung schriftlich attestiren und quittiren müssen.

Auf den täglich abzustattenden Rapport der Wagen-Meister an den Inspector, verfertigen die Inspectores ihren Rapport von dem ganzen Fuhrwesen-Train, und müssen denselben alle Tage dem General-Intendanten, oder, in dessen Abwesenheit, dem Director schriftlich überreichen. Die Inspectores bekommen, auf abgestatteten Rapport, ihre Verhaltungs-Befehle, was an dem Tage geschehen oder vorgenommen werden soll, um solches dem Fuhrwesen bekannt zu machen.

Bey dem sächsischen Feld-Bäckerey-Fuhrwesen, sind keine Inspectores, sondern deren Stelle vertreten die Ober-Wagen-Meister; diesen folgen die Wagen- und Schirr-Meister, und der ihnen untergebene Train.

Ein jeder der bey dem Corps d'Armée von 30,000 Mann zur Brod-Verpflegung festgesetzten 17 Back-Oefen, hat seinen eigenen Wagen, worauf er fortgeschaffet wird. Ausser diesen 17 Wäger, werden noch 17 zur Fortschaffung des zu den Oefen gehörigen Bäckerey-Geräthes, als: Kessel, eisernen Dreyfüße, Back-Tröge, hölzernen Fässer, Wasser-Kannen, Schaufeln, Back-Breter, und anderer Kleinigkeiten, erfordert. Leztere Wägen werden, zum Unterschiede derjenigen, worauf die Back-Oefen gelegt sind, Spriegel- oder Leiter-Wägen genannt. Zu den Back- und übrigen Zelten, welche für die Bäcker, wenn sie campiren müssen, gehören, wie auch dem Zelt-Zuge-

hör,

hör, Zelt-Decken, Zelt-Stangen, sind, nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, 14 Wägen nöthig; diese unterscheiden sich von den beyden vorigen Arten Wägen dadurch, daß sie mit einer weißen leinenen Plane überzogen sind. Ausser diesen Wägen, sind noch zwey, welche aber mit Deckeln und Schlössern versehen sind; von diesen Wägen hat jeder Inspector einen, nebst einem Schlüssel. In diesen Wägen befinden sich alle Vorraths-Stücke, als: Stränge, Sielen, Huf-Eisen, Nägel, Wagenschmier, u. d. gl. damit alles in benöthigtem Falle bey der Hand sey, und auf dem Marsche nicht erst angekaufet werden dürfe. Endlich kommen noch zwey Wägen, welche Proviant-Wägen genannt werden, in welchen sich das Handwerks-Geräth der Schmiede, Stellmacher und Sattler befindet. Den Beschluß machen zwey Feld-Schmieden, deren ein jeder Inspector eine bey seiner Colonne mit sich führt.

Bey dem sächsischen Feld-Bäckerey-Fuhrwesen, hat auch ein jeder Ofen seinen eigenen Wagen, nur sind die Wägen, welche die Zelte zur Bäckerey, die Feld-Decken ꝛc. führen, mit Deckeln versehen, da hingegen die preußischen nur leinene Planen haben.

Die jezt erwähnten Wägen, sind in dem Fuhrwerke, und in der Anspannung an Knechten und Pferden, nicht gleich. Was die Wägen betrifft, welche die eisernen Reifen oder Bügel zu den Oefen führen, so hat ein jeder Ofen seinen eigenen Wagen, welcher mit 6 Pferden bespannt ist, und wobey 2 Knechte angestellt sind. Diese 17 Wägen erfordern solchemnach 34 Knechte, und 102 Pferde. Ein jeder der so genannten 17 Spriegel- oder Leiter-Wägen, worauf das zur Bäckerey gehörige Geräth befindlich ist, ist mit 4 Pferden bespannet, und hat einen Knecht. Bey diesen 17 Wägen sind also 17 Knechte, und 68 Pferde. Von denen 16 Wägen, welche die Zelte

und deren Zugehör führen, und mit leinenen Planen bedeckt sind, ist jeder mit 4 Pferden bespannet, und mit einem Knechte versehen, daß also 6 Knechte und 64 Pferde dazu erfordert werden.

Bey der sächsischen Feld-Bäckerey, ist ein jeder der Deckel-Wägen, welche die Zelte und das dazu gehörige Geräth führen, mit 6 Pferden bespannet, dagegen die preußischen nur 4 Pferde haben.

Von den beyden, mit Deckeln und Schlössern versehenen, Wägen, die den Inspectoren gehören, wird ein jeder von einem Knechte und 4 Pferden gefahren, daß also bey diesen 2 Wägen, 2 Knechte und 8 Pferde befindlich sind. Von den beyden so genannten Proviant-Wägen, in welchen das Handwerks-Geräth der Schmiede, Stellmacher und Sattler sich befindet, hat ein jeder seinen Knecht und 4 Pferde.

Nach dem preuß. Feld-Kriegs-Etat, wird jedem Wagen- und Schirr-Meister ein Pferd, zu seinem Fortkommen, gegeben, welches für 4 Wagen- und 8 Schirr-Meister 12 Pferde beträgt. Ueberdies werden bey diesem Train übercomplete Knechte und Pferde, um sie im Nothfalle zu gebrauchen, und zwar 4 Knechte und 6 Pferde, gehalten. Solchemnach beträgt die Total-Summe des Feld-Bäckerey-Fuhrwesens bey diesem Corps d'Armée von 30000 Mann: 75 Knechte, und 268 Pferde.

Anweisung, was bey einem zu errichtenden Feldkriegsmagazin ꝛc. zu beobachten, von Jo. Jac. Weinberg und Jo. Chr. Schrapel, 1 Th. (Dresd. 1734, gr. 8.) S. 49, fgg.

Kriegs-Bann, Heer-Bann, Heer-Fahrt, Heeres-Folge, L. Heribannum, ein Aufgeboth zum Kriege; die Verbindlichkeit, dem Heere seines Herrn zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; s. oben, S. 495, und im Art. Kriegs-Heer.

In dem gewöhnlichsten Verstande, worin auch dieser Ausdruck am meisten gebraucht wird, bedeutet derselbe

derselbe eigentlich die Strafe, womit derjenige beleget wurde, der nach geschehenem Aufgebothe sich nicht auf dem Sammel-Platze zum Heereszuge gestellt hatte (*).

Der Bischof Gregorius von Tours, schreibt in seinen Annalen, B. 5. C. 26: Chilpericus Rex de pauperibus & iunioribus Ecclesiae & Basilicae iussit bannos exigi, pro eo, quod in exercitum non ambulassent. Die Armen und Jungen von geistlichen Unterthanen waren ebenfalls von dem Heerzuge nicht frey, und wenn sie ausblieben, mußten sie auch die Geld-Strafe bezahlen. Eigentlich war fast niemand frey, weder Bischöfe, noch andere Geistliche, so gar nicht einmahl die Priester und Pfarr-Herren, sondern nur die unvermögenden Alten; diejenigen, die rechtmäßige Ursache hatten, warum sie zu Hause bleiben mußten, und von dem Fürsten zu andern Sachen bestellt waren, z. B. die See-Küsten zu bewahren, Brücken zu bauen, die Land-Gränzen zu besetzen ꝛc. diese waren allein nur frey.

Der ganze Heer-Bann, plenum Heribannum, betrug bey den Franken 60 Schillinge; eine starke Summe, daher er auch Bannum dominicum in den Capitularien genannt wird (**). Wenn derjenige,

(*) Daher erklärt *Bignonius*, in Not. ad Append. Marculfi, bey dem Baluz, der neuen Ausgabe, S. 963, den Ausdruck also: Heribannum poena est pecuniaria eius, qui ad expeditionem post principis bannum s. edictum profectus non est; d. i. der Heer-Bann ist eine Geld-Strafe, die von demjenigen beygetrieben wird, der nach dem Aufgeboth des Fürsten sich nicht zum Heerzuge gestellt hat.

(**) Z. B. in den Capitular. K. Karls des Großen, L. 2. c. 67, steht: Quicunque liber homo bannitus fuerit, & venire contempserit, plenum Heribannum componat secundum legem Francorum, id est LX Solidos soluat. Der freye Mann, der nach dem Aufgebothe nicht erschien, mußte den ganzen Bann mit 60 Schillingen nach fränkischen Gesetzen bezahlen.

der die 60 Schillinge bezahlen sollte, das Geld nicht hatte, mußte er, nach dem Capitulare v. J. 810, Cap. 11, Bürgen stellen; wenn er aber auch diese nicht stellen konnte, mußte der freye Mann dem Fürsten so lange persönlich dienstbar werden, bis die Summe bezahlt war, alsdann erst ward er wieder frey. Starb er aber in der Dienstbarkeit, so behielten seine Erben doch seinen Nachlaß, und blieben von aller Ansprache frey.

Zuweilen wurde auch nur ein geringerer Heer-Bann gefordert, nach eines Jeden Vermögens-Zustande, damit die Unterthanen nicht zu viel beläftiget werden sollten. Diesen Bann nannte man legitimum Herebannum; vermöge dessen bezahlte derjenige, der 6 Pfund in Golde, Silber, und an Waffen in Vermögen hatte, 3 Pfund; und derjenige, der 3 Pfund dergleichen an Vermögen besaß, bezahlte nur 30 Schill. u. s. w. Noch immer eine schwere Auflage! ja, man kann sicher behaupten, daß unter den fränkischen Königen die Unterthanen schwerer beläftigt waren, als sie wirklich jezt sind, wenn man auch nur die Menge von Zöllen rechnet, die sie geben mußten.

Von dem Heer-Banne erhielt der Graf den dritten Theil; doch durfte er ihn selbst nicht einfordern, (damit er keinen Unterschleif machen konnte,) sondern dieses that der Missus dominicus, von dem er auch seinen dritten Theil empfing. Man durfte ihn auch nicht vom Acker, noch von den leibeigenen Knechten nehmen, sondern allein vom baren Vermögen an Gold, Silber, Waffen, Kleidern, und vom Vieh, von solchen Sachen, die zum Nutzen gehörten. Unter K. Karl dem Kahlen wurde er sehr stark eingefordert, weil die Normänner durch ihre grausame Einfälle solches verursacheten, wo auch damahls vom Acker, von jeder Hufe 1 Pfennig (Denarius) entrichtet werden mußte, der sonst in vorigen Zeiten frey war.

Bey den Geistlichen, ist der Heer-Bann eine natürliche Folge von denen Gütern, mit welchen die Classe von Menschen, oft über die Schranken der Stats-Haushaltung, bereichert wurden. An sich ist es zwar nach den Grundsätzen des Christenthumes keinem Stande verbothen, in einem rechtmäßigen Kriege Kriegs-Dienste zu leisten; und vielleicht wären die von Syrien weit entlegenen Länder viel später zum christl. Glauben gebracht worden, wenn nicht mancher brave Soldat, der ein Christ, vielleicht auch Priester war, mit den römischen Legionen in die entferntesten Provinzen gekommen wäre, und da das Christenthum den barbarischen Heiden verkündigt hätte; sobald aber einmahl das Kirchen-System einige Festigkeit erlangt hatte, sobald die Geistlichen einen besondern, von den Welt-Leuten abgesonderten Stand ausmachten, sobald sie eigene, bloß ihrem Stande zugeschlagene Güter, und zwar in Menge, besaßen, da konnten sie auch gleichsam von ihren eigenen Mitteln leben, konnten den Herrn- und Kriegs-Dienst entbehren, konnten eine bequemere Lebens-Art führen, und mit stilleren Arbeiten ihr Amt verrichten. Verschiedene Stellen aus den Schriften der ältesten Kirchen-Schriftsteller kamen den Geistlichen sehr wohl zu Statten, aus welchen zu erhellen schien, daß die alten Bischöfe und Kirchen-Diener den Krieg überhaupt verabscheuet, und den Christen widerrathen haben. Tertullian sprach vollkommen nach ihrem Geschmacke, als er, in seinem Werke de Idololatria, gegen den Krieg und die Kriegführenden losfuhr, und vor dem Blutvergießen die Christen warnte. Origenes erhielt vollends den ganzen Beyfall, da er in seinem lezten Buche gegen den Celsus behauptete: die Christen trügen eben so viel zum Wohl des Ganzen und zum Heil des Kaisers bey, wenn sie durch ihr Gebet den Segen von oben herab beyzögen, als wenn sie

mit dem Degen in der Faust für das römische Reich fechten. Er geht alsdann zu den heidnischen Götzen-Priestern über, und sagt, daß ja auch diese von dem blutigen Kriegs-Handwerke frey wären, damit sie den Göttern mit Händen, die von Menschen-Blut rein wären, ihre Opfer bringen könnten.

Die Geistlichen, Klerici und Mönche, machten sich diesen frommen Gedanken zu nutze, entzogen sich nicht nur dem Kriegs-Dienste, sondern lockten auch durch diese Bequemlichkeit eine Menge Welt-Leute an, daß sie, um dieser harten und beschwerlichen Lebens-Art auszuweichen, lieber sich zu Kirchen-Dienern und Mönchen scheren liessen. Die christlichen Kaiser selbst mußten durch angemessene Gesetze verhüten, daß nicht die jungen Leute nach eigener Willkür durch die Annahme des geistlichen oder Mönchs-Standes sich vom Kriegs-Dienste losmachten. Diese Vorsicht mußte auch noch Karl der Große, in seinem Capitulare, v. J. 805, c. 17, anwenden. In dieser Lage blieben die Sachen, so lange das römische Reich, zum Theil im Orient, bestand. Unterdessen kamen andere Völker in die römischen Staten und Provinzen, welche andere Sitten, andere Maximen, andere Gesetze, andere Denk- und Lebens-Arten mitbrachten. Bey ihrer Bekehrung zum Christenthum ging es lange nicht so glücklich zu, als bey den schon civilisirten römischen und jüdischen Unterthanen, die schon größten Theils zahme Menschen und geartete Bürger waren, ehe sie Christen wurden, da im Gegentheil die nordischen Völkerschaften bey aller ihrer Redlichkeit, Treue, Abscheu vor Verstellung, nichts desto weniger den ganzen Sturm der verwilderten Menschheit an sich trugen, die sanftern, stillern, geschmeidigern Tugenden der Geselligkeit wenig kannten, ganz geistiger, abstracter und auf unsichtbare Ewigkeiten eingerichteter Begriffe kaum empfänglich waren.

Bey

Bey diesen war der Krieg, wie die Jagd, ein Nahrungs-Mittel, wovon jedes Haus zu leben pflegte. Die deutschen Völker, welche Tacitus und Cäsar kennen lernten, hatten in Ansehung des Heer-Bannes folgende Einrichtung gemacht: Wer ein Gut oder Acker-Feld hatte, wovon er mit den Seinigen leben konnte, der mußte, wenn das Aufgeboth zu einem Kriege kam, sich unter seiner Fahne einfinden. Jeder mußte sich um seinen Herd, um sein Haus und Hof wehren. Ja, es ist höchst glaublich, daß auch schon zu des Tacitus Zeiten viele Gemeinheiten sich hier und da auf den Ackerbau gelegt, und ihr Vermögen nicht nur in Bogen, und Pfeil und Jagd, Vögel und Hunde gesetzt hatten. Als nun in solchen Ländern der christliche Glaube angenommen, und jeder Distrikt zu seiner Zeit mit Bischofen und andern untergeordneten Geistlichen versehen wurde, bekamen diese Herren auch ihr angewiesenes Stück Land, sowohl zu ihrem Unterhalt, als zum Behuf der Kirchen und des dazu gehörigen, mit Aufwand verbundenen Gottesdienstes. Die Völker, welche sich schon vor dem Christenthume in Gemeinheiten, in gemeine Wehre, in Gilden und Verbrüderung zusammen gethan hatten, waren gewohnt, daß jeder Eigenthümer eines Stück Landes auch zum gemeinsamen Krieg, zur Vertheidigung des verbündeten Strich Landes sich begeben, und seiner Fahne folgen mußte. Da nun in der Folge der Zeiten viele von diesen eigenthümlichen Gütern den Kirchen und ihren Vorstehern, den Bischöfen, Aebten und andern Priestern, zugeschlagen wurden, so war es, nach der Denkungs-Art der damahligen Zeiten, ganz natürlich, daß derjenige, der durch die Waffen seinen Herd beschützt und gewehrt haben wollte, auch sich bemühen mußte, das Seinige dazu mit beyzutragen. Fremde und Knechte waren dazu unschicklich (*).

Wenn

(*) Mösers osnabrück. Geschichte, Th. 1, Absch. 1, §. 21.

Wenn Habe, Gut, Weib und Kinder, auf das Spiel gesetzt sind, wird niemand gern einen Andern spielen, und um Leben und Tod für sich ringen lassen.

Es ist also, wenn man auch in den ältern Zeiten noch keine, den Kirchen gegebene Lehen-Güter unterstellen will, gar nicht zu verwundern, wenn die Regenten, bey einem in das Land einfallenden Feinde, von den Geistlichen persönliche Kriegs-Dienste verlangt haben; besonders bey den rohen und weniger geistigen, und in der Eile zu Christen gemachten Völkern, wie die Franken und Sachsen waren. Die Güter, mit welchen die Bischöfe, Aebte und andere Geistliche überhäufet wurden, gehörten niemahls zu der ganzen Masse der Ländereyen, auf welche der Heer-Bann geschlagen war. Die Besitzer konnten sich also wohl dieser Güter begeben, dies wollten sie aber nicht; mithin gehörten sie so lange zu dem verbündeten Waffen-Verein, bis sie davon frey gemacht worden sind. Die seinern Regeln des Christenthumes, die Vorschriften der Sanftmuth, der Duldung, und was immer von Abscheu, Menschen-Blut zu vergießen, in dem Evangelio und den Schriften der Kirchen-Väter enthalten ist, waren die Speisen noch nicht, mit welchen die neuen Zöglinge des Christenthumes genähret werden konnten. In der Rücksicht war es nichts Sonderbares, wenn ein Ur-Enkel der merovingischen Könige ein fränkisches Heer wider die Sueven in Person angeführt hat, ob er gleich Bischof war. Schon *Gregorius Turonenſis* führt zwey Beyspiele von Bischöfen an, die geharnischt, mit dem Degen in der Faust, unter den Longobarden gewürgt hatten, als der König Guntram wider diese die Schlacht lieferte; dazu kam noch, daß mehrere vornehme Franken, die des Kriegs-Dienstes von Jugend auf gewohnt waren, sich zu Bischöfen weihen liessen, nachdem sie das glänzende Ansehen und die bequeme und reichliche Lebens-Art dieses

ses Standes eingesehen hatten. Man denke sich auch noch hinzu, daß die Könige sich auf die Treue ihrer weltlichen Generale und vornehmen Officiers wenig verlassen konnten, wie selbst der K. Guntram, in seinem Edict. de grassationibus militum (*), beklagt, daß der König selbst, der Herzog, der Graf und Richter nicht mehr respectiret würden, sondern, wenn sie etwas bessern wollten, froh seyn müßten, daß sie nur bey dem rebellischen Volke mit dem Leben davon kämen. Die Hochachtung gegen die Diener der Religion, die den alten sowohl, als den nordischen, übergewanderten Völkern noch aus dem Heidenthume anklebte, war hier allein das beste, oder weniger schlimme, Mittel, diese Völker im Zaum zu halten. Daher konnte es den Königen und ihren ersten Bedienten nicht anders als angenehm seyn, wenn die Diener der christl. Religion in die Stelle der alten Druiden traten, und mit Beyspiel und großen Reichthümern die rohen Leute in Ordnung hielten. Nimmt man nun noch die ausserordentlich große Menge der Güter dazu, welche den Kirchen und Kirchen-Dienern zugeströhmt sind; bedenkt man den Nothstand des Reiches unter Karl Martel, der so weit ging, daß, selbst mit Einwilligung der Bischöfe und des heil. Bonfacius in der Synode zu Lestines (liptinensis), ein Theil der Kirchen-Güter zu den bevorstehenden Kriegen unter einem gewissen, den Kirchen zu zahlenden Zins noch angewendet werden mußten: so wird kein billig denkender Mensch die Verfügung, daß die Kirchen auch das ihrige zu einem Krieg an Leuten und Aufwand beytragen mußten, tadeln können. Zwar erforderte es die Klugheit, daß man keinen persönlichen Kriegs-Dienst von den Geistlichen verlangte, sondern sich mit Stellung streitbarer Mann-

(*) *Goldasti* Constitut. imper. To. 1, p. 12.

Mannschaft befriedigen ließ, theils, weil manche Bischöfe und Aebte, je länger, je mehr das Kriegs-Handwerk verlernten, theils auch, weil die Bischöfe und Aebte zu Hause weit nothwendigere und nützlichere Arbeiten durch Erhaltung der guten Zucht der Unterthanen verrichten konnten; indessen bleibt es doch höchst wahrscheinlich, daß bey der allgemeinen Unwissenheit des weltlichen Standes überhaupt, und bey dem noch nicht ganz vernachlässigten Studieren der Geistlichen, mancher Bischof und mancher Abt sich in ein und anderm Theile der Wissenschaften geübt, und dadurch weit mehr, als die Grafen und Barone, zur Anführung eines Heeres tüchtig gemacht haben. Fanden nun die Könige einen solchen geistlichen Mann unter ihren Unterthanen, der einen Heeres-Zug machen, eine Stadt einnehmen oder vertheidigen konnte: so ist es eben so wenig zu bewundern, als zu verargen, wenn sie sich seines Talentes zum Besten des ganzen Reiches bedienten, und ihm eine Armee, oder einen Theil derselben, oder eine Festung, anvertraueten. Daher kommen die Nachrichten, daß mancher Bischof und Abt im Treffen geblieben oder verwundet worden ist (*). Dazu kam noch, daß in den Zeiten des ersten und zweyten Stammes der fränkischen Könige, noch mit Heiden, Saracenen oder Ketzern, wie die arianischen Gothen waren, Lanzen zu brechen waren; und man weiß noch aus den Zeiten der Kreuz-Züge und der Inquisitions-Kriege, wie wenig die Geistlichen, selbst auf Anrathen der Päpste, Bedenken getragen haben, das feindliche wie das ihrige Blut zu vergießen, und daß in noch spätern Zeiten ein Franciscaner-Mönch Capistranus in dem Türken-Kriege sich beynahe zu einem Heiligen geschlagen hätte. Auch nicht bloß gegen

(*) Gregor. Turonenf. L. 4, c 37; L. 5, c. 20; L. 8, c 9.

gen die Heiden und Ketzer, sondern gegen die erzkatholischen Christen in Italien, verlangte der Papst Johann VIII. daß die französischen Bischöfe in Person mit allen ihren gewaffneten Leuten anziehen, und ihn in den römischen Stuhl wieder einsetzen sollten, von welchen ihn der Graf von Spoleto und der Markgraf von Toskana vertrieben hatten. Man muß also um diese Zeiten nicht geglaubt haben, daß es so sündlich oder für den geistlichen Stand unanständig sey, seine Sache oder der Kirche Sache mit den Waffen zu vertheidigen.

Bellarmin (*) übernimmt die Vertheidigung der Päpste Julius II., Leo IX., eines deutschen Grafen von Dapsburg, und eines kanonisirten Heiligen, Leo IV., eines Wunderthäters, wie Bellarmin meinet, welche alle in Person gegen die Feinde der römischen Kirche zu Felde gezogen sind; er unterstützt diese Beyspiele mit jenem der Machabäer, welche zugleich die obersten Priester und die Fürsten des Volkes gewesen wären. Selbst Karl der Große, der die Kirchen-Zucht mehr, als alle seine Bischöfe, beförderte, mußte von dem Kriege, den die Geistlichen in Person unter ihm führten, so gedacht haben; denn als er die Heer-Folge der Geistlichen, in dem Capitulari v. J. 805, den Geistlichen abnahm, sprach er: daß er hierdurch seine vorige Gesinnung und Verfügung abzuändern gedächte (nosmet ipsos corrigentes); er setzt hinzu, daß diese Aenderung auf Anrathen des Papstes, seiner Bischöfe, des Adels und des gesammten Volkes, geschehe. Der h. Bonifacius ließ noch den Nach-Klang seiner Reden und Schriften zurück, mit welchen er gegen das persönliche Kriegführen der Bischöfe geeifert, und den Bischof zu Maynz, Gervilio, vom Stuhle ge-

(*) De potestate Rom. Pontif. adversus Barclajum. c. 11.

gestürzt hatte, weil er in einem Kriege in Person gefochten, und den Mörder seines Vaters mit eigener Hand, und zwar meuchelmörderischer Weise, umgebracht hatte. Der Papst Hadrian I. ermahnte Karl'n den Grossen (*), und schon vorher der Papst Zacharias den Pipinus (**), daß sie Geistliche doch zu Hause und ihrem Berufs-Geschäfte überlassen wollten. Bey Baluz, a. ang. O. ist die Rede aufbehalten, welche das Volk kniend an den Kaiser hielt, als es um die Abschaffung des geistlichen Heer-Bannes anhielt. Man sieht leicht, daß die Geistlichen diese Rede ausgearbeitet, und dem Volke auf die Zunge gelegt hatten; sie ist viel zu herzbrechend, viel zu sehr mit scheinbarer Erudition gespickt, als daß man sie dem damahligen Adel und Volke, als Urhebern, zutrauen könnte. Die Gründe sind, die auch der Kaiser in seiner Antwort zum Theil wiederhohlt, zum Theil mit neuen vermehrt, diese: Die Bischöfe und andere Geistliche hätten den Beruf, Messe zu lesen, zu beten, und Processionen (Letanye) zu halten, sowohl für das Volk, als für den Kaiser, (zu diesem Ende wird das Beyspiel des Moses angeführt, als er währendem Treffen betete, und durch das Gebet den Sieg verschaffte,) und dann Almosen zu geben. Die Gegenwart der Bischöfe bey den Schlachten hätte bisher oft mehr geschadet, als genützet, indem, wenn ein solcher Mann gefallen oder verwundet worden wäre, die nächst daran Stehenden um ihn her gelaufen seyn, ihm zu helfen; auch wären viele so zärtlich um ihren Bischof besorgt gewesen, daß sie ihn bey dem Treffen gedeckt, und nicht mitgefochten hätten. Bliebe aber dieser Geistliche zu Hause, so würde der Kaiser mehr streitende Hände bey der Schlacht haben, die sich vorher nur um den Bischof be-

(*) Epist. 77. Codicis Carolini.

(**) Epist. 5. Cod. Carol.

bekümmert hätten. Der Kaiser setzte noch diesen Beweg-Grund hinzu: daß alle Völker, welche ihre Geistliche mit in die Schlachten gezogen hätten, unglücklich gewesen wären, als: die Gallier, Hispanier, Longobarden, u. a. m., weil es unerlaubt sey, unter dem geistlichen und weltlichen Stande in diesem Stücke keinen Unterschied zu machen; es sey äusserst unschicklich, daß die Priester in dieser Stunde die Christen mit dem Leibe Christi und andern Sacramenten speiseten, den Heiden das Wort Gottes zu ihrem ewigen Seelen-Heil verkündigten, und eine Stunde darauf beyde würgten. Lieset man die Bitte des Volkes und des Adels etwas bedächtlicher, so fällt es noch mehr in das Auge, daß dieselbe die Geistlichen dictirt haben; sie kommt mit weitläuftigen Worten der bevorstehenden Gefahr, die geistlichen Güter zu verlieren, zuvor. Die Rede sagt: Adel und Volk wolle durchaus nicht, daß, durch die Entlassung der Geistlichen von dem persönlichen Kriegs-Dienste, etwas von ihrem Ehren-Stande oder von ihrem Vermogen entzogen würde; im Gegentheil seyn sie gesinnt, solches mit der Hülfe Gottes noch bey bessern Zeiten zu vermehren, damit der Kaiser, die Geistlichen und das bittende Volk dadurch noch glücklicher und bey Gott angenehmer würden. Sie wüsten, daß das, was einmahl der Kirche geschenkt worden wäre, Gott geschenkt und geheiligt sey, folglich nicht mehr ohne Gottes-Raub entzogen und zu einem andern Gebrauch verwendet werden könne. Sie bezogen sich auf die fürchterlichen Beschwörungs-Formeln, unter welchen dergleichen Schenkungen gegen jeden Angriff gesichert würden; kurz, der gröβte Theil der Rede besteht aus Verwahrungen gegen die Gefahr, es möchten nun die Güter der Geistlichen, auf welchen der Kriegs-Dienst haftete, ihnen weggenommen, und den wirkliche Kriegs-Dienste leistenden Grafen und Baronen zugetheilt

werden. Sie nennen zwar das Beyspiel des Major Domus Karl Martel nicht, um Karl dem Großen, dessen Enkel, nicht in das Auge zu greifen; es ist aber ganz auffallend sichtbar, daß sie auf die Zeiten dieses fränkischen Groß-Hofmeisters sahen, in welchen derselbe die Kirchen-Güter seinen Freunden gab, um von ihnen Hülfe bey seinen Kriegen und großen Aussichten zu erhalten. Karl der Große verstand diese Sprache sehr wohl, und antwortete in demselben Tone auf die Bitte seines Adels und seines Volkes; gab unter den heiligsten Versicherungen sein Wort für sich und seine Nachkommen, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, unter dem Vorwande, daß, da die Bischöfe und Geistlichen nicht mehr mitschlügen, sie auch die Güter nicht mehr brauchten, die zum Kriege beytragen mußten, das mindeste von den Kirchen wegnehmen, oder auch von den Christlichen weggegeben werden sollte, ohne Vorwissen der Bischöfe, und dann doch nicht anders, als nach der Art eines zeitlichen Bestandes, wovon der Kirche die Zinsen fallen müßten. Die Bisthümer und Geistlichen überhaupt blieben also bey ihren Ehren und Gütern, ob sie gleich die Ehren-Dienste im Kriege nicht mehr zu leisten hatten. Karl der Große schlug hier einen Mittel-Weg ein; die Bischöfe möchten zwar zu Hause bleiben, doch sollten sie ihre Leute zum Kriege abgeben. Er sorgte noch auf einer andern Seite für die Kirchen-Vorsteher. Um sie nicht unter die Grafen, in deren Gauen die Güter lagen, fallen zu lassen, verfügte er, daß die geistliche Miliz entweder unmittelbar zum Heere des Kaisers, oder zu den Truppen desjenigen Feld-Herrn, dem er darüber die Anweisung geben würde, stoßen müßten. Alle diese Verfügungen waren zum Vortheil der Bischöfe angelegt; denn durch die Freyheit vom Heer-Zuge liefen sie Gefahr, ihre Fürsten-

Eh-

Ehre (*) und ihr Fürsten Gut zu verlieren; und wenn der Kirchen-Vogt mit seinen Leuten zurück geblieben wäre, so würde die Kirche Manus mortua und damit unfähig geworden seyn, Reichs-Güter zu besitzen, anstatt daß, wenn der Kirchen-Vogt mit auszog, die erworbenen Güter nicht aus der Reichs-Heerbann-Matrikel, sondern nur aus der Grafen-Folge in die Folge der Schirm-Vögte traten. Auch muß man sich nicht einbilden, daß die Kirche damahls Lehen verdient hätte, indem der Auszug unter dem Vogte kein Dienst, sondern die natürliche Vertheidigung des Eigenthumes, war. Noch weniger darf man sich vorstellen, daß die Bischöfe und andere Geistliche von jenen Einkünften hätten Kriegs-Dienste thun müssen, welche zu ihrem, zu ihrer Geistlichen und der Kirchen Unterhalt gegeben waren. Das Capitulare Caroli M. L. 1, c. 85, stellt einmahl 12 Morgen aus, und zwar solchen Feldes, welches gebauet werden kann. Baluzius (**) setzt dazu: daß auch eine Wohnung für einen Knecht und eine Magd dabey gewesen sey; woraus, und überhaupt aus der Natur der Sache zu schließen ist, daß entweder die Morgen sehr groß, oder nur von dem baubaren Felde, mit Ausschluß der Brach, zu verstehen gewesen seyn müssen. Nebst diesem waren alle Zehenten und alle Schenkungen (Oblationes) dienstfrey, welche, nach einem Capitulare Caroli Calvi, Tit. 37, c. 11, in kleinen Landstücken (Terrulae) bestehen konnten, die von den rechtgläubigen Christen zum Trost ihrer Seelen, oder eines Begräbnisses wegen, der Kirche geschenkt wurden. In dem Capitulare Ludovici Pii, A. 816, c. 10, werden auch Gärten, Hof-Reithen,

(*) Möser a. ang. O. Abschn. 4, §. 3, hält die Bischöfe schon unter Karl M., kraft ihres Amtes, für Edle und Reichs-Fürsten.

(**) In den Noten ad *Reginonem* de disciplina, L. 1, c. 24.

Häuser, zu denjenigen Kirchen-Besitzungen gezählet, welche Wälder und Felder, liegende und fahrende Güter in sich begreifen können, wenn sie nur der Kirche oder den Geistlichen geopfert, und, wie dort die Worte lauten, dem Herrn Christo geschenket und geheiliget werden.

Bey allen diesen Ausnahmen von dem Kriegs-Dienste, und bey den feyerlichsten Versicherungen des Kaisers Karl des Großen, hielten sich die Geistlichen doch noch nicht genug gesichert, daß sie von der Last des Heer-Bannes befreyt bleiben würden. Der Adel, die Geistlichkeit und das Volk verlangten durchaus, in der oben erwähnten Bitte, daß der Kaiser seine Zusage zu einem öffentlichen geistlichen Gesetz machen, und es in die Capitulare einschreiben oder registriren lassen sollte. Sie setzten die rasche Drohung hinzu: wenn er anders sie zu getreuen Vasallen haben und erhalten wollte. Ferner verlangten sie, unter derselben drohenden Bedingung, daß er diejenigen, die allenfalls wider dieses Gesetz handeln würden, einkerkern und der öffentlichen Kirchen-Buße unterwerfen sollte. Der Kaiser willigte in alles ein, und versprach, diese seine getroffene Verfügung in der nächsten Reichs-Synode zu bestätigen und kund zu machen (*), und erklärte gleich im Eingange seiner Bestätigung, daß er nun zum zweyten Mahl die Geistlichen vom Heer-Banne freyspreche.

Allem Ansehen nach traueten die Bittenden dem Land-Frieden nicht, da sie so heftig auf ein geschriebenes Reichs- und Kirchen-Gesetz drangen. Denn sie hatten das Beyspiel vor sich, daß schon im J. 742 unter Karlmann eine Verordnung ergangen war, nach welcher keine Bischöfe und andere Geistliche gewaffnet bey dem Heere erscheinen, sondern nur einige als Feld-Bi-

(*) Capitularia Reg. Franc. To. 1. p. 409.

Bischöfe und Feld-Prediger (Aumoniers) dabey sich einfinden sollten, die den Gottes-Dienst und die Seel-Sorge verwalteten. Ein gleiches Capitulare machte auch schon selbst Karl der Große, im J. 769, und doch blieb es nicht dabey, sondern die Geistlichen wollten entweder freywillig, wie andere Insassen, dem Gefechte beywohnen, damit sie dem Vorwurfe einer Unthätigkeit bey ihren so großen Reichs-Gütern auswichen, oder sie mußten sich wohl dazu bequemen, um nicht unter dem Vorwande der Nothwendigkeit aus den gemeinen Gütern die Kriegs-Lasten zu bestreiten, im Entstehungs-Fall derselben beraubet zu werden. Montesquieu (*) sagt: die Bischöfe hätten selbst nicht gewußt, was sie wollten; sie hätten den Kaiser gebeten, ihnen den Kriegs-Dienst zu erlassen, und als sie erhört worden wären, hätten sie wieder zu Felde ziehen wollen. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß sie gern zu Hause, oder bey ihren Falken und Hunden geblieben wären, wenn sie nicht, ihre Güter und Herrlichkeiten darüber einzubüßen, hätten befürchten müssen.

Was aber die Freyheit vom Heer-Bann der Geistlichen ungemein erleichterte, war die Gewohnheit aller celtischen Völker, da sie ihre Priester, die Druiden, von dergleichen Lasten von je her frey gelassen hatten. Cäsar (**) sagt dieses mit deutlichen Worten, und besonders, daß sie bey den Schlachten keine Hand hätten anlegen dürfen. Diese abergläubische Völker behielten auch noch im Christenthum, viele Jahrhunderte hindurch, viele Meinungen ihrer heidnischen Vorältern, welche unter Karl M. Paganiae hießen. Die Druiden durften zum Streit hetzen, zum Schlagen Muth einsingen, den Feinden alles Uebel, ihrer Einbild-

(*) De l'esprit des loix, L. 30, c. 17.

(**) De bello gall. L. 6.

bildung nach, auf den Hals beten und zaubern; aber mitschlagen durften sie nicht, und doch waren sie eigentlich die Herren von allem Golde und Silber, welches als ein dem Gotte, dem sie dienten, heilig geweihtes Eigenthum angesehen wurde.

Die Geistlichen waren also auf ein Mahl frey, sie durften zu Hause auf ihren Reichs-Gütern sitzen, wenn das ganze Land in Kriegs-Flammen stand; aber man weiß nicht recht, wie es gekommen seyn mag, daß sie wieder freywillig den Harnisch anlegten, und nach, wie vor, sich in dem Schlacht-Gemenge befanden. Der Kaiser Ludwig, Karl's Sohn, untersagte den Bischöfen den Gebrauch der militarischen Waffen, des Wehr-Gehenkes, der Messer und Sporen; es half aber alles nichts. Der deutsche, an Schlachten gewöhnte Genius verlor sich auch im Priester-Rocke nicht. Die Ursitte ihrer Vorfahren, daß jeder sich mit eigener Faust Recht zu verschaffen pflegte, pflanzte sich um so leichter in den Geistlichen fort, weil vor und nach dem Institute des Grode-Ganges viele weltliche und weltlich gesinnte Herren aus dem Panzer-Hemde in das Chor-Kleid krochen, ohne die Sitten abzulegen, die sie vorher, als geübte Schläger, angenommen hatten. Die in den Schlachten und Kriegen nachher auf dem Platze gebliebenen Erz-Bischöfe und Bischöfe beweisen genug, daß sie sich die Waffen nicht nehmen liessen, die sie noch sterbend in der Hand hatten. Und es ward endlich wieder allgemeine Sitte, daß die Bischöfe selbst mit zu Felde zogen. Die Kaiser schickten sich in diese Lage, und befahlen bey einer Wahl ordentlich, einen solchen Mann zum Bischof zu wählen, der den königlichen Dienst zu versehen im Stande wäre. Eben diese Gewohnheit, den Bischof selbst unter den Kriegern zu sehen, zog noch eine andere nach sich, daß nähmlich nur ritterbürtige oder ursprünglich freye Jünglinge und Männer in die Dom-Capi-

tel,

tel, woraus man die Bischöfe zu nehmen pflegte, aufgenommen wurden. Doch gab es auch Ausnahmen von der Regel. Manche Bischöfe erhielten solche von den Kaisern; manche erklärten, daß sie lieber ihre Bisthümer verlassen, als so lange von ihren Kirchen abwesend seyn und den Feldzügen beywohnen wollten.

So viel ist immer gewiß, daß kein Bisthum und kein Kloster von den Kriegs-Lasten des Heer-Bannes frey geblieben ist. Ludwig **der Fromme** machte mit den leztern eine förmliche Eintheilung. Einige mußten eine gewisse Anzahl Mannschaft und zugleich gewisse Abgaben liefern; andere stellten nur die Mannschaft ohne Abgaben; noch andere nur Abgaben, ohne Mannschaft; einige Klöster waren auch nur ihr Gebet zu opfern schuldig. Besserten sich die Umstände eines in Verfall gerathenen Klosters, so wurde es auch wieder mit Kriegs-Dienst angelegt. Gerieth eins in Unvermögen, so wurde ihm dieser Dienst bis auf bessere Zeiten erlassen. Die Regel aber blieb immer: daß, wer nahmhafte Güter vom Lande besaß, auch zu dem Landes-Kriege das Seinige beytragen mußte. Die Güter der Pfarrer und anderer niederer Geistlichen, waren nicht zur Abgabe an den Kriegs-Dienst angeschlagen.

Durch die öffentlichen Reichs-Gesetze war nun einmahl der Heer-Zug der Bischöfe in eigener Person, in die Obliegenheit, ihre Kriegsleute und ihren Kirchen-Vogt zu schicken, verwandelt; nur sollten einige Bischöfe mit mehrern Priestern allezeit im Lager sich aufhalten, um die Sacramente zu reichen, zu predigen, und die Reliquien der Heiligen, ohne welche man damahls nichts wichtiges vornahm, mit zu tragen. In den folgenden Zeiten kam ein kräftiges Heiligthum hinzu, nähmlich: die so genannte heilige Lanze (s. oben, S. 327), die immer ein Bischof dem Kaiser im Treffen vortrug, und dieses Heiligthum oft mit dem feindlichen

Blute färbte. Dieser Geist der Kirchen-Disciplin, so schnell er auch wieder unterdrückt wurde, lebte von Zeit zu Zeit wieder auf. Unter Ludwig dem Heiligen enthielt sich der sonst handfeste Bischof Guido von allem Gefechte, absolvirte die Soldaten von ihren Sünden, und legte ihnen die Buße auf, daß sie wacker einhauen sollten. Der Bischof von Aurerre Guido, der zugleich päpstlicher Legat war, und sich vor der Irregularität scheuete, gab vorher der französ. Armee von Benevent den Segen mit seiner, mit Eisen-Blech geharnischten Hand, so wie er ganz im Harnisch gekleidet war; alsdann half er die feindlichen Scharen trennen, hieb nach den Pferden der Feinde, nicht nach den Menschen, schrie den Seinigen Muth zu, und that, was ein commandirender Feld-Herr thun konnte; nur überließ er den französ. Reitern, diejenigen zu zertreten, deren Pferde er niedergestochen hatte. Ein Bischof von Beauvais, *Philippus Drocenſis*, bediente sich eines andern Mittels, und schlug die Feinde mit einer Keule todt, weil er glaubte, daß nur das Schwert irregulär machte. Allemahl waren die Bischöfe, sie mochten nun mitfechten oder nicht, bey dem Heer-Zuge geharnischt.

Wenn die Bischöfe und andere Geistliche dem Heer-Banne unterworfen waren, weil, nach dem alten Heerbanns-Rechte, ein jeder Eigenthümer verpflichtet war, zu einem gemeinsamen Kriege seine Person, oder nachher, seine Leute zu stellen: so waren es die Geistlichen noch weit mehr, als sie in die Dienste der Kaiser und Könige traten, und deswegen ansehnliche Ländereyen und Nutzungen erhielten. Von nun an wurden auch die Befreyungen vom Heer-Bann, die ihnen in den Capitularen zu gute kamen, gar nicht mehr in Rücksicht genommen. Die Kaiser und Könige gaben den Aebten so gar Herzogthümer. Sobald ein Mahl das Lehen-System eingerichtet war, verschwand

der

der alte Heer-Bann, und der Kriegs-Dienst wurde auf die Lehen-Güter geschlagen.

Eine neue Gattung des Heer-Bannes entstand durch die oben, S. 291, fgg. beschriebenen Kreuz-Züge, wo die übel verstandene Religion den Leuten die Köpfe warm machte, daß nicht nur die gewöhnlichen Kriegs-Knechte, sondern auch Bischöfe, Aebte, Fürsten, Kaiser und Könige sich unter die Heere enrolliren liessen, wenn sie nicht für halbe, oder gar Unchristen gehalten seyn wollten. Man sahe kein Gewalt-Geboth; man legte aber die Sache so an, daß, an statt des Bannes, die eigene Ehre, das eigene Gewissen, und der Wink der Päpste, die Stelle der Befehle vertraten. Bey diesem Religions-Heerbann, da halb Europa nach dem gelobten Lande schwärmte, um zur größern Ehre Gottes die Saracenen zu Tausenden zu würgen, und in ihrem Unglauben, in der Meinung der Würger, dem Teufel und der ewigen Verdammniß zu überliefern, war es hohes Verdienst der Bischöfe, Aebte und anderer Geistlichen, sich mitten in das Schlacht-Getümmel zu wagen, und nach der Zahl der Erschlagenen die Stufen zu berechnen, die man sich zu dem Throne Gottes gebahnt hätte. Die Helden-Thaten eines Priesters in dem Heere des Grafen Robert von Flandern waren in allen Kämpfen so sichtbar, daß man ihn für die Seele der ganzen Armee hielt.

Die Ab- und Zunahme der geistlichen Güter mehrte und minderte die Heerbann-Pflicht, oder den schuldigen Lehen-Kriegsdienst, bis es endlich so weit kam, daß die Kirchen selbst, d. h. die Bischöfe, Aebte und Pröpste, einen Heer-Bann ausschreiben konnten, dem ihre Lehen-Träger Folge leisten mußten. Denn da die Geistlichen ihre Erwerbungen aufs höchste brachten, waren die weltlichen Herren froh, daß sie wieder ein Stück der Güter, die ihre Voraltern in die geist-

lichen Hände gesteckt hatten, wieder bekamen. Die mächtigsten Häuser, selbst die Kaiser, wurden Vasallen der Geistlichen, deren sich die Bisthümer und Klöster zu den Zeiten der gesetzlosen Anarchie meisterlich bedient hatten. Sie, die Geistlichen aber hatten so viel Stolz, daß sie von niemand, als vom Kaiser, Lehen-Träger seyn wollten. Es mochte auch dieses die Ursache davon seyn, daß wenig große Häuser mehr im Stande, und noch weniger geneigt waren, die Geistlichen zu Vasallen zu haben, die so viele Mittel wußten, sich vom Hof- und Kriegs-Dienste, wenn er beschwerlich war, los zu machen, besonders in denen Fällen, wo sie schon alles hatten, und nichts, oder nichts Beträchtliches zu erwarten stand.

Endlich kam es in verschiedenen Ländern, wie Deutschland und Polen, dahin, daß die großen Geistlichen als Reichs-Stände angesehen, und als solche angehalten wurden, und noch werden, ihren Beytrag an Mannschaft zu einem stehenden, oder von Zeit zu Zeit zu errichtenden Kriegs-Heere abzugeben. Was den persönlichen Kriegs-Dienst der Geistlichen im Heer-Bann betrifft, so ist heut zu Tage keine Noth, einen Geistlichen zum Heer-Führer, oder auch nur zum Anführer seiner Truppen zu gebrauchen, indem der weltliche Stand endlich einmahl durch seinen eigenen Schaden klug geworden, und alle die Wissenschaften und Künste selbst zu lernen geneigt ist, welche ehedem die Geistlichen, so lange sie unter den Blinden die Schielenden waren, aus Mangel derer vom weltlichen Stande, getrieben haben.

* * *

Die übrigen zum Art. Krieg gehörigen Materien, als: Kriegs-Baukunst, Kriegs-Begräbniß, Kriegs-Belohnungen und Geschenke, Kriegs-Beute, Kriegs-Capitulation, Kriegs-Cartell,

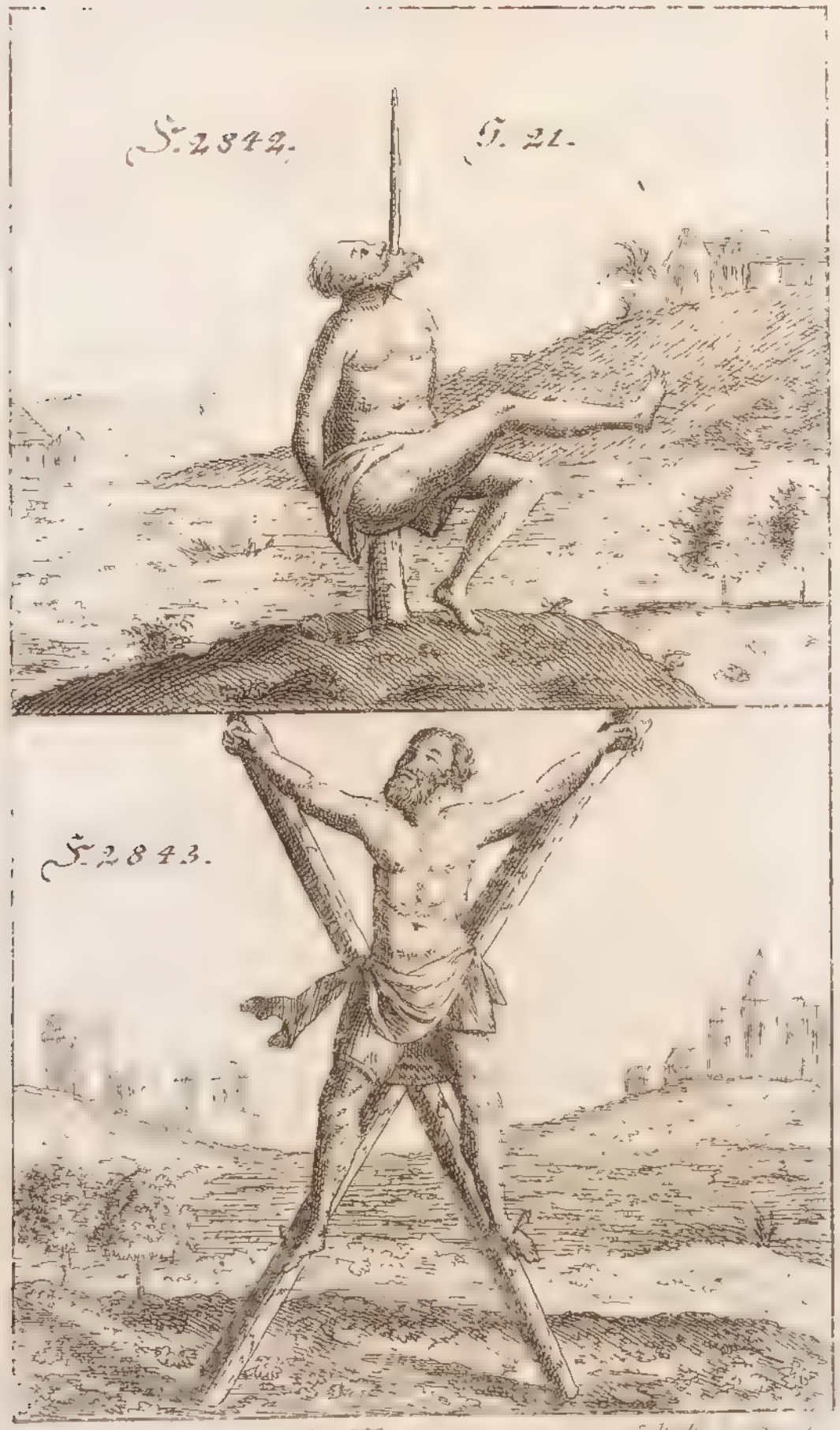
Kriegs-

Kriegs-Collegium, Kriegs-Commissariat, Kriegs-Consistorium, Kriegs-Correspondenz, Kriegs-Departement, Kriegs-Erklärung, Kriegs-Etat, Kriegs-Fernglas, Kriegs-Flotte, Kriegs-Gefangene, Kriegs-Gericht, Gerichtbarkeit und Proceß, Kriegs-Geschrey, Kriegs-Gott, Kriegs-Heer, Kriegs-Kanzelley, Kriegs-Krankheiten und Seuchen, Kriegs-Kundschafter, Kriegs-Lager, Kriegs-Lazareth, Kriegs-List, Kriegs-Orden, Kriegs-Proviantwesen, Kriegs-Rath, Kriegs-Recht, Kriegs-Schäden, Kriegs-Schule, Kriegs-Signal, Kriegs-Stand, Kriegs-Uebungen, Kriegs-Verbrechen und Strafen, Kriegs-Waffen und Kleidung, Kriegs-Werkzeuge, Kriegs-Wirthschafts-Kunst, Kriegs-Wissenschaft, Kriegs-Zeichen, Kriegs-Zucht ꝛc. werden in den folgenden Theilen vorkommen.

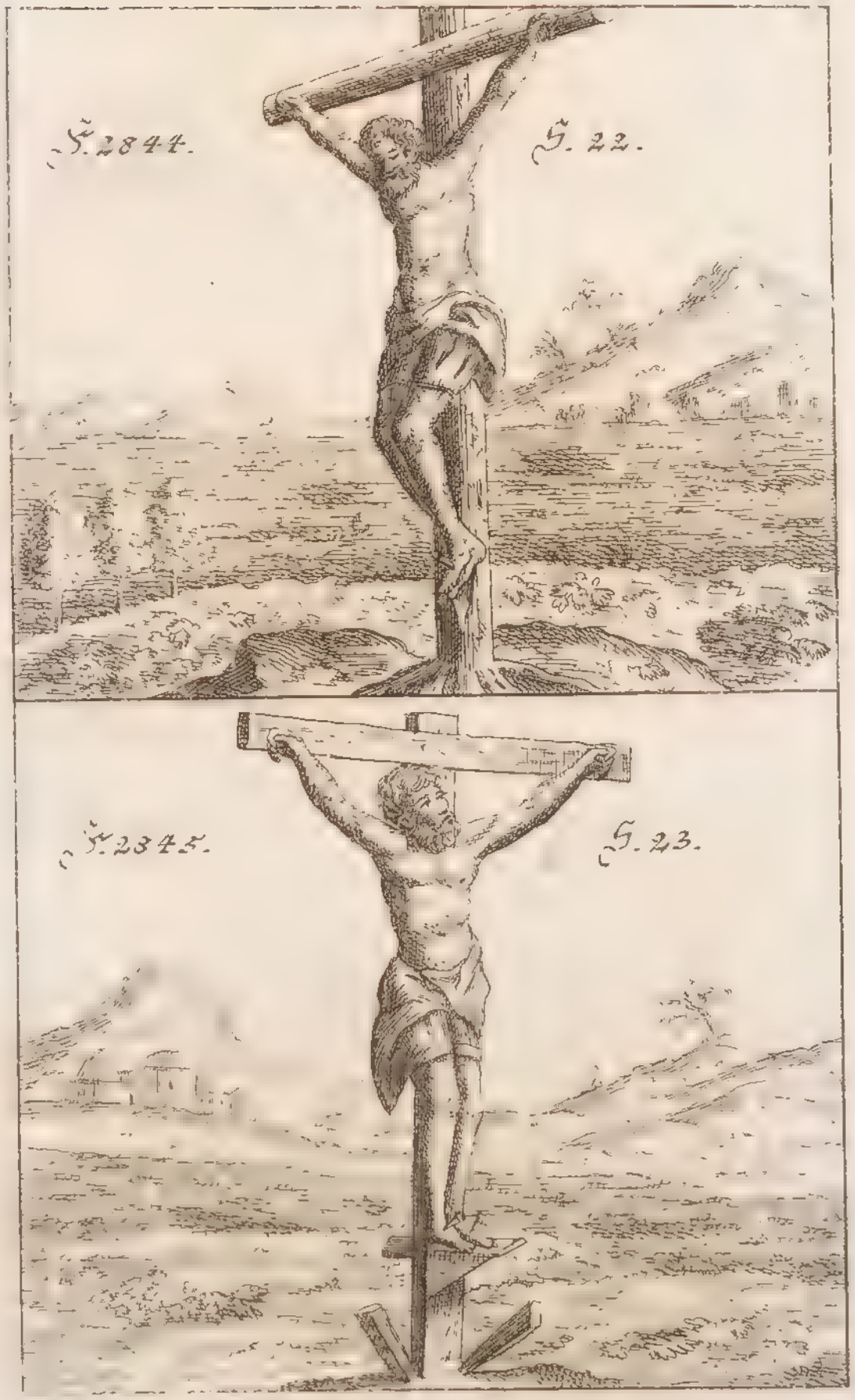
Ende des neun und vierzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem heraus geschlagen werden können, angekleistert.

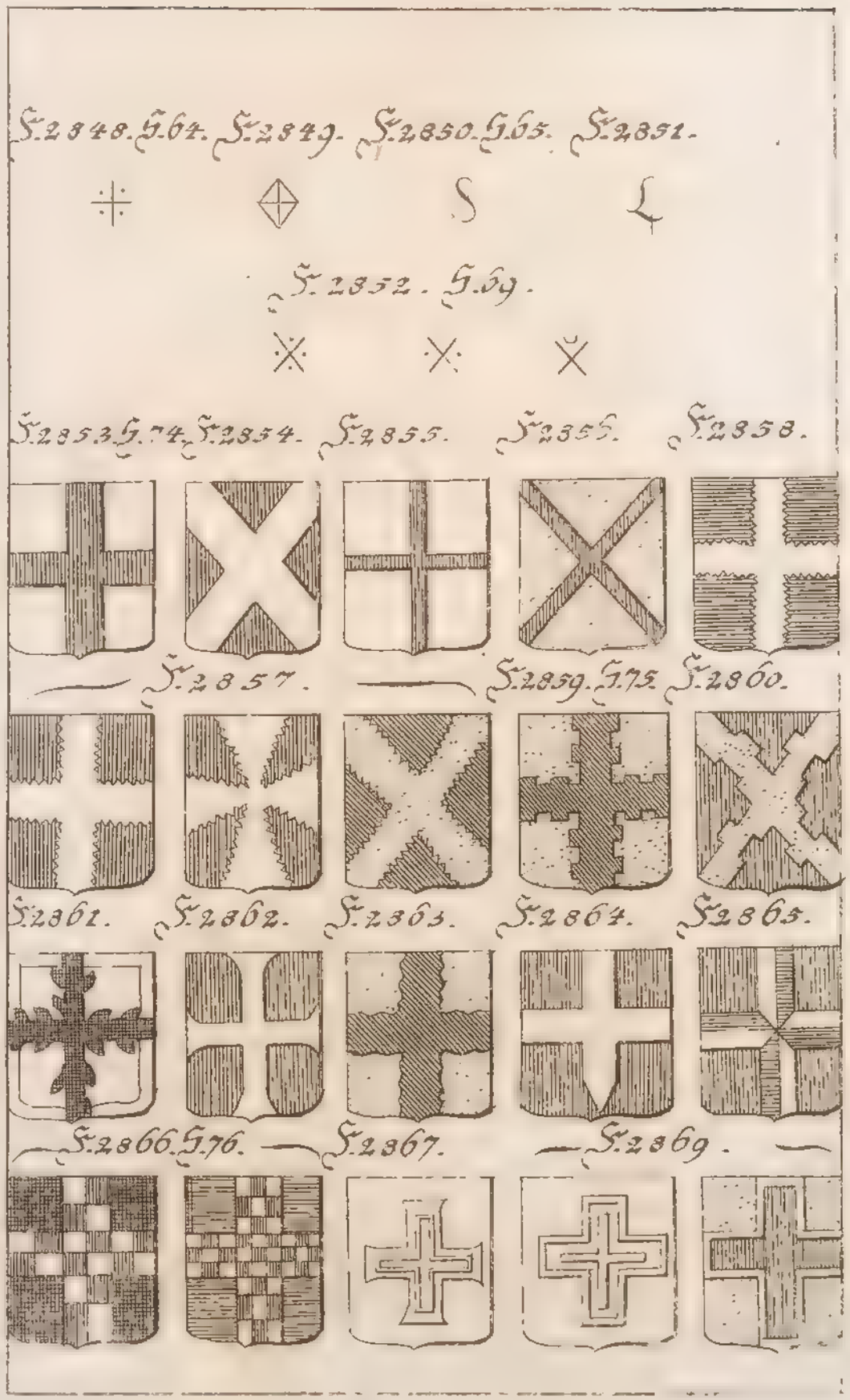


Oec. Enc. XLIX Th.

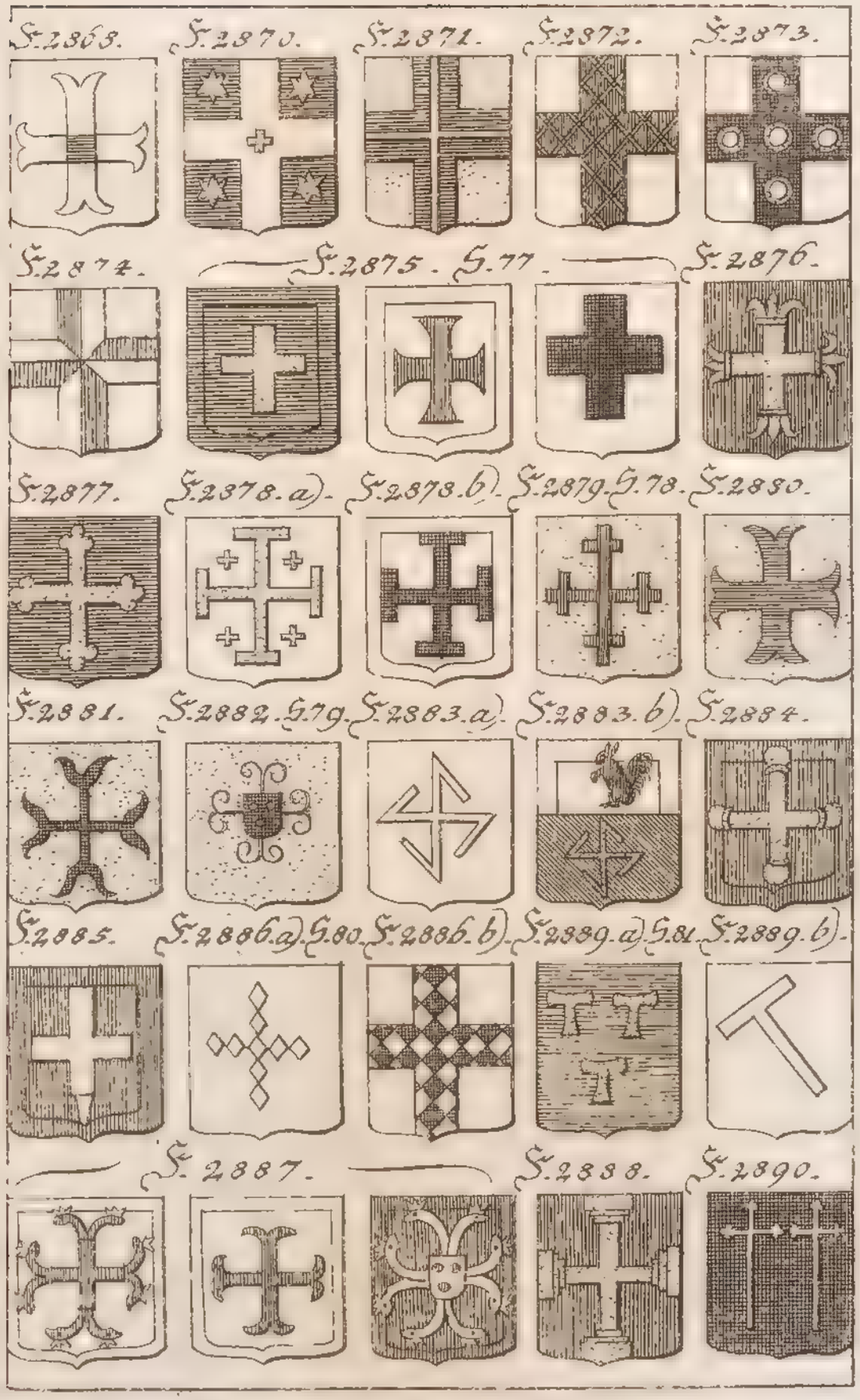


Oec. Enc. XLIX Th.

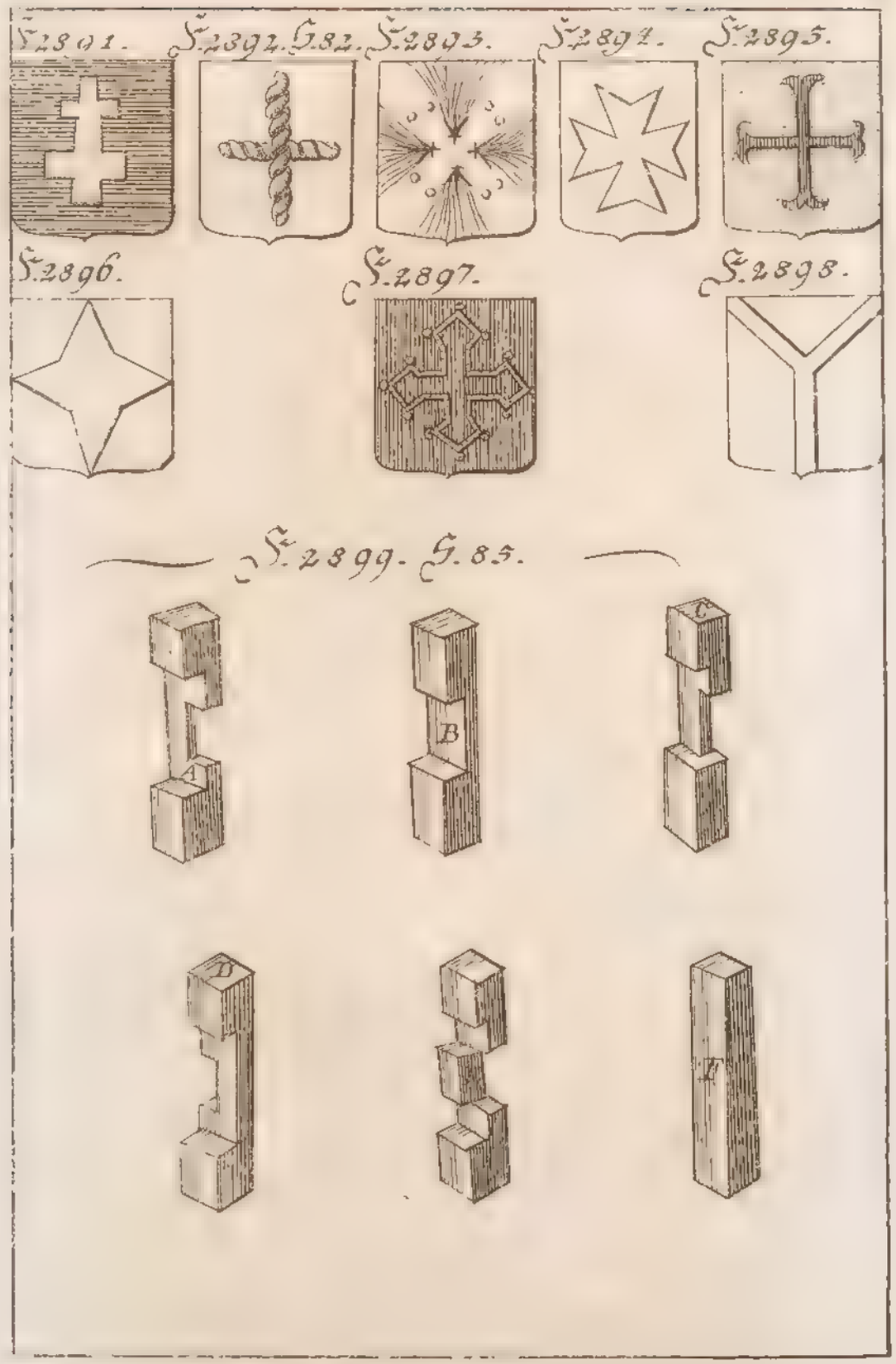
Oec. Lin. XLIX Th.



Oec. Enc. XLIX Th.



Dec. Enc. XLIX Th.



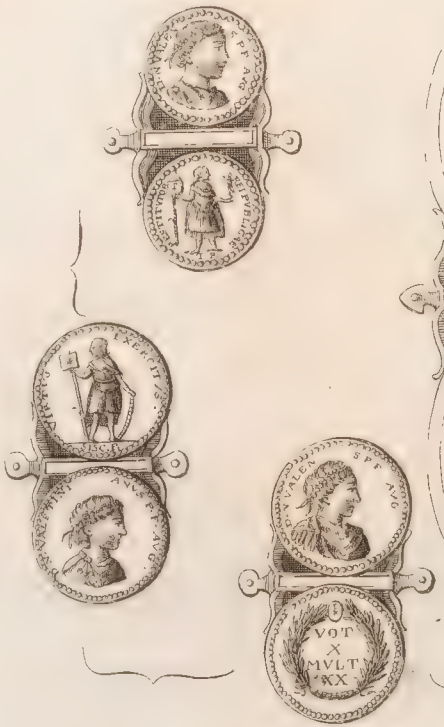
Tab. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

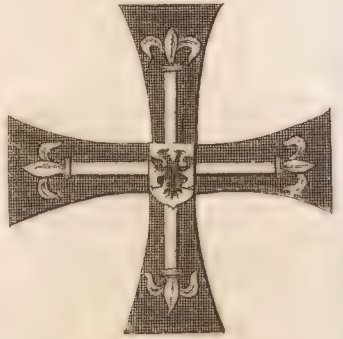
§. 2902. S. 162.

§. 2903. b).



§. 2903. a). S. 167.

§. 2904. S. 203.



Oec. Enc. XLIX Th.

§. 2905. §. 204.

Oec. Enc XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

§. 202.

§. 203.

Oec. Enc. XLIX Th.

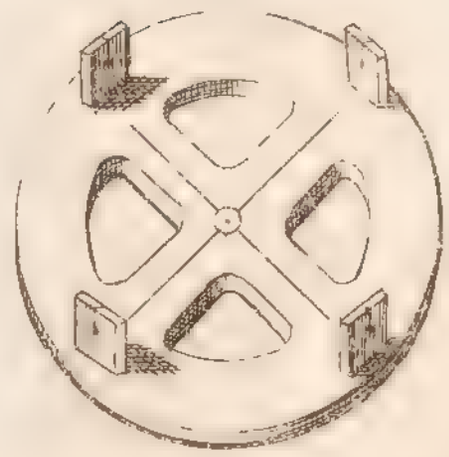


Fig. 239.

Fig. 2909.

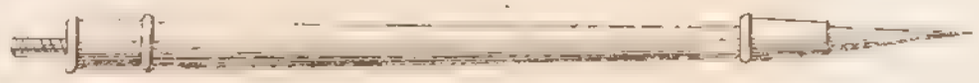


Fig. 2910. a).

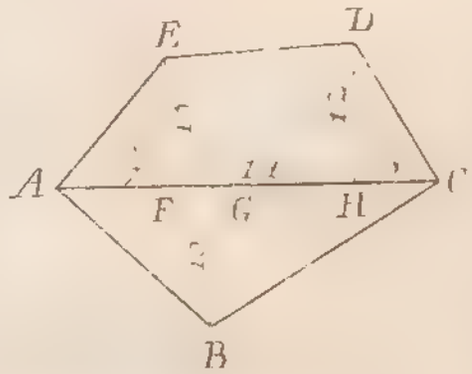
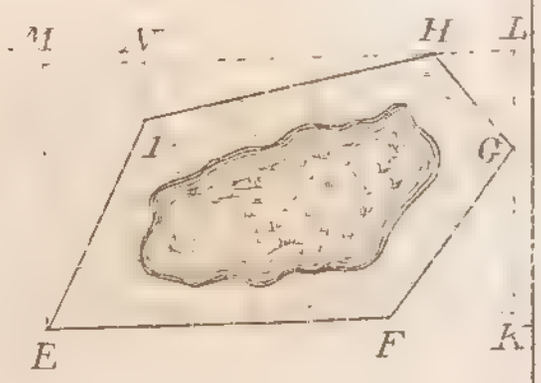
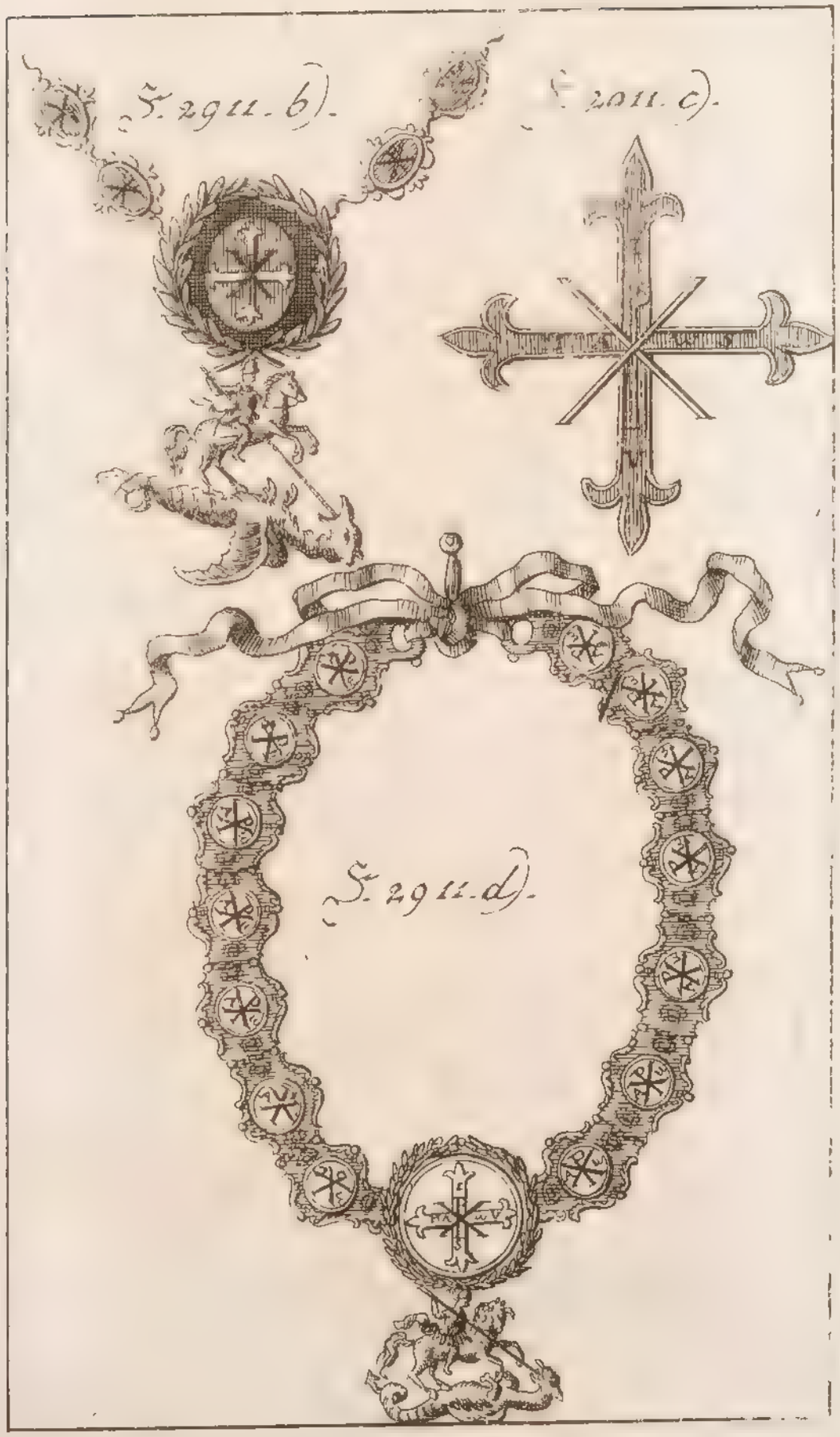


Fig. 2910. b). Fig. 241.



Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. VI. IX Th.



Oec. Enc. XLIX Th.

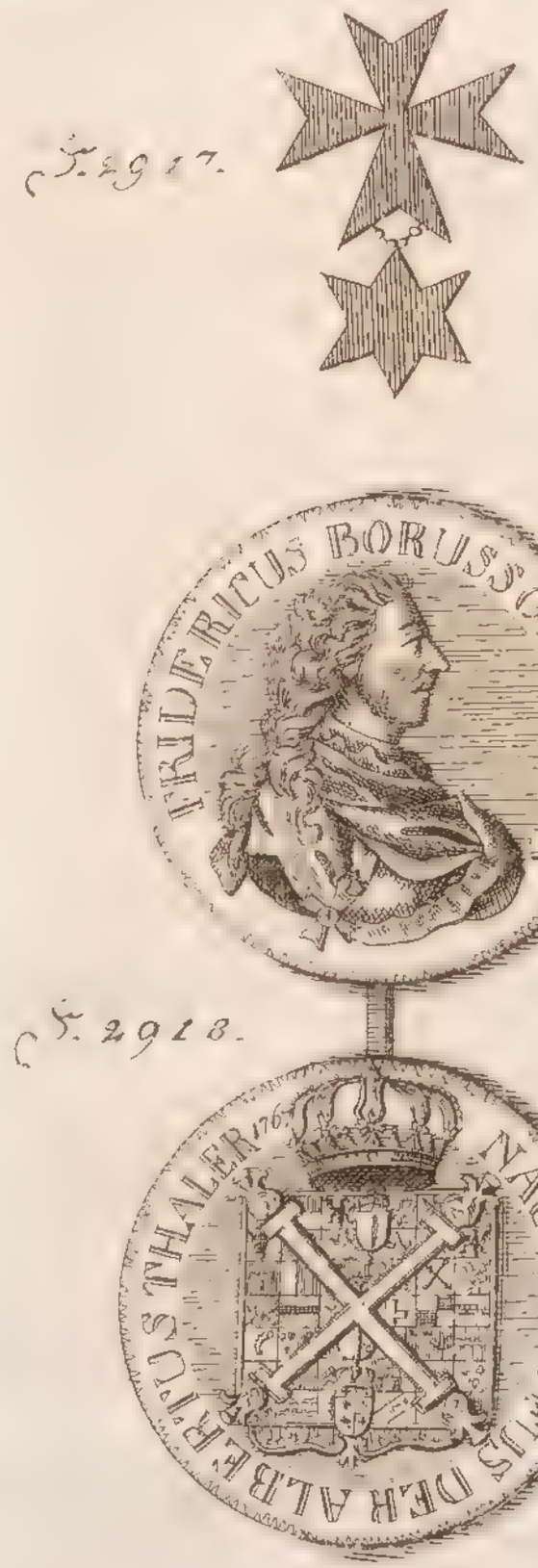
Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

Tab. XLII Th.

Oec. Enc. XLIX Th.

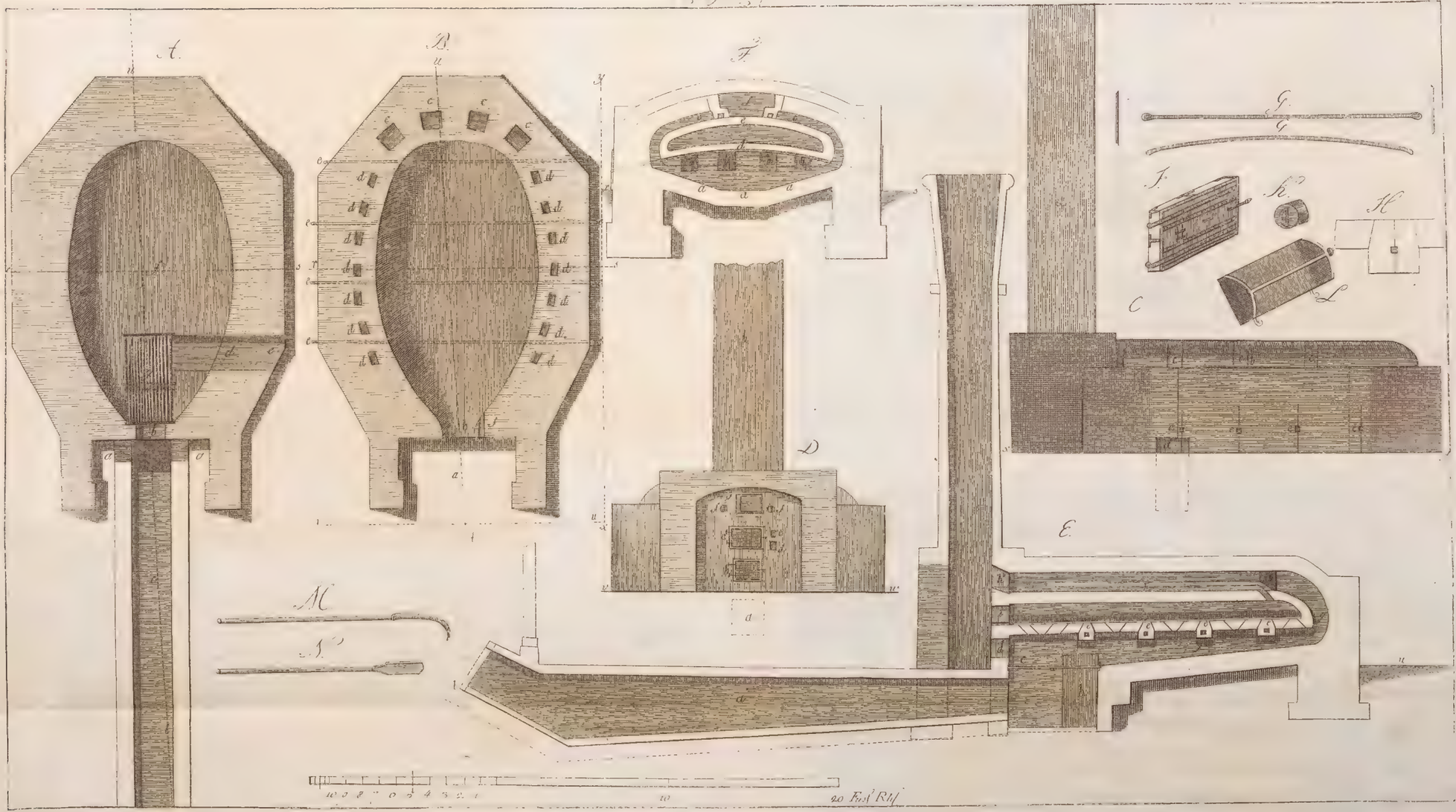


S. 2917. S. 265.

S. 2918. S. 265.

Oec. Enc. XLIX Th.

Ccc. Enc. XLIX Th.



Sect. XLIV. Th.